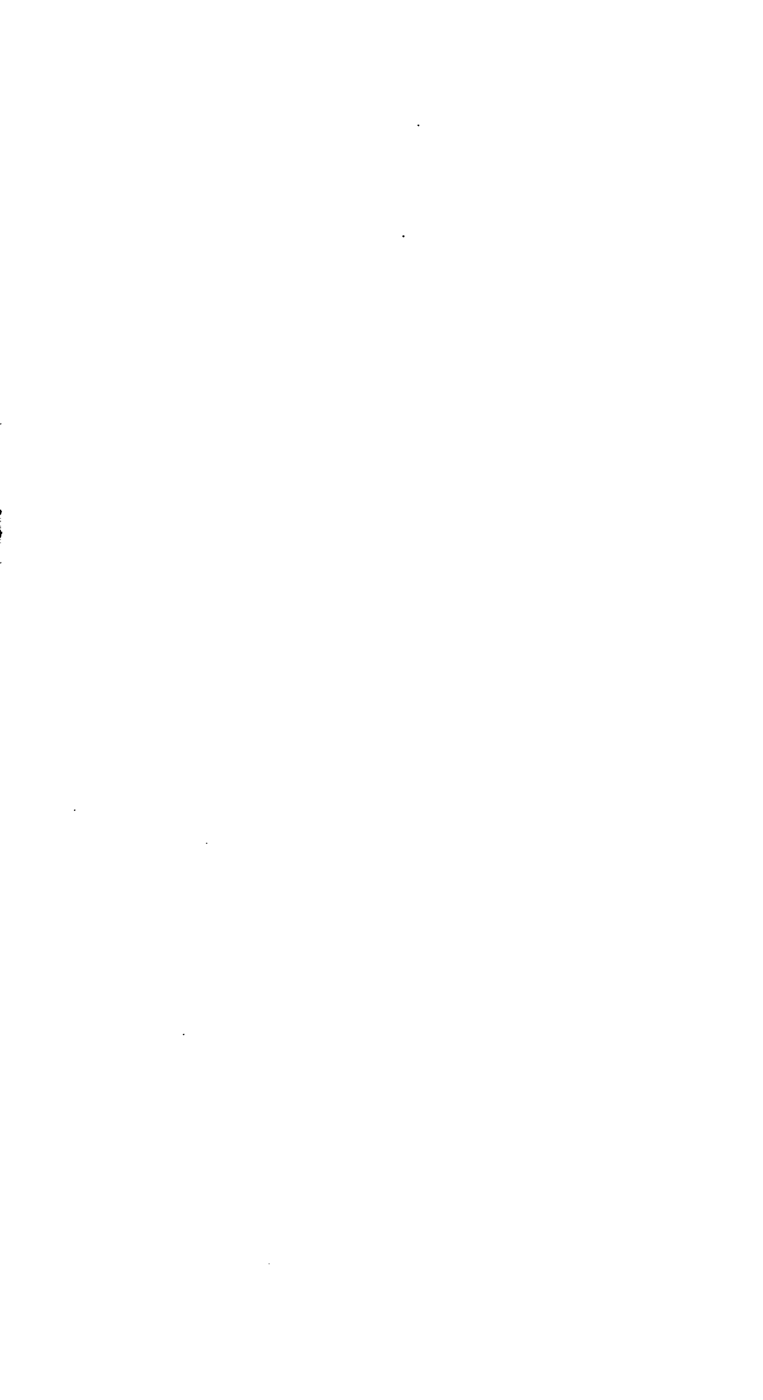
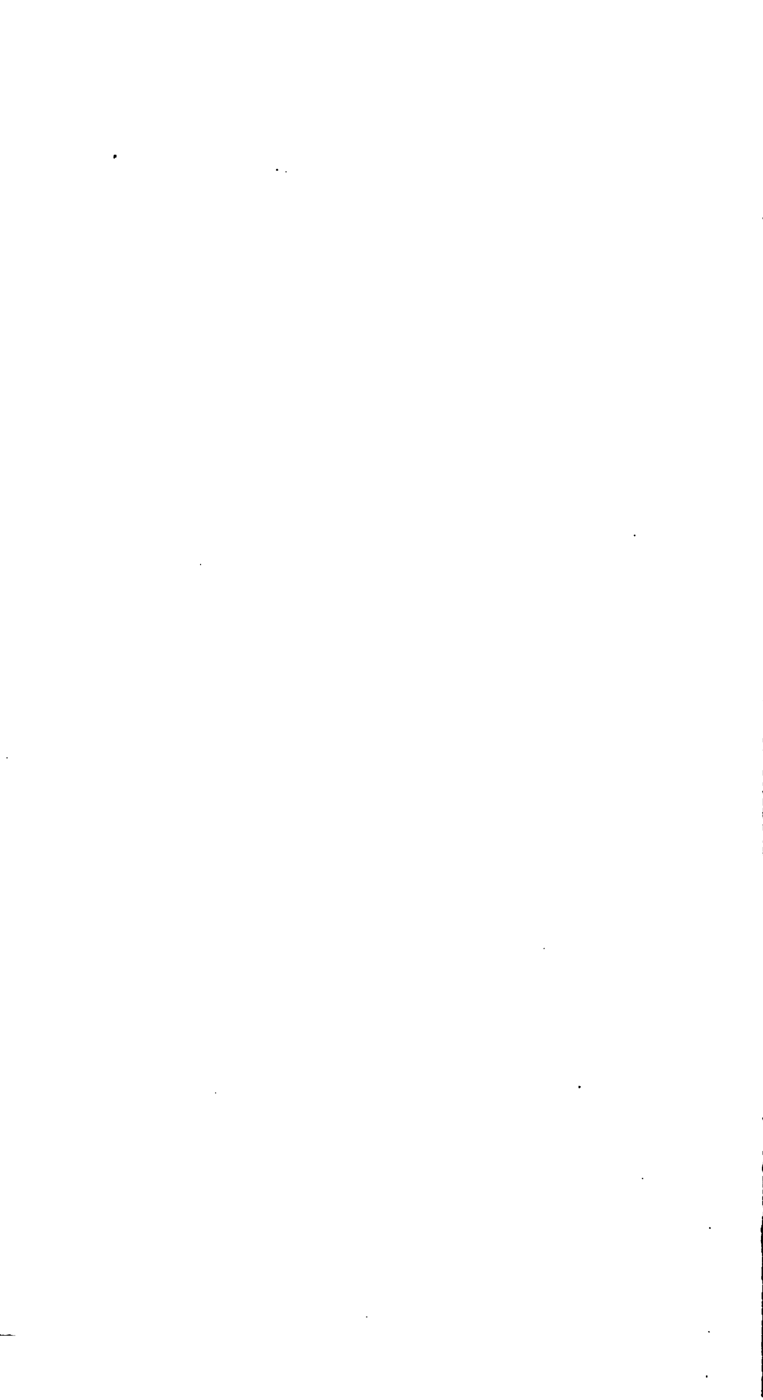






Sylvius Leopold Weiss.
Gebohren in Breslau den 12. Octobr. 1686.
Gestorben in Dresden den 16. Octobr. 1750.
Es soll nur Sylvius die Laute spielen.
v: Koenig.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.



Ersten Bandes erstes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1765.



I.

Herr Stephan Falconets Gedanken von der Bildhauerkunst, welche er in der Königl. Akademie der Mahlerey und Bildhauerkunst den 7 Jun. 1760 vorgelesen. Aus dem Französischen.

Meine Herren!

Niemand kann auf die Erinnerungen, welche in dieser Akademie gegeben werden, aufmerksamer seyn, als ich. Man hat die Künstler oft aufgemuntert, ihre Gedanken über unsre Künste der Gesellschaft mitzutheilen. Man hat aber auch zuweilen behauptet, der Künstler müsse nur mit der Bleyfeder und Reißkohle in der Hand davon reden, und es den Kennern überlassen, uns von unsern Fähigkeiten zu unterhalten. Ob ich dieser letztern Meynung zwar ziemlich zugethan bin, so habe ich doch meine Ursachen, warum ich heute von derselben abweiche. Man verlangte einige Gedanken über die Bildhauerkunst von mir (*), und

*) Sie sind für den Artikel Sculpture des Dictionaire Enciclopedique aufgesetzt.

und ich glaubte, daß ich solche nicht bekannt machen dürfe, ehe ich sie ihrem Urtheile unterworfen hätte. Ich habe sie zum Theil meinem Lehrer dem Hrn. le Moine zu danken. Finden sich aber einige Begriffe, die einer richtigern Bestimmung bedürfen, könnte ich sie einem bessern Richterstuhle unterwerfen? Von ihm muß ich die Verbesserung meiner Fehler erwarten.

Die Bildhauerkunst sowohl als die Geschichtskunde, sind die dauerhaftesten Bewahrerinnen der Tugenden und Schwachheiten der Menschen. Wenn wir in der Statue der Venus den Gegenstand einer wollüstigen und ausschweifenden Verehrung sehen, so haben wir hingegen in der vom Marc Aurel ein berühmtes Denkmal der Verehrung, die man einem Wohlthäter des menschlichen Geschlechts erwiesen.

Diese Kunst zeigt uns die Laster unter göttlichen Bildern, und stellt uns die Scheusale, welche die Geschichte nur erzählet, noch schrecklicher vor. Auf der andern Seite beseelen die edlen Züge von den trefflichen Männern, welche so lange als ihre Bildsäulen zu leben verdient hätten, uns mit der Empfindung eines edlen Nacheifers, der die Seele zu den Tugenden ermuntert, welche jene der Vergessenheit entrissen haben. Cäsar sieht die Statue Alexanders, er fällt in ein ernsthaftes Nachdenken, und mit thränenden Augen ruft er aus: Wie groß war dein Glück! In meinem Alter hattest du schon einen Theil des Erdbodens besieget: und ich habe noch nichts zu meinem Ruhme gethan!

Der

Der würdigste Zweck der Bildhauerkunst ist von Seiten der Moral, das Andenken berühmter Leute zu verewigen, und um so viel kräftigere Muster der Tugend aufzustellen, je weniger diejenigen, welche sie ausübten, für uns Gegenstände des Neides seyn dürfen. Wir haben das Bild des Sokrates, und verehren ihn. Lebte er noch unter uns, wer weis, hätten wir Muth genug ihn zu lieben?

Die Bildhauerkunst hat einen andern, dem Scheine nach weniger nützlichern Zweck, wenn sie bloß zu Verzierungen oder bloß zur Belustigung dienet. Aber auch alsdenn kann sie die Seele zum Guten und Bösen reizen. Zuweilen wird sie nur gleichgültige Empfindungen erwecken. Der Bildhauer ist eben so wie der Schriftsteller zu loben oder zu tadeln, nachdem er seine Gegenstände entweder anständig oder beleidigend vorstellt.

Wenn der Künstler sich vornimmt, die Oberfläche des menschlichen Körpers nachzubilden; so muß er es nicht bey einer frostigen Aehnlichkeit bewenden lassen, wie etwa ein Mensch vor dem belebenden Hauch seyn würde, der ihn beseelte. Diese Wahrheit, wenn sie auch noch so richtig ausgedruckt ist, wird wegen der zu großen Genauigkeit ein eben so frostiges Lob verdienen, als die Aehnlichkeit ist. Die Seele des Anschauers wird nicht gerührt werden. Die lebende, die begeisterte und von Leidenschaften gereizte Natur, muß der Meister in Marmor, Erz, Stein, u. s. w. bilden.

Alles was der Künstler nachahmen will, muß bey ihm ein beständiger Gegenstand seines übenden

Fleißes seyn. Wenn dieser Fleiß durch Genie erleuchtet, durch Geschmack und Ueberlegung geführt, mit Genauigkeit ausgeübet, durch die belohnende Aufmerksamkeit der Fürsten, und durch Rath und Lob andrer großen Künstler ermuntert wird, so wird er Meisterstücke hervorbringen, welche denen kostbaren Denkmalen gleich sind, die über die Barbarey vieler Jahrhunderte gesieget haben. Bildhauer also, die es nicht bloß bey dem Tribut der Lobeserhebungen, welche jene erhabnen Werke der Kunst mit so viel Recht verdienen, bewenden lassen, sondern die sie mit tiefen Nachsinnen studiren, sie zur Richtschnur ihrer Werke nehmen, solche Künstler werden jene vorzügliche Vollkommenheit erreichen, die wir in den griechischen Statuen bewundern. Wenn es erlaubt wäre, zum Beweise Werke unsrer noch lebenden Bildhauer anzuführen, so würden sich Beyspiele in Paris, Choisy, Dresden und Berlin finden.

Nicht nur die schönen Statuen des Alterthums, sondern überhaupt alle Werke des Genies, wie sie auch heißen mögen, sollen uns zur Nahrung dienen. Das Lesen des Homer, jenes erhabenen Mahlers, wird die Seele des Künstlers erheben, ihm ein solches Bild der Größe und Majestät einprägen, daß die meisten Gegenstände, die ihn umgeben, ihm Atomen scheinen werden.

Das größte, erhabenste und auserlesenste was der Geist des Bildhauers nur bilden kann, muß allemal den Ausdruck der in der Natur möglichen Verhältnisse, ihrer Wirkungen, ihrer Spielwerke, ihrer zufälligen Abwechselungen in sich enthalten: ich meyne,

meyne, die idealische Schönheit in der Bildhauerey sowohl als in der Mahlerey, muß aus dem gesammleten einzelnen Schönen in der Natur bestehen. Das wahre wesentliche Schöne ist vorhanden, aber es ist in die verschiednen Theile des Ganzen zerstreut. Dieses Schöne empfinden, sammlen, vergleichen, wählen, ja einige Theile desselben gar in Gedanken hinzusetzen, es mag nun in dem Charakter einer Figur, als z. B. des Apollo, oder in der Anordnung einer Zusammensetzung, wie in den kühnen Bildern eines Lanfrancs, Corregio und Rubens bestehen: das heißt, glaube ich, in der Kunst das schöne Ideal hervorbringen, das seinen Grund in der Natur hat.

Die Bildhauerkunst ist vornehmlich eine Feindinn der gezwungenen Stellungen, welche die Natur verkennet, und die verschiedne Künstler ohne Noth gewählt, um bloß darzuthun, daß ihnen die Zeichnung ein Spielwerk sey. Sie verwirft diejenige Bekleidung, deren Vollkommenheit in überflüßigen Zierathen, und in einer seltsamen Werfung der Falten besteht. Eben so wenig leidet sie zu sehr gesuchte Contraste in der Composition oder eine gezwungene Vertheilung der Lichter und Schatten. Vergebens behauptet man, daß dies die Räder sind, die die Maschine in Bewegung setzen; im Grunde ist es eine Unordnung, und ein sicheres Mittel, daß der Zuschauer verwirrt wird, und das Werk wenig Wirkung auf seine Seele thut. Je mehr man die Bemühung uns zu rühren merkt, desto weniger werden wir gerührt. Hieraus folgt, daß je weniger Mittel der Künstler anwendet, eine Wir-

kung hervorzubringen, desto größer ist seine Geschicklichkeit, und desto leichter überläßt sich der Zuschauer dem Eindruck, welchen man auf ihn hat machen wollen. Durch solche einfache und geringe Mittel sind die Meisterstücke der Griechen entstanden, die den Künstlern ewig zu Mustern dienen müssen.

Die Bildhauerkunst ist von weniger Umfange in Ansehung ihrer Gegenstände als die Mahlerey: diejenigen aber mit denen sie umgehet, und die beyden gemein sind, sind in der Vorstellung die allerschwersten: nämlich der Ausdruck, die Wissenschaft des Umrisses, die schwere Kunst zu bekleiden, und die verschiednen Arten der Stoffe zu unterscheiden.

Diese Kunst hat aber noch andre ihr eigne Schwierigkeiten. Fürs 1): Man schenkt dem Bildhauer kein Stück seiner Arbeit: er kann seine Zuflucht nicht zu den Schatten, zu den zurückgezogenen, gedrehten oder verkürzten Theilen nehmen. 2) Wenn er sein Werk noch so gut von einer Seite ausgearbeitet hat: so hat er nur erst ein Stück seiner Arbeit vollendet; weil es aus eben so vielen Gesichtspunkten, als Punkte des Raums seyn, die ihn umgeben, kann betrachtet werden. 3) Der Bildhauer muß eine, wenn gleich nicht so reiche, doch eben so starke Einbildungskraft als der Mahler haben. Ueber dieses muß sein Genie recht hartnäckig fleißig seyn, und ihn über den Ekel, den die mechanische, ermüdende und langweilige Bearbeitung seiner Werke mit sich führet, hinwegsetzen. Das Genie erlangt man nicht: es entwickelt, verbreitet und stärkt sich aber durch die Uebung. Der Bildhauer übt das seinige seltner als

der

der Mahler. Das ist eine Schwierigkeit mehr, weil zu einem Werke der Bildhauerarbeit eben so wohl Genie als zu einem Werke der Mahlerey erfordert wird. 4) Der Bildhauer ist des verführerischen Reizes der Farben gänzlich beraubt. Wie viel Einsichten muß er nicht haben, um gleichwohl die Aufmerksamkeit andrer auf seine Werke zu ziehen? Wie genau, wie wahr, wie gewählt muß nicht sein Ausdruck seyn, um solche eine Zeitlang zu erhalten?

Man verlangt also von einem Bildhauer nicht nur, daß das ganze Werk wichtig scheine, sondern auch jede einzelnen Theile dieses Ganzen; weil dasselbe meistens nur aus einer Figur besteht, worinn er unmöglich alle diejenigen Stücke vereinigen kann, die ein Gemählde interessant machen. Eine Mahlerey wird außer der Abwechselung der Farben durch die verschiednen Gruppen, durch die Nebenwerke und Zierathen, durch den Ausdruck der verschiednen Personen, die zum Stücke gehören, merkwürdig. Es intereßiret uns durch den Grund, den Ort der Handlung durch die allgemeine Wirkung, kurz es rührt durch das Ganze zusammen genommen. Der Bildhauer aber hat oft gleichsam nur ein Wort zu sagen: dieß Wort muß erhaben seyn. Dadurch muß er die ganze Seele rühren, nach dem Maaße als solche empfindlich ist, und er sich seinem Zwecke genähert hat.

Einige Bildhauer haben die Vortheile, welche die Farben dem Gemählde geben, zu nutzen gesucht. Rom und Paris geben Beweise davon. Es können auch Materiallien von verschiednen Farben, wenn sie mit Verstande gebraucht werden, eine mahlerische

Wirkung hervorbringen: nimmt man sie aber ohne Zusammenstimmung, so macht dieses Gemenge die Bildhauerey unangenehm und so gar beleidigend. Der Glanz der Vergoldung, der plötzliche Wechsel verschiedner Marmorarten von widrigen Farben wird die Augen des gemeinen Haufens, der sich durch den Schein hinreissen läßt, blenden. Dem Manne von Geschmack aber ekelt davor. Das beste wäre, Gold, Bronze, und die verschiednen Mormor nur zu Verzierungen zu gebrauchen; und der eigentlichen Bildhauerkunst nicht ihren wahren Charakter zu nehmen, um ihr an dessen Statt einen falschen, oder wenigstens zweydeutigen zu geben. Auf diese Art wird die Bildhauerkunst, wenn sie in den ihr bestimmten Gränzen bleibt, keine ihrer Vortheile verlieren, welches gewiß geschehen würde, wenn man bey derselben auch alle die Vortheile der Mahlerey gebrauchen wollte. Eine jede dieser beyden Künste hat ihre Arten der Nachahmung: die Farben aber gehören nicht für die Bildhauerey.

Wenn dieses Mittel, welches der Malerey eigenthümlich zugehöret, ein Vortheil für sie ist, wie vielen Schwürigkeiten ist sie hingegen unterworfen, die der Bildhauerkunst ganz fremde sind. So leicht es ist die Natur durch die Farbengebung nachzuahmen, so hat diese doch selbst viele Schwierigkeiten; die Seltenheit dieses Talents ist ein Beweis davon. So viel mehr als der Mahler Gegenstände vorzustellen hat, um so viel besondre Arten von Studium hat er auch mehr. Die wahre Nachahmung der Luft, des Wassers, der Landschaft, der verschiedenen

Tages-

Tageszeit, der abwechselnden Wirkungen des Lichts, und der Zwang ein Gemälde nur durch eine Sonne zu erleuchten, erfordert viele Kenntnisse, und Arbeit, deren der Bildhauer überhoben ist. Man müßte diese beyden Künste nicht kennen, wenn man ihre Verhältnisse unter einander leugnete. Es wäre aber falsch, der einen wegen der ihr eigenen Schwürigkeiten den Vorzug vor der andern zu geben.

Die Malerey bleibt noch angenehm, wenn ihr auch der Enthusiasmus und das ihrem Charakter gemäße Genie fehlt: aber ohne diese beyden Hauptstücke sind die Werke der Bildhauerey ganz frostig. Aber wenn sie das Genie auf gleiche Art begeistert; so sind sie aufs genaueste verbunden, ob sich gleich ein Unterschied in der Art ihrer Ausführung findet. Sind diese Künste nicht in allen Stücken einander gleich, so trifft man doch allemal gleichsam eine Familienähnlichkeit an (*).

Laßt uns dieses zur Regel annehmen; es erfordert dieß das Interesse der Künste: es dient diejenigen zu erleuchten, welche davon urtheilen ohne die ersten Gründe davon zu verstehen, welches häufig und von den klügsten Köpfen zu geschehen pflegt. Wir wollen nichts von unsern neuern Gelehrten sagen, sondern nur des Plutarchs erwähnen, der diese Verwandschaft verkannt hat, wenn er sagt: daß weder die Malerey von der Poesie, noch diese

(*) ——— ——— Facies non omnibus una,
Nec diuersa tamen; qualem decet esse sororum.
Ouid. Met. lib. 2.

Auch die Trümmern zeigen der Nachwelt, ob der Meister zu loben oder zu tadeln war.

Wir haben nunmehr den Vorwurf und den Umfang der Bildhauerkunst überhaupt angezeigt: wir müssen noch die besondern Gesetze betrachten, denen sie unterworfen ist, und die der Künstler kennen muß, um nicht dawider zu handeln, und über die Gränzen zu schreiten.

Man würde die Gesetze mißbrauchen, wenn man behauptete, der Künstler dürfe sich dem Schwunge seiner Einbildungskraft nicht überlassen, weil er gezwungen wäre, sich nach der Größe seines Marmorblocks zu richten. Man sehe nur den Fechter und die Atalanta an: diese griechischen Statuen beweisen, daß der Marmor gehorcht, wenn der Künstler ihm zu befehlen weis.

Der Bildhauer muß aber die Freyheit, den Marmor gleichsam wachsen zu machen, nicht mißbrauchen, und die äußern Formen seiner Figuren durch übertriebene und der Haupthandlung widersprechende Theile verwirren. Auch in der größten Entfernung, wenn das Werk frey stehet, und weder Bäume noch Gebäude zum Hintergrunde hat, muß es sich deutlich zeigen, so weit es sich nur unterscheiden läßt. Die Lichter und Schatten müssen reichlich vertheilt seyn, und dadurch die vornehmsten Theile, und den Ausdruck überhaupt bestimmen. In jeglicher Weite ist die Haupthandlung eines Fechters oder Apolls, niemals zweifelhaft.

Unter den Schwierigkeiten eines Bildhauers ist eine sehr bekannte, die auf alle Weise dessen Auf-

merk-

merksamkeit erfodert. Er kann nämlich unmöglich helfen, wenn er seinen Marmor einmal zu viel abgenommen hat, noch eine Hauptveränderung in der Zusammensetzung, oder in den einzelnen Theilen derselben vornehmen. Ein wichtiger Grund auf sein Modell wohl Acht zu haben, und es so auszuführen, daß er nachgehends den Marmor sicher darnach bearbeiten kann! Deswegen machen die mehresten Künstler bey großen Werken ihr Modell, oder entwerfen es wenigstens an dem Orte, wo das Werk selbst stehen soll. Dadurch gehen sie bey Austheilung des Lichts und Schattens, und in der Uebereinstimmung des ganzen Werks sicher, welches sich sonst in der Werkstat des Künstlers sehr gut, und an dem Orte selbst ungemein schlecht ausnehmen könnte.

Diese Schwierigkeit geht noch weiter. Gesetzt das Modell ist wohl ausgedacht, und festgestellt. Der Künstler darf nur einmal schläfrig, oder seine Einbildungskraft zu erhitzt seyn: wie leicht kann er alsdenn in der Arbeit, wenn er dem Modell zu folgen, oder es wohl gar zu verbessern glaubt, einen Haupttheil seiner Figur verderben. Bey besserer Gemüthsverfassung sieht er das Versehen des vorigen Tages ein, die Hülfe kommt aber zu spät. Wie glücklich ist der Vortheil der Mahlerey! Sie ist so strengen Gesetzen nicht unterworfen. Der Mahler ändert, verbessert nach Belieben auf einer Leinwand; ja im Fall der Noth übermahlt er sie aufs neue, oder nimmt eine andre. So kann der Bildhauer mit seinem Marmor nicht verfahren. Müßte er sein Werk von neuem wieder anfangen, wie viel Zeit,

Mühe und Kosten würde das erfodern? Ist das wohl mit einem Gemählde zu vergleichen?

Ferner, wenn der Mahler seine Umrisse richtig gezeichnet, Licht und Schatten geschickt ausgetheilet hat, so wird nachher ein ander einfallendes Licht, oder ein veränderter Gesichtspunkt ihm nicht gänzlich die Frucht seines Entwurfs oder seines angewandten Fleißes rauben. Wer hingegen bey einem Werke der Bildhauerey, das eine Uebereinstimmung in Licht und Schatten zeigen soll, das Licht so vorher von der linken Seite einfiel, nunmehr von der rechten, oder das von unten kam, nachher von der Höhe darauf fallen läßt, der wird finden, daß das Licht keine Wirkung mehr thut: oder es wird wenigstens eine sehr widrige haben, wenn er nicht vielleicht sein Werk vorher auf das verschiedne Licht eingerichtet hat. Zuweilen läuft der Bildhauer auch Gefahr, wahre Schönheiten zu übergehen, und nur einen mittelmäßigen Ausdruck hervorzubringen, indem er sein Werk so einrichten will, daß es von allen Seiten soll können betrachtet werden. Glücklich genug, wenn ihn diese mühsame Sorgfalt nicht abschreckt, sondern vielmehr antreibt, desto vollkommnere Arbeiten zu liefern.

Um diese Beobachtung deutlicher zu machen, will ich eine ähnliche von dem Herrn Grafen von Caylus anführen (*).

„Die Mahlerey wählet aus drey Lichtern, die „eine Fläche beleuchten können. Die Bildhauer„kunst

*) Siehe den Auszug des Mercure de France vom Apr. 1759.

„kunst hat keine Wahl, sondern sie hat sie alle. Die„ser Ueberfluß vervielfältiget aber auch desto mehr „das Studium, und die Schwierigkeit. Denn sie „muß aus dieser Absicht alle Theile einer Figur wohl „betrachten und überdenken, und darnach ausarbei„ten. Sie muß sich gleichsam selbst beleuchten. Sie „muß durch die Zusammensetzung ihrem Werke das „Licht geben, und die Lichter und Schatten verthei„len. In dieser Betrachtung erschafft der Bild„hauer mehr als der Mahler. Aber man erhält „diesen eitlen Vorzug nicht anders als durch vieles „Nachdenken, und mühsame Arbeiten.„

Wenn ein Bildhauer diese Schwierigkeiten überwunden hat, so sehen Künstler und wahre Kenner schon ein, wie viel Achtung man ihm schuldig sey: aber wie viel Personen, ja selbst Liebhaber kennen diese Schwierigkeit nicht, und wissen also den Werth dessen, der solche überstiegen, nicht zu schätzen.

Das Nackende ist der Hauptvorwurf des Studiums eines Bildhauers. Die Gründe desselben sind eine Kenntniß der Knochen, der äußern Anatomie, und eine beständige Nachahmung der Theile, und aller Bewegungen des menschlichen Körpers. Die Schulen von Paris und Rom erfordern diese Uebung, und erleichtern den Lehrlingen diese unentbehrliche Kenntniß. Da aber die Natur oft ihre Fehler hat, die sich durch das beständige Ansehen, und Nachzeichnen unvermerkt in die Werke des jungen Lehrlings einschleichen, so muß derselbe eine sichere Anleitung haben, die ihm die richtigen Verhältnisse und schönen Formen zeigt.

Die

Die Statuen der Griechen sind die sichersten Lehrer. Sie sind, und werden allemal mehr die Regel der Richtigkeit, der Grazie, des edlen Ausdrucks bleiben, als die vollkommensten Abbildungen des menschlichen Körpers. Läßt man es bey einer flüchtigen Untersuchung bewenden, so scheinen diese Statuen nicht außerordentlich, noch schwer nachzuahmen: der verständige und aufmerksame Künstler aber wird in einigen die tiefsten Kenntnisse der Zeichnung, und wenn man das Wort hier gebrauchen darf, die ganze Energie der Natur entdecken. Daher haben sich die Künstler, welche am meisten nach den Antiken und mit kluger Wahl studirt, hauptsächlich hervorgethan: ich sage mit kluger Wahl, und halte diese Anmerkung für sehr gegründet.

So schön die Antiken sind, so bleiben sie doch allemal menschliche Werke, und menschlicher Fehler fähig. Deswegen ist es für einen Künstler gefährlich, alles blindlings und ohne Unterschied zu bewundern, was Antike heißt. Er würde in einigen das vorgebliche Schöne, welches nicht da ist, bewundern, Mühe anwenden, sich solches zuzueignen, und doch nicht bewundert werden. Eine kluge und von Vorurtheilen freye Wahl muß die Schönheiten und Fehler der Alten unterscheiden lehren. Hat er sich solche zu Nutzen gemacht: so wird er mit desto sichern Schritten ihren Fußtapfen folgen, und diese werden ihn alsdenn zum Großen und Erhabenen führen. In dieser mit Klugheit gemachten Wahl zeigt sich der richtige Verstand des Künstlers: und seine Talente werden allemal mit diesem in Verhältniß stehen. Eine

mittel-

mittelmäßige Kenntniß der Künste ist hinreichend, um zu bemerken, daß griechische Meister auch ihre Augenblicke hatten, wo sie schliefen, oder frostig waren. Einerley Geschmack herrschte zwar, aber alle Künstler besaßen ihn nicht in gleichem Grade. Der Schüler eines großen Meisters konnte zwar seine Manier, aber nicht zugleich seinen Verstand haben.

Unter allen Antiken sind der Fechter, der Apollo, der Laocoon, der Torso, der Antinous, die Gruppe des Castor und Pollux, der Hermaphrodit, und die mediceische Venus die vornehmsten, um uns die richtigsten und großen Begriffe des Nackenden zu geben. Mich dünkt, ich finde die Spuren dieser Meisterstücke in den Werken einiger unsrer besten neuen Meister. Man sieht, daß Michel Angelo den Laocoon, den Hercules und den Torso fleißig studiret haben. Betrachtet man die Werke des Quesnoy, oder sogenannten Flammländers, so ist kein Zweifel, daß er den Fechter, den Apollo, den Castor und Pollux, die Venus und den Hermaphroditen studiret habe. Im Püget sieht man den Nachahmer des Laocoon und andrer Antiken. Hauptsächlich aber studirte der letzte die Natur in den Galeerensklaven zu Marseille, deren Arbeiten und Bewegungen er täglich vor Augen hatte. So vielen Einfluß hat die Gewohnheit, beständig Gegenstände, die mit der Kunst mehr oder weniger in Verbindung stehen, vor Augen zu haben, um den Geschmack darnach zu bilden, oder auch dessen Fortgang zu hindern. Wir, die wir nichts anders vor uns sehen, als Kleidungen, die gemacht sind die Schönheiten des Körpers zu ver-

bergen oder zu verstellen, was für außerordentliche Mühe müssen wir nicht anwenden, um die Maske abzunehmen, die Natur zu sehen, und zu kennen, und in unsern Werken, das wahre Schöne, das von keiner Mode abhängt, auszudrucken. Den großen Künstlern, welchen sich die ganze Natur in ihrer Schönheit zeigt, kömmt es zu, Gesetze des Geschmacks zu geben. Kein Eigensinn, und keine abgeschmackten Moden müssen ihnen welche vorschreiben.

Ich kann bey dieser Gelegenheit eine wichtige und gegründete Anmerkung in Ansehung der Alten nicht vorbeygehen. Sie betrifft ihre Manier das Fleisch zu behandeln. Sie wandten so wenig Fleiß auf Kleinigkeiten, daß sie darüber oft die Falten und Bewegungen der Haut an den Orten, wo sie sich nach den verschiedenen Bewegungen der Glieder spannt, oder über einander legt, vernachläßigten. Ein Beyspiel mag es entscheiden, ob diese Anmerkung obenhin gemacht ist. Wir wollen es von den Werken des Püget nehmen.

In welcher griechischen Arbeit sieht man mit so vieler Einsicht und so meisterhaft die Falten der Haut, das Weiche des Fleisches, und die Flüßigkeit des Blutes ausgedruckt, als in den Werken dieses berühmten neuern Bildhauers. In den Adern des Milo zu Versailles sieht man gleichsam das Blut laufen; bey dem ersten Anblicke wird ein jeder, der ein wenig Gefühl hat, bey seiner Andromeda wirkliches Fleisch zu sehen glauben. Hingegen kann man viele schöne Antiken anführen, wo das Wahre des Aus-

drucks

drucks in diesen Stücken fehlt. Es würde eine Art der Undankbarkeit seyn, da man aus so vielen andern Ursachen den erhabenen Vorzügen der Griechen Gerechtigkeit wiederfahren läßt, wenn man in diesem Stücke das Verdienst eines französischen Künstlers, das in der That vorzüglich ist, nicht einsehen und hochschätzen wollte.

Die Absicht dieser Anmerkung ist keine thörichte Begierde, Fehler in den schönsten Werken zu suchen. Der Künstler, welcher nicht einsähe, um wie viel die Schönheiten in den schätzbaren Ueberbleibseln des Alterthums, jene kleinen Fehler und Vernachläßigungen überwiegen, müßte entweder durch eine verwirrte oder übertriebene Einbildungskraft hingerissen werden, oder sich bey dem richtigen Fleiße in Kleinigkeiten aufhalten, worauf nur ein mittelmäßiger Künstler ohne Genie rechnet.

Wir haben gesehen, daß in einer auf die Regeln der Alten gegründeten Nachahmung der natürlichen Gegenstände die wahren Schönheiten der Bildhauerkunst zu suchen sind. Allein das gelehrteste Studium der Antiken, die vollkommenste Kenntniß der Muskeln, die Richtigkeit der Züge, die Kunst die sanften Falten der Haut, und die Triebfedern der Bewegung im Körper auszudrücken; alle diese Geschicklichkeiten sind nur für die Augen der Künstler, und eine geringe Anzahl Kenner. Da die Werke der Bildhauerkunst aber nicht bloß für die Augen der Künstler, und für die kleine Anzahl Kenner verfertigt werden, so muß der Bildhauer, um einen allgemeinen Beyfall zu erwerben, mit diesen

nothwendigen Stücken, noch ein andres wichtiges Talent verbinden. Dieses nothwendige und so seltne Talent, ob gleich alle Künstler dessen fähig scheinen: ist die Empfindung. Diese muß von allen ihren Werken untrennbar seyn. Sie belebt alles: und wenn das andre Studium der Grund davon ist, so ist die Empfindung die Seele. Die erlernten Kenntnisse sind nur für einige Personen, die Empfindung ist für alle Menschen. Sie ist allgemein: und aus diesem Grunde sind alle Menschen die Richter unsrer Werke.

Die Formen des Körpers ausdrucken, ihm aber keine Empfindung geben, das heißt, sein Werk nur halb ausführen. Solche aber allenthalben anbringen wollen, und die Richtigkeit verabsäumen, das wäre nichts als Skitzen machen, oder Träumereyen vorbringen, davon sich der Eindruck verlieret, so bald man das Werk nicht mehr sieht, oder es auch nur zu lange betrachtet. Wie schwer ist es nicht diese beyden Stücke mit einander zu verbinden! Darinn besteht das Große und Erhabne der Bildhauerkunst.

Von den Basreliefs.

Da das Basrelief ein wichtiges Stück der Bildhauerkunst ist: und die Alten uns vielleicht nicht Beyspiele genug von allen Arten solche zusammen zu setzen, nachgelassen haben, so will ich einige Gedanken über diese Arbeiten entwerfen. Man muß vornehmlich zwo Arten der Basreliefs, nämlich die wenig und die stark erhabnen unterscheiden, ihren Gebrauch bestim-

bestimmen, und zeigen, daß beyde Arten nach den Umständen anzuwenden sind.

In der Baukunst würden auf einer Wand oder an einem Giebel, als Theile die keine Durchsicht haben sollen, die sehr erhabnen Basreliefs von mehr Gründen, und da die Figuren des Vorgrunds vom hintersten gleichsam ganz frey zu stehen scheinen, eine sehr üble Wirkung haben; weil es die Uebereinstimmung in der Baukunst aufheben, und man aus den Hintergründen des Basreliefs da auf eine Vertiefung schließen würde, wo keine seyn soll. Das Gebäude würde wenigstens dem Auge durchsichtig scheinen. Es gehören also sanft erhobne Arbeiten von wenigen Gründen dahin, welche wegen der zu beobachtenden sanften Nuancen, worinn die Uebereinstimmung des Ganzen besteht, schwer sind. Dieß Basrelief hat keine andere Wirkung als diejenige, die ihm die Baukunst giebt, welcher es gänzlich untergeordnet seyn muß.

Es giebt Orte, wo die stark erhabnen Basreliefs mit vielen Vortheilen können angewandt werden, wo die Gründe und Hervorspringungen anstatt eine Unordnung zu machen, vieles zum Schein der Wahrheit, den jegliche Nachahmung der Natur haben soll, beytragen. Dergleichen Plätze sind vornehmlich Altäre, oder solche Theile der Baukunst, die man sich durchsichtig oder hinlänglich groß vorstellen kann, weil ein wenig erhabnes Basrelief in einiger Entfernung keine Wirkung thun würde. Solche große Plätze sind alsdenn gleichsam der Schauplatz, wo der Künstler eine beliebige Vertie-

fung annehmen kann, um dem Auftritte, welchen er vorstellen will, alle Handlung, alle Rührung zu geben, die der Gegenstand von seiner Kunst fordert, doch so, daß er denselben nach den Gesetzen der Vernunft, des Geschmacks und der Richtigkeit einrichtet. In diesen Werken sieht man am besten die Verbindung der Bildhauerey mit der Mahlerey, und daß die ersten Grundsätze von beyden aus der Natur hergenommen, und eben dieselben sind. Weg also mit allen eingerissenen kleinen Gewohnheiten, die man sich nicht zu übertreten wagt, und die zwischen dem Künstler und dem Genie eine Scheidewand machen!

Sollen wir denn, weil andre Künstler einige Jahrhunderte vor uns nur vier Schritte in dieser Laufbahn gethan, nicht zehne versuchen dürfen? Die alten Bildhauer sind unläugbar unsre Meister in den Theilen der Kunst, wo sie die Vollkommenheit erreicht haben; aber man muß auch einräumen, daß wir uns in dem mahlerischen Theile der Basreliefs nicht auf ihr Ansehen verlassen dürfen. Da sie uns also in diesem Stücke noch etwas der Kunst hinzuzusetzen überlassen haben, wollen wir uns den Eifer, solche vollkommen zu machen, versagen? Wir haben die Mahlerey in Ansehung der Einsichten im Helldunklen weiter als die Alten getrieben, warum wollen wir nicht gleichen Fleiß auf die Bildhauerey wenden? Bernini, Legros, Algardi haben uns gewiesen, daß der Künstler durch sein Genie die engen Gränzen der Alten im Basrelief erweitern kann. Diese großen neuern Meister sind mit gutem Erfolge von

den

dem Ansehen der Alten, das nur in so fern anzunehmen, als es vernünftig ist, abgewichen.

Ich suche daher keine Neuerung zu machen, ich berufe mich auf Beyspiele, deren Erfolg ausgemacht ist. Wenn mein System in Ansehung des Basrelief eine wirkliche Neuerung wäre, die zu einer richtigern und genauern Nachahmung der Natur führt, so würde solche des Nutzens wegen nothwendig seyn. Ich will in Ansehung meines Urtheils über die alten Basreliefs nichts unbestimmt lassen. Man findet darinn, so wie in ihren schönen Statuen, die große Manier jeder einzelnen Figur, und die edelste Einfalt in der Zusammensetzung: allein, so edel diese auch seyn mag, so erreicht sie doch auf keine Weise eine gewisse Täuschung der Sinne bey einem Gemählde, und dieß soll gleichwohl die Absicht des Basrelief seyn.

Wenn das Basrelief sehr erhaben ist, so darf man nicht etwa fürchten, die Figuren des Vorgrundes schickten sich nicht zu den hintersten. Der Künstler wird schon den geringern und stärkern Erhebungen eine gewisse Uebereinstimmung zu geben wissen; er muß nur Raum, Geschmack und Genie haben. Diese Uebereinstimmung müssen wir den Basreliefs geben, wir müssen sie nothwendig dabey verlangen, und nicht aus dem Grunde dagegen seyn, weil wir sie nicht in den Basreliefs der Alten finden.

Solche besteht aber nicht in sanften Schatten und einförmigen Lichtern, die man so oft in dergleichen Arbeiten wiederholt findet. Das Auge sieht alsdenn einzelne freye Figuren, die gleichsam auf eine Wand geklebt sind, und wird dadurch beleidigt.

Warum will man die treffliche Kunst, die Leinwand so zu sagen durchsichtig zu machen, nicht hier anwenden, und die Schranken übersteigen, welche nur Beyfall finden, weil sie aus dem Alterthume herrühren?

Damit man aber nicht glaube, ich erdichte Dinge durch meine Einbildung, so will ich beweisen, daß diese verkehrte Bewunderung wirklich bey manchem Statt finde. Einer der Vorsteher unsrer Akademie hat solche behauptet (*). Nachdem er von den Basreliefs geredet, wo man die verschiednen Gründe nach den Stufen in der Natur beobachtet, und solche verworfen, setzt er hinzu: „Diese, obgleich natürliche „Ordnung des Basreliefs, hat keine Verbindung „mit den Basreliefs der alten Bildhauer; diese „wollten keine unnütze Figur, oder die durch die Ent„fernung, in der man sie sieht, verloren gienge, ma„chen. Sie hielten deswegen mit Recht so wohl die „Figuren des Vor- als Hintergrunds so groß als „möglich, um sie recht sichtbar zu machen, und den „Innhalt der Geschichte mit wenigen Figuren anzu„zeigen, und zwar in der Entfernung in der sie soll„ten betrachtet werden.„ Nach einigen andern Anmerkungen schließt er: „Daß die Figuren in der „Höhe wenig unterschieden, und fast von einer Größe „seyn müssen, damit bey solchen Umständen nichts „verloren gienge.„

Man

*) In einer geschriebnen Abhandlung vom 9 Jul. 1673. über die Ordnung welche ein Bildhauer bey dem Basreliefs, nach den Antiken beobachten muß, durch Herrn Anguier Bildhauer.

Man würde die Sache der alten Basreliefs sehr schlecht vertheidigen, wenn man sagte, der Hintergrund, der die Augen so unangenehm aufhält, stelle die reine Luft vor, worinn sich die Figuren von allen Hindernissen befreyet befänden. Denn wer nach Basreliefs zeichnet oder mahlet, drückt mit allem Fleiße den Schatten aus, der die Figuren umgiebt und anzeigt, daß sie auf einer Fläche, die man den Hintergrund nennt, gelegt sind. Er denkt also nicht, daß dieser Hintergrund die Luft sey. Es ist wahr, daß diese lächerliche Nachahmung nur beobachtet wird, um anzuzeigen, daß die Zeichnung nach einer Bildhauerey gemacht ist. Der Künstler ist also allein zu tadeln, daß er seinen Werken einen lächerlichen Fehler läßt, den die Copien oder Nachahmungen beybehalten müssen.

Das Basrelief mag aber einen Platz und eine Erhöhung haben, welche es will, so muß solche mit der Baukunst übereinstimmen, und die Vorstellung, Zusammensetzung und Bekleidung muß ein Verhältniß mit deren Charakter haben. Das ernsthafte und männliche der toscanischen Ordnung erlaubt nur simple Zusammensetzungen: große Bekleidungen mit sehr wenigen Falten. Die Corinthische und Römische erfordern mehr Ausführung in der Zusammensetzung, mehr Abwechselung und Leichtigkeit in den Kleidern.

Von diesen allgemeinen Begriffen, komme ich noch auf einige besondere Anmerkungen.

Da die Basreliefs und Gemählde in Ansehung der Zusammensetzung und Wirkung einerley Regeln

haben: so müssen die Hauptpersonen den interessantesten Platz bekommen, und so gestellt werden, daß auf sie ein hinreichendes Licht falle, welches das Auge, wie bey einem Gemählde, vorzüglich vor jedem andern Ort der Zusammensetzung dahin zu ziehen, und es anzuheften und ruhend zu machen vermögend ist. Dieses Hauptlicht muß durch keine Kleinigkeiten, durch magre und harte Schatten unterbrochen werden, die nur Flecken verursachen, und das Uebereinstimmende verderben. Kleine Striche von Lichtern in großen Schatten würden Ursachen eines ähnlichen Fehlers seyn.

Eben so wenig müssen auf dem Vorgrunde Verkürzungen seyn, zumal wenn die äußern Theile derselben hervorstehen; dieses würde dem Werke ein unausstehlich magres Ansehen geben. Denn indem diese Theile von der natürlichen Länge verlieren, sind sie nicht mehr wahrscheinlich, und scheinen gleichsam hölzerne Glieder, die man den Figuren angeflickt. Um also das Auge nicht zu beleidigen, müssen solche abgesonderte Glieder so viel möglich den Hintergrund gewinnen. Auf die Weise wird man noch den Vortheil haben, daß diese Theile vor sich die gehörige Wirkung thun: Man muß nur Acht geben, daß diese abgesonderten Theile nicht zu sehr an dem Hintergrund befestigt scheinen, welches unproportionirte Figuren und falsche Gründe verursachen würde.

Die Figuren des zweyten Grundes, und ihre Theile müssen nicht so vorspringend und so stark ausgedruckt seyn, als die in dem Vorgrunde. Eben so verhält es sich mit den andern Gründen nach dem Maaße ihrer Entfernung. Findet man Beyspiele

eines

überall gleichen Ausdrucks, wäre es auch auf Basreliefs der Alten, so muß man solche als Fehler der Kenntniß von der stufenweisen Verkleinerung, die die Entfernung, die Luft, und das Auge zwischen uns und den Gegenständen in der Natur machet, ansehen. Nachdem sich die Gegenstände in derselbigen entfernen, so werden ihre Formen in Ansehung unsrer unbestimmter: eine um so viel wichtigere Anmerkung, da die Entfernung der Figuren auf Basreliefs nichtsweniger als wirklich ist. Figuren die man sich viele Schuhe weit von einander entfernt vorstellen muß, sind es oft kaum eines Zolls breit. Der Künstler kann also nur durch einen unbestimmtern und leichtern Ausdruck, durch nach perspectivischen Regeln abnehmende Verhältnisse, sich der Wahrheit nähern, und die Wirkungen der Natur vorstellen. Dieß ist auch das einzige Mittel, wodurch der Bildhauer die Uebereinstimmung mit derselben hervorbringen kann, und die er bey der einzigen Farbe seiner Materie suchen muß.

Hauptsächlich hat man sich in Acht zu nehmen, daß nicht um die Figuren ein allenthalben gleich starker schattigter Rand laufe, welcher denselben die anscheinende Erhöhung und Entfernung benimmt, und macht, daß sie platt auf einander gedruckt, und auf eine Fläche geklebt scheinen. Dieß wird vermieden, wenn man den Figuren am Rande eine Abrundung giebt, und sie in der Mitte hinlänglich erhebet. Der Schatten welchen eine Figur auf die andre wirft, muß natürlich darauf geworfen scheinen: das ist, die Figuren müssen nahe genug stehen, um sich einander, wenn

wenn sie natürlich wären, beschatten zu können. Hierbey ist zu beobachten, daß die Gründe der Hauptfiguren, hauptsächlich derer die sich bewegen sollen, nicht unordentlich ausgetheilt, sondern hinlänglich von einander entfernt werden, damit sich die Figuren ungezwungen bewegen können. Wenn eine Figur auf einem sehr vorgerückten Grunde allein, und von den andern abgesondert scheinen soll; so stellt man ihr einen Schatten hinter der Seite ihrer Beleuchtung entgegen, und wo möglich ein Licht hinter ihren Schatten. Dieß ist ein glückliches Mittel, welches die Natur dem Bildhauer sowohl als dem Mahler darbietet.

Ist das Basrelief von Marmor, so wird die Aehnlichkeit mit einem Gemählde desto merklicher seyn, nachdem der Künstler mehr oder weniger Geschicklichkeit besessen, die Gegenstände auf verschiedne Art zu bearbeiten. Wenn das matte, das körnigte, das polirte mit Einsicht gebraucht wird, so stellen sie eine Art von Farbengebung vor. Die Wiederscheine, welche eine polirte Bekleidung auf eine andre wirft, geben den Kleidern eine Leichtigkeit, und breiten ein gewisses Uebereinstimmendes über die ganze Zusammensetzung aus.

Zweifelt jemand, daß die Gesetze des Basreliefs und der Malerey dieselben sind, der wähle sich ein Gemählde von Poußin oder le Sueur, und lasse durch einen geschickten Bildhauer ein Modell darnach machen, so wird er sehen, daß dies ein schönes Basrelief abgiebt. Diese Meister sind mit ihren Gemählden der Bildhauerkunst um so viel näher gekommen,

men, weil ihre Anlagen allemal wahr und gedacht sind. Ihre Figuren sind insgemein nicht weit von einander gestellt, und auf einem sehr richtigen Grunde: Ein Hauptgesetz, daß man bey einem Basrelief mit der größten Sorgfalt beobachten muß. Schließlich wiederhole ich es nochmals: Dieser Theil der Bildhauerkunst ist der deutlichste Beweis ihrer Verbindung mit der Mahlerey. Will man dieses Band zerreissen, so wird die Bildhauerkunst verringert, und bloß auf Statuen eingeschränkt; ob gleich die Natur ihr so wohl als der Mahlerey Gemählde zu machen anbietet. Ohne mich weiter in die einzelnen Theile einzulassen, kann man behaupten, daß ein stark erhabenes Basrelief, die Farben ausgenommen, ein schweres Gemählde sey.

Von der Bekleidung.

Ich muß noch einige Betrachtungen über einen Theil der Bildhauerkunst anstellen, worüber die Künstler vielleicht nicht gar zu einig sind, und der so wichtig als schwer ist: ich meyne die Kunst zu bekleiden.

Ich nehme einen Bildhauer an, der von der schönen antiken Bekleidung eingenommen, und dem studirten Zwange des Bernini feind, den Stil der Falten bey den Antiken ganz und gar nachahmet; und setze einen andern dagegen, der alle Arten von Falten in der Natur sieht, und es sich als einen Nachahmer derselben erlaubt hält, alle in seinen Werken auszudrücken. Mich dünkt beyde Systeme, deren eines das andre auszuschließen scheint, können

der

der Bildhauerkunst vortheilhaft seyn. Es würde ihr schaden, wenn man jederzeit eine der andern vorzöge. Sollte es nicht den Künsten der Nachahmung, wie den Sprachen gehen, die man arm machen würde, durch Verwerfung derjenigen Wörter, welche gewisse Begriffe vorstellen? Nehme man der Bildhauerkunst die Hülfsmittel der Nachahmung, wird man sie nicht eben so wohl arm machen? Man muß also nur das verwerfen, was frostig, schwer, ausschweifend, oder am unrechten Orte angebracht ist.

Die sogenannten nassen Gewänder sind in der Bildhauerkunst von großem Nutzen. Wenn sie ungezwungen, und nicht enge, nachdem es der Gegenstand erfordert, gemacht werden, so lassen sie die Bewegung des Nackenden sehen, machen die Formen sinnlicher, und folglich den Anschauenden deutlicher und wichtiger.

Die griechischen Künstler, welche sehr von der Schönheit des Nackenden eingenommen waren, bekleideten ihre Statuen mit so feinen Zeugen, daß sie naß gemacht, und oft auf die Haut geklebt schienen. Ihre Gebräuche, ihr Himmelsstrich, ihre Art sich zu kleiden, und die Zeuge, welche sie dazu gebrauchten, alles das gewöhnte ihr Auge, und bildete den Geschmack. Die Kleider auf der Insel Cos waren so durchsichtig, daß man das Nackende dadurch sah, und die griechischen Künstler richteten sich nach diesen in ihren Gewändern. Da die Bildhauerkunst aber die ganze Natur zum Gegenstande ihrer Nachahmung

ahmung hat, und die Natur Schönheiten von mehr als einer Art darbietet, warum soll sich der Bildhauer bloß an eine Art von Bekleidung binden, die damals nach der Zeit, den Umständen, und der Himmelsgegend eingerichtet war (*).

Die großen neuen Bildhauer, als Quesnoy, Püget, Algardi, Legros, Angelo Rossi, Sarrazin, und zuweilen Bernini, zeigen uns, was für Schönheiten die weiten, und nach einer großen Manier geworfenen Bekleidungen in der Bildhauerkunst hervorbringen. Die alten Künstler geben uns wenige Beyspiele davon, so, daß wir in dieser Absicht ihren auf enge Bekleidungen zu sehr eingeschränkten Geschmack, durch Anführung großer Bekleidungen, als des Zeno im Capitol, tadeln können.

In den Anmerkungen über die Bekleidungen der Alten muß man die Arbeit nicht mit der Ordnung und Wahl der Falten verwechseln. Die Arbeit ist oft ohne Geschmack, ohne Einsicht, und wider die Wahrheit, da hingegen die Ordnung und Wahl fast

*) Herr Winkelmann in s. Hist. der Kunst S. 193. giebt dem Hrn. Falconet über diese Stelle und was er weiter unten von den Gewändern der Alten saget, Schuld, er, der keine andere als sehr feine und durchsichtige Zeuge in Marmor bemerket, habe nur an die farnesische Flora gedacht, und an Figuren, welche auf ähnliche Art gekleidet wären; suchet aber zu behaupten, daß sich in weiblichen Statuen wenigstens eben so viel Gewänder, welche Tuch, als welche feine Zeuge vorstellen, erhalten hätten.

fast allemal sehr gelehrt, und geschickt sind, die besten und edelsten Beyspiele zu geben. An der schönen Copie des Legros in den Thuilleries sieht man die Wirkung der alten Bekleidungen, wenn sie nach der wahren Natur gearbeitet sind. Die Künstler, so das Original gesehen, wissen alle, wie unedel solches ausgeführet ist; an derselben bemerket man, was die Falten der Antiken unter der Hand eines großen Meisters werden können. Wie glücklich diese Falten nach den Antiken aber gleichwohl zuweilen können angebracht werden, beweisen die schönen Figuren an der Fontaine des Innocens. Diese Figuren stellen Nymphen vor, für die sich dergleichen Bekleidung schickt.

Wenn wir aber auch zugeben, daß die Alten die fleißige Ausführung dieser Theile oft vernachläßiget: so verlieren sie doch wenig in Vergleichung dessen, was sie uns zur Bewunderung übrig gelassen haben. Es muß einem Künstler nicht unbekannt seyn, daß der Meißel sehr wohl die verschiedenen Arten von Arbeit, die die mancherley Arten von Zeuge erfordern, vorstellen kann. Dieser mag nun aber seyn, wovon er will, so muß der Zwischenraum, und die Anzahl der Falten nicht gleich seyn. Die Vertiefungen, und Erhöhungen, wodurch die Schatten entstehen, müssen mit einer gewissen Harmonie abwechseln: sonst wird das Auge durch die Einförmigkeit ermüdet. Letzteres nimmt man an den Bekleidungen der Familie der Niobe wahr, wo die Falten ohne Verständniß der Anordnung, und ohne Wahrheit in der Ausarbeitung, den Stricken, oder einer

steif

steif überzogenen Baumrinde gleichen (*). Die Harmonie ist in der Bildhauerkunst eben so nothwendig, als in der Musik, denn das Auge verzeihet eben so wenig als das Ohr.

Die Falten müssen so angeordnet werden, daß Licht und Schatten keine scharfe Winkel machen. Diese scharfen Durchschnitte beleidigen das Auge, benehmen den fleischichten Formen das Sanfte, und zeigen nur, wie die gothischen Figuren, übel zusammenstimmende Theile. Ein solcher Fehler schwächt, oder unterdrückt die andern wahren Schönheiten eines Werks oft ganz und gar.

Gleichergestalt sind die fliegenden Gewänder zu verwerfen, weil sie die Uebereinstimmung unterbrechen, die Aufmerksamkeit theilen, das Auge ermüden, und hindern, daß der Hauptgegenstand nicht recht gesehen wird. Doch werden hierunter nicht diejenigen Statuen mit begriffen, welche nothwendig flüch-

(*) Herr Winkelmann sagt in seinem vorher angeführten Buche S. 205. Hr. Falconet habe an den Mantel der Niobe, das schönste Gewand aus dem ganzen Alterthume nicht gedacht, als er den Gewändern derselben eine Monotonie vorgeworfen, und daß die Falten ohne Verständniß in der Eintheilung wären. Wenn aber, setzt er hinzu, der Künstler Absicht war, die Schönheit des Nackenden zu zeigen, so setzten sie derselben die Pracht der Gewänder nach, wie wir an den Töchtern der Niobe sehen: ihre Kleider liegen ganz nahe am Fleische, und es sind nur die Hohlungen bedeckt: über die Höhen aber sind leichte Falten, als Zeichen eines Gewandes gezogen.

flüchtige Bekleidungen erfordern als der fallende Icarus, Apollo der die Daphne verfolgt u. s. w. Wenn sie in diesem Falle geschickt, und mit vieler Leichtigkeit behandelt werden, so geben sie der Handlung weit mehr Natur und Wahrheit.

In einem Basrelief können sie nicht weniger mit gutem Erfolg angebracht werden, um die Lichter und Schatten zu verbreiten, die Gruppen mit einander zu verbinden, und zur Uebereinstimmung der ganzen Anordnung überhaupt dienen.

Wenn sie aber in der Queere und gegen einander laufen, eine Menge Brüche haben, wie an einigen Arbeiten des Bernini wahrzunehmen ist, so sehen sie steinern, und benehmen den Werken die Ruhe und sanfte Uebereinstimmung.

Sind diese Grundsätze auf den Geschmack und in der Natur gegründet, so folgt, daß der Bildhauer, indem er sich nach diesen richtet, sich von einem gewissen bestimmten Systeme entfernen könne. Aber was schadet dieses? Er weiß, daß wer in den Künsten die Wahrheit sucht, kein Ansehen der Person kennt: er muß Muth genug haben, für alle Zeiten, und für ein jegliches Land zu arbeiten.

Ich habe gesagt, daß die Anordnung der Falten in den Antiken zu dem trefflichsten und erhabensten Muster dienen könne. Deswegen muß der Künstler, um sich den Geschmack nach den besten Grundsätzen zu bilden, die schönsten alten Gewänder, so wie sie ausgeführet sind, zu Rathe ziehen, und zwar vorzüglich vor den neuern, die in einer weitern, überhaupt frostigern, und mehr abwechseln-

den

den Manier gearbeitet sind. Dieses Studium in Ansehung des Bekleidens ist eben so nothwendig, als das Studium nach einem von der Haut entblößten Körper in Ansehung des Nackenden.

Obige einmal angenommene Grundsätze kann man auf einen jedweden Stil anwenden; die Natur, welche niemals ihr Recht verliert, wird dem Künstler Abwechselungen darbieten, und vortheilhafte Ahren geben; wenn er vorher die Antiken als ein Präservativ gegen den Mißbrauch der verschiedenen Manieren genutzt hat.

Ich habe auch erwähnt, daß der Gebrauch, der Himmelsstrich, und die Kleider der Griechen die Ursache ihres Geschmacks an engen Draperien sind. Man muß sich also nicht verwundern, daß die weiten Bekleidungen sich in ihren Augen nicht gut ausgenommen haben würden. Aus eben der Ursache sieht man solche auch nicht in ihren Gemählden. Die Figuren in der aldobrandinischen Hochzeit, einem alten Gemählde, sind wie die Statuen und Basrelifs aus derselben Zeit drapirt. Wir haben die Vorstellung des Coriolans, welche nach einem in den Bädern des Titus gefundenen Gemählde gestochen ist, wo die Figuren sehr simmetrisch gestellt, und die Falten wie bey den alten Statuen angeordnet und ausgeführet sind. An den zu Herkulanum gefundenen Statuen und Gemählden bemerkt man eben denselben Stil.

Wer noch an der guten Wirkung der weiten Draperien zweifelt, kann sich davon zu Rom durch die Statuen eines Legros, Rusconi, und Angelo Rossi in der Kirche des heil. Johann von Lateran,

und durch den heil. Andreas eines Quesnoy des Flammländers, in der Peterskirche überführen. Wären diese Künstler den Alten sklavisch gefolget, und nicht kühn genug gewesen, selbst was zu versuchen, wie vieler Schönheiten wären wir nicht beraubt? Sie könnten mit dem Tacitus sagen: **Was uns jetzt zum Muster dient, war es vormals nicht: und was wir jetzt ohne Beyspiel thun, kann einmal in künftigen Zeiten eins abgeben.**

II.

Joh. Elias Schlegels Werke, dritter Theil, herausgegeben von Joh. Heinrich Schlegeln. Koppenhagen und Leipzig in Verlag der Mummischen Handl. (S. 598.)

Der Herr Prof. Schlegel erfüllet hierdurch sein Versprechen, seines sel. Bruders Schriften uns vollständig in dieser Ausgabe zu liefern. Dieser Band enthält grösstentheils kritische und moralische Schriften, die des Lesers Aufmerksamkeit in jeder Betrachtung würdig sind. Es ist wahr, man sieht einigen ihre Jugend an, andre enthalten Dinge, die itzt, da das Feld der Kritik ungleich mehr unter uns angebauet worden, vielleicht manchem zu bekannt scheinen: aber alles was er saget, zeiget von seinen ungewöhnlichen und geprüften kritischen Einsichten, und giebt den Kunstrichtern immer noch zu wichtigen Untersuchungen genug Anlaß: Man

Man sieht, daß er der Mann war, der dem deutschen Theater eine neue Gestalt geben konnte, da er mit den Alten und Neuern vertraut war, die Regeln kannte, und selbst Dichter war, und er hat sie ihm auch wirklich gegeben. Man würde sich itzt schämen, einen Cato oder allemannische Brüder auf unserm Theater aufzuführen, da es eine Zeit gab, wo man sie mit Beyfall sah, und ob wir gleich nicht glauben dürfen, einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben, so hat sich doch hierinnen der Geschmack ungemein erweitert; und wir würden undankbar seyn, wenn wir nicht einen großen Theil dieses Verdienstes dem unsterblichen Bruder unsers Herausgebers zuschrieben. Wir wollen die darinnen vorkommenden Stücken anführen, und eins und das andere, was die Leser intereßiren könnte, auszeichnen. Das erste ist eine Nachricht und Beurtheilung von Herodes dem Kindermörder, einem alten Trauerspiele, Johann Klais, die bereits im kritischen Beyträgen von 1741. eingerückt gewesen. Der Verfasser hat dieses alte Stück, das an sich betrachtet, der Vergessenheit wohl werth ist, mit vieler Munterkeit durchgegangen, und, indem er den Leser durch das Abentheuerliche, das darinnen vorkömmt, belustiget, ihm zugleich verschiedene gute und nützliche Anmerkungen fürs Theater vorgeleget. Er glaubt, daß es hauptsächlich zweyerley Regeln der Schaubühne gebe. „Einige, sagt er, fließen aus dem Begriffe einer menschlichen Handlung: andre aus dem Endzwecke, worinnen ich diese Handlung nachahme, und gehen darauf, wie ich eine Handlung

maaß, noch an dem Reim. Wenn das Herz erschüttert ist, so giebt das kalte kritische Nachdenken sein Amt auf. Dies geschieht aber eben so gut bey den guten Trauerspielen der Engländer in fünffüßigen, und eben so wohl bey den prosaischen, und würde auch auf eine andere mögliche Art der Einkleidung geschehen, so bald nur das wesentliche da wäre. Der Schluß hieraus wäre, daß man es jungen dramatischen Dichtern selbst überließ, worzu sie ihr Genie trüge, und nicht schlechterdings auf eine oder die andre Versart seinen Fluch legte, welches nicht selten der Kunstrichter Weise ist. Die Erfahrung, wenn wir einmal ein recht gutes Theater und vortreffliche Schauspieler hätten, würde es bald am besten lehren, welche die vorzüglichste und für die Natur unsrer Sprache die bequemste wäre, und die größte Wirkung auf das Ohr und das Herz der Zuschauer thät. Die Engländer, und besonders Dryden und Nathlee haben viele gereimte Tragödien aufführen lassen: der Geschmack der Nation hat sie aber bald verworfen, so, daß itzt kaum jemand unter ihnen das Gegentheil wagen würde. Nur wäre in Ansehung unsrer zu wünschen, daß wir nicht schon durch die Nachahmung der französischen Dichter verwöhnet wären, welches eine richtige Beurtheilung hiervon weit schwerer macht. Der Kunstrichter urtheilet nach der Theorie, und den Regeln, die er sich aus der Natur der Sprache abgezogen, und verdammt, was nicht in diese paßt, und der gemeine Zuhörer verwirft, was ihm ungewöhnlich scheint. Man wird sich also darüber noch lange nicht vereinigen können,

und das Unglück wäre nicht so groß, wenn wir nur genug vortreffliche Schauspiele in jeder Art hätten; um in der Wahl der besten desto gewisser gehen zu können. In der folgenden Abhandlung thut der Hr. V. unserm alten Andreas Gryph die Ehre an, eine Vergleichung zwischen ihm und den Shakspear anzustellen. Der Vortheil ist unstreitig auf des letztern Seite, und niemand wird itzt leicht dem V. widersprechen, wenn er sagt, „daß bey dem Shakspear überall eine tiefere Erkenntniß des Menschen, als bey Gryph hervor zu leuchten scheine.„ Inzwischen verdient der letztere immer unter unsern alten Tragödienschreibern einen der ersten Plätze, und wir würden vielleicht weiter seyn, wenn unsre witzigen Vorfahren den Spuren dieses braven Mannes nachgegangen wären.

Es folgt ein Schreiben über die Comödie in Versen, und ein paar Abhandlungen von der Nachahmung, und der Unähnlichkeit in derselben, die beyde von der philosophischen Einsicht des sel. Schlegel in die schönen Künste zeigen. Ein Auszug davon würde zu weitläuftig werden: da aber sein würdiger Bruder, der Hr. Herausgeber in den beygefügten Vorberichten den Innhalt derselbigen auf eine bündige Art gezeiget, und sein eignes Urtheil darüber ohne Parteylichkeit, und mit so vieler Bestimmung dem Leser vorgeleget hat, so wird dieser mehr gewinnen, wenn wir es ihm daraus vorlegen. Hr. Benjamin Gottlob Straube, der den meisten Lesern aus den Belustigungen bekannt seyn wird, suchte dazumal in den kritischen Beyträgen zu bewei-

sen, daß eine gereimte Komödie nicht gut seyn könne. Aber die Ausdehnung, wie Hr. Prof. S. sagt, die er seinem Satze gab, und die Gründe, mit welchen er ihn behauptet, beruhten auf einem ganz falschen Grunde der Nachahmung, diesem wo nicht einzigen und höchsten, doch fruchtbarsten Erkenntnißgrunde aller schönen Künste. Sein Schluß war dieser: Der Ausdruck des Lustspiels soll der Natur so nahe seyn, als möglich ist: dieß ist ein Gesetz für den Komödienschreiber. Kann aber etwas der Natur näher kommen, als die Prose, welche selbst die Natur ist? und muß der beständige Gleichlaut des Reimes nicht wider die Natur schreyen, wenn gleich alles übrige seine Richtigkeit hat.„ Der sel. Schlegel widerlegt diesen vermeyntlichen Beweis in oberwähnten Abhandlungen, indem er zeiget, daß die Aehnlichkeit in den Nachahmungen der schönen Künste, verschiedene Gesichtspunkte und Stufen zulasse und erfordere, und daß sie die völlige Gleichheit scheue. — „Was die besondre Streitfrage von der Komödie in Versen betrifft, sagt der Herausgeber, so könnte vielleicht auch auf seiner Seite ihr Vertheidiger, so wie ihr Widersacher, zu weit gegangen seyn: Sein Urtheil über diesen Streit ist vielleicht das richtigste, das man darüber fällen kann. Ohne den in Deutschland aufkommenden Geschmack zu verderben, könnte man zwar vielleicht der prosaischen Komödie vor der gebundenen einen Vorzug einräumen, ja auch wohl aus Ursachen, die der deutschen Sprache eigenthümlich seyn könnten, die Komödie im gereimten Versen gänzlich widerrathen; aber die

poe-

poetische Komödie deswegen verwerfen, weil es unnatürlich sey, daß die Personen, die darinn nachgeahmet werden, in ihren Unterredungen auf den Ausdruck aufmerksam seyn, und den Wohlklang des Sylbenmaaßes oder Reimes in Acht nehmen könnten, das heißt, (den Satz in seinen Folgen betrachtet,) nichts anders, als die dramatische Poesie, ja die Poesie ihrer ganzen Würde berauben, und sie zur sklavischen Nachahmerinn des Alltäglichen und Pöbelhaften machen." Weiter unten sagt er: „in der Berechnung der Vollkommenheiten hat man Ursache, nicht allein auf die Anzahl derselben zu sehen, sondern auch auf die Verminderung der wichtigern, die der Zusatz einer Nebenvollkommenheit bisweilen unvermeidlich mit sich führet. Das Sylbenmaaß ist an sich eine Vollkommenheit in der Komödie, aber das Dialogische ist eine größere. Der Reichthum, die Biegsamkeit einer Sprache, die Aussprache, auch wohl die Sitten einer Nation, sind die Gründe, nach denen man vielleicht entscheiden könnte, ob in einer gewissen Sprache, ins besondre die gebundene oder die ungebundene Schreibart für die Komödie vorzüglich zu wählen sey." Wir zweifeln nicht, daß man bey der Anwendung dieser ganz richtigen Anmerkungen des Hrn. Prof. Schlegels auf unsre deutsche Sprache sich größtentheils für die Prosa in der Komödie erklären möchte: die Ausführung des Beweises wird jedem, der nur ein wenig mit der Natur derselbigen bekannt ist, leicht seyn.

Die Abhandlung von der Nachahmung theilet der sel. Schlegel in zween Abschnitte: In dem ersten

handelt

handelt er von derselben überhaupt: im 2ten von den Eigenschaften und Regeln der Nachahmung, in so weit ihr Endzweck das Vergnügen ist. Die Lehre von der Nachahmung, als dem höchsten Grundsatze der schönen Künste, welche Batteux 1746. auf eine Art vorgetragen, als ob er wenigstens unter den Neuen, und ins besondre unter seinen Landsleuten keine Vorgänger gehabt hätte, ist in diesen Abhandlungen in den Jahren 1741. 44. schon ausführlich vorgetragen worden. Vor ihm hat sich schon Aristoteles in seiner Poetik darauf berufen, und unter uns Hr. Breitinger in seiner Dichtkunst viel Nützliches darüber angemerket. Aber die richtige Bestimmung und Anwendung dieser Lehre ist nichts weniger als allgemein. „Ihre falsche Auslegung, sagt der Herausgeber, dienet bisweilen dem plumpen Schäfer, dem sogenannten natürlichen Tragödienschreiber, und einem jeden wässerichten Versmacher zur Entschuldigung. Denn es kann nicht schwer fallen, in der Menschheit Personen anzutreffen, die eben so reden und denken, als er schreibt. Auch für den Kunstrichter ist der Satz, daß die schönen Künste die Natur nachahmen, unbrauchbar, so lange er ihn unbestimmt läßt, und schwankende Bestimmungen führen ihn auf Abwege. Batteux hat diesen Satz deswegen durch die beyden Worte zu erläutern geglaubt, die schöne Natur und gut, oder in einem gewissen Grade von Begeisterung nachzuahmen, Worte die aufs neue von vielen Zweydeutigkeiten gerettet werden müssen.„ Der Hr. Pr. S. um die Lehre von der Nachahmung, wie sie sein Bruder in der vorgelegten

legten Abhandlung vorgetragen, in der Kürze zu fassen, trägt sie also vor: „Der Künstler ahme die Natur so nach, aus dem Gesichtspunkte, und in dem Grade, wie es seine Absicht, seine Leser, Zuschauer, Zuhörer zu vergnügen erfodert, und wenn er seinem Bilde große Aehnlichkeiten mit dem Vorbilde geben kann, so hüte er sich immer vor der völligen Gleichheit.„ Er tadelt nicht ohne Grund darinnen, daß derselbe wie Batteux, die Nachahmung für einen so allgemeinen Grundsatz angenommen, daß er glaubt, die schönen Künste überhaupt, und insbesondere die ganze Poesie auf ihn zurückbringen zu können, und wenn derselbe in der Folge ihn so gar auf die Geschichte, mithin auf jede Erzählung ausdehnen will, so macht er die Anmerkung, daß eine so weitläuftige Bedeutung, die dem Sprachgebrauche nicht gemäß ist, die Lehre von der Nachahmung sehr allgemein, aber auch deswegen desto unfruchtbarer mache. Der Endzweck zu vergnügen, unterscheidet alsdenn die Nachahmung der Natur, die in den schönen Künsten statt findet, von den übrigen Gattungen. Dies ist, wie wir vorher angezeiget haben, der Gegenstand des zweyten Abschnittes von des sel. S. Abhandlung. Sein Hr. Bruder findet aber auch hier, daß er sich in einigen Sätzen nicht bestimmt genug ausgedrückt: er sagt z. E. alles Vergnügen, das aus dem Wesen einer Sprache fließt, habe die Vermuthung vor sich, daß es der Endzweck derselbigen sey, und es habe vor allen Dingen ein Recht, als die Absicht betrachtet zu werden, warum die Sache, die vergnügt, in der Welt ist. Wenn Hr. Pr. S. überhaupt

haupt zwar zugiebt, daß das Vergnügen der schönen Künste ihr Hauptzweck sey, so wendet er nur darwider ein, daß auch dieser Satz, so allgemein, als er hier vorausgesetzet ist, anstößig scheinen könne; weil mit mancherley menschlichen Handlungen ein unzertrennliches Vergnügen verbunden ist, welches deswegen doch nicht als der Entzweck, sondern nur als ein Erleichterungsmittel derselben angesehen werden dürfe. — Man könnte, setzt er hinzu, hier füglich die scholastische Unterscheidung des constitutive und consecutive Wesentlichen anwenden. Das Vergnügen in den schönen Künsten fließt aus dem innern Wesen derselben, indem es ihr durchgängig erkannter Hauptzweck ist. Dasjenige Vergnügen aber, welches, als ein Erleichterungsmittel nützlicher Entzwecke, thierischen und sittlichen Handlungen zugesellet worden, ist nur, als ein unzertrennlicher Begleiter, wesentlich damit verbunden. Der zweyte Satz seines sel. Bruders, den er aus der Erfahrung bestreitet, ist, daß es keinen angenehmen Betrug gebe. — Was den Grundsatz von der Nachahmung überhaupt anbetrifft, so erklärt sich der Hr. Pr. S. mehr für denjenigen, dem die heutigen Kunstrichter am meisten beypflichten. „Der von der Sinnlichkeit, sagt er, auf welchen der berühmte Baumgarten seine Aesthetik gebauet, und welchen auch mein Bruder, Joh. Adolph Schlegel, in einer Abhandlung bey seinem Batteux angenommen, scheint die Oberhand zu behalten. Indessen führet derselbe unmittelbar auf den Lehrsatz von der Nachahmung der Natur, und man muß ihn, wenigstens nach jenem,

fenem, für den allgemeinsten und fruchtbarsten in der Poesie ansehen. Vielleicht könnte man auch behaupten, daß sich nicht alle Gattungen der Poesie, und alle Regeln derselben mit gleicher Deutlichkeit aus einem einigen Grundsatze erklären lassen. Man verwickelt sich in Schwierigkeiten, wenn man aus Liebe zur Einheit, da einen allgemeinen Grundsatz ausschließungsweise herrschen lassen will, wo doch mehrere Betrachtungen zusammen kommen.„

Es folgt Demokrit, ein Todtengespräch. Die Veranlassung zu dieser lebhaften Kritik, ist die Komödie, der Demokrit aus dem Regnard, in der das Uebliche so gar wenig beobachtet ist. „Wenn auf der einen Seite, sagt Hr. Pr. S. in dem Vorberichte, gewisse Unähnlichkeiten in der Nachahmung gerechtfertiget und selbst empfohlen werden, so hat man auf der andern Dichtern und Künstlern eine sorgfältige Achtsamkeit auf das Uebliche oder Costume anzupreisen. Wenn ein berühmter Charakter, eine bekannte Begebenheit nachgeahmet werden soll, so gehören zur Ausbildung derselben Sitten und Nebenumstände. Ein großer Theil der Aehnlichkeit verliert sich, wenn diese aus fremden Zeiten entlehnt sind, wenn man die Apostel, wie Pilgrimme aus den mittlern Jahrhunderten mit Rosenkränzen mahlet.

Die folgenden Stücke, Auszug eines Briefs, welcher einige kritische Anmerkungen über die Trauerspiele der Alten und Neuern enthält, und die Abhandlung von der Würde und Majestät des Ausdrucks im Trauerspiele, empfeh-

len

len wir jungen dramatischen Dichtern vorzüglich: sie werden einem Manne, wie S. war, wohl trauen können, wenn er ihnen zurufet: „leset die Alten und „ahmet diesen nach!„ — Die Vergleichung, die er in dem ersten zwischen der Berenice des Racine und der Elektra, nebst dem Philoktet des Sophokles anstellet, wird sie überzeugen, daß uns die Alten in Vorstellung des Schauplatzes selbst, in der Einrichtung der Fabel, in Ausbildung der Charaktere, in der edlen Einfalt des Ausdrucks weit zurück gelassen haben. Das 2te Stück, welches den größten Theil der Vorrede ausmachte, die der Verf. im Jahre 1741 denenjenigen Stücken vorsetzte, die er damals zu Kopenhagen unter dem Namen seiner theatralischen Werke herausgab, enthält die allerwichtigsten Regeln eines dramatischen Dichters, und solche, die am meisten den Mißdeutungen unächter Kunstrichter unterworfen sind. Die Regeln, wornach sich der Ausdruck der Rede in einem Trauerspiele richten soll, gründen sich öfters auf die Begriffe, die wir von Helden haben, so uns darinnen vorgestellet werden, theils auf die Wichtigkeit der Handlungen, die man darinnen abbildet, theils auf den Endzweck, den man dadurch zu erhalten sucht, nämlich auf die Erweckung und Verbesserung der menschlichen Leidenschaft. Auf diese Gründe bauet der Verf. die Ausführung seines Unterrichts, den er durch die besten Beyspiele aus Alten und Neuern, und durch Proben der entgegengesetzten Fehler erläutert.

Die

Die Gedanken übers Theater, und besonders zur Aufnahme des dänischen Theaters, sind um so viel wichtiger, da die angegebenen Regeln sich überall anwenden lassen, wo man noch kein eigenthümliches Theater, wie in Paris und London hat; und erst auf neu zu errichtende Schaubühnen denken muß. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß sich ein grosser Fürst auch einmal unter uns der deutschen Komödie annähme, und sie nach den Regeln, die hier angegeben werden zu bilden suchte, oder die Aufsicht einem Manne anvertraute, der mit solchen Grundsätzen vollkommen bekannt wäre. Unsre Dichter werden mit allen ihren Bemühungen umsonst gearbeitet haben, so lange sie nicht wissen, an was für ein Theater sie sich halten sollen, und durch die Erfahrung sich überzeugen können, ob das der rechte Weg ist, den sie gewählet haben.

Gleich zu Anfange zeiget der Verf. eine kleine Theaterbibliothek für die Acteurs an, deren Belesenheit ihnen statt der Erfahrung dienen würde, und aus denen sie, ohne sich sklavisch nach den Vorschriften zu richten, daraus viel Anleitung nehmen könnten, was sie auf ihrem Theater versuchen sollten. Denn, sagt er sehr wohl, eine jede Nation schreibt einem Theater, das ihm gefallen soll, durch ihre verschiednen Sitten auch verschiedne Regeln vor, und ein Stück, das für die eine Nation gemacht ist, wird selten den andern ganz gefallen. Er beweiset solches durch die große Verschiedenheit des englischen und französischen Theaters, und wir wünschten wohl die schöne Vergleichung, die er zwischen beyden anstellet,

ganz herzusetzen. „Wenn ich dieses, setzt er bey dem „erstern hinzu, in Deutschland schriebe, so würde ich „es zugleich in der Absicht sagen, einige eben so ver„wegene als unwissende Kunstrichter von ihren ver„kehrten Begriffen zu überführen, da sie ein Thea„ter, welches eine so vernünftige und scharfsinnige „Nation als die englische ist, mit so vielem Vergnü„gen besucht, worauf sie so viele Aufmerksamkeit „wendet, woran Steele und andre große Männer „gearbeitet haben, und wo man so schöne Abschilde„rungen der Natur, so bündige Gedanken hört, des„wegen für schlecht, verwirrt und barbarisch ausge„ben, weil es nicht nach dem Muster des Französi„schen eingerichtet ist, und weil die Poeten in Eng„land, wie ein sinnreicher Poet, und wo ich nicht irre, „Steele selbst sagt, ihre Stücken nicht nach Recepten „machen, wie das Frauenzimmer seine Puddings.„

Bey Einrichtung eines neuen Theaters muß man also die Sitten und den besondern Charakter seiner Nation in Betrachtung ziehen, und zugleich den edelsten Endzweck vor Augen haben, der durch Schauspiele überhaupt und der bey jeder Nation insbesondere erhalten werden kann. Nach diesem Grundsatze prüft der Verfasser, worauf hauptsächlich bey der dänischen Nation das Augenmerk zu richten wäre, und nachdem er seine Begriffe hierüber aus einander gesetzt, und durch die Erfahrung erläutert, stellet er eine Untersuchung an, was er für Eigenschaften zu den neuen Stücken fordern würde, die man daselbst aufführen wollte, wie man zu solchen Schauspielen am leichtesten gelangen könne,

und

und was etwan bey der Aufführung derselbigen zu beobachten wäre? Wir wünschten, daß wir dasjenige widerlegen könnten, was der Verf. zum Beschlusse seiner Gedanken sagt, — welches wir aber schon oben bemerket haben. „Die Deutschen haben „den Fehler begangen, daß sie ohne Unterschied allerley Komödien aus dem Französischen übersetzet haben, ohne vorher zu überlegen, ob die Charaktere „derselben auch auf ihre Sitten sich schickten. Sie „haben also aus ihrem Theater nichts anders als „ein Französisches in deutscher Sprache gemacht. „Es ist wahr, dieses Theater ist nicht ohne alle Annehmlichkeit geblieben. Denn es giebt in den „Thorheiten etwas, das allgemein ist, worinnen alle „Nationen übereinstimmen, und dessen Vorstellung „folglich allen gefallen muß. Aber ein Theater, das „nur durchs allgemeine gefällt, ist so einnehmend „nicht, als es seyn könnte: und ich schreibe dieser „Ursache die Kaltsinnigkeit zu, womit die Komödien „in Deutschland besucht werden. Die Liebe zu denselben würde weit größer seyn, wenn eines theils die „Nation die Schönheiten, die sie in den vorgestellten Stücken wahrnimmt, auf die Rechnung ihres „eignen Witzes schreiben könnte; und wenn anderntheils in den abgeschilderten Sitten ein jeder die „ihm bekannten Sitten seines Landes erkennte, und „sich kitzelte, so oft sich etwas fände, das sich auf einen seiner Bekannten anwenden ließe. Denn dieses wird, wafern man nur die Natur nachahmet, „und nur für ein Theater in seinem Vaterlande „schreibt, fast in allen Zeiten geschehn, ohne daß man

„ins besondere darauf zu denken nöthig hätte. Die „deutschen Komödien haben am meisten hierbey verlohren. Denn ungeachtet sie anfangs nicht so vollkommne Stücke gehabt haben würden, als sie aus „dem Französischen übersetzen lassen konnten: so würden doch Stücke, in denen sich nur Geist und Munterkeit gewiesen, bey allen ihren Mängeln, weit „mehr Aufsehn erregt, und mehr Geld eingebracht „haben. Die jungen Anfänger, die dergleichen „Stücke verfertigt, würden aufgemuntert und bald „vollkommner geworden seyn; und hieraus wäre ein „allgemeiner Eifer für ein gutes Theater entstanden. „Es wäre mir leicht, dieses mit dem Beyfalle zu beweisen, den etliche deutsche Stücke erhalten haben, „in denen wenig Feuer und gar nichts einnehmendes „ist, die aber deutsche Sitten zeigen. Ich kann „noch hinzusetzen, daß es überhaupt ein großer „Schade für den Witz einer Nation ist, wenn man „sich immer mit Uebersetzungen fremder Werke behilft, und die Ermunterung der guten Köpfe in seinem Vaterlande verabsäumet. Das Theater ist „allemal das vornehmste Feld und die bequemste Gelegenheit, wo die witzigen Köpfe einer Nation sich „üben können: man muß es also nicht so dicht mit „ausländischen Arbeiten besetzen, daß den Einheimischen der Platz benommen wird.„ Wir möchten diese letztere Erinnerung hauptsächlich den Direkteurs unsrer Schaubühnen empfehlen, zumal da seit der Zeit, daß der sel. Schlegel dieß schrieb, unsre Theater mit verschiednen guten Stücken bereichert worden, und die Kritik unter uns auch einen erwünschten

Fort-

Fortgang gehabt: sie sollten auch billig mit Stücken Versuche machen, wo die Dichter einen neuen Weg erwählet haben, um durch den Erfolg zu sehen, welchen man betreten müßte, um am sichersten zu der Absicht einer einheimischen Schaubühne gelangen zu können.

Von den folgenden Aufsätzen und moralischen Reden werden wir wenig sagen können, da sie keines Auszugs fähig sind, und bey denselben auf den Vortrag und die Einkleidung das meiste ankömmt. In der ersten wird bewiesen, daß die Beredsamkeit selbst einen geschickten Stoff zur Beredsamkeit gebe; die zwote handelt von dem Nutzen der schönen Wissenschaften im gemeinen Leben und in Geschäfften; die dritte zeiget, daß die Belohnung der Verdienste das wahre Kennzeichen einer löblichen Regierung sey; die vierte, daß niemand von seinen Vollkommenheiten gänzlich versichert seyn könne; die fünfte, daß die Versicherung von seinen Vollkommenheiten die beste Belohnung sey. Der moralisch-satyrische Aufsatz zweyerley Gestalten in einer Person, sowohl als der Folgende, der junge Herr, wo der Verfasser auch einige kritische Anmerkungen anzubringen gewußt, welche die Nachahmung der Natur im Tanzen betreffen, sind bereits in den Belustigungen eingerückt gewesen. Es folget ein Schreiben von den sinnlichen Ergötzlichkeiten, besonders von dem Tanzen, aus den Bremischen Beyträgen, das aber hier mit beträchtlichen Veränderungen erscheint, und die sittliche

Seite des gesellschaftlichen Tanzes auf eine gute Art rechtfertiget. — Einige moralische Aufsätze, die in ein Wochenblatt bestimmt waren, folgen hierauf, als, Betrachtung über den Charakter Josephs in Ansehung seiner Aufrichtigkeit. — Von der Achtung für die Urtheile der Welt. — Vom Beyfalle der Welt, den ein Schriftsteller hoffet. — Von der Höflichkeit, vorsetzlich im Spiele zu verlieren. — Vom aufgeräumten Wesen, ein Gespräch. — Die Prinzeßinn Zartkinda und Prinz Typhon, eine Uebersetzung aus dem Französischen hat der Herausgeber für nicht unwürdig gehalten, beyzufügen, theils weil sie zu den artigsten und lehrreichsten Feyenmährchen gehört, welche jemals der französische Witz hervorgebracht, theils wegen der Zueignungsschrift des Uebersetzers an die Eigenliebe, welche ein deutsches Original ist. Fragmente eines Lustspiels, die Pracht zu Landheim, in fünf Auszügen, machen den Beschluß, die viel Komisches enthalten, und immer aufs neue den Verlust des sel. Schlegels fürs Theater bedauren lassen.

III.

Histoire de la disposition & des formes differentes, que les Chretiens ont données à leurs Temples, depuis le Régne de Constantin le Grand, jusqu'à nous: par Mr. *le Roy*, Historiographe de l'Académie Royale d'Architecture, & Membre de

de l'Institut de Bologne à Paris, chez Desaint & Saillant. 1764. (90 p.)

Herr le Roi, dessen große Verdienste um die Architektur und ihre Geschichte jedermann aus den prächtigen Ruinen von Griechenland bekannt ist, hat in diesem kleinen Werkchen wieder eine wichtige Materie abgehandelt, die über den Fortgang der Künste ein nicht geringes Licht wirft, indem er uns von der Architektur der prächtigsten Tempel Nachricht giebt, die seit Constantin des Großen Zeiten von den Christen erbauet worden. Ehe der Verf. dieses ausführet, zeiget er in dem Eingange, wie die Christen darauf gekommen sind, ihren Tempeln diejenige Gestalt, die wir an ihnen finden zu geben. Zu dem Ende stellet er eine Vergleichung mit den Tempeln der ältesten Völker an, die sich hauptsächlich in der Baukunst hervorgethan haben.

Die Tempel der Aegyptier waren überhaupt, wie sich aus dem Poçoke urtheilen läßt, nichts, als ein großes Paralellogramm, innwendig durch Quadrate, oder andre Paralellogrammen von verschiedner Größe abgetheilet. Ihre Unwissenheit in der Art zu wölben, verhinderte sie vielleicht, zirkelförmige zu machen. Die Griechen und Römer, die in dieser Kunst schon erfahrner waren, ob sie gleich nicht so viel als wir davon wußten, baueten eben so wenig, wenn man das Pantheon in Rom ausnimmt, runde Tempel von einer sehr ansehnlichen Größe. Da sie mit einer gewissen Art von Ehrfurcht sich an die simple und rechtwinklichte Form banden, welche sie nach Art ihrer Hütten den ersten Tempeln gaben, die sie

ihren Gottheiten errichteten; so bemüheten sie sich dieselben durch alles, was die Architektur prächtiges hat, zu erheben. Sie schmückten die größten von außen und innen mit herrlichen Colonnaden, umgaben sie mit großen Einfassungen, die sie ebenfalls mit Säulenwerken verzierten; und wenn der Körper des Tempels weder einen zu großen Umfang, noch eine zu große Erhöhung hatte, so machte die äußere Verzierung, wenn sie mit der innern wohl verbunden war, ein treffliches Ganzes aus.

Unsre schönsten Kirchen, die in gewissen Absichten weniger glücklich geordnet sind, haben inzwischen auch vorzügliche Schönheiten vor den heydnischen Tempeln. Die viereckigten und zirkelmäßigen Gestalten, die fast allezeit allein und abgesondert in diesen letztern vorkommen, finden sich in unsern Hauptkirchen vereiniget. Wir bedecken Schiffe, die achtzig Fuß in der Breite haben, wir erhöhen in ihrem Vereinigungspunkte Dome von einem noch weit größern Diameter, dessen Wölbungen bis an die Wolken zu reichen scheinen; und wir erleuchten mit einer ausnehmenden Kunst alle Theile dieser ungeheuren Gebäude. — Der Herr Verfasser zeiget, durch welche Stufen wir nach und nach zu dieser kühnen Bauart, die wir vielleicht nicht genug bewundern, und die die Alten niemals erreichet haben, gelanget sind: nachgehends wie dieselbe vollkommner gemacht und verschönert, unsern Kirchen vor allen Tempeln, die vor uns gewesen sind, einen Vorzug verschaffen könne.

Der

Der erste Artikel handelt also von der Anordnung der Kirchen seit ihrem Ursprunge, bis auf die Wiederherstellung der Künste in Italien. Die Leichtigkeit oder Schwierigkeit, die die verschiedenen Religionen im Anfange bey ihrer Verbreitung gefunden, der Eifer mit dem mächtige Fürsten oder ganze Völker sie ergriffen, oder die Widersprüche, denen sie ausgesetzt gewesen, scheinen die vornehmsten Ursachen der Verschiedenheit gewesen zu seyn, die man in Ansehung des Innern der Gebäude, die dem wahren Gott zu Ehren errichtet worden, und der den falschen Göttern der Heyden gewidmeten Tempel bemerket.

Die verschiedenen Religionen derjenigen Völker, die durch ihre Einsicht in die Architectur geglänzt haben, gründeten sich unvermerkt und ohne Widerspruch im Schooße blühender Staaten. Die feyerlichsten Opfer geschahen bisweilen unter freyem Himmel, vor den Tempeln, mitten in Städten, oder außer ihren Mauren vor den Augen aller Einwohner. Es war öfters genug, daß das Innere dieser Tempel die Priester und Bildnisse der darinnen zu verehrenden Gottheiten enthielt, und das Volk, daß sie errichtete, konnte, ohne sie ungeheuer groß zu machen, sie von außen mit der größten Pracht ausschmücken. Die christliche Religion hingegen durfte sich im Anfange nicht ans Licht wagen: die ersten Christen, die sich unter der Erde in den traurigen Catacomben, die sie mit dem Tode theilten, verborgen hielten, feyerten daselbst insgeheim die Geheimnisse unsrer Religion. Constantin der Große zog sie hervor, und

 gab

Von der Erfindung der Kuppeln, die den heiligsten Theil des Tempels bedecken.

Da der Sitz des römischen Reichs nach Constantinopel übergetragen wurde, so erbaute Constantin, vermuthlich nach der Anlage der Peterskirche, weil sie damals für die schönste gehalten wurde, die Sophienkirche. — Der Hr. Verf. erzählt ihre verschiednen traurigen Schicksale unter dem Constantius, Arkadius, Honorius und Theodosius den Jüngern, unter denen sie bald zerstöret, bald wieder hergestellet wurde. Justinian, der seinen Namen durch schöne Gebäude verherrlichen wollte, ließ endlich die berühmtesten Baumeister aus der ganzen Welt zusammen kommen. Anthemius von Thralles und Isidor von Miletus schienen die vornehmsten; sie faßten den kühnen Entschluß, um sie vor Feuersgefahr in Sicherheit zu setzen, gar kein Holz darzu zu nehmen, und führten ihn nach viel überwundenen Schwürigkeiten aus. Man geräth in Erstaunen, wenn man hineintritt, über die Größe und Schönheit des Ganzen. So viel sie inzwischen, fügt Hr. le Roi, wegen der Entdeckung der ungeheuren Wölbung die in dem Mittelpunkte des Kreuzes, das sie formiret und dessen zirkelförmiger Plan, der auf einer viereckichten Fläche des untern Theils vom Dome ruht, mit den Winkeln des Quadrates verbunden, und durch Strebebögen gehalten wird, Lob verdienen; so müssen wir doch gestehen, daß es gewisse Zeiten, wie den Fürsten giebt, so groß sie auch seyn, und so viel Aufwand sie verwenden, die doch nur unvollkommne Werke hervorbringen. Das Detail der Architektur an dieser Kirche ist höchst fehler-

fehlerhaft, und man kann dem V. um desto eher glauben, da er sie selbst in Augenschein genommen hat.

Die Künste, die schon unter dem ersten christlichen Kaiser in Verfall geriethen, verfielen endlich in eine solche Barbarey, daß die Venetianer, die noch mit ziemlicher Einsicht dasjenige in der St. Markuskirche nachahmten, was die Disposition der Sophienkirche Gutes hatte, sich doch nicht vor der Nachahmung des übeln Geschmacks zu hüten wußten, der in ihrer innern Verzierung herrscht. Diejenige Kirche, die heut zu Tage diesen Namen trägt, ist nicht mehr diejenige, die man daselbst 829. errichtete; denn diese wurde 976. in dem allgemeinen Aufruhr, der die Venetianer bewegte, den Candiano mit seinem Sohne zu ermorden, eingeäschert. Urseolo der I. bauete eine neue. Constantinopel gab dazumal den Ton in Künsten: er ließ daselbst ein Gemählde von Goldarbeit, von wunderbarer Kunst und einem außerordentlichen Reichthume für den Hauptaltar des S. Markus verfertigen. Die griechischen Baumeister waren dazumal so berühmt in Italien, daß zu Anfange des 11ten Jahrhunderts, und also kurz nach Erbauung der S. Markuskirche die Republik Pisa den Busquetto da Dalichio kommen ließ, um ihr die Hauptkirche oder den Dom zu erbauen. Der Verf. zeiget ganz deutlich in der Vergleichung, daß diese von jener eine Nachahmung sey. Die S. Markuskirche hat also den Vorzug, daß sie die erste ist, die man mit Strebebögen gebauet hat, die das Gewölbe in der Mitte halten; daß sie weit besser in dem Plane die Gestalt eines Kreuzes als vorher vorstellet,

stellet, daß sie zuerst über den 5 Kuppeln, die den Mittelpunkt dieser Kirche und die verschiednen Arme ihres Kreuzes decken, gedoppelte Hauben hat, deren Wölbungen inwendig eine gute Wirkung thun, und von außen Dome von einer weit erhöhtern Gestalt als ihnen die Alten gaben, zeiget; daß sie endlich die Idee selbst darbeut, die man nachgehends zu St. Peter in Rom nachgeahmt hat, den großen Dom einer Kirche, mit kleinern niedern Domen zu begleiten, und ihnen dadurch ein pyramidisches Ansehen zu geben.

Der zwente Artikel enthält eine Geschichte von Anlagen der christlichen Tempel, seit der Zeit, da die Künste wieder in Italien zu blühen anfiengen, bis zu Ende des Jahrhunderts von Ludwig den XIVten. Der Herr Verf. zeiget, wie durch den Aufgang der Wissenschaften unter Leo den Xten auch die Künste in Flor kamen, vermittelst welcher endlich das herrlichste Gebäude von der Welt zu Stande gebracht wurde. Wenn die Kirche U. L. Fr. (Santa Maria de Fiori) die zu Florenz im Gothischen Geschmack angefangen worden, nicht durch die schöne Kuppel, die sie deckt, wäre verzieret, oder in Rom nicht ein Dom von Strebebögen getragen, in der sonst unbekannten kleinem Augustinerkirche wäre gebauet worden, so würde vielleicht die Peterskirche in Rom von einer ganz andern Gestalt gewesen seyn, als wir itzt an ihr finden. Burneleschi von Florenz entdeckte seinen Landsleuten mit dem Jahre 1407 zuerst alle Schönheiten in den Ruinen die sie mit Füssen traten, und in den kostbaren Denkmälern des

Alter-

Alterthums in Rom. Man suchte zu Anfange des 15ten Seculi den Vitruv zu verstehen (*). Die ungeheure Kuppel, die man zu Florenz auf die oberwähnte Kirche setzte, ist die erste, und eine der wichtigsten Epoken dieser glücklichen Veränderung. Herr le Roi hält sie für ein so kühnes Unternehmen, daß er die Geschichte beybringt, die wir aber ganz kurz berühren müssen.

Diese Kirche wurde in Gothischen Geschmacke von Arnulph Lapi angefangen, er starb darüber und ließ die Florentiner in großer Unruhe wegen der Ausführung des Hauptgewölbes, das alle neuere übertreffen sollte. Unter vielen Projekten von verschiedenen Baukünstlern schien des Burnleschi, der eben zu Rom die Alterthümer studirte, wegen seiner Simplicität, das unmöglichste: es wurde verworfen, und 10 Jahre darnach war man gezwungen, ihn aufs neue von Rom zu holen. Er zeigte, was er sich ausgesonnen hatte, um die Kuppel auf eine simple und wenig kostbare Art zu erbauen, rieth ihnen aber die berühmtesten Baumeister von Europa zu Rathe zu ziehen: ihre Versammlung geschah 1420. Er konnte sie aber eben so wenig von der Möglichkeit überzeugen. Bey einer anderweitigen Versammlung brachte er es so weit, daß ihm endlich die Ausführung überlassen wurde, man zwang ihn inzwischen noch einen Architekten Giberti dazu zu nehmen, dessen Blöße er aber bald zeigte; er war also allein und führte sein Unternehmen glücklich aus.

Die

*) Leo Baptista Alberti hatte schon vor dem Schlusse des 15ten Sec. seine 6 Bücher von der Baukunst herausgegeben.

Dieser Dom, die Zierde von Florenz, reizte Rom zum Nacheifern. Der Pabst Nicolaus V. beschloß eine neue Peterskirche zu erbauen, die die alte von Constantin, weit übertreffen sollte. Bernard Rossellini bekam den Auftrag zum Plane, und man gab ihm noch den Leo Baptista Alberti zu: sein Plan ward angenommen, und sollte ausgeführet werden. Aber Nicolaus V. starb, da man kaum fünf Fuß hoch über den Boden hinaus war. Nach dessen Tode versuchten die Römer einen neuen Weg in der Kunst, das Heiligthum der Kirchen zu decken. Von der Vollkommenheit, die die Florentiner ihren Kuppeln gegeben hatten, war nur ein Schritt zu der Erfindung, wie die Dome könnten von den Bögen ihrer Schiffe getragen werden, und die Römer thaten ihn. — Der V. kömmt also auf die Erfindung der Dome in den neuern Kirchen. Die kleine Augustinerkirche in Rom ist die erste, wo man die Kühnheit gehabt, einen neuen Thurm eines vollständigen Dom auf den vier Bögen der Schiffe und auf Strebebögen die sie verbinden, zu errichten: er ist vor kurzem wegen Baufälligkeit, da man ihm zu seiner Zeit noch nicht die gehörige Festigkeit zu geben wußte, abgenommen worden, und hat ungefähr 380 Jahr gestanden. Der Verf. zeiget die Zeit ihrer Erbauung, und was sie mit der Bauart der Florentinischen Kirche gemein hat, und geht zu der Vollkommenheit der Dome über, die den Mittelpunkt der schönsten neuern Kirchen decken.

Julius

Julius der zweyte, der 1503 Pabst geworden, unternahm mit allem möglichen Eifer die neue Peterskirche zu erbauen. Die Wahl fiel auf den Baumeister Bramante, dessen Plan gewählt wurde. Das lateinische Kreuz, welches das Innere vorstellet, ist sehr gut gezeichnet: niemals ist ein Monument so groß gewesen: das Hauptschiff war von einer sehr schönen Proportion, und die Verzierungen, welche den Grund der drey übrigen Schiffe endigten, die aus einzelnen Säulen zusammengesetzt, und zwischen Mauerwerk gestellet waren, bildeten Säulenlauben, und brachten durch die Abwechslung, die das Licht durch verschiedene Einfälle darauf verbreiten konnte, eine sehr glückliche Wirkung hervor. Das Innere des Pantheon scheint das einzige Monument, das vielleicht dem Bramante zu dem Gedanken Anlaß gegeben. Aus der Vergleichung, die der Hr. W. zwischen beyden anstellet, schließt er, daß es also Bramante, und nicht Michel Angelo gewesen, wie man fälschlich vorgegeben, dem man diese Idee, das Pantheon, auf den Tempel des Friedens zu setzen, zu danken habe. Die Ausführung dieses prächtigen Gebäudes wurde 1506 unternommen, und Julius II. legte den Grundstein dazu den 18ten April mit der größten Pracht, und also 1180 Jahr nach der Grundlegung der ersten Peterskirche von Constantin dem Großen. Der V. glaubt, nachdem er dem Genie des Architekten, Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er seine Fehler nicht verschweigen dürfe: er gründete diese Kirche mit solcher Eil, und so wenig Sorgfalt, daß, nach dem er die vier Bögen, die die Kuppel tra-

gen sollten, gewölbt hatte, diese an verschiedenen Orten kurz nach seinem Tode, der wenige Zeit vor Julius II. seinem erfolgte, Risse bekam. Dieser Zufall verzögerte den Bau. Als Leo X. an die Regierung kam, trug er die Sorge dafür dem Giocondo, Raphael Urbino, und Julius Sangalo auf, die die Befestigung des Grundes glücklich zu Stande brachten. Durch den Tod dieser 3 Architekten der vom 1517 bis 1520 erfolgte, gerieth das Werk in Stecken. Die Hauptaufsicht über den Bau wurde nun dem Antonius Sangalo aufgetragen, der sie auch unter Hadrian den IVten, und Clemens den VIIten mit Beyhülfe Balthasar von Peruzi beybehielt. In dem neuen Plan, den sie vorlegten, waren verschiedene Veränderungen, die der V. anzeiget, er wurde aber auch nicht ausgeführet.

Unter dem Pabste Paul III. blieb Sangalo allein, und machte in einem dritten Plane wieder neue Veränderungen, die hier angezeiget werden, der aber glücklicher Weise, da sie verschiedene Fehler hatten, nicht ausgeführet wurde.

Ein desto glücklicherer Zufall war es für die Künste und das Gebäude, daß endlich Michel Angelo diesem Baue vorgesetzet wurde. Dieser wurde vom Paul dem III. 1646. von Florenz nach Rom berufen, und bemühete sich alsofort ihm die majestätische Verzierung des Bramante wieder zu geben, die die Kirche durch den Sangalo verlohren hatte. Er ließ ihr zwar die Gestalt des griechischen Kreuzes, welches Sangalo und Balthasar von Peruzi ihr gegeben: aber er nahm dem äußerlichen Um-

fange, den sie im Modelle des Sangalo hatte, alles ab, was nicht zu den 4 Schiffen, und zu dem großen Quadrate, das um die 4 Pfeiler des Doms herum lief, gehörte. In der innern Verzierung der Schiffe scheint er wenig verändert zu haben: aber der Ordnung, die den Dom von innen zierten, gab er mehr Erhöhung als Sangalo, und weniger Höhe dem Gewölbe, das ihn tragen sollte.

Die äußere Verzierung dieses Gebäudes hat man gänzlich dem Michel Angelo zu danken, ausgenommen die Fasade ihre: die Hauptthüre, die man entworfen hatte, war weit über diejenige, die man ausgeführet hat: sie war von 14 sehr colossischen Säulen zusammen gesetzet, die von einem sehr majestätischen Anblicke würden gewesen seyn. Michel Angelo machte auch die Verzierung vom Thurme des Doms weit simpler, aber desto mehr für die Dauer. Man kann also den Michel Angelo mit Recht, als denjenigen Architekten ansehen, der das meiste zur Vollkommenheit der Peterskirche beygetragen hat, ob er gleich nur 17 Jahr die Aufsicht darüber gehabt, und erst im 72sten Jahre seines Alters, und 40 Jahr, nachdem Bramante dazu den Grund geleget hat, diese Arbeit angefangen: man sieht aber aus dieser Geschichte, daß weder die Hauptanordnung dieses Gebäudes, noch die Idee den Dom auf die Bögen der Schiffe zu setzen, ihm zuzuschreiben ist, ob er gleich diesen Gedanken glücklich ausgeführet hat. Der Verf. zeiget noch die Ausführung dieses Gebäudes in andern Theilen, und was ihnen noch zu derjenigen Vollkommenheit fehlet, die

 man

nun an zwo Kirchen, nämlich der St. Paulskirche in London und der Kirche der Invaliden in Paris nachzuholen gesucht hat. Es wäre nämlich vielleicht zu wünschen gewesen, daß die untern Seiten des großen Schiffs in der Peterskirche, die durch sechs kleine ovale Dome erleuchtet werden, weiter wären, damit nicht ihre Oeffnung durch die vier Mauern, die den Dom halten, gehindert würde.

Der Chevalier Wren, einer der größten Meßkünstler zu den Zeiten der Newtone, Leibnitze und Huyghens suchte den vorhergedachten Unbequemlichkeit bey Erbauung der prächtigen St. Paulskirche in London abzuhelfen. Er machte in seinen Dom die 4 Wände, die unter den Strebebögen sind, fast eben so groß, als diejenigen, die der Oeffnung der Schiffe entgegen stehen; in jedes Gemäuer der Strebebögen hat er eine Niche angebracht, wie bey der Peterskirche in Rom, er hat sie aber geöffnet, und es so veranstaltet, daß sie die 8 untern Seiten, die die 4 Schiffe dieser Hauptkirche begleiten, durchschneiden.

Diese Anordnung macht unstreitig dem Genie des Engländers Ehre; allein es folget daraus, daß die Schiffe überhaupt in dem Verhältnisse des ungeheuren Umfanges vom Dome allzu klein scheinen: und alle diejenigen, die einigen Geschmack und dieses Monument gesehen haben, erzählen, daß hauptsächlich das Chor außerordentlich enge scheint: außerdem darf man nur die Zeichnungen davon ansehen, um so gleich zu sehen, daß ihre Gestalt lange nicht so schön als die von der Peterskirche in Rom ist: das Kreuz ist in dem Plane schlecht ausgedrückt, und ob

gleich

gleich in der Hauptthüre der erstern verschiedene auszusetzen ist, so hat sie doch nur eine Ordnung und mithin ist ihre Zusammensetzung weit edler, als die in der londner Paulskirche. Der englische Architekt hat endlich das Glück gehabt, daß er sie binnen 40 Jahren nach seinem Entwurfe angefangen und geendiget hat, da hingegen 10 Architekten an der Peterskirche gebauet, und an dem ersten Plane des Bramante wichtige Veränderungen vorgenommen haben.

Bey nahe schienen die Quellen, zu dem mittelsten Theile großer Kirchen noch einige Vollkommenheiten hinzuzuthun, erschöpfet zu seyn, als dem Julius Harduin Mansart, von Ludwig dem XIV. aufgetragen wurde, einen Rotunde an dem Invalidenhospital zu bauen: da er gezwungen war einen Dom zu einem Schiffe, das bereits fertig und sehr enge war, hinzuzusetzen, so konnte er nicht ein so großes Ganze erdenken, als wenn er den Entwurf zu einer Hauptkirche hätte zu machen gehabt: er dachte also darauf, wie er den Theil der Strebebögen, die von ihm vernachläßiget zu seyn schienen, verzieren wollte. Er öffnete das Gemäuer der Strebebögen in der Mitten, und ließ sie in den vier sehr verzierten Kapellen durchbrechen: er schmückte sie jede mit zwo Säulen: er zog durch einige Stufen die schöne zirkelmäßige Forme seiner Kuppel herab, und stellte seinen Dom so, daß wenn man im Mittelpunkte steht, man das prächtigste Schauspiel erblickt, das die Architektur darbeut. Er trieb seine Bemühungen so weit, daß er den schönen Gemählden, die den Pla-

sind der Kuppel zieren, allen möglichen Glanz verschaffte. Nachdem der Hr. V. gezeigt hat, wie er dazu gelanget ist, so bietet sich ihm eine neue Untersuchung an, nämlich wie die Säulen, deren man sich bey den ersten christlichen Tempeln mit wenig Kunst bedienet, nachgehends gänzlich verlassen hat, in denjenigen, die man itzt erbauet, wieder zum Vorschein kommen, und mit aller Reinigkeit der griechischen Baukunst gebrauchet werden. —— Es geben ihm hierzu die beyden Kirchen der heil. S. Genevieve und Magdalene, die itzt in Paris errichtet werden, Anlaß, und da der Fortgang dieser Gebäude, die nach diesem System zusammengesetzet werden, bloß von den angenehmen oder unangenehmen Wirkungen abhänget, die die Colonnaden inwendig in einem Gebäude hervorbringen werden, so bahnt sich Hr. le Roi hierzu den Weg durch einen besondern dritten Artikel. Von der Schönheit, die überhaupt in den Gebäuden durch die Peristyle erhalten wird, und von den Veränderungen, zu denen sie in den Ausmessungen der Haupttheile ihres Innern Anlaß geben können. Er prüfet sie hauptsächlich nach drey Eigenschaften, die das Schöne in der Architektur hervorbringen, das Angenehme, das Starke, und der abwechselnde Eindruck auf unsre Empfindung, und er zeiget, wie diese Eigenschaften sich vorzüglich in den Säulenlauben finden, und wie gewisse Säulenordnungen noch eine größere Zahl dieser Eigenschaften, als andre vereinigen: wir können ihm aber hier nicht folgen, weil wir durch die Abkürzungen nur unverständlich werden

ben würden: vielleicht aber legen wir dem Leser ge-
legentlich eine vollständige Uebersetzung dieses Kapi-
tels vor. Nachdem er die Vortheile, welche die
neuern Kirchen in Betrachtung der Hauptverzierung
ihres Innern haben, angeführet und gezeiget hat, worin-
nen sie in Absicht auf ihre Anordnung sich einander
nähern, so zeiget er die Verschiedenheit, die sich unter
den beyden obgedachten Tempeln, der Kirche zu St.
Genevieve und der heil. Magdalena, die itzt in Paris
erbauet werden, findet. Er waget es aber nicht,
über den Vorzug zwischen beyden zu entscheiden,
glaubet aber, daß sie nach aller Wahrscheinlichkeit
seiner Nation einen angesehenen Rang unter denje-
nigen verschaffen werden, die sich in der Baukunst
hervorgethan haben. „So viel ist gewiß, sagt er
hiezu, kein Fürst in der Welt wird es vielleicht unter-
nehmen, eine Kirche zu erbauen, die die Peterskirche
in Rom an Größe übertreffen wird: aber vielleicht
ist es nicht unmöglich, dergleichen zu erfinden, die sie
an der Anordnung, oder in Absicht auf die Art ihrer
Verzierung übertreffen möchten. Die Griechen ha-
ben bloß diesen Weg gewählet, um sich vor andern
Völkern, die ihnen in Künsten vorgegangen waren,
zu unterscheiden. Sie haben überhaupt ihren Ge-
bäuden nicht die Größe der Aegyptischen gege-
ben. Inzwischen haben die Römer die Anord-
nung und Verzierungen der griechischen Tempel so
schön gefunden, daß sie dieselben nachgeahmet ha-
ben, und sie noch heut zu Tage in unsern Gebäu-
den gebrauchet werden: da hingegen die Aegypti-
schen kaum noch von einigen Neugierigen in den

 selt-

seinen Büchern einiger Reisenden aufgesucht werden.„

* *

IV.

Jüdische Schäfergedichte. Leipz. 1765. S. 214.

Der Herr Pastor Schlegel schlug vor einigen Jahren in seinem Batteux, nachdem er zwo verschiedene Gattungen der Schäferpoesie angezeigt hatte, noch eine dritte Art vor, wo der Dichter das Urbild durch Hülfe der wahren Geschichte dazu finden könnte. „Dies würde geschehen, sagte er, „wenn er ihre Scene in die Jahre der Fröhlichkeit „und Unschuld, in die Jahre der Erzväter, ver„legte. Die Empfindungen eines glückseligen Le„bens sind hier nicht Dichtung, sondern Wahrheit. „Und der Dichter würde bey dieser Gattung nicht nur „alle Vortheile, die ihm jene andern Gattungen ge„währen, wo nämlich bey der erstern der Dichter durch „Hülfe der Einbildungskraft, und bey der andern „durch Hülfe der Mythologie das Urbild dazu finden „kann, ungeschwächt erhalten, sondern auch noch einen „hinzufügen können: nämlich den Vortheil, diese „Empfindungen in ihrer Verbindung, nicht nur „mit der Einfalt der Sitten, sondern auch mit der „Frömmigkeit zu zeigen, die ihnen ohnedieß alle „ihre Gründlichkeit geben kann. Ich glaube, fährt „er fort, daß sie, wenn sie unter die Hände eines gu„ten Poeten kämen, zu vortrefflichen Auftritten reichen „Stoff darbieten müßten: denn was kann die Liebe

 mehr

„mehr adeln, und in einem schönen Lichte zeigen, als
„Offenherzigkeit und Frömmigkeit? die gröste
„Schwierigkeit dabey würde seyn, die morgenländi-
„sche Denkungsart zu treffen, und doch so zu mil-
„dern, daß die Einfalt der Sitten dadurch in unsrer
„Vorstellung nicht zu leiden schiene.„

Der Hr. Verf. obangezeigter jüdischen Schä-
fergedichte hat diese Gedanken auszuführen gesucht,
und mit einem sorgfältigen Fleiße, wovon die ange-
hängten Erläuterungen zeigen, alles aufgesammlet,
worinnen er einigen Anlaß zu einer Idylle gefunden
zu haben geglaubt. Wir müssen aber frey gestehen,
daß ungeachtet er des Beyfalls nicht unwürdig ist,
er doch nicht unsre Erwartung erfüllet hat; und frey-
lich ist es ein Unternehmen, das in mehr als einer
Betrachtung schlüpfrig ist, und wozu wir keine als
eine Geßnerische Muse aufmuntern möchten. Es
scheint uns, daß der Hr. V. sich nicht den richtigsten
Begriff von dem Schäfergedichte gemacht, und ge-
glaubt habe, es sey genug, wenn seine Personen Hir-
ten, und seine Scenen das Land wären: aus diesem
Grunde liefert er uns Beschreibungen des Hayns
Mamre, des Bergs Sinai, des Lauberhüttenfests,
Sarons, des Bergs Carmels, der Wüste Elia, der
Hütten der Rechabiten, der Ruinen von Babel, der
Balsamgärten, der Ruinen von Jerusalem, des
Berg Thabors, des gelobten Landes u. s. w. Aber
der obangeführte Kunstrichter sagt ganz recht:
Das Schäfergedichte ist seinem Wesen nach keine
Poesie der Mahlerey, wie es wohl das Landge-
dichte ist. Nicht als ob demselben gar nicht frey

 stünde,

stünde, zu schildern, oder solches nicht von ihm erwartet würde. Es entlehnt vielmehr aus den Schätzen der Natur die reizendste: es wählt aus ihr die die angenehmsten Züge: es bricht aus ihren Gefilden die farbichsten Blumen ab. Aber dies alles sind für dasselbe bloß die Verzierungen; bloß das Zufällige, durch welches das Wesentliche mehr gehoben werden soll, bloß die Ausschmückung des Theaters. Wer wird also diese geographische Schilderungen mit einigen Blumen der Poesie ausgeschmückt für Schäfergedichte halten können? Wir wollen zur Probe den Anfang des Bergs Thabor hersetzen:

„Welche bezaubernde Aussicht stellest du dem Auge „von deinen Höhen dar, Thabor, der du deinen runden „Gipfel aus weiten Ebenen zum Wolken streckest, und Pa„lästinens fruchtbarste Fluren mit stolzem Blick über„schauest. Um dich herum dehnet sich die Aue gleich ei„nem Garten des Herrn, und verlängert sich gegen die „Seiten des Himmels, wo die Sonne ihre Strahlen in „den Wellen des Meers verbirget. Der schnellströhmende „Kison durchwässert sie mit krummen Wendungen, seine „Wasser breiten allenthalben Fruchtbarkeit und Ueberfluß „um sich her, und stürzen sich nahe an dem Fuße der ent„fernten Gebirge mit rauschendem Getöse in den Ptole„maischen Meerbusen ꝛc.

In diesem Tone, fähret der Hr. B. durch volle Bogen fort, er nennet uns alle Städte, Naim, Endor, Saphet, Jesreel, und wie sie weiter heißen, die zur Seiten von forne und von hinten liegen, und jeden Leser, der sie nicht auf der Landcharte zu suchen Lust hat, ermüden müssen. Wir würden vielleicht noch

zufrieden seyn, wenn diese Schilderungen durch ein reiches und glänzendes Kolorit etwas besonders hätten, das unsre Neugierde reizte, wenn sie mit dem Pinsel eines morgenländischen Thomsons oder Kleists ausgemahlet wären, aber sie haben immer nichts vorzügliches vor allen übrigen solchen Gegenständen des Erdbodens: die Berge ragen über andre hervor, darunter liegen fruchtreiche Ebnen, es schlängeln sich Bäche über glatte Kiesel dahin, und in den Büschen zwitschern Vögel u. s. w. Aber vielleicht sehen die übrigen, wo die Akteurs selbst aufgestellet sind, mehr schäfermäßig aus? Der Hr. Verf. hat sich einer sehr leichten Zusammensetzung in seinen Idyllen bedienet: Er läßt ein paar Hirten sich von ungefähr zusammen finden: der eine fragt, was vorgeht, und der andre erzählet nach den Umständen die er in der Geschichte gefunden, den Ursprung einer Gewohnheit, die Begebenheit die sich an diesem oder jenem Orte zugetragen, oder er macht eine Beschreibung. Z. B. das Lauberhüttenfest. Kenas fraget, warum das Volk mit Palmenzweigen geschmückt, nach den Höhen von Salem ziehe. Jalon antwortet, heute ist das große Fest der Hütten. Hierauf erzählt er ihm auf vier Seiten den Ursprung und alle Ceremonien dieses Festes. — Seltsam genug, daß ein Jude dieses nicht wissen sollte? Im Untergange des Salomonischen Gartens fragt Sobal: Welcher verderbliche Engel hat diese anmuthige Gefilde in Wüsteneyen umgekehrt, und Menahem erklärt es ihm: eben diese Oekonomie findet sich in Gräbern der Könige, in Hütten der Rechabiten, in dem

Aus-

Auszüge aus Judäa, in der Geschichte der Tochter Zedekia, in den Ruinen von Babylon, in dem Tempel Onia, in dem Lobe Alexandrä, in dem Lager Pompeji, und in dem größten Theile der übrigen. Seine zweyte Manier ist, daß sich ein paar Hirten begegnen, und einer den andern bittet, er solle ihm doch ein Liedgen singen: er singt und — ist fertig, und in wie vielen Idyllen hat man nichts zu thun, als für die Hirten jede Art von Einwohnern hinzusetzen, um gleich eine andre Art von Gedichten daraus zu machen, ja der Hr. V. scheint selbst in diesem Punkte sich nicht daran so genau zu kehren. Glaphyrä Traum, Adramelech und Abaddon, die Predigt Christi, die Wunder beym Tode Christi, Erscheinung eines Heiligen, Bamus, Prophezeyung von dem Ruin von Jerusalem, Gespräch zweyer Engel, die letzten Worten eines sterbenden Vaters, der Eremit, Agrippa in Jerusalem, Herodes Agrippa, u. a. m. wird kein Mensch für Schäfergedichte, sondern allenfalls für kleine Schilderungen aus der jüdischen Geschichte halten. Aber wie wir schon gesagt haben, der Hr. Verf. scheint theils ganz falsche Begriffe von Schäfergedichten zu haben, theils aber auch von dem Wege, den er sich vorgesetzt, gänzlich verlohren zu haben. Herr Geßner sagt in der Vorrede zu seinen Idyllen, daß er seine Scenen in das goldne Weltalter gesetzt habe, und beruft sich, das Daseyn eines solchen Weltalters darzuthun, auf Homers Epopeen, und die Geschichte der Patriarchen. Dieß ist vortrefflich, und wir alle wissen, wie dieser reizende

Schrift-

Schriftsteller seinen Entzweck erreichet hat. Er sagt ferner, die Ekloge giebt uns Züge aus dem Leben glücklicher Leute, wie sie sich bey der natürlichsten Einfalt der Sitten, der Lebensart und ihrer Neigungen, bey allen Begegnissen, im Glück und Unglück betragen. — Aber was thut unser V.? läßt er seine Schäfer bloß in den Zeiten der Erzväter auftreten, wo sie eine kleine Gesellschaft glücklicher Leute ausmachten? o nein, er läuft die ganze Geschichte bis nach Christi Geburt durch: er zeiget sie uns, wo sie das größte Volk auf dem Erdboden ausmachten, große mächtige Städte bewohnten, und mit andern Nationen Krieg führten, daher entstehen Schäfergedichte, als die Ruinen von Babylon, das Lager Pompeji, das Schlachtfeld Craßi, der Tempel Augusti, die man unter jedem andern Titel suchen würde. Es ist wahr, es sind immer Schäfer, welche reden, es könnten mit kleinen Veränderungen eben so gut andre Menschen seyn, es sind aber nicht die glücklichen beneidenswürdigen Menschen, die wir als Schauspieler mögen auftreten sehen, die uns die schönsten Empfindungen auf die sinnlichste Art vortragen. Diese Schäfer sind überdies so einförmig, ihre Situationen stets so einerley, daß wenn man mit etlichen bekannt ist, man sie meistens alle kennet. Mit was für einer glücklichen Mannigfaltigkeit hat Hr. Geßner seine Hirten nicht durch kleine Schattirungen abzuändern wissen, ohne daß sie deswegen von ihrem Hauptcharakter der Einfalt und Unschuld verlohren haben. Was sollen wir endlich von der Poesie des Hrn. Verf. sagen? Wenn wir sie als orien-

orientalische Gedichte ansehen, wo sich die feurige Einbildungskraft in kühnen Metaphern, in blühenden und bilderreichen Ausdrücken, in unerwarteten und verwegenen Uebergängen äußern soll, so finden wir wenig charakteristische Züge davon, man müßte denn die Namen der Flüsse, der Städte, einiger Bäume u. s. w. dafür halten wollen: es ist wahr, daß hierinnen, wie schon Hr. Schlegel bemerkt, keine geringe Schwierigkeit liege; aber die Ueberwindung dieser Schwierigkeit war eben dasjenige, worinnen wir die Kunst des Dichtens zu sehen glaubten. Wir erinnern uns einiger Eklogen, die vier Jahrszeiten, in orientalischen Eklogen von einem Engländer gelesen zu haben, der diese Denkungsart glücklich ausgedrückt hatte. Was für vortreffliche Stellen finden wir nicht im Tode Abels von Hrn. Geßnern: man vergleiche nur den Morgengesang im ersten Buche, wo Adam die Schöpfung besingt mit unsers Verf. zweyter Idylle die Schöpfung. Die heil. Schrift hat ihm den Ton oft selbst angegeben, aber er hat ihn nicht recht zu nützen gewußt. Wie schön ist das Lied Davids auf Jonathan im andern Buche Samuelis, und wie viel verliert es durch die vermeynte Verschönerung: unter einer Menge Worte, unter einer kraftlosen Ausdehnung ist sein ganzer Reiz begraben: Wir wollen es hersetzen, und das Original dagegen.

Die Zierde des Volks ist auf deinen Höhen Gilboa umgekommen: wie plötzlich hat die Helden das blutgierige Schwerd dahin geraft.

Ach

Ach daß nicht der Ruf eures Falls in die Thore zu Gath dränge! ach daß nicht die traurige Zeitung die Mauren von Ascalon erfüllte! die Töchter der Philister möchten darüber jauchzen, und die Kinder der Unbeschnittenen frölische Lieder anstimmen.

Der Himmel ergieße sich nie in feuchtenden Thautropfen, nie in erquickenden Regengüssen über euch ihr verhaßten Gebürge: kein Acker schwelle auf euch von fruchtbarem Getraide zu fetten Hebopfern: denn dort sank der Helden der unbesiegte Schild schändlich von den Armen, dort fiel das Schild des Monarchen, gleich als wäre nie das heilige Oehl durch seine Haare geflossen.

Also verlohr der Bogen Jonathan, den er nie unkräftig abgedrückt hatte, seine siegende Kraft, und das Schwerdt Sauls, das nie anders, als triefend von dem Blute der Erschlagenen, von dem Fette der Helden zurückkam, ward ohnmächtig. Saul und Jonathan, die das Leben mit zärtlichen Banden verknüpft hatte, sind auch mitten in den Wohnungen des Todes ungeschieden: Sie, denen der Adler an schnellen und erhabenen Fluge, und der König der Waldthiere an Stärke weichen mußte.

Ihr Töchter von Israel erhebet eure Stimme in bangen Klagegesängen um den Tod des Gesalbten: denn Saul kleidete euch mit purpurnen Röcken und verschwendete güldene Kleinode um euer Gewand.

O wie sind die Helden mitten in der Wuth des Gefechtes gefallen? Ein barbarisches Schwerdt hat den Jonathan auf den bluttriefenden Gebürgen erschlagen.

Mein Herz zerfließt in wehmüthigen Seufzern um dich, mein Bruder Jonathan, o du Gegenstand meiner Wonne! du, dessen Liebe mir lieblicher war als die süße Umarmung der Töchter Jerusalems.

O wie sind die Helden im Streit dahin gefallen? Wie sind die Kriegswaffen im schrecklichen Gefechte verlohren."

Wir wollen keine wörtliche Kritik anstellen; denn jedermann wird bey selbst eigner Vergleichung die Wahrheit unsrer Bemerkung finden, wenn ihn die Kürze, die Gewalt des biblischen Dichters bis zum Entzücken fortreissen wird. Dieser singt:

„Die edelsten in Israel sind auf deiner Höhe erschlagen: Wie sind die Helden gefallen!

Sagts nicht an zu Gath, verkündigts nicht auf den Gassen zu Asklon: daß sich nicht freuen die Töchter der Philister: daß nicht frohlocken die Töchter der Unbeschnittenen.

Ihr Berge zu Gilboa! es müsse weder thauen noch regnen auf euch, noch Aecker seyn, da Hebopfer von kommen: denn daselbst ist den Helden ihr Schild abgeschlagen: der Schild Saul, als wäre er nicht gesalbet mit Oele.

Der Bogen Jonathan hat nie gefehlet und das Schwerd Saul ist nie leer wieder kommen vom Blute der Erschlagenen und vom Fette der Helden.

Saul und Jonathan, holdselig und lieblich in ihrem Leben, sind auch im Tode nicht geschieden: leichter denn die Adler und stärker denn die Löwen.

Ihr Töchter Israel, weinet über Saul, der euch kleidete mit Rosinfarbe säuberlich, und schmückte euch mit güldenen Kleinodien an euren Kleidern.

Wie sind die Helden so gefallen im Streit! Jonathan ist auf deinen Höhen erschlagen.

Es ist mir leid um dich, mein Brüder Jonathan. Ich habe grosse Freude und Wonne an dir gehabt: deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen, als Frauenliebe.

Wie sind die Helden gefallen, und die Streitbaren umkommen!„

Wir zweifeln nicht, daß der Hr. Verf. bey wiederhohlter Ueberlesung selbst das Matte seiner poetischen Paraphrase würde gefühlt haben, da er sonst ein Mann von Einsicht und Empfindung ist. Es sind hin und wieder auch schöne Stellen, und von seinem Fleiße und seiner Belesenheit zeigen seine hinzugekommnen Anmerkungen: nur hätten wir gewünschet, daß er den Umfang seines Genies wohl zuvor geprüft, und seine Kräfte nach der Unternehmung hätte abmessen wollen.

V.

Johann Winkelmanns Nachrichten von den neuesten herkulanischen Entdeckungen an Hrn. Heinrich Fueßli, aus Zürich. Te nihil impediat dignam Dis tegere vitam. *Lucret.* Dresden in der Waltherischen Handlung 1764. (53 S.)

Wir haben schon bey mehr als einer Gelegenheit gezeiget, wie wichtig uns alles ist, was von Hrn. Winkelmann kömmt. Seine grosse Kenntniß der Alterthümer, mit einer Einsicht in alle Arten von Wissenschaften verbunden, sein feiner Geschmack,

 seine

seine körnichte und edle Schreibart, alles machet seine Schriften empfehlungswürdig. Die Nachrichten die er in dem ersten Sendschreiben, und wieder in den gegenwärtigen von den neuesten herkulanischen Entdeckungen giebt, haben uns mehr Licht gegeben, als alles, was wir davon sonst gelesen haben: inzwischen irret er sich, wenn er daraus, daß wir in der Beurtheilung seiner erstern Schrift gesagt haben, man finde in derselben ansehnliche Supplemente zu dem großen Werke von den herkulanischen Gemählde, schließt, daß der Beurtheiler nicht möchte Gelegenheit gehabt haben, das letztere zu sehen, weil es blos von herkulanischen Gemählden handle. Man würde sich allerdings betrügen, wenn man daraus muthmaßen wollte, daß wir seine Schrift für einen Auszug aus jenem großen Werke hielten: wir haben es aber in dem weitläuftigsten Verstande genommen, in so fern wir sie für Beyträge zur Geschichte vom Herkulanum und dessen Alterthümern überhaupt ansehen, und wenn man es in demselben nicht wollte gelten lassen, so sind wir es ganz wohl zufrieden, daß der Leser unterrichtet wird, daß diese Nachrichten dem Hrn. W. ganz eigen zugehören, und mit den Pitture d'Ercolano in keiner Verbindung stehen.

Die Nachricht, die er hier giebt, ist von neuen Entdeckungen der Städte Herkulanum und Pompeji: denn das Nachgraben von Stabia hat man itzo liegen lassen: aus einer daselbst entdeckten verstümmelten Inschrift, die Herr W. anführet, siehet man, daß zu Stabia ein besonderer Tempel des Genius dieses Orts gewesen.

Vom Pompeji ist die eigentliche Lage durch eine Inschrift die im August 1763 entdecket worden; und die hier ebenfalls beygebracht wird, außer allen Zweifel gesetzt. Vom Amphiteater dieser Stadt war, vor dem Nachgraben keine andre Spur, als eine ovale Vertiefung. Wir haben uns also geirret, indem wir in Beurtheilung des ersten Winkelmannischen Sendschreibens, dasjenige was er von dem ehemaligen Capitolio zu Pompeji gedacht hat, mit dem Amphiteater daselbst verwechselt haben, da von dem Capitolio keine Spur mehr vorhanden ist. Aus den neuesten Entdeckungen welche seit zwey Jahren daselbst gemacht sind, zeiget Hr. W. sehr wahrscheinlich darzuthun, daß diese Stadt vorher, ehe sie unter dem Titus in dem Ausbruche des Vesuvs verschüttet worden, unter dem Nero durch ein Erdbeben, wovon die Scribenten melden, sehr übel zugerichtet gewesen. Diese Anzeigen geben die theils ausgeschnittenen Gemählde aus den Wänden einiger Zimmer, theils andre Gemählde, die noch itzo daselbst umher gehackt gesehen werden, wovon der Verf. verschiedne Beyspiele anführet, welches von denjenigen geschehen ist, die diese Stücke haben aushauen und wegnehmen wollen: ingleichen die in den Pompejanischen Gebäuden mangelnden Thür-Cardini, nebst den Platten von Erz, worinnen sich dieselbe drehen.

Die Nachrichten des Verf. gehen auf drey Punkte, auf neu entdeckte Gebäude, auf Bildnisse und auf Geräthe. Die Gebäude sind theils öffentliche, theils Wohnungen: er giebt hiervon eine genaue Bezeichnung, weil sie zum Verständnisse alter

seinen Büchern einiger Reisenden aufgesuchet werden.

IV.

Jüdische Schäfergedichte. Leipz. 1765. S. 214.

Der Herr Pastor Schlegel schlug vor einigen Jahren in seinem Batteux, nachdem er zwo verschiedene Gattungen der Schäferpoesie angezeigt hatte, noch eine dritte Art vor, wo der Dichter das Urbild durch Hülfe der wahren Geschichte dazu finden könnte. „Dies würde geschehen, sagte er, „wenn er ihre Scene in die Jahre der Fröhlichkeit „und Unschuld, in die Jahre der Erzväter, ver„legte. Die Empfindungen eines glückseligen Le„bens sind hier nicht Dichtung, sondern Wahrheit. „Und der Dichter würde bey dieser Gattung nicht nur „alle Vortheile, die ihm jene andern Gattungen ge„währen, wo nämlich bey der erstern der Dichter durch „Hülfe der Einbildungskraft, und bey der andern „durch Hülfe der Mythologie das Urbild dazu finden „kann, ungeschwächt erhalten, sondern auch noch einen „hinzufügen können: nämlich den Vortheil, diese „Empfindungen in ihrer Verbindung, nicht nur „mit der Einfalt der Sitten, sondern auch mit der „Frömmigkeit zu zeigen, die ihnen ohnedieß alle „ihre Gründlichkeit geben kann. Ich glaube, fährt „er fort, daß sie, wenn sie unter die Hände eines gu„ten Poeten kämen, zu vortrefflichen Auftritten reichen „Stoff darbieten müßten: denn was kann die Liebe

mehr

„mehr adeln, und in einem schönen Lichte zeigen, als „Offenherzigkeit und Frömmigkeit? die gröste „Schwierigkeit dabey würde seyn, die morgenländi- „sche Denkungsart zu treffen, und doch so zu mil- „dern, daß die Einfalt der Sitten dadurch in unsrer „Vorstellung nicht zu leiden schiene.„

Der Hr. Verf. obangezeigter jüdischen Schäfergedichte hat diese Gedanken auszuführen gesucht, und mit einem sorgfältigen Fleiße, wovon die angehängten Erläuterungen zeigen, alles aufgesammlet, worinnen er einigen Anlaß zu einer Idylle gefunden zu haben geglaubt. Wir müssen aber frey gestehen, daß ungeachtet er des Beyfalls nicht unwürdig ist, er doch nicht unsre Erwartung erfüllet hat; und freylich ist es ein Unternehmen, das in mehr als einer Betrachtung schlüpfrig ist, und wozu wir keine als eine Geßnerische Muse aufmuntern möchten. Es scheint uns, daß der Hr. V. sich nicht den richtigsten Begriff von dem Schäfergedichte gemacht, und geglaubt habe, es sey genug, wenn seine Personen Hirten, und seine Scenen das Land wären: aus diesem Grunde liefert er uns Beschreibungen des Hayns Mamre, des Bergs Sinai, des Lauberhüttenfests, Sarons, des Bergs Carmels, der Wüste Elia, die Hütten der Rechabiten, der Ruinen von Babel, die Walfahrtgänge, der Ruinen von Jerusalem, des Berg Thabors, des gelobten Landes u. s. w. Aber der obangeführte Kunstrichter sagt ganz recht: Das Schäfergedichte ist seinem Wesen nach keine Poesie der Wohlleben, wie es wohl das Landgedichte ist. Nicht als ob demselben gar nicht frey

stünde, zu schildern, oder solches nicht von ihm erwartet würde. Es entlehnt vielmehr aus den Schätzen der Natur die reizendste: es wählt aus ihr die die angenehmsten Züge: es bricht aus ihren Gefilden die färblichsten Blumen ab. Aber dies alles sind für dasselbe bloß die Verzierungen; bloß das Zufällige, durch welches das Wesentliche mehr gehoben werden soll, bloß die Ausschmückung des Theaters. Wer wird also diese geographische Schilderungen mit einigen Blumen der Poesie ausgeschmückt für Schäfergedichte halten können? Wir wollen zur Probe den Anfang des Bergs Thabor hersetzen:

„Welche bezaubernde Aussicht stellest du dem Auge „von deinen Höhen dar, Thabor, der du deinen runden „Gipfel aus weiten Ebenen zum Wolken streckest, und Pa„lestinens fruchtbarste Fluren mit stolzem Blick über„schauest. Um dich herum dehnet sich die Aue gleich ei„nem Garten des Herrn, und verlängert sich gegen die „Seiten des Himmels, wo die Sonne ihre Strahlen in „den Wellen des Meeres verbirget. Der schnellströmende „Kison durchwässert sie mit krummen Wendungen, seine „Wasser breiten allenthalben Fruchtbarkeit und Ueberfluß „um sich her, und stürzen sich nahe an dem Fuße der ent„fernten Gebirge mit rauschendem Getöse in den Ptolo„mäischen Meerbusen: rc.

In diesem Tone, fährt der Hr. V. drey volle Seiten fort, er nennet uns alle Städte, Nain, Endor, Saphet, Jesreel, und wie sie weiter heißen, die zur Seiten von forne und von hinten liegen, und jeden Leser, der sie nicht auf der Landcharte zu suchen Lust hat, ermüden müssen. Wir wünschten vielleicht noch

zufrie-

zufrieden seyn, wenn diese Schilderungen durch ein reiches und glänzendes Kolorit etwas besonders hätten, das unsre Neugierde reizte, wenn sie mit dem Pinsel eines morgenländischen Thomsons oder Kleists ausgemahlet wären, aber sie haben immer nichts vorzügliches vor allen übrigen solchen Gegenständen des Erdbodens: die Berge ragen über andre hervor, darunter liegen fruchtreiche Ebnen, es schlängeln sich Bäche über glatte Kiesel dahin, und in den Büschen zwitschern Vögel u. s. w. Aber vielleicht sehen die übrigen, wo die Akteurs selbst aufgestellet sind, mehr schäfermäßig aus? Der Hr. Verf. hat sich einer sehr leichten Zusammensetzung in seinen Idyllen bedienet: Er läßt ein paar Hirten sich von ungefähr zusammen finden: der eine fragt, was vorgeht, und der andre erzählet nach den Umständen die er in der Geschichte gefunden, den Ursprung einer Gewohnheit, die Begebenheit die sich an diesem oder jenem Orte zugetragen, oder er macht eine Beschreibung. Z. B. das Lauberhüttenfest. Kenas fraget, warum das Volk mit Palmenzweigen geschmückt, nach den Höhen von Salem ziehe. Jalon antwortet, heute ist das große Fest der Hütten. Hierauf erzählt er ihm auf vier Seiten den Ursprung und alle Ceremonien dieses Festes. — Seltsam genug, daß ein Jude dieses nicht wissen sollte? Im Untergange des Salomonischen Gartens fragt Sobal: Welcher verderbliche Engel hat diese anmuthige Gefilde in Wüsteneyen umgekehrt, und Menahem erklärt es ihm: eben diese Oekonomie findet sich in Gräbern der Könige, in Hütten der Rechabiten, in dem

Aus-

Auszuge aus Judäa, in der Geschichte der Tochter Zedekia, in den Ruinen von Babylon, in dem Tempel Oniä, in dem Lobe Alexandrä, in dem Lager Pompeji, und in dem größten Theile der übrigen. Seine zweyte Manier ist, daß sich ein paar Hirten begegnen, und einer den andern bittet, er solle ihm doch ein Liedgen singen: er singt und — ist fertig, und in wie vielen Idyllen hat man nichts zu thun, als für die Hirten jede Art von Einwohnern hinzusetzen, um gleich eine andre Art von Gedichten daraus zu machen, ja der Hr. V. scheint selbst in diesem Punkte sich nicht daran so genau zu kehren. Glaphyrä Traum, Adramelech und Abaddon, die Predigt Christi, die Wunder beym Tode Christi, Erscheinung eines Heiligen, Bamus, Prophezeyung von dem Ruin von Jerusalem, Gespräch zweyer Engel, die letzten Worten eines sterbenden Vaters, der Eremit, Agrippa in Jerusalem, Herodes Agrippa, u. a. m. wird kein Mensch für Schäfergedichte, sondern allenfalls für kleine Schilderungen aus der jüdischen Geschichte halten. Aber wie wir schon gesagt haben, der Hr. Verf. scheint theils ganz falsche Begriffe von Schäfergedichten zu haben, theils aber auch von dem Wege, den er sich vorgesetzt, gänzlich verlohren zu haben. Herr Geßner sagt in der Vorrede zu seinen Idyllen, daß er seine Scenen in das goldne Weltalter gesetzt habe, und beruft sich, das Daseyn eines solchen Weltalters darzuthun, auf Homers Epopeen, und die Geschichte der Patriarchen. Dieß ist vortrefflich, und wir alle wissen, wie dieser reizende

Schrift-

Schriftsteller seinen Entzweck erreichet hat. Er sagt ferner, die Ekloge giebt uns Züge aus dem Leben glücklicher Leute, wie sie sich bey der natürlichsten Einfalt der Sitten, der Lebensart und ihrer Neigungen, bey allen Begegnissen, im Glück und Unglück betragen. — Aber was thut unser V.? läßt er seine Schäfer bloß in den Zeiten der Erzväter auftreten, wo sie eine kleine Gesellschaft glücklicher Leute ausmachten? o nein, er läuft die ganze Geschichte bis nach Christi Geburt durch: er zeiget sie uns, wo sie das größte Volk auf dem Erdboden ausmachten, große mächtige Städte bewohnten, und mit andern Nationen Krieg führten, daher entstehen Schäfergedichte, als die Ruinen von Babylon, das Lager Pompeji, das Schlachtfeld Crassi, der Tempel Augusti, die man unter jedem andern Titel suchen würde. Es ist wahr, es sind immer Schäfer, welche reden, es könnten mit kleinen Veränderungen eben so gut andre Menschen seyn; es sind aber nicht die glücklichen beneidenswürdigen Menschen, die wir als Schauspieler mögen auftreten sehen, die uns die schönsten Empfindungen auf die sinnlichste Art vortragen. Diese Schäfer sind überdies so einförmig, ihre Situationen stets so einerley, daß wenn man mit etlichen bekannt ist, man sie meistens alle kennet. Mit was für einer glücklichen Mannigfaltigkeit hat Hr. Geßner seine Hirten nicht durch kleine Schattirungen abzuändern wissen, ohne daß sie deswegen von ihrem Hauptcharakter der Einfalt und Unschuld verlohren haben. Was sollen wir endlich von der Poesie des Hrn. Verf. sagen? Wenn wir sie als

orien-

orientalische Gedichte ansehen, wo sich die feurige Einbildungskraft in kühnen Metaphern, in blühenden und bilderreichen Ausdrücken, in unerwarteten und verwegenen Uebergängen äußern soll, so finden wir wenig charakteristische Züge davon, man müßte denn die Namen der Flüsse, der Städte, einiger Bäume u. s. w. dafür halten wollen: es ist wahr, daß hierinnen, wie schon Hr. Schlegel bemerkt, keine geringe Schwierigkeit liege; aber die Ueberwindung dieser Schwierigkeit war eben dasjenige, worinnen wir die Kunst des Dichters zu sehen glaubten. Wir erinnern uns einiger Eklogen, die vier Jahrszeiten, in orientalischen Eklogen von einem Engländer gelesen zu haben, der diese Denkungsart glücklich ausgedrückt hatte. Was für vortreffliche Stellen finden wir nicht im Tode Abels von Hrn. Geßnern: man vergleiche nur den Morgengesang im ersten Buche, wo Adam die Schöpfung besingt mit unsers Verf. zweyter Idylle die Schöpfung. Die heil. Schrift hat ihm den Ton oft selbst angegeben, aber er hat ihn nicht recht zu nutzen gewußt. Wie schön ist das Lied Davids auf Jonathan im 2ten Buche Samuelis, und wie viel verliert es durch die vermeynte Verschönerung: unter einer Menge Worte, unter einer kraftlosen Ausdehnung ist sein ganzer Reiz begraben: Wir wollen es hersehen, und das Original dagegen.

Die Zierde des Volks ist auf deinen Höhen Gilboa umgekommen: wie plötzlich hat die Helden das blutgierige Schwerd dahin geraft.

Ach

Ach, daß nicht der Ruf eures Falls in die Thore zu Gath dränge! ach daß nicht die traurige Zeitung die Mauren von Ascalon erfüllte! die Töchter der Philister möchten darüber jauchzen, und die Kinder der Unbeschnittenen fröliche Lieder anstimmen.

Der Himmel ergieße sich nie in feuchtenden Thautropfen, nie in erquickenden Regengüssen über euch ihr verhaßten Gebürge: kein Acker schwelle auf euch von fruchtbarem Getraide zu fetten Hebopfern: denn dort sank des Helden, der unbesiegte Schild schändlich von den Armen, dort fiel das Schild des Monarchen, gleich als wäre nie das heilige Oehl durch seine Haare geflossen.

Also verlohr der Bogen Jonathan, den er nie unkräftig abgedrückt hatte, seine siegende Kraft, und das Schwerdt Sauls, das nie anders, als triefend von dem Blute der Erschlagenen, von dem Fette der Helden zurückkam, ward ohnmächrig, Saul und Jonathan, die das Leben mit zärtlichen Banden verknüpft hatte, sind auch mitten in den Wohnungen des Todes ungeschieden: Sie, denen der Adler an schnellem und erhabenen Fluge, und der König der Waldthiere an Stärke weichen mußte.

Ihr Töchter von Israel erhebet eure Stimme in bangen Klagegesängen um den Tod des Gesalbten: denn Saul kleidete euch mit purpurnen Röcken und verschwendete güldene Kleinode um euer Gewand.

O wie sind die Helden mitten in der Wuth des Gefechtes gefallen! Ein barbarisches Schwerdt hat den Jonathan auf den bluttriefenden Gebürgen erschlagen.

Mein Herz zerfließt in wehmüthigen Seufzern um dich, mein Bruder Jonarhan, o du Gegenstand meiner Wonne! du, dessen Liebe mir lieblicher war als die süße Umarmung der Töchter Jerusalems.

O

„O wie sind die Helden im Streit dahin gefallen! Wie sind die Kriegswaffen im schrecklichen Gefechte verlohren.„

Wir wollen keine wörtliche Kritik anstellen; denn jedermann wird bey selbst eigner Vergleichung die Wahrheit unsrer Bemerkung finden, wenn ihn die Kürze, die Gewalt des biblischen Dichters bis zum Entzücken fortreißen wird. Dieser singt:

„Die edelsten in Israel sind auf deiner Höhe erschlagen: Wie sind die Helden gefallen!

Sagts nicht an zu Gath, verkündigts nicht auf den Gassen zu Askalon: daß sich nicht freuen die Töchter der Philister: daß nicht frohlocken die Töchter der Unbeschnittenen.

Ihr Berge zu Gilboa! es müsse weder thauen noch regnen auf euch, noch Aecker seyn, da Hebopfer von kommen: denn daselbst ist den Helden ihr Schild abgeschlagen: der Schild Saul, als wäre er nicht gesalbet mit Oele.

Der Bogen Jonathan hat nie gefehlet und das Schwerd Saul ist nie leer wieder kommen vom Blute der Erschlagenen und vom Fette der Helden.

Saul und Jonathan, holdselig und lieblich in ihrem Leben, sind auch im Tode nicht geschieden: leichter denn die Adler und stärker denn die Löwen.

Ihr Töchter Israel, weinet über Saul, der euch kleidete mit Rosinfarbe säuberlich, und schmückte euch mit goldenen Kleinodien an euren Kleidern.

Wie sind die Helden so gefallen im Streit: Jonathan ist auf deinen Höhen erschlagen.

Es ist mir leid um dich, mein Brüder Jonathan. Ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt: deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen, als Frauenliebe.

Wie sind die Helden gefallen, und die Streitbaren umkommen!

Wir zweifeln nicht, daß der Hr. Verf. bey wiederhohlter Ueberlesung selbst das Matte seiner poetischen Paraphrase würde gefühlt haben, da er sonst ein Mann von Einsicht und Empfindung ist. Es sind hin und wieder auch schöne Stellen, und von seinem Fleiße und seiner Belesenheit zeigen seine hinzugekommnen Anmerkungen: nur hätten wir gewünschet, daß er den Umfang seines Genies wohl zuvor geprüft, und seine Kräfte nach der Unternehmung hätte abmessen wollen.

V.

Johann Winkelmanns Nachrichten von den neuesten herkulanischen Entdeckungen an Hrn. Heinrich Fueßli, aus Zürich. Te nihil impediat dignam Dis tegere vitam. *Lucret.* Dresden in der Waltherischen Handlung 1764. (53 S.)

Wir haben schon bey mehr als einer Gelegenheit gezeiget, wie wichtig uns alles ist, was von Hrn. Winkelmann kömmt. Seine große Kenntniß der Alterthümer, mit einer Einsicht in alle Arten von Wissenschaften verbunden, sein feiner Geschmack,

seine körnichte und edle Schreibart, alles machet seine Schriften empfehlungswürdig. Die Nachrichten die er in dem ersten Sendschreiben, und wieder in den gegenwärtigen von den neuesten herkulanischen Entdeckungen giebt, haben uns mehr Licht gegeben, als alles, was wir davon sonst gelesen haben:, inzwischen irret er sich, wenn er daraus, daß wir in der Beurtheilung seiner erstern Schrift gesagt haben, man finde in derselben ansehnliche Supplemente zu dem großen Werke von den herkulanischen Gemählde, schließt, daß der Beurtheiler nicht möchte Gelegenheit gehabt haben, das letztere zu sehen, weil es blos von herkulanischen Gemählden handle. Man würde sich allerdings betrügen, wenn man daraus muthmaßen wollte, daß wir seine Schrift für einen Auszug aus jenem großen Werke hielten: wir haben es aber in dem weitläuftigsten Verstande genommen, in so fern wir sie für Beyträge zur Geschichte vom Herkulanum und dessen Alterthümern überhaupt ansehen, und wenn man es in demselben nicht wollte gelten lassen, so sind wir es ganz wohl zufrieden, daß der Leser unterrichtet wird, daß diese Nachrichten dem Hrn. W. ganz eigen zugehören, und mit den Pitture d'Ercolano in keiner Verbindung stehen.

Die Nachricht, die er hier giebt, ist von neuen Entdeckungen der Städte Herkulanum und Pompeji: denn das Nachgraben von Stabia hat man itzo liegen lassen: aus einer daselbst entdeckten verstümmelten Inschrift, die Herr W. anführet, sieht man, daß zu Stabia ein besondrer Tempel des Genius dieses Orts gewesen.

Pom

Vom Pompeji ist die eigentliche Lage durch eine Inschrift die im August 1763 entdecket worden; und die hier ebenfalls beygebracht wird, außer allen Zweifel gesetzt. Vom Amphiteater dieser Stadt war vor dem Nachgraben keine andre Spur, als eine ovale Vertiefung. Wir haben uns also geirret, indem wir in Beurtheilung des ersten Winkelmannischen Sendschreibens, dasjenige was er von dem ehemaligen Capitolio zu Pompeji gedacht hat, mit dem Amphiteater daselbst verwechselt haben, da von dem Capitolio keine Spur mehr vorhanden ist. Aus den neuesten Entdeckungen welche seit zwey Jahren daselbst gemacht sind, zeiget Hr. W. sehr wahrscheinlich darzuthun, daß diese Stadt vorher, ehe sie unter dem Titus in dem Ausbruche des Vesuvs verschüttet worden, unter dem Nero durch ein Erdbeben, wovon die Scribenten melden, sehr übel zugerichtet gewesen. Diese Anzeigen geben die theils ausgeschnittenen Gemählde aus den Wänden einiger Zimmer, theils andre Gemählde, die noch itzo daselbst umher gehackt gesehen werden, wovon der Verf. verschiedne Beyspiele anführet, welches von denjenigen geschehen ist, die diese Stücke haben aushauen und wegnehmen wollen: ingleichen die in den Pompejanischen Gebäuden mangelnden Thür-Cardini, nebst den Platten von Erz, worinnen sich dieselbe drehen.

Die Nachrichten des Verf. gehen auf drey Punkte, auf neu entdeckte Gebäude, auf Bildnisse und auf Geräthe. Die Gebäude sind theils öffentliche, theils Wohnungen: er giebt hiervon eine genaue Bezeichnung, weil sie zum Verständnisse alter

Scribenten nicht wenig Licht ertheilen; wir werden uns aber nur bey allgemeinen Dingen aufhalten müssen, weil sich die Ausmessungen, die er anführet, und das Detail in keinen Auszug bringen lassen.

Das Stadtthor von Pompeji, nebst dem Zugange zu demselbigen, und das Theater der Stadt Herkulanum machen den Anfang: von diesem letztern aber hauptsächlich die Scena des Theaters; die Entdeckung desselbigen hat man einem zu Anfange des vorigen Jahres verstorbenen Ingenieurmajor Carl Weber zu danken, der sie ausgraben ließ: es hatte derselbige den Anschlag zu völliger Aufdeckung des ganzen Theaters gemacht, so daß man es ganz außer der Erde gesehen, und die ganze Arbeit würde sich nicht über 25000 Scudi belaufen haben. Dieses Theater hat Lucius Memmius auf eigne Kosten erbauet, wie aus ein paar Inschriften zu schließen ist: die Form desselben ist römisch, und unterscheidet sich von dem griechischen Theater durch die Orchestra welche weit größer, als die römische ist, weil jene bestimmt war, Tänze daselbst aufzuführen, da diese (die römische) hingegen der Ort war, wo in Rom die Rathsherrn und Vestalen ihre Sitze hatten: in dieser Gegend ist ein Sella Curulis von Erzte gefunden worden, welches der Sitz des Prätors, oder des Duumvirs war.

Die römische Orchestra erfoderte einen niedrigen Palco, wo die Schauspiele vorgestellet wurden, da hingegen der griechische, weil in der Orchestra bey ihnen keine Personen saßen, höher seyn konnte. Die Höhe oder Vorderseite des Palco, hieß ὑποσκήνιον,

und

und war, wie Pollux lehret, mit kleinen Statuen besetzet, d. i. sie standen unter dem Palco in Nischen. In dem herkulanischen Theater scheinen aber keine besondre Zierathen gewesen zu seyn.

Die Halbzirkel dieses Theaters haben eben so viel Stiegen zu den Sitzen, als Vitruv angiebt, nämlich 7. eine aus dem Mittelpunkt gezogen, und 3. auf jeder Seite in gleicher Weite eine von der andern. — Da 7 Stiegen zu den Sitzen gehen, so sind folglich 6 Abschnitte von Sitzen, welche sich über der Orchestra bis oben hinauf erheben, und weil diese aus dem Mittelpunkte des Halbzirkels gezogen, folglich unten viel enger als oben sind, das ist, keilförmig gehen, so hieß man diese Abschnitte Cunei.

Im herkulanischen Theater erheben sich sechzehn Reihen Sitze ununterbrochen, ohne Absatz oder Ruheplatz: in den Griechischen waren aber jeder von sieben Reihen Sitze, eine höhere und breitere Stufe, welche zu dergleichen Ruheplatz und nicht zum Sitzen dienete, und solche Absätze hießen διαζώματα, praecinctiones. Der Herr Verf. saget noch verschiedenes von den Sitzen des Theaters, von den Stiegen, welche dazu führen, von deren Höhe und Abtheilung ingleichen von der Orchestra, hauptsächlich aber von dem Unterschiede der Sitze in kleinen Theatern außer Rom, wo die Entdeckung des herkulanischen Theaters und dessen Orchestra zu einem deutlichen Begriffe von der Beschreibung dieses Theils des römischen Theaters von Vitruv führet: er bekennet sich diesfalls dem Marchese Galiani, dem Verf. der unvergleichlichen Uebersetzung des Vitruv ver-

verbunden, der ihn in diesen unterirrdischen Grüften herum geführet, und ihm nach dem von Hrn. Carl Weber hinterlassenen Plane dieses Gebäudes die Anlage desselben, sonderlich der Scena gezeiget hat. Diese hat zwey Stücke, die Scena selbst, oder das Gebäude, welches die Scena zierte, und das Proscenium, oder Pulpitum, itzt Paleo genannt, wo die handelnden Personen das Schauspiel vorstellten. Der Verf. geht diese beyden Stücken mit ihren Theilen nach der Reihe durch. Die Scena oder Facciata der Scene, blieb unverändert, und war der prächtigste Theil im Theater, so daß derselbige in großen Theatern insgemein aus drey Ordnungen Säulen eine über die andre bestand: an dem herkulanischen Theater ist aber keine Säulenordnung. Drey Thüren giengen in derselben, wie in allen Theatern, auf das Proscenium oder Palco, die größere und mittlere Thüre hieß die königliche; durch diese traten die Personen der vornehmsten Handlung auf den Schauplatz, durch die Thüre zur rechten Hand, die Personen der zweyten Handlung, und durch die zur linken, die Personen der niedrigsten Handlung: zwischen der großen und den Seitenthüren sind Nischen, wo vielleicht Statuen standen: zween Altäre an der Scena, die vermuthlich zwischen den Seitenthüren und der Thüre in der Mitte des Scena stunden, waren der zur Rechten dem Bacchus, und der zur Linken derjenigen Gottheit gewidmet, der zu Ehren das Schauspiel aufgeführet wurde.

Das Proscenium hat auf jeder Seite eine Kammer, vermuthlich für die handelnden Personen, und

die-

diejenigen Oerter, die Vitruv Hospitalia nennet: zwischen diesen und der Scena ist auf beyden Seiten des Palco ein länglicher Raum, die Vitruv in versuris nennet, wodurch die Maschinen auf dem Palco gebracht wurden: in gerader Linie mit den Ecken derselben, standen die Maschinen zu Veränderung der Scena, περίακτοι und ἐκκλήματα genannt.

Während der Veränderung der Scena wurde, wie itzo, der Vorhang (Aulaeum) herunter gelassen: dieser konnte aber nicht vor der ganzen Scena, theils wegen ihren ungeheuren Länge, theils weil sich die Facciata niemals änderte, gezogen werden: die Veränderungen geschahen also nur auf der Seite der Scena, in versuris, und vor diesen Plätzen, und zugleich vor den dreyseitigen Gestellen zur Veränderung, muß der Vorhang herunter gelassen seyn, welches auch eine alte Mahlerey des herkulanischen Musei, die im vierten B. ans Licht treten wird, beweist.

Einige Maschinen, als Kraniche, Figuren in die Luft zu heben, scheinen hinter der Scena zwischen der innern und äußern Facciata ihren Platz gehabt zu haben, hier war auch nach dem Pollux, die Maschine zum Donner. Andre zur Erscheinung der Götter waren über der Scena, dieser Ort hieß λογεῖον. An allen Theatern war hinter der Scena ein Porticus, oder verdeckter Gang, angelegt, damit das Volk in Regenwetter sich darunter aufhalten konnte. — Daß auf dem herkulanischen Theater nicht alleine Stücke in römischer, sondern auch in griechischer Sprache aufgeführet worden, läßt eine Tessera oder

 kleines

kleines Täfelchen von Elfenbein mit dem Namen AICXTAOT vermuthen.

Das zweyte öffentliche Gebäude, wovon Hr. W. Nachricht ertheilet, nämlich das Stadtthor von Pompeje, ist eine sehr erhebliche Entdeckung, sowohl an sich selbst, als wegen des Zugangs zu demselbigen. Dieses hat drey Durchgänge, den größern Bogen in der Mitten, und zween zur Seite, die enge und hoch sind. Mitten in den Pfeilern ist ein Einschnitt oder Falz, wie an den Thoren mit Fallgattern; diese wurden καταῤῥάκται, ἐπιῤῥάκτοι, Portae pendulae recidentes genennt. — Dieses äußere Thor hat ein inneres von ähnlichem Gebäude, welches aber noch unentdecket war. Von außen ist das Thor überweißt, und man sieht auf der übertünchten Bekleidung großen Quaderstücke, auf beyden Seiten Inschriften mit rother Farbe bezeichnet, von welchen aber außer Zahlen nichts kenntlich ist. Durch diese so wohl, als diejenige Inschrift einer Pachtung, die Herr W. in seinem ersten Sendschreiben anführet, suchet er den alten Gebrauch bey den Römern zu erläutern, die Verordnungen des Prätors in albo bekannt zu machen, ehe der richterliche Ausspruch geschah. Zu diesem Thore führet die vom wahrhaftiger Lava des Vesuvs gepflasterte Straße, von welcher ein beträchtliches Stück geräumet worden: auf beyden Seiten sind Erhöhungen von Werkstücken für die Fußgänger. Diese Lava sieht, wenn sie geschliffen und geglättet ist, dem Sächs. grauen Serpentine gleich. Auf der linken Seite dieser Straße, unmittelbar am Thore steht ein Basament, räumlich genug

genug für eine Quadriga, die hier kann gestanden haben: auf der rechten Seite aber drey Grabmaale. Das mittelste, welches ganz entdecket worden, hat eine besondre Bauart: denn es war von den zwey gemauerten Vierecken eingeschlossen, von welchen das äußere viel längliche Oeffnungen nach Art der Schießscharten hatte, und die ganze Mauer war mit Gypse überzogen. In der Mitte stand ein rundes Werk, welches das Grabmaal selbst war. Näher und unmittelbar am Thore steht noch ein kleineres: von beyden bringt Hr. W. die Aufschriften bey. Bey Gelegenheit dieser Gräber gedenket er eines rund ummauerten Platzes, welcher zu Ende des 1763. Jahres in der alten verschütteten Stadt Veleja, im Herzogthum Piacenza, ausgegraben worden: er beschreibt ihn, und zeiget, daß er wahrscheinlicher Weise zur Verbrennung der Todten gedienet habe; ein solcher Ort hieß Vstrina, oder Vstrinum, καῦστρα: er führet noch ein paar andre dergleichen an.

Er kömmt nun zu den Pompejanischen Wohnungen, und die Villen oder Lusthäuser die außer der Stadt entdecket worden, geben ihm zu allgemeinen Anmerkungen Anlaß von den alten Villen überhaupt, und von denen an andern verschütteten benachbarten Orten, so wohl in Absicht der Lage, als der Bauart. Die Lusthäuser derselben, die nicht, wie die zu Pompeji auf einer Anhöhe lagen, waren am Meere gebauet, und in dasselbe hineingeführet, nicht bloß wegen der kühlen Luft, sondern auch der Gesundheit wegen: Die Trümmern von 6 bis 7. solchen Lusthäusern zwischen dem Hafen vom alten Antium und der

Stadt Nettuno, die man bey der Ebbe noch fast ganz umgehen kann, beweisen dieses, noch mehr aber zwo dicke Mauern, welche als ein Damm von dem flachen und sandigten Ufer bis an die Gebäude selbst ins Meer geführet sind. Das Lusthaus, welches im Herkulano entdecket worden, lag an der See, und aus dem Garten führte ein langer Gang zu einer runden Exedra, oder offenen Sommersitze, welcher im Meere selbst wird angeleget gewesen seyn, und wovon Hr. W. die Ruinen beschreibt.

Die Bauart der Villen war von großen Wohnungen in Städten selbst nicht verschieden: nur werden insbesondere die Teiche, und die offnen Wassercanäle bemerket. Bey Pompeji sind bisher nur zwo Lusthäuser entdecket: in dem ersten, welches beynahe wieder vom Schutte bedecket ist, war eine Kammer merkwürdig, in der die auf die Mauer gemahlten Grotesken, die in kleine Stücken zerbrochen, abgefallen sind, nach dem Zeugnisse des Hrn. W. das allervollkommenste sind, was man sehen kann. „Es „sind, sagt er, wahre Miniaturgemählde: die Blät„ter an dem Laubwerke sind mit den feinsten Geäder „angegeben, und die Farbe ist wie auf frischgeendig„ten Gemählden:„ einige hundert Stücke, die man zusammengelesen, leget man mit Gypse auf Schiefer, um sie so gut, als möglich zusammen zu setzen. Ueberhaupt sind die besten Gemählde des herk. Musei, als die Tänzerinnen, die männlichen und weiblichen Centauren auf schwarzem Grunde zu Pompeji gefunden worden. In der zweyten Villa, die aber noch nicht ganz entdecket ist, hat man zwey herrliche Musaische

falsche Werke entdecket. Das erste ist bereits in der Geschichte der Kunst vom Hrn. W. beschrieben worden: das zweyte aber hat man erst in Gegenwart des Herrn W. den 8ten Febr. 1764. ausgegraben. Es ist von dem Meister der vorigen gearbeitet, wie der Name desselben beweiset, ΔΙΟΣΚΟΥΡΙΔΗΣ ΣΑΜΙΟΣ ΕΠΟΙΗΣΕ, und stellet ebenfalls drey weibliche Figuren mit komischen Larven vor dem Gesichte, nebst einem Knaben vor, die hier beschrieben werden. Bey Gelegenheit des Namens des Künstlers dieses Werks, bemerkt Hr. W., daß der Name eines andern Dioscorides, welcher unter dem Augustus ein berühmter Künstler in geschnittenen Steinen war, zu der Betrügerey Anlaß gegeben, denselben auf dergleichen nachzuschneiden; er giebt daher Anfängern die Erinnerung, daß die Namen auf erhoben geschnittenen Steinen gleichfalls erhoben, und niemals tief oder eingeschnitten gefunden werden.

Aus den zu Pompeji ausgegrabenen Wohnungen selbst, läßt sich genau ihre Form bestimmen. Ueberhaupt ist zu merken, daß diese so wohl als an andern verschütteten Orten ins Gevierte gebauet sind, so, daß sie einen innern Hof (Aurea, Cortile) einschließen, um den die Zimmer herum gehen. In diesem Hofe oben unter dem Dache war ein breiter Vorsprung von Bretern, um vor der Traufe bedeckt zu gehen. Dieser hieß daher Impluuium, auch Atrium, von αἴθριον, ὑπαίθριον, unter freyem Himmel.

Bisher sind zwo Wohnungen entdecket. Die erste hat ein großes Thor, das unmittelbar in den

Hof

Hof desselbigen führet: auf beyden Seiten ist eine Thüre: die zur linken ist zugemauert, und gleicher inwärts einer Nische: die andre war der Aufgang in die obern Zimmer. Der innere Hof ist ganz und gar mit einem zierlichen Estriche von einer Art Kitt mit gestoßenem Marmor verbunden, und mit vielfärbigen Marmor beleget. Mitten im Hofe ist ein viereckigter Platz aufgerissen, und aus der Einfassung von Musaico zu vermuthen, wird daselbst eine Cisterne gestanden haben. Aus dem Hofe geht unmittelbar der Eingang in fünf Kammern auf beyden Seiten, dem Thore gegen über sind drey dergleichen, welche alle Fußböden von Musaico und gemahlte Wände haben: die besten Stücke sind für das Museum ausgeschnitten, doch sind noch sehr schöne Bilder übrig geblieben. Die zweyte Wohnung zeiget noch schönere Mahlereyen.

Ueber diese Wohnungen machet Herr W. folgende Anmerkungen: 1) daß alle Kammern gewölbet waren. Die Pfosten der Thüren aber (gli stipili,) waren niemals von Holz, wie Montfaucon glaubet; 2) sieht man augenscheinlich, daß die schönsten und ganz bemahlten Zimmer, so wohl in- als außer der Stadt, kein anderes Licht bekommen haben, als durch die Thüre, welche daher ungewöhnlich breit und hoch zu seyn pfleget. Solchen Gebäuden konnte also der Nachbar nicht das Licht verbauen, nach der Verordnung ne luminibus officiatur. Hr. W. redet aber nur von Pompejanischen Gebäuden: denn daß sie auch Fenster gehabt haben, siehet man aus deutlichen Anzeigen, die Hr. W. nebst verschiedenen

arti-

artigen Anmerkungen über einige alte Stellen aus den Poeten beybringt. 3) Waren weder die Gebäude noch die Kammern alle symmetrisch, dergleichen der Verf. auch an andern Gebäuden bemerket; wovon er sich aber den Grund anzugeben, nicht getrauet. 4) Bemerket er, daß der Fußboden von Musaico in den Kammern einen sehr merklichen Abhang gegen die Thüre hat; 5) daß die Gemählde der Mauer in den Pompejanischen Gebäuden nicht auf nasse, sondern trockne Gründe gesetzet sind. Er bedauert, und wer wird es nicht mit ihm bedauern? daß die Gemählde, die nicht für das königl. Museum bestimmet sind, zersetzet und verderbet werden, damit sie nicht in fremde Hände gerathen.

Der zweyte Punkt seiner Nachrichten sind die Bildnisse, d. i. Statuen, Figuren und Brustbilder. Von großen Statuen in Erzt, welche mehrentheils kaiserliche Bildnisse, aber von mittelmäßiger Arbeit sind, und von andern in Marmor, die für die Gallerie in Portici bestimmt waren, sind itzo 18. ergänzet. Diejenigen weiblichen Statuen von Erzte, welche um einen Teich einer herkulanischen Villa stehen, und itzt auf der Treppe des Musei aufgestellet worden, vermuthlich Nymphen, und der Beschreibung des Longus (*) ähnlich. Der Unterleib des schönen betrunkenen Silenus von Erzte, ist wie ein Schlauch gesenkt, in den Schenkeln aber ist die Eigenschaft der Satyre oder Faune ausgedrücket in der Schnelligkeit des Gewächses. — Zu Pompeji sind zwo weiblich bekleidete Figuren von gebrannter Erde mit tragischen

(*) Pastoral. L. 2. p. 6. edit. Hanov. 1608. 8.

gischen Larven vor dem Gesichte entdecket worden. Unter den kleinen Figuren liefert Hr. W. von dem vermeynten Alexander zu Pferde in Erzt, eine genaue Beschreibung. Der linke Arm der Figur, welcher mangelt, zog den Zügel an sich: der rechte ist erhaben, wie im Werfen eines Wurfspießes. Am Pferde fehlen die Hinterbeine. Die Zügel, Zierrathen auf der Stirne, an den Kinnbacken, (παρήιον beym Homer) das Gebiß und der Brustriem, (λέπαδνον) auf dem ein schöner Kopf einer Bacchante mit Epheu bekränzt, erhoben in Silber gearbeitet, hängt, alles ist mit Silber ungemein zierlich ausgeleget, auch die Augen des Pferdes mit Andeutung des Sterns von Silber ausgesetzet. Die Figur hat seinen kurzen Mantel (Chlamys) auf der linken Schulter, mit einem silbernen platten Kopfe zusammengehängt, unter ihm ist der Panzer. Die Beine sind mit geschnürten Halbstiefeln (Cothurni militares) bekleidet. Eine Figur von Erzte stellet einen Sänger vor, welcher mit eigenem Vergnügen auf der Leyer spielet, und einen Ring durch die Vorhaut seines Gliedes gezogen hat, welches aus eben dem Grunde geschah, welcher das Verschneiden zur Stimme hat. Der linke Arm eines Caestiarius, d. i. dessen Hände mit Schlagriemen bewaffnet sind, verdienet bemerket zu werden, weil sich nirgends die Bewaffnung so deutlich zeiget.

Von großen Brustbildern in Erzte sind bis itzo 21. entdecket. Unter diesen ist besonders dasjenige merkwürdig welches den Scipio Africanus mit beschornem Haupte, und mit einer angezeigten Wunde

auf

auf der linken Seite über den Schlaf in einem Kreuzschnitte, vorstellet: er suchet wider die gemeine Meynung, die den ältern Scipio darunter suchen, zu erweisen, daß besagter Kopf vielmehr den jüngern Scipio vorstellen könnte. Auf einer schönen Vase von Marmor ist besonders eine Bachante merkwürdig, die mit einem Knie auf einem Schlauche sitzet. Dieß war eine Art von Tanz, welcher ἀσκωλιάζειν hieß, auf aufgeblasene Schläuche springen.

Herr W. berühret bey dieser Gelegenheit eines der größten und ältesten erhobenen Werke, die in der Welt sind, daß man während seiner Abwesenheit, in Rom indessen entdecket. Es stellet in Lebensgröße einen jungen Helden vor, welcher nur, wie mit einem Hemde ohne Ermel bekleidet ist, und ein Pferd im Laufen einhalten will. Diese Figur schlägt auf einem andern jungen Held zu, welcher vom Pferde gefallen zu seyn scheint, und mit der einem in sein Gewand gewickelten Hand den Schlag abzuwehren suchet. Ferner eine weibliche Figur im langen Kleide mit geraden Falten, halb so groß als die Natur, im alten Stil gearbeitet, aber ohne Kopf: endlich eine Venus, welche ein brittischer Mahler, Hr. Jenkins erhandelt, die sich so vollständig erhalten, daß ihr kaum ein Finger fehlet, und von so hoher Schönheit, daß sie alle Statuen dieser Göttinn, so gar die Mediceische verdunkelt. Sie ist, sagt Hr. W. in vollkommnen Gewächse von jungfräulicher Bildung, und der Kopf hat den Reiz der Venus ohne Lüste, so daß dieselbe mehr Ehrfurcht als Begierde erwecket. Kann eine Venus der geprießenen Kunst des Praxi-

teles

tiges würdig geachtet werden, so ist es diese: denn höher kann die Idee, welche mit Bildern aller möglichen Schönheiten erfüllet ist, nicht gehen.

Der 4te Punkt geht auf Nachrichten von Geräthen, und zwar 1) die zum heil. Gebrauche dienten: hiervon merkt er zwey Lectisternia und Weihwassergefäße (Aquaminaria, περιρῥαντήρια) an. Die beyden erstern sind von Erzt: die obern Stäbe des größern an der vorder Seite ruhen auf zween schönen Pferdeköpfen. Das kleinere hat die Gestalt eines Bettgestells nach alter Art mit vier Säulen. Die Gefäße zum Weihwasser sind theils von Erzte, theils von Marmor. Das größte von Erzte ist eine zierlich gearbeitete runde Schaale, innwendig in der Mitten mit silbernen Laubwerke ausgeleget, und ist mit Handhaben, es fehlte aber das Fußgestell: die kleinern haben dieselben, es hat sich auch ein Heft zu einem Sprengwedel von Erzt gefunden.

2) Geräthe zum gemeinen Gebrauche. Diese theilet Herr W. in zwo Klassen: in der ersten, die zum Leben und Bequemlichkeit nöthig sind: dahin gehören die Küchengeräthe. Er bemerket daß sehr viele von Erzt, hauptsächlich diejenigen von der Art, die wir Casserole nennen, innwendig wider den Grünspan versilbert sind. Es finden sich viele Tortenformen, welche die Gestalt einer gereifeten Muschel oder eines Herzens haben. Das besonderste ist ein sehr zierlich metallenes Gefäße, Wasser zu sieden, welches mit unsern Theemaschinen eine große Verwandschaft hat: ein Stück haben sich dergleichen noch mehr gefunden. Die Form der Löffel in diesem Museo, zeigt ein alter Löffel

beym

beym la Chausse (*). Eine Lampe, welche ein na-ckendes Kind hält, erläutert eine Stelle des Lucrez und Virgil (**), wo von jugendlichen männlichen Figuren geredet wird, welche Lampen halten, das Haus zu beleuchten, und zugleich eine alte Inschrift, wo zween Cupidines cum suis lychnuchis erwähnet werden. Das schiffförmige Gefäß, Oel in die Lampen zu gießen, hieß infundibulum. Von hohen Leuchtern von Erzt, oder Trägern der Lampen, befinden sich in dem herkul. Museo 76. Bey den Wagschaalen widerruft Hr. W. einen Irrthum seines ersten Sendschreibens: es finden sich einige mit zwo Wagschaalen, wie man dergleichen auf Münzen und andern Denkmaalen vorgestellet findet. An einem Degen mit einer eisernen Klinge, ist die Scheide mit platten großen Nägeln beschlagen, wie der Degen des Agamemnons war, welchen Hektor dem Aiax schenkte. Diese Nägel erinnern Hrn. W. an andre große Nägel, von denen er verschiedne artige Anmerkungen beyfügt. — Merkwürdig sind verschiedne Werkzeuge der Wundärzney, welche den unsrigen völlig ähnlich und von ungemein sauberer Arbeit sind. Es fehlet auch nicht an geometrischen Werkzeugen, als Fußmaaßen und Zirkeln von verschiedner Größe, unter welchen eine Art von Verticalzirkel zu merken ist.

In der 2ten Klasse von Geräthen zum Spiele und Schmucke, machet Hr. W. die Anmerkung, daß wenn Flötenstücke von Horn oder Elfenbein auf-

eine

*) Mus. Rom. Sect. 3. Tab. 7.

**) Lucr. II. v. 24. Virg. Aen. I. v. 726.

eine Röhre von Erzte gestecket wurden, es sich auf den Vers des Horaz zu beziehen scheine:

Tibia non, vt nunc, orichalco vincta;

Von Würfeln aus Knochen gemacht, findet sich eine ziemliche Anzahl, welche die Augen gesetzt haben, wie unsre Würfel. Wie gemein das Spiel mit dem Fersenknochen von Zickeln, oder mit demjenigen, welcher das Gelenke zwischen der Klaue und dem Beine macht gewesen, (Talus, ἀςράγαλος) zeiget ebenfalls die große Menge im Herkulano. Die Art mit denselben zu spielen war zweyerley, die gemeinste Art scheinet dem Spiele der Kinder in Deutschland ähnlich gewesen zu seyn, welche kleine glatte Steine oben von der flachen Hand in die Höhe werfen, um in währendem Wurfe und Falle derselben einen oder mehrere kleine Steine zu fassen, und jene unmittelbar nachher in der Luft wieder zu fangen. Die 2te Art war, diese Knochen, wie Würfel aus der Hand zu werfen, wo eine jede Seite des Knochens eine gewisse Zahl bedeutete. Von beyden Arten führet Hr. W. die Vorstellung auf Monumenten an. Von dem Discus bestimmet er das genaue Maas. Spiegel von Erzt wurden schon in den ältesten Zeiten gemacht (*). Einen runden Spiegel mit einem Deckel sieht man auf einer hetrurischen Begräbnißurne von Volterra.

Die 3te Klasse begreift so wohl Feder und Dinte, als vornehmlich die alten Schriften. Im Sendschreiben S. 85. hat Hr. W. gesagt, die Feder in Museo sey ohne Spalte: er glaubt aber itzt, daß sie viel-

*) Exod. c. 38. v. 8.

vielleicht durch die Versteinerung unsichtbar geworden, und beweist mit Gründen, daß der Schnabel an den Federn der Alten eine Spalte gehabe: insgemein waren sie nicht, wie es die herkulanischen scheinen könnten, aus Buxbaum, sondern aus Rohr geschnitten, welches mit dem Papier aus Aegypten kam: das beste Rohr zu diesem Gebrauche war in der Insel Gnidus, welche daher bey den Dichtern die rohrreiche Insel genennet wurde: er widerlegt daher den Cuper (*), der eine Art Binsen daraus gemachet, womit man, wie mit einem Pinsel nach Art der Chinesen geschrieben habe. Von der Dinte der Alten glauben einige, daß es der schwarze Saft des bekannten Fisches Sepia sey. Eine ähnliche Art von Fischen lolligo genannt, heißt Pesce Calamaro.

> — Hic nigrae succus Lolliginis, haec est
> Aerugo mera. *Hor. L. 1. Sat. 4.*

Indessen war der Gallapfel den Alten bekannt, und hieß κηκίς, galla atramentaria. Von dem Namen des ägyptischen Schilfs, βύβλος, worauf geschrieben wurde, ist durch Aenderung eines Buchstaben, ein Buch βίβλος genennet worden. Zuweilen aber findet sich dies Wort in seiner ursprünglichen Schreibart, wie eine vom V. angeführte Innschrift bezeigt. Daß auch die dünne Haut, welche unter der Rinde den Stamm der Bäume bekleidet, zum Schreiben dienen können, ist außer den Wort Liber, welches die Haut bedeutet, aus Kleidern solcher Baumhaut (εἵματα ἀπὸ ξύλων) wahrscheinlich,

 welche

(*) Lettr. de M. Cuper 18.

Stadt Nettuno, die man bey der Ebbe noch fast ganz umgehen kann, beweisen dieses, noch mehr aber zwo dicke Mauern, welche als ein Damm von den flachen und sandigten Ufer bis an die Gebäude selbst, ins Meer geführet sind. Das Lusthaus, welches im Herkulano entdecket worden, lag an der See, und aus dem Garten führte ein langer Gang zu einer runden Exedra, oder offenen Sommersitze, welcher im Meere selbst wird angeleget gewesen seyn, und wovon Hr. W. die Ruinen beschreibt.

Die Bauart der Villen war von großen Wohnungen in Städten selbst nicht verschieden: nur werden ins besondre die Teiche, und die offnen Wassercanäle bemerket. Bey Pompeji sind bisher nur zwey Lusthäuser entdecket: in dem ersten, welches beynahe wieder vom Schutte bedeckt ist, war eine Kammer merkwürdig, in der die auf die Mauer gemahlten Grotesken, die in kleine Stücken zerbrochen abgefallen sind, nach dem Zeugnisse des Hrn. W. das allervollkommenste sind, was man sehen kann. „Es „sind, sagt er, wahre Miniaturgemählde: die Blät„ter an dem Laubwerke sind mit den feinsten Geäder „angegeben, und die Farbe ist wie auf frischgeendig„ten Gemählden:„ einige hundert Stücke, die man zusammengelesen, leget man mit Gypse auf Schiefer, um sie so gut, als möglich zusammen zu setzen. Ueberhaupt sind die besten Gemählde des herk. Musei, als die Tänzerinnen, die männlichen und weiblichen Centauren auf schwarzen Grunde zu Pompeji gefunden worden. In der zweyten Villa, die aber noch nicht ganz entdecket ist, hat man zwey herrliche Mu-

saische

saische Werke entdecket. Das erste ist bereits in der Geschichte der Kunst vom Hrn. W. beschrieben worden: das zweyte aber hat man erst in Gegenwart des Herrn W. den 8ten Febr. 1764. ausgegraben. Es ist von dem Meister der vorigen gearbeitet, wie der Name desselben beweiset, ΔΙΟΣΚΟΥΡΙΔΗΣ ΣΑΜΙΟΣ ΕΠΟΙΗΣΕ, und stellet ebenfalls drey weibliche Figuren mit komischen Larven vor dem Gesichte, nebst einem Knaben vor, die hier beschrieben werden. Bey Gelegenheit des Namens des Künstlers dieses Werks, bemerkt Hr. W., daß der Name eines andern Dioscorides, welcher unter dem Augustus ein berühmter Künstler in geschnittenen Steinen war, zu der Betrügerey Anlaß gegeben, denselben auf dergleichen nachzuschneiden; er giebt daher Anfängern die Erinnerung, daß die Namen auf erhoben geschnittenen Steinen gleichfalls erhoben, und niemals tief oder eingeschnitten gefunden werden.

Aus den zu Pompeji ausgegrabenen Wohnungen selbst, läßt sich genau ihre Form bestimmen. Ueberhaupt ist zu merken, daß diese so wohl als an andern verschütteten Orten ins Gevierte gebauet sind, so, daß sie einen innern Hof (Aurea, Cortile) einschließen, um den die Zimmer herum gehen. In diesem Hofe oben unter dem Dache war ein breiter Vorsprung von Bretern, um vor der Traufe bedeckt zu gehen. Dieser hieß daher Impluuium, auch Atrium, von αἴθριον, ὑπαίθριον, unter freyem Himmel.

Bisher sind zwo Wohnungen entdeckt. Die erste hat ein großes Thor, das unmittelbar in den

Hof

Hof desselbigen führet: auf beyden Seiten ist eine Thüre: die zur Linken ist zugemauert, und gleichet inwärts einer Nische: die andre war der Aufgang in die obern Zimmer. Der innere Hof ist ganz und gar mit einem zierlichen Estriche von einer Art Kitt mit gestoßenem Marmor verbunden, und mit vielfärbigen Marmor beleget. Mitten im Hofe ist ein viereckigter Platz aufgerissen, und aus der Einfassung von Musaico zu vermuthen, wird daselbst eine Cisterne gestanden haben. Aus dem Hofe geht unmittelbar der Eingang in fünf Kammern auf beyden Seiten, dem Thore gegen über sind drey dergleichen, welche alle Fußböden von Musaico und gemahlte Wände haben: die besten Stücke sind für das Museum ausgeschnitten, doch sind noch sehr schöne Bilder übrig geblieben. Die zweyte Wohnung zeiget noch schönere Mahlereyen.

Ueber diese Wohnungen machet Herr W. folgende Anmerkungen: 1) daß alle Kammern gewölbet waren. Die Pfosten der Thüren aber (gli stipili,) waren niemals von Holz, wie Montfaucon glaubet; 2) sieht man augenscheinlich, daß die schönsten und ganz bemahlten Zimmer, so wohl in- als außer der Stadt, kein anderes Licht bekommen haben, als durch die Thüre, welche daher ungewöhnlich breit und hoch zu seyn pfleget. Solchen Gebäuden konnte also der Nachbar nicht das Licht verbauen, nach der Verordnung ne luminibus officiatur. Hr. W. redet aber nur von Pompejanischen Gebäuden: denn daß sie auch Fenster gehabt haben, siehe man aus deutlichen Anzeigen, die Hr. W. nebst verschiedenen

arti-

artigen Anmerkungen über einige alte Stellen aus den Poeten beybringt. 3) Waren weder die Gebäude noch die Kammern alle symmetrisch, dergleichen der Verf. auch an andern Gebäuden bemerket, wovon er sich aber den Grund anzugeben, nicht getrauet. 4) Bemerket er, daß der Fußboden von Musaico in den Kammern einen sehr merklichen Abhang gegen die Thüre hat; 5) daß die Gemählde der Mauer in den Pompejanischen Gebäuden nicht auf nasse, sondern trockne Gründe gesetzet sind. Er bedauert, und wer wird es nicht mit ihm bedauern? daß die Gemählde, die nicht für das königl. Museum bestimmet sind, zersetzet und verderbet werden, damit sie nicht in fremde Hände gerathen.

Der zweyte Punkt seiner Nachrichten sind die Bildnisse, d. i. Statuen, Figuren und Brustbilder. Von großen Statuen in Erzt, welche mehrentheils kaiserliche Bildnisse, aber von mittelmäßiger Arbeit sind, und von andern in Marmor, die für die Gallerie in Portici bestimmt waren, sind itzo 18. ergänzet. Diejenigen weiblichen Statuen von Erzte, welche um einen Teich einer herkulanischen Villa stehen, und itzt auf der Treppe des Musei aufgestellet worden, vermuthlich Nymphen, und der Beschreibung des Longus (*) ähnlich. Der Unterleib des schönen betrunkenen Silenus von Erzte, ist wie ein Schlauch gesenkt, in den Schenkeln aber ist die Eigenschaft der Satyre oder Faune ausgedrücket in der Schnelligkeit des Gewächses. — Zu Pompeji sind zwo weiblich bekleidete Figuren von gebrannter Erde mit tragischen

(*) Pastoral. L. 2. p. 6. edit. Hanov. 1608. 8.

gischen Larven vor dem Gesichte entdecket worden. Unter den kleinen Figuren liefert Hr. W. von dem vermeynten Alexander zu Pferde in Erzt, eine genaue Beschreibung. Der linke Arm der Figur, welcher mangelt, zog den Zügel an sich: der rechte ist erhaben, wie im Werfen eines Wurfspießes. Am Pferde fehlen die Hinterbeine. Die Zügel, Zierrathen auf der Stirne, an den Kinnbacken, (παρήιον beym Homer) das Gebiß und der Brustriem, (λέπαδνον) auf dem ein schöner Kopf einer Bacchante mit Epheu bekränzt, erhoben in Silber gearbeitet, hängt, alles ist mit Silber ungemein zierlich ausgeleget, auch die Augen des Pferdes mit Andeutung des Sterns von Silber ausgesetzet. Die Figur hat seinen kurzen Mantel (Chlamys) auf der linken Schulter, mit einem silbernen platten Kopfe zusammengehängt, unter ihm ist der Panzer. Die Beine sind mit geschnürten Halbstiefeln (Cothurni militares) bekleidet. Eine Figur von Erzte stellet einen Sänger vor, welcher mit eigenem Vergnügen auf der Leyer spielet, und einen Ring durch die Vorhaut seines Gliedes gezogen hat, welches aus eben dem Grunde geschah, welcher das Verschneiden zur Stimme hat. Der linke Arm eines Caestiarius, d. i. dessen Hände mit Schlagriemen bewaffnet sind, verdienet bemerket zu werden, weil sich nirgends die Bewaffnung so deutlich zeiget.

Von großen Brustbildern in Erzte sind, bis itzo 21. entdecket. Unter diesen ist besonders dasjenige merkwürdig welches den Scipio Africanus mit beschornen Haupte, und mit einer angezeigten Wunde

auf

auf der linken Seite über den Schlaf in einem Kreuzschnitte, vorstellet; er suchet wider die gemeine Meynung, die den ältern Scipio darunter suchen, zu erweisen, daß besagter Kopf vielmehr den jüngern Scipio vorstellen könnte. Auf einer schönen Vase von Marmor ist besonders eine Bachante merkwürdig, die mit einem Knie auf einem Schlauche sitzet. Dieß war eine Art von Tanz, welcher ἀσκωλιάζειν hieß, auf aufgeblasene Schläuche springen.

Herr W. berühret bey dieser Gelegenheit eines der größten und ältesten erhobenen Werke, die in der Welt sind, daß man während seiner Abwesenheit, in Rom indessen entdecket. Es stellet in Lebensgröße einen jungen Helden vor, welcher nur, wie mit einem Hemde ohne Ermel bekleidet ist, und ein Pferd im Laufen einhalten will. Diese Figur schlägt auf einem andern jungen Held zu, welcher vom Pferde gefallen zu seyn scheint, und mit der einem in sein Gewand gewickelten Hand den Schlag abzuwehren suchet. Ferner eine weibliche Figur im langen Kleide mit geraden Falten, halb so groß als die Natur, im alten Stil gearbeitet, aber ohne Kopf: endlich eine Venus, welche ein brittischer Mahler, Hr. Jenkins erhandelt, die sich so vollständig erhalten, daß ihr kaum ein Finger fehlet, und von so hoher Schönheit, daß sie alle Statuen dieser Göttinn, so gar die Mediceische verdunkelt. Sie ist, sagt Hr. W. in vollkommnen Gewächse von jungfräulicher Bildung, und der Kopf hat den Reiz der Venus ohne Lüste, so daß dieselbe mehr Ehrfurcht als Begierde erwecket, Kann eine Venus der gepriesenen Kunst des Praxi-

teles

teses würdig geachtet werden, so ist es diese: denn höher kann die Idee, welche mit Bildern aller möglichen Schönheiten erfüllet ist, nicht gehen.

Der 4te Punkt geht auf Nachrichten von Geräthen, und zwar 1) die zum heil. Gebrauche dienten: hiervon merkt er zwey Lectisternia und Weihwassergefäße (Aquaminaria, περιῤῥαντήρια) an. Die beyden erstern sind von Erzt: die obern Stäbe des größern an der vorder Seite ruhen auf zween schönen Pferdeköpfen. Das kleinere hat die Gestalt eines Bettgestells nach alter Art mit vier Säulen. Die Gefäße zum Weihwasser sind theils von Erzte, theils von Marmor. Das größte von Erzte ist eine zierlich gearbeitete runde Schaale, innwendig in der Mitten mit silbernen Laubwerke ausgeleget, und ist mit Handhaben, es fehlte aber das Fußgestell: die kleinern haben dieselben, es hat sich auch ein Heft zu einem Sprengwedel von Erzt gefunden.

2) Geräthe zum gemeinen Gebrauche. Diese theilet Herr W. in zwo Klassen: in der ersten, die zum Leben und Bequemlichkeit nöthig sind: dahin gehören die Küchengeräthe. Er bemerket daß sehr viele von Erzt, hauptsächlich diejenigen von der Art, die wir Casserole nennen, innwendig wider den Grünspan versilbert sind. Es finden sich viele Tortenformen, welche die Gestalt einer gereifeten Muschel oder eines Herzens haben. Das besonderste ist ein sehr zierlich metallenes Gefäße, Wasser zu sieden, welches mit unsern Theemaschinen eine große Verwandschaft hat: zerstückt haben sich dergleichen noch mehr gefunden. Die Form der Löffel in diesem Museo, zeigt ein alter Löffel

beym

beym La Chausse (*). Eine Lampe, welche ein nackendes Kind hält, erläutert eine Stelle des Lucrez und Virgil (**), wo von jugendlichen männlichen Figuren geredet wird, welche Lampen halten, das Haus zu beleuchten, und zugleich eine alte Inschrift, wo zween Cupidines cum suis lychnuchis erwähnet werden. Das schiffförmige Gefäß, Oel in die Lampen zu gießen, hieß infundibulum. Von hohen Leuchtern von Ertzt, oder Trägern der Lampen, befinden sich in dem herkul. Museo 76. Bey den Wagschaalen widerruft Hr. W. einen Irrthum seines ersten Sendschreibens: es finden sich einige mit zwo Wagschaalen, wie man dergleichen auf Münzen und andern Denkmaalen vorgestellet findet. An einem Degen mit einer eisernen Klinge, ist die Scheide mit platten großen Nägeln beschlagen, wie der Degen des Agamemnons war, welchen Hektor dem Ajax schenkte. Diese Nägel erinnern Hrn. W. an andre große Nägel, von denen er verschiedne artige Anmerkungen beyfügt. — Merkwürdig sind verschiedne Werkzeuge der Wundarzney, welche den unsrigen völlig ähnlich und von ungemein sauberer Arbeit sind. Es fehlet auch nicht an geometrischen Werkzeugen, als Fußmaaßen und Zirkeln von verschiedner Größe, unter welchen eine Art von Verticalzirkel zu merken ist.

In der 2ten Klasse von Geräthen zum Spiele und Schmucke, machet Hr. W. die Anmerkung, daß wenn Flötenstücke von Horn oder Elfenbein auf-

eine

*) Mus. Rom. Sect. 3. Tab. 7.

**) Lucr. II. v. 24. Virg. Aen. I. v. 726.

eine Röhre von Erzte gestecket wurden, es sich auf den Vers des Horaz zu beziehen scheine:

Tibia non, vt nunc, orichalco vincta;

Von Würfeln aus Knochen gemacht, findet sich eine ziemliche Anzahl, welche die Augen gesetzt haben, wie unsre Würfel. Wie gemein das Spiel mit den Fersenknochen von Zickeln, oder mit demjenigen, welcher das Gelenke zwischen der Klaue und dem Beine macht gewesen, (Talus, ἀςϱάγαλος) zeiget ebenfalls die große Menge im Herkulano. Die Art mit demselben zu spielen war zweyerley, die gemeinste Art scheinet dem Spiele der Kinder in Deutschland ähnlich gewesen zu seyn, welche kleine glatte Steine oben von der flachen Hand in die Höhe werfen, um in wehrenden Wurfe und Falle derselben einen oder mehrere kleine Steine zu fassen, und jene unmittelbar nachher in der Luft wieder zu fangen. Die 2te Art war, diese Knochen, wie Würfel aus der Hand zu werfen, wo eine jede Seite des Knochens eine gewisse Zahl bedeutete. Von beyden Arten führet Hr. W. die Vorstellung auf Monumenten an. Von dem Discus bestimmet er das genaue Maas. Spiegel von Erzt wurden schon in den ältesten Zeiten gemacht (*). Einen runden Spiegel mit einem Deckel sieht man auf einer hetrurischen Begräbnißurne von Volterra.

Die 3te Klasse begreift so wohl Feder und Dinte, als vornehmlich die alten Schriften. Im Sendschreiben S. 85. hat Hr. W. gesagt, die Feder im Museo sey ohne Spalte: er glaubt aber itzt, daß sie viel-

*) Exod. c. 38. v. 8.

vielleicht durch die Versteinerung unsichtbar geworden, und beweist mit Gründen, daß der Schnabel an den Federn der Alten eine Spalte gehabt: insgemein waren sie nicht, wie es die herkulanischen scheinen könnten, aus Buxbaum, sondern aus Rohr geschnitten, welches mit dem Papier aus Aegypten kam: das beste Rohr zu diesem Gebrauche war in der Insel Gnidus, welche daher bey den Dichtern die rohrreiche Insel genennet wurde: er widerlegt daher den Cuper (*), der eine Art Binsen daraus gemachet, womit man, wie mit einem Pinsel nach Art der Chinesen geschrieben habe. Von der Dinte der Alten glauben einige, daß es der schwarze Saft des bekannten Fisches Sepia sey. Eine ähnliche Art von Fischen lolligo genannt, heißt Pesce Calamaro.

— Hic nigrae succus Lolliginis, haec est
Aerugo mera. *Hor. L. 1. Sat. 4.*

Indessen war der Gallapfel den Alten bekannt, und hieß *κηκίς*, galla atramentaria. Von dem Namen des ägyptischen Schilfs, *βύβλος*, worauf geschrieben wurde, ist durch Aenderung eines Buchstaben, ein Buch *βίβλος* genennet worden. Zuweilen aber findet sich dies Wort in seiner ursprünglichen Schreibart, wie eine vom V. angeführte Innschrift bezeigt. Daß auch die dünne Haut, welche unter der Rinde den Stamm der Bäume bekleidet, zum Schreiben dienen können, ist außer den Wort Liber, welches die Haut bedeutet, aus Kleidern solcher Baumhaut (*εἵματα ἀπὸ ξύλων*) wahrscheinlich,

 welche

(*) Lettr. de M. Cuper 18.

welche die Indianer in dem Heere des Xerxes trugen: denn so erkläret er den Herodotus (*).

Plinius redet nur von Schriften auf Papier, welches gefüttert war, d. i. dessen rückwärts angefügtes Blat der Länge nach an ein anders, welches in der Breite lag, oder umgekehrt, angeleimt war, so daß die Fäserchen des obern und untern Blattes kreuzweis giengen. Von dieser gefütterten Art sind einige Diplomata in der vaticanischen Bibliothek. Die herkulanischen Schriften, deren Papier einfach und nicht gefüttert ist, beweisen, daß man aus des Plinius Beschreibung der Zubereitung des Papiers zu Schriften, einen falschen Schluß machen würde, wenn man geglaubt hätte, daß die Alten auf kein einfaches Papier geschrieben. Dies war nur zu dünne auf beyde Seiten zu schreiben. — Wie Plinius, nebst dem Ausonius und Cassiodorus melden, war es schneeweiß. Von dem Leime, mit welchen die Stücke Papier auf einander geleget wurden, hat das vorderste der an einander geleimten Blätter den Namen πρωτόκολλον bekommen, so wie das letzte ἐσχατόκολλον hieß. War eine Rolle Schrift auf solche Art geleimet, so wurde dieselbe beschnitten. Das Werkzeug dazu hieß Sicila, und im Griechischen σμιλαχαρτότομος. Die blinden Linien, welche gezogen wurden, um gerade zu schreiben, hießen ἄλοκες nach dem Hesychius. In den Anmerkungen zu diesem Scribenten scheint dies Wort also falsch durch Lacunae inter scribendum in cera seu cortice currente stilo exaratae erkläret zu seyn.

Vom

*) L. 3. p. 258. l. 6. conf. L. 9. p. 194. edit. H. Steph.

Vom Philodemus, dessen Schriften die ersten sind, welche aufgewickelt worden, führet Laertius das 10te Buch von der Vereinigung der Weltweisen an. Es schrieb derselbe, wie sein Meister Epicurus von der Redekunst und von der Musik, als welcher sich wider diese erklärte: wenn man also von dem Werthe dieser Schriften in Absicht der Schreibart, aus derjenigen, die dem Epicurus und Metrodorus eigen war, schliessen kann, so würde nicht viel Zierlichkeit darinnen zu suchen seyn. Nach Aufwickelung der vier ersten, nämlich des Philodemus, wurde an die fünfte Hand angelegt, an welcher sich der Anfang, der an jener mangelt, erhalten hat, und es entdecket sich der Name des Scribenten ΦΑΛΗΑC, welches entweder der Landsmann des Theophrastus Eresius und Mitschüler desselben seyn kann, der, wie dieser, über Pflanzen und Gewächse schrieb (*), oder der stoische Philosoph und Schüler des Posidonius, welcher, wie Laertius angiebt, περὶ ποσειδωνείων χολων geschrieben hat. Weil diese Schrift aber viel gelitten hat, ist die Entwickelung untersagt worden. Man hat also eine andre angefangen, von deren Verfasser und Inhalt aber noch nichts zu sagen ist, da der Anfang fehlet.

Die königl. Akademie der Gelehrten, die zu Erklärung dieser Schriften und Entdeckungen gestifftet wurde, ist itzt ein Name ohne Bedeutung. Die Erklärungen der Gemählde stammen von einem einzigen Gelehrten, Pasquale Carcani, königl. Sekretair her. Seit der Abreise des Königs von Spa-

 nien

*) Casaub. in Athen. L. 2. c. 12.

nien aus Neapel hat derselbe alle Posttage etwas von seinen Gemählde Erklärungen einzuschicken, welches auch der Aufseher des Musei thut, wenn etwas, es mag noch so klein seyn, entdecket wird, nebst beygefügten Zeichnungen. Itzo werden die Statuen und Brustbilder gezeichnet, und man glaubet, es werden die noch übrigen Gemählde zurück bleiben, um in dem 5ten Bande bey den Statuen anzufangen: die größte Erwartung geht aber auf die Gefäße und Geräthe.

VI.

Freudenbezeugungen des K. K. Theresianischen Collegiums bey Gelegenheit der Krönung Josephs des zweyten römischen Königes. Wien bey Trattner 1764. (39 S.)

Wenn wir in diesem Bändchen bloße Glückwünschungsgedichte vor uns hätten, so würden wir davon geschwiegen haben: allein es enthält zugleich ein Lustspiel, der Vorwitzige in drey Aufzügen, das unsre Aufmerksamkeit aus mehr als aus einer Ursache verdienet. Es ist zwar nichts ungewöhnliches, daß auf katholischen Schulen Comödien aufgeführet werden, aber man weis auch meistentheils, was es für dramatische Ungeheuer gewesen: das gegenwärtige entfernet sich von dieser gewöhnlichen Art sehr vorzüglich, und ist ein neuer Beweis, daß man in Wien, die Ausbreitung des guten Geschmacks

schmacks sich ernstlich angelegen seyn lasse. Der Vorwitzige hat den Pater Dennis zum Verf. und ist von einigen derer auf dem Theresianum studirenden Hrn. Grafen und Freyherrn bey obangezeigter Gelegenheit aufgeführet worden, die spielenden Personen sind lauter Mannspersonen. Wir wollen eben nicht sagen, daß es ein Meisterstück sey, und daß dieser Gegenstand nicht besser könnte bearbeitet werden. Es fehlt ihm die Einheit der Handlung: denn in der That sind ihrer zwo zum Grunde gelegt. Die erste ist: Valer, als der Vorwitzige kömmt von Reisen nach Hause: ein Brief eines Schuldners verfolget ihn: der Bediente, Crispin suchet dem Lisimon, Vater des Vorwitzigen durch allerhand Ränke, das Geld abzulocken, aber Valer verderbt ihm immer durch seine Unbesonnenheit, seine Absicht: da er ihn aber doch bey nahe überlistet, wird er gänzlich durch seinen Vorwitz verrathen; er hat seinem Vater heimlich aus bloßer Neugier Briefe weggenommen; er legt sie wieder an seinem Ort, und zum Unglück ist derjenige von seinem Schuldner darunter, der seinen ganzen Charakter entdeckt. Die zwote Handlung ist: Pyrant, ein Freund des Lisimon, bestimmt dem Valer seine Tochter zur Frau, die Alten berathschlagen sich darüber ins geheim: Valer aus Neugier behorchet sie: er erfähret, daß er soll verheyrathet werden, indessen kann er den Namen der ihm bestimmten Person nicht wegkriegen: er hört aber einen gewissen Geronte öfters nennen; und glaubt gewiß, daß es dessen Tochter seyn werde: um seinem Vater einen recht witzigen Streich zu spielen,

läuft er hin, und hält um sie an: Geronte verspricht sie ihm, und kömmt um dem alten Lisimon seine Freude darüber zu bezeigen: dieser und Pyrant sind in der größten Verlegenheit: Valer ist endlich genöthiget, seinen Vorwitz zu gestehen, und bringt sich um das ihm zugedachte Glück. — Diese letztere Fabel ist artig genug, daß wenn sie auch nur alleine zur Grundlage wäre gebraucht worden, bey einiger Verwicklung, sie eine recht gute Comödie hätte abgeben können; der Vorwitz mit den weggenommenen Briefen aber hätte durch eine kleine andre Wendung auch sehr wohl in die Haupthandlung können verwebet werden; inzwischen wollen wir nicht auf einmal zu viel fodern: die Characktere stechen ungemein wohl gegen einander ab: Lisimon ist ein mißtrauischer Geizhals, Pyrant, ein sehr geheimnißvoller Mann, Damis sein Sohn, ein geschwätziger Müßiggänger, Valer, ein vorwitziger, unbesonnener, und neugieriger Narr; sein Bedienter, ein listiger Betrüger: Heinrich, Lisimons alter Bedienter, ein Spion seines Herrn, der einen sehr lakeyenmäßigen Ehrgeiz besitzt: sie sind überhaupt alle sehr gut gezeichnet, einige kleine Unwahrscheinlichkeiten ausgenommen: so ist z. E. kaum glaublich, daß Lisimon die Unverschämtheiten des Crispin, die er ihm ins Gesicht saget, ertragen sollte, ohne ihn augenblicklich zum Hause hinaus werfen zu lassen, ingleichen, daß eben derselbe als ein geiziger mißtrauischer Mann, nach demjenigen Begriffe, den er sich vom Crispin machet, die Betrügerey mit eingekauften Edelsteinen, so gerade zu glauben sollte, als er wirklich im 13ten Auftritte

des

des 1sten Actes thut: man könnte vielleicht auch dem Charakter des Valer vorwerfen, daß er mehr ein Neugieriger und Unbesonnener sey, als ein Vorwitziger; der letzte mischet sich eigentlich nur in fremde Händel, die ihn nichts angehen: aber da sie nahe an einander gränzen, und die Neugier ein wahrer Vorwitz ist, Valer sich auch um Dinge bekümmert, von denen er nicht weis, ob sie ihn angehen, so hat der Verf. Entschuldigung vor sich. Noch müssen wir diesem Stücke nachrühmen, daß es ganz gut und lebhaft dialogiret ist: wir wollen zur Probe einen Auftritt, wie er uns in die Augen fällt, hersetzen: wenn er etwas kürzer wäre, so würde er noch besser ausfallen, wir wollen nichts von dem Fehler gedenken, den er in Absicht auf das Ganze hat: denn in so ferne könnte er ganz weggestrichen werden, da er zur Haupthandlung nichts beyträgt, und nur ausfüllen hilft. Valer sucht seines Vaters Bedienten dessen Geheimnisse abzulocken:

Valer. Heinrich.

Valer. Lieber Heinrich, bist du denn gar nicht zu erweichen? Werde ich kein Wort von dir hören? Ich weiß ja, daß dir mein Papa manche Heimlichkeit anvertrauet.

Heinrich. Freylich wohl, junger Herr, und erst heute sagte er mir —

Valer. Erst heute? O was sagt er dir? Nicht wahr, von meiner Person?

Heinrich. Hr. Valer, ich kann schweigen.

Valer. Du kannst schweigen — Heinrich, du wirst mich tödten, wenn du mich das Geheimniß nicht wissen lässest. — Heinrich, kann eine Belohnung — siehst du hier diesen Beutel? Er soll deine seyn: rede nur.

Heinrich. O Hr. Valer, suchen sie sich einen andern Mann für ihr Geld. Ich bin ein ehrlicher Lakay, und will ihrem Papa treu dienen. Bestechen sollen sie mich nimmermehr.

Valer. Ich will dich ja nur für einen Dienst belohnen, den du mir erweisen kannst, ohne meinen Vater untreu zu seyn. Was verschlägt dirs denn, wenn ich weis —

Heinrich. Kein Wort, Herr Valer, ganz kurz, kein Wort.

Valer. Heinrich! ich will mich zu deinen Füßen werfen, ich will deine Knie umfassen, ich will nicht eher aufstehen, bis du — Heinrich, rede doch, was sagte dir mein Papa?

Heinrich. Pfui! schämen Sie sich, dieß sind närrische Reden.

Valer. Heinrich, ich will Crispinen befehlen, daß er dich für den ersten Lakay im Hause erkenne; daß er dir Ehrerbietung bezeuge, den Hut abziehe, dir den ersten Platz weihe.

Heinrich. (lächelt) das wollten sie thun? und Crispin?

Valer. Er muß mir gehorsamen, oder ich jage ihn aus dem Dienste fort.

Heinrich. Reden sie im Ernste?

Valer. Im Ernste, Heinrich, ich schwöre dir darauf.

Heinrich. Was sie doch für eine erstaunliche Beredsamkeit haben! man kann ihr gar nicht widerstehen. Nun so hören sie nur: ihr Papa — aber Hr. Valer, was sie versprochen haben —

Valer. Ja, ja, nun, mein Papa —

Heinrich. Ja, ihr Papa fragte — Herr Valer sie scherzen, ja nicht mit mir!

Valer. Nein! rede nur. Was fragte mein Papa?

Heinrich. Ja ihr Papa fragte mich; aber, beym Henker, Hr. Valer, verrathen sie mich —

Valer.

Valer. O wie marterst du mich! Mein Papa fragte dich —

Heinrich. Ja, ihr Herr Papa fragte mich, was ich von ihnen hielt.

Valer. Und —

Heinrich. Weiter nichts. Sind Sie damit nicht zufrieden? Ist dieß Geheimniß etwas so gemeines?

Valer. Ach! so weiß ich nichts. Ich will wissen, warum er mich so geschwind zurück berufen hat: und ich kann nicht eher ruhen, bis ich es weiß.

Heinrich. Aber was ist Ihnen denn daran gelegen? Sie sind bey ihrem Papa, und das ist genug.

Valer. Genug! sollte ich hier leben, ohne zu wissen, warum ich hier lebe? Ha! das steht den unvernünftigen Thieren zu.

Heinrich. Aber sollte denn die Sache so schwer zu ergründen seyn?

Valer. Bisher war mir es unmöglich. Ich habe bey meinem Papa geforschet: ich bin die Anverwandten angegangen: ich habe mich bey seinen vertrauten Freunden erkundiget: aber alle Mühe ist vergebens. Doch koste es, was es immer will, ich muß das Geheimniß erfahren. — Aber Heinrich, soll denn mein Papa nicht das geringste Anzeigen gegeben haben, aus dem man schließen könnte —

Heinrich. Nicht das geringste.

Valer. Sprach er denn nichts von mir?

Heinrich. O! gar viel.

Valer. Oder von meiner Zurückkunft.

Heinrich. Sehr oft.

Valer. Und was sagte er dabey?

Heinrich. Sehr verschiedenes.

Valer. War ihm vielleicht der Aufwand, den er für mich machte, zu groß?

Hein=

Heinrich. Ja, das kann seyn, er klagte öfters über die schweren Zeiten und über die großen Ausgaben.

Valer. Oder glaubte er, ich machte Schulden?

Heinrich. Ja, das kann seyn: er betheuerte öfters, und schwor recht schrecklich, daß er um sie nichts wissen wollte, wenn er Schulden für sie bezahlen müßte.

Valer. Oder meynte er, ich möchte außer seinen Augen verkehrt leben?

Heinrich. Ja, das kann seyn: er fluchte manchmal über die heutige Jugend, daß sie in die Fußtapfen ihrer frommen Väter nicht tritt.

Valer. Oder denkt er, mich mit einem Amte zu versorgen?

Heinrich. Ja, das kann seyn: er prieß jene Väter glückselig, die ihre Söhne bald befördern können.

Valer. Oder will er mich verheyrathen?

Heinrich. Ja, das kann seyn: er wünschte sehr oft sie zu verbinden.

Valer. Oder ist es etwas anders?

Heinrich. Ja, das kann seyn: er sagte immer, es gebe tausend Ursachen, um seine Kinder beständig vor Augen zu haben.

Valer. Und daß ihr tumm seyd, wird wohl auch seyn können? Was achte ich dasjenige, was seyn kann; ich will wissen, was ist.

Heinrich. Ja nun, das weiß ich nicht. Aber was ist ihnen an der wahren Ursache gelegen? Genug, daß tausend Ursachen dazu seyn können, daß ihr Papa eine gewisse muß gehabt haben; daß wir sie nicht erfahren können: hier kömmt er, fragen Sie selbst, ich muß meinem Dienste nachgehen.

Fehler, die den Sprachgebrauch und Provinzialredensarten betreffen, als: ich[1] habe gewunschen,

beym

beym Plunder! u. s. w. finden sich hin und wieder, aber wie leicht ist es solche Flecken abzuwischen, die ohne dieß des Verf. Landsleuten nicht fremde sind.

Bey Gelegenheit der Vermählung des römischen Königs mit der Bayerischen Prinzeßinn, sind uns wieder einige Gedichte von dort aus vorgekommen, die sich vortheilhaft von der Klasse dieser Art unterscheiden; als, ein prosaisches Gedicht nach dem Claudianus, von dem Grafen Christiani, und ein Hochzeitlied nach dem Tibull in den Glückwünschungen des Theresianischen Collegii: vorzüglich aber hat uns das Hochzeitgedichte eines jungen Jesuiten, Karl Mastalier, Lehrer der Dichtkunst im kaiserl. Profeßhause, gefallen. Es enthält eine Anrufung an die Muse, eine Götterverzählung, und ein Hochzeitlied. Wenn die Anlage derselben nichts neues hat, so verdienet doch die Ausführung Beyfall, über einzelne Zeilen wollen wir gern hinwegsehen. Das Hochzeitlied wird von einer Najade der Iser, und einer Napäe gesungen. Wir wollen nur den Eingang, den der Dichter öffnet, hersetzen:

Lieblich rauschet die Leyer vom Lobe des starken Lyäus
Unter der Muse geschäfftigen Hand:
Lieblich ertönet ihr Lied, wenn sie die Freude der Erde,
Oder die Pracht der verjüngten Natur
In den Armen des Frühlings erhebt, denn gaukeln die Weste
Mit den Gesängen hinunter ins Thal
Bis zur Echo, die wieder erwacht, und den kommenden Frühling
Mit den Liedern der Muse begrüßt.

Aber

Aber noch lieblicher wälzt der himmlisch zarte Gesang sich
Ueber die göldne Zyther hinab,
Wenn im Haine der Göttinn von Paphos die Schönste der Musen
Erst von der Liebe der Könige singt:
Freuden durchflüstern den Wald, die Grazien tanzen mit Amorn
Leicht wie die Luft über Rosen hinweg.
Sage mirs Muse von Paphos, o du der Venus Vertraute,
Beste Sängerinn, warst du es nicht,
Die ich in Myrthen versteckt, im heiligen Hayne belauschte,
Dessen wirthlichen Schatten sich oft
Jene Göttinn von Nymphenburg anvertraute, die ihre
Prächtig des Amors Triumphe vermehrt?
Grazien flogen dir nach, und blühende junge Dryaden,
Und der Napäen gelblockigtes Chor,
Als du dich zeigtest; doch als dein leichter harmonischer Finger
Sanft übers zitternde Saitenspiel fuhr,
Das nur verliebte schmachtende Töne zurück scholl, da ragten
Aus der Iser mit träufelndem Haar
Blaue Najaden hervor. Erstaunend hören sie alle
Deiner Zyther bezaubernden Ton.
Eine sagts eilig den Schwestern, die im goldsandigten Isar
Wohnen, da schwammen sie gierig herauf:
Und gesellten sich zu den frohlockenden Nymphen. Die Muse
Foderte einige Göttinnen auf,

Von

Von der schönsten Liebe zu singen, der Liebe Josephens,
Und von deiner mein König u.

Man sieht, daß es dem Verf. nicht an Einbildungskraft zu lieblichen Schilderungen fehlt; das Gespräch der Najade und Napäe selbst hat sehr feine Stellen und Wendungen, es würde uns aber noch mehr gefallen, wenn es nicht zu sehr das Gepräge der Nachahmung von andern Gedichten dieser Art trüge.

VII.

Die Braut, eine Tragödie, von Beaumont und Fletcher: nebst kritischen und biographischen Abhandlungen über die vier größten Dichter des ältern brittischen Theaters, und einem Schreiben an den Hrn. Kreys-Steuer-Einnehmer Weiße, in Leipzig. Kopenh. und Leipz. 1765. verlegts Gabr. Christ. Rothens Wittwe und Profft.

Man würde dem Hrn. Verf. sehr unrecht thun, wenn man ihn in die Klasse der gemeinen Uebersetzer werfen wollte. Er kündiget sich in dem vorgesetzten Schreiben als einen Mann an, der Geschmack, Belesenheit und Genie besitzet, der richtig denket und gut schreibt, und wir hätten wohl gewünschet, daß er dasjenige, wozu er seinen Freund auffordert, selbst auszuführen übernehmen möchte. Gleich im Anfange des Sendschreibens glaubet er, daß

daß man dem Einflusse des brittischen Genies auf unsre deutschen Köpfe weit weniger Schwürigkeiten würde entgegen gesetzet haben, wenn man angefangen hätte, anstatt des Shakspears die correktern Dichter der ältern englischen Bühne, den Johnson, Beaumont und Fletcher zu übersetzen: er führet zur Ursache an, daß, da diese Schriftsteller der Natur sehr viel, fast eben so viel aber der Kritik zu danken hätten, daß sie unsern verwöhnten Geschmack weniger wider sich würden empöret, und uns durch den geringern Gehalt ihrer Schönheiten allmählig vorbereitet haben, auch das große Erhabne des größten brittischen Dichters durch alle seine Trümmern und Ruinen hindurch zu fühlen, zu schätzen, zu bewundern. Vielleicht sind wir hierinnen nicht seiner Meynung. Wen Shakspear empöret, wird gewiß bey den drey andern tragischen Schriftstellern nicht seine Nahrung finden. Wir setzen allezeit voraus, daß es Genies sind, die ihn lesen und verstehen; denn die übrigen mögen zuerst lesen, wen sie wollen. Jene werden den Shakspear allezeit auch in seiner Unregelmäßigkeit schöner und unterhaltender finden, als dieser ihre nicht selten kalte Regelmäßigkeit, und da jener, wie der Hr. Verf. unten sagt, stets das Herz trifft, so wollten wir dafür stehen, daß dieses nicht die Ursache ist, warum das englische Genie weniger Einfluß auf das unsrige gehabt habe. Wenn die Allgemeinheit der französischen Sprache nicht vom Anfange die elenden Uebersetzungen und Nachahmungen eingeführet, und man, ehe sich unser Geschmack darzu gebildet, uns den Shakspear nebst den übrigen

engli-

englischen Dichter in die Hände gegeben, so würden jene vielleicht auch auf die nachahmenden Deutschen einen größern Einfluß als nachgehends die Franzosen gehabt haben.

Er setzt voraus, daß nach dem Geständnisse aller Dichter und Kunstrichter, die Illusion mit Recht für den großen Grundsatz des Drama gehalten werde, zweifelt aber, ob noch die Frage, wodurch dieselbe erreichet werde, jemand zuverläßig beantwortet habe. Er zeiget, daß weder Handlung, noch Zeit, und Ort, die Sache allein ausmache, und erinnert uns an Stücke, wo man bey Beobachtung aller dieser Regeln, doch damit seinen Zweck nicht erreichet habe: da er hingegen aus Shakspears Beyspiele beweist, daß man bey Uebertretung derselbigen immer noch vorangezeigten Zweck erreichen könne. Denn alsdenn störe nur der Dichter unsere Illusion, wenn er durch irgend eine Schwäche in der Ausführung die Fortschreitung unsrer Leidenschaften unterbräche, wenn er eben da unser Herz anfieng, an einer rührenden Stellung Antheil zu nehmen, uns plötzlich in eine episodische oder contrastirende Handlung hineinführte, und uns alle Augenblicke durch die schlechte Anordnung des Pathos aus unsrer Betäubung erweckte. Der Verf. erkläret hierauf was er hierunter verstehe. Der Dichter mag ein wirkliches Drama, oder eine Reihe von unterhaltenden historischen und sittlichen Gemählden auf die Bühne bringen, so muß er niemals bey der Absicht stehen bleiben, das menschliche Leben zu mahlen, sondern so zu mahlen, daß der Zuschauer hingerissen

 werde,

werde, zu glauben, er sehe das wahre Werk der Natur, indem die bloße Vorstellung desselben alle Wirkungen auf seine Gesinnungen und Leidenschaften äußert, welche die Natur selbst nicht anders hätte vorbringen können, als wofern sie in ein dem Zwecke untergeordnetes Ganze wäre concentriret worden. Niemand wird an der Wahrheit dieses Grundsatzes zweifeln, und er kann bey Auseinandersetzung, an den feinsten Bemerkungen sehr fruchtbar werden. Junge Dichter mögen hieraus hauptsächlich sich überzeugen, daß die Kunstrichter nicht Unrecht haben, die ihnen das Studium der Natur und des menschlichen Herzens vorzüglich empfehlen. Das Mechanische des Drama ist leicht, und sie können dasselbe aus allen gemeinen Lehrbüchern lernen. Dies ist auch die Ursache, warum verschiedene neue englische Kunstrichter, vielleicht nicht ohne Grund behaupten, daß Corneille und Racine zwar große Dichter, aber nichts weniger als dramatische Genies gewesen sind.

Der Hr. W. kömmt auf seine Uebersetzung, die er in deutscher Prose geliefert. Wenn dasjenige, was er wider die Hendekasyllben sagt, die er für den deutschen Vers wegen unsrer langschleppenden Wörter nicht recht bequem für das deutsche Drama findet, gegründet wäre; so glauben wir doch immer, daß es die beste Versart unter den uns bekannten sey: da die zu verändernde Cäsur, und der willkührliche Ruhepunkt, den Dichter mehr in Stand setzet, weniger eintönig zu seyn, als bey dem Alexandriner, oder auch bey den übrigen langen Versarten. Darinnen aber

geben

geben wir ihm vollkommen Recht, daß wir bey einer Uebersetzung eine gute harmonische Prosa jeder Versart vorziehen. Er zeiget endlich, wie er mit seinem übersetzten Drama umgehen würde, wenn er es auf deutschen Boden hätte verpflanzen wollen, und wir müßten uns sehr irren, wenn wir nicht darinnen einen künftigen tragischen Dichter für unsere Schaubühne sähen, der ihr Ehre machen wird. Wir sind schon gewohnt, daß unsre Musen sich erst mit Kleinigkeiten und Tändeleyen belustigen, ehe sie den Cothurn anziehen; sie sind aber darum nicht schlimmer, als diejenigen, die mit dem Cothurn anfangen, und mit jenem endigen. Die vorgeschlagene Veränderung des gegenwärtigen Stücks würde gewiß große Verdienste haben, nur zweifeln wir, ob das ganze Sujet wohl auf die Bühne könnte gebracht werden, wenn es unsere vielleicht zu weit getriebene Delikatesse nicht beleidigen sollte. Eine geschändete Jungfrau, die noch dazu einem rechtschaffenen Manne zur Ehe aufgedrungen wird, könnte allenfalls nur von einem Richardson in einem Roman aufgestellet werden; und wo sind unsre Richardsone? Das Original hat sonst wohlgezeichnete und große Charactere, mächtige Situationen, die unser ganzes Herz erschüttern, in den pathetischen Stellen die wahre Sprache der Seele, und überhaupt so viel und große Schönheiten, daß wir bey Ausziehung derselbigen, ganze Seiten würden anfüllen können, wenn es der Raum erlaubte. Wir überlassen es also den Lesern, sie selbst aufzusuchen: sie leuchten zu sehr ins Auge, als daß man sie nicht finden sollte, und sie würden auch zu viel

verliehren, wenn man sie aus ihrer Stelle reißen, und von dem Zusammenhange entblößt hersetzen wollte.

Es folgen noch Abhandlungen, die in jeder Betrachtung sehr wichtig sind: sie machen uns nicht nur mit dem alten englischen Theater auf eine vertrauliche Weise bekannt, sondern sie enthalten eine Menge wichtiger kritischen Anmerkungen, die jedem Dichter, der sich in das dramatische Feld wagen will, nützlicher, als manche poetische Dichtkunst seyn können. Die erste ist von Th. Seward über das Genie und Schriften Franzis Beaumont und John Fletchers. — J. Sympsons Nachricht von Beaumonts und Fletchers Leben und Genie. — Dr. Langbains Nachricht von Beaumont und Fletchers Schauspielen. — Peter Whalleys Abhandlung von Ben. Jonsons Genie. — L. Theobalds Nachrichten von William Shakspears Leben. — Peter Whalleys Nachrichten von Ben. Jonsons Leben. — Der Uebersetzer hat hin und wieder Anmerkungen beygefüget, die bald einen Irrthum der Originalverfasser bemerken, bald eine kritische Beobachtung weiter ausführen oder erläutern, und wir wünschten wohl, daß sich der Hr. Verf. mehr in diesem Felde zeigen möchte.

VIII.

Der Oesterreichische Patriot, eine Wochenschrift. Erster und zweyter Band. Wien bey Schulz 1765. Ingleichen der

der Vertraute. Incipe Calliope! licet hic considere! non est Cantandum: *Res vera* agitur.

Addison und Steele, die beyden großen Verfasser des Zuschauers, hielten es für eines der dienlichsten Mittel zur Verbreitung des Geschmacks und des sittlichen Unterrichtes, in fliegenden Blättern ihre Mitbürger zu lehren, theils weil diese in unzählige Hände kämen, die blos auf ein Viertel Stündgen ihre Neugierde zu befriedigen suchten, theils weil man der Moral ein gefälliger Kleid geben könne, als sie in den systematischen Lehrbüchern zu haben pflegt, und der Verfasser eine jede Mine annehmen und sich hinter jeder Maske verbergen könne. Jedermann weiß den glücklichen Erfolg ihrer Unternehmungen. Der Zuschauer machet nach der täglichen Ausgabe seiner Blätter eine Berechnung von der Menge der Leser, und wenn man den allgemeinen Nutzen, den sie auf den Verstand und das Herz eines jeden mögen gehabt haben, berechnen könnte, so würde der Werth solcher Blätter noch weit mehr in die Augen fallen. Den Vortheil, den sie vollends in einer solchen Stadt haben müssen, wo die Wahrheit und der gute Geschmack noch mit Aberglauben, Vorurtheilen und Barbarey zu kämpfen haben, wo der wenigste Theil noch die besten Schriften seiner Nation kennet, geschweige, daß er sie lesen sollte, wo nicht selten die Aufseher und Büchercensoren aus Dummheit oder Bosheit solche Schriften zu verdrängen suchen, deren Gebrauch ein Licht verbreiten

 möchte,

mächte, das sie nicht vertragen können: hier muß der Vortheil ungleich größer seyn, und alle Berechnung übersteigen. Die wenigen Eiferer für den guten Geschmack in Wien, hätten also keinen vortrefflichern Weg wählen können, als diesen, zu einem so heilsamen Zweck zu gelangen: und sie haben es auch so angefangen, daß wir mit ihnen zufrieden sind. Neue Wahrheiten erwartet man eben nicht in dergleichen Blättern, zumal wo man Leser verlanget, die nur Milch und nicht starke Speisen vertragen können: es ist genug, wenn man durch eine gute Einkleidung, durch angenehme Abwechselung im Vortrage, sie auf alles aufmerksam zu machen suchet, sie mit einer lächelnden Mine bald bestrafet, bald unterrichtet, Bilder aufstellet, die durch Beyfall oder Tadel den Menschen auf sich zurück führen, strafbare Gewohnheiten lächerlich machet, den falschen Witz von dem wahren sie unterscheiden lehret, und dem Laster die Larve abzieht. Die obgedachten beyden Wochenblätter thun dieses meistens auf eine recht gute Art, und wenn vielleicht ein Kunstrichter eines und das andere daran zu tadeln fände, so muß er sich wohl an den Ort erinnern, wo sie geschrieben werden: es findet keine Vergleichung statt, wo nicht die Gegenstände einander ähnlich sind. In einem Reiche, saget der österreichische Patriot, wo die Wissenschaften aufblühen, ist kein Unterricht, so klein er immer ist, ganz fruchtlos. Den obgedachten beyden Wochenblättern ist schon ein andres im vorigen Jahre vorgegangen, die Welt in vier Theilen, wo uns besonders gefallen hat, daß man die Wiener mit den

besten

besten deutschen Schriftstellern bekannt zu machen gesucht, und auch oft daraus Beyspiele angeführet hat. In dem Oesterreichischen Patrioten so wohl, als in dem Vertrauten, von dem wir nur die ersten Blätter in Händen haben, geht man auf diesem Wege fort. Das erste Stück des Patrioten enthält eine kleine Liebesgeschichte in Briefen, wo drey Liebhaber um ein Mägdchen buhlen, der vernünftigste aber derjenige ist, der die wenigsten Vorzüge weder in Ansehung des Aeußerlichen noch des Vermögens hat, aber bey Aemilien den Preis erhält: es ist eine Nachahmung von der Geschichte aus Rabners satyrischen Briefen, S. 234. Das 2te, 3te, 23 und 24ste enthält eine tragische Geschichte eines jungen Menschen Dorville. Das 4te handelt von der Vortrefflichkeit und den Reiz der schönen Wissenschaften, welches auch das 9te thut. Im 5ten Stücke liest man eine Ode auf das Namensfest der Kayserinn, das wir freylich nicht für ein Muster des poetischen Enthusiasmus ausgeben möchten, ungeachtet die Versification noch immer Lob verdienet. Der Gedankenfiscal im 7ten, 11ten, 38 und 39sten, ist eine Nachahmung von Rabners Gedankensteuer. Das 8te liefert ein kleines Nachspiel, die unvermuthete Einwilligung, die ganz gut dialogiret ist, wovon aber die Fabel und die Verwickelung nicht viel bedeutet; das 10te, Briefe mit verschiedenen Anmerkungen. Im 12ten liest man eine Vertheidigung des Patrioten in einem Gespräche zwischen ein paar Frauenzimmern. Ein Auszug aus der Geschichte der dramatischen Dichtkunst, aus dem Französischen über-

setzt, füllet das 13te und 15te Stück, sie gehet bloß auf das Theater der Griechen, Römer und Franzosen. Das folgende 14te enthält poetische Abendgedanken im Herbste, und an einen Jüngling; das 16te St. Briefe; das 17. und 18te, eine Rede von einem neuen Bürgermeister Hrn. Joseph Anton Bellesini, und eines neuen Stadt- und Landrichters, bey Antritt ihrer Aemter, die beyde in einem solchen Tone der Wahrheit, und in so bündigen Ausdrücken abgefaßt sind, daß sie das Lob verdienen, welches sie von dem Oesterr. Patrioten erhalten. Es ist eine glückliche Vorbedeutung, für den herannahenden guten Geschmack, sagt er, daß Männer, die ihr ganzes Leben dem Gerichtsstyle aufopferten, sich der Reinigkeit unsrer Muttersprache befleißigen, und besonders solche Männer, denen die Aufsicht über die Arbeit ihrer Untergebenen obliegt. Das 19. und 20ste Blat liefert ein Trauerspiel in einem Aufzuge Alzimire. Man wird freylich in einem Trauerspiele das zwölf Auftritte enthält, weder eine große Verwickelung, noch ausgemahlte Charaktere, noch unerwartete Situationen suchen dürfen: inzwischen ist es immer noch erträglich, wenn anders ein solcher Lobspruch in der Poesie gilt. Wir wünschten, daß man, da das Theater in Wien noch in seinem Aufgange ist, die jungen Genies daselbst, mehr auf der Engländer ihre Kunst, das Herz in Bewegung zu setzen, als auf der Franzosen ihre deklamirten Leidenschaften führen möchte. Jene haben mehr das Colorit der Natur, da bey den letztern immer mehr der Pinsel des Dichters nach seiner Phantasie arbeitet.

Die

Die Versification in der Alzimire ist hin und wieder etwas rauh, welches wir auch von dem folgenden Lehrgedichte im 21sten Stücke, das Ziel des Menschen, sagen müssen, das überdies weder sehr bilderreich ist, noch philosophische Stärke genug hat. Das 22, 28, 29, 32, 33 und 34ste Stück enthält eine Abhandlung von dem Ursprunge der Gebürge, und der hierinnen befindlichen Erzadern, oder der sogenannten Gänge und Klüffte, die in seiner Art sehr gut seyn kann, wir aber hier nicht vermuthet hätten, weil es für die wenigsten Leser seyn wird, und solche Blätter doch gemeinnützig seyn sollen. Es folget ein Weihnachtsgesang im 25sten Stück: wenn es nicht eine Nachahmung des Popischen Gedichts The Messiah, a sacred Eclogue in Imitation of Virgil's Pollio seyn soll, so hat es wenigstens damit eine Aehnlichkeit, indem die prophetischen Stellen auf diesen großen Gegenstand darinnen gesammlet, und in Verse gebracht sind; dies ist aber auch die einzige Gleichheit. Das 26ste Stück soll durch eine Geschichte in Briefen darthun, wie weit die erhabenen Empfindungen, die großen Gesinnungen eines Frauenzimmers den Muth eines Soldaten erheben, und ihn aufmuntern können, dem Staate einen glänzenden Dienst zu leisten, und endlich durch die Hand seiner Geliebten, seine Glückseligkeit selbst vollkommen zu machen. Das 27ste Stück ist eine Ermunterung des Patrioten an seine Mitbürger zu Anfange des Jahres, die wohlgeschrieben ist. Das 29ste wieder eine Nachahmung von Rabner. Ein Graf, dem die Herzdame sein ganzes Vermögen entrissen, fasset

den löblichen Entschluß, sich ausspielen zu lassen. Ihm ist noch ein Auszug aus einem Briefe angehängt, der das 12te Stück des Patrioten betrifft. Das 31ste liefert eine kleine allegorische Erdichtung, Das 35 und 37ste Blatt unter dem ironischen Lobe der Gefälligkeit der Deutschen für die Fremden, ihre lächerliche Liebe zur Nachahmung, das 36ste beschäfftiget sich mit einigen ökonomischen Betrachtungen, Das 40ste zeiget den Werth der Sittenlehre auf die Ausübung. Das 41ste enthält etliche Begebenheiten von den Fastnachtslustbarkeiten. Dies ist der Innhalt dieser Bogen, so weit wir sie vom jetzigen Jahre haben. Wenn wir andre Blätter von dieser Art in unsrer Bibliothek mit Stillschweigen übergehen, die vielleicht ein vorzügliches Verdienst vor den gegenwärtigen in Ansehung der Wahl der Materien, und der Ausarbeitung haben, so geschieht es nicht aus dem Grunde, als ob wir ihren Werth nicht kennten: wir glauben aber, daß die Bemühungen derjenigen, die das Reich der schönen Wissenschaften mit solchem Eifer an einem Orte zu erweitern suchen, wo sich noch so viel Hindernisse finden, einer vorzüglichen Aufmunterung werth ist, und der Fortgang in denselbigen bemerkt zu werden verdienet. Der Vertraute, das 2te Wiener Wochenblatt, das wir oben erwähnet haben, charakterisiret sich folgendermaaßen: „Seit einigen Jahren genieße ich das Vergnügen, unerkannt beynahe der allgemeine Vertraute der Stadt zu seyn, und noch habe ich dieses „Zutrauen noch nie auf eine Art entweihet. Die „Geheimnisse einer Welt von Schönen, ihre Schwach-

„heiten,

„helfen, ihre Leidenschaften, ihre wirklichen, ihre mis-
„lungenen Siege — die Geheimnisse aller Männer,
„des Gleichgültigen, des Bequemen, des Zärtlichen,
„des Eifersüchtigen — die verborgensten Triebfedern
„jeder, dem Scheine nach unbedeutenden Hand-
„lung — alle die schlangenförmigen Gänge, wodurch
„man seinem Zwecke näher zu treten, wodurch man
„die Aufmerksamkeit spähender Mitwerber zu hin-
„tergehen bemühet ist — alle Verwickelungen, alle
„wechselseitigen Befehdungen, Untreuen, Ränke, im
„Zusammenhange mit ihren glücklichen oder widri-
„gen Folgen zu wissen! welche Schöne würde sich
„nicht an meiner Stelle wünschen? —„ Man wird
aus dieser Schilderung leicht den Ton errathen kön-
nen, den der Verf. in diesen Blättern annimmt: er
ist lebhaft und munter, und wir zweifeln nicht, daß
er seine Absicht erreichen werde: überhaupt aber
wünschen wir immer zu dergleichen Unternehmungen
mehr als einen Verfasser, weil sonst die Einförmig-
keit, der Hauptfehler eines Wochenblatts, selten zu
vermeiden ist.

IX.

Dialogische Fabeln in zwey Büchern von dem Verfasser der Dithyramben. Berlin, bey Birnstiel, 1765. (93 S.)

Die Dithyrambe und die kleine Aesopische Fabel scheinen zwo so verschiedene Dichtungsarten zu seyn, daß sie zwey ganz entgegengesetzte Ge-
nies

nies zu erfordern scheinen: wenn jene in einer poetischen Trunkenheit enthusiastisch tobt, und mit den Mänaden über die Gebirge raset, ἄνω συγκεραυνωθεὶς φρένας, so suchet diese der gelassenen Natur, in ihrer äußersten Simplicität zu folgen, und allzeit den kürzesten und geradesten Weg zu gehen. Wir wollen nicht behaupten, daß es nicht solche ausgebreitete Genies geben sollte, die mit gleichem Glücke sich in jede von dieser Verfassung setzen könnten: aber ob unser Verf. es seyn möchte, daran haben wir einige Ursache zu zweifeln: die letztere Art, die er itzt gewählet hat, scheint seiner Muse weit natürlicher, als die erstere zu seyn, von der wir schon bey Gelegenheit der Dithyrambe gesagt haben, daß ihr Enthusiasmus nicht selten erzwungen und studiret ist, und daß sie oft den Strom sucht, der ihre Worte fortwälzen soll, als daß sie von demselben jähling ergriffen, und fortgerissen wird. Es sind verschiedne unter diesen Fabeln, von denen die Erfindung so gut ist, und die so leicht und ungekünstelt dialogirt sind, daß wir sie eines Phädrus seinen an die Seite setzen könnten.

Von dieser Art ist die Gans und der Fuchs — der Kettenhund und der Pudel — der Frosch und der Storch — der Vater, der Freyer — der Löwe, die Versammlung der Thiere, der Fuchs — der Arzt, der Kranke — der junge Baum, der Wind — u. a. m. Wir wollen davon einige zum Beyspiele anführen.

Die

Die Eule. Der Rabe.

Daß man mich als Minervens Vogel ehre!
Und mich, weil ich dem Phöbus angehöre!
Mich wundert ungemein,
Daß Phöbus einen Dieb zu seinem Liebling wählet.
Und meynst du heiliger zu seyn?
Weiß nicht die Welt, wie auch ihr Eulen raubt
und stehlet?
Still! still! wir wollen nur gestehn,
Daß nicht Verdienste stets zu Lieblingen erhöhn.

Zween Affen.

Was machst du da? — wie? auf dem Kopf zu stehen?
Bist du gescheidt?
Herr Brüder nur gemach!
Wir müssen endlich doch dem alten Schimpf
entgehen,
Als ahmten wir nur immer nach.
So wollen wir ins Künftge gehen,
Und denn — denn sage einer noch einmal:
Ein Affe sey nicht auch Original.

Die abgelebte Katze. Die alte Maus. Die junge Maus.

Du allerliebstes kleines Thier!
Komm doch ein wenig her zu mir.
Ich bin dir gar zu gut. Komm, daß ich dich nur küsse.
Ich rathe dirs, Kind, gehe nicht!
So komm doch! Siehe diese Nüsse
Sind alle dein, wenn ich dich einmal küsse.
O Mutter, höre doch, wie sie so freundlich
spricht.

Ich geh —

Kind gehe nicht!

Auch dieses Zuckerbrod und andre schöne Sachen.

Geb ich dir, wenn du kommst.

Was soll ich machen?

O Mutter, laß mich gehn!

Kind gehe nicht!

Was wird sie mir denn thun? welch ehrliches Gesicht!

Komm, kleines Närrchen, komm!

Ach Mutter, hilf — ach weh!

Sie würgt mich — ach, die garstige!

Nun ists zu spät, nun dich das Unglück schon betroffen.

Wer sich nicht rathen läßt, hat Hülfe nicht zu hoffen.

Die Gans und der Fuchs.

Komm Fuchs, wir wollen Friede schließen,
Was nutzt die Feindschaft mir und dir?
Ich muß mein Gras in steter Furcht genießen;
Und du wirst auch die Raubbegier
Gewiß einst mit dem Tode büßen.
Drum laß uns lieber Freunde seyn!
Vortrefflich kluge Gans! ich geh den Antrag ein.
Die Feindschaft bringt uns freylich nicht Gewinn.
Wohlan! der Friede sey geschlossen!
Er sey, ich schwörs, auf ewig fest geschlossen!
Ja! — bis ich wieder hungrig bin.

In diesem Tone ist ein großer Theil dieser Fabeln; der Charakter der handelnden Thiere ist wohl ausgedruckt,

gedruckt, die Sprache ist leicht und die Lehre sinnlich, und gut herbeygeführet: nur möchten wir zweifeln, ob diejenige Weise die Personen gleich dialogisch einzuführen, allezeit wohl angebracht seyn, und durchgängig gefallen möchte, da der Ort der Scene zur Wahrscheinlichkeit viel beyträgt, und den Leser nicht selten auf eine angenehme Art vorbereitet. Wem wird zum Beyspiele, bey der dritten Fabel, die wir anführen, nicht gleich einfallen, daß es eine seltsame Katze seyn müsse, die so viel mit der Maus complimentiret, und nicht gerathe zufähret, wenn iene nicht noch in ihren Löchern sitzet. Bisweilen scheint der Hr. Verf. ohne große Absicht auf die Personen seine Fabel zusammengesetzet zu haben, z. E. der Poet und der Schuster. Der erste redet den letztern an:

> Gepriesner Menschenfreund! mein Gönner! mein Mäcen,
> Den Stand und Würd und Geist bis zum Olymp erhöhn ꝛc.

Der Schuster verweiset ihm seine Schmeicheleyen — warum ist dieß ein Schuster, da es eben so wohl ein jeder schlechter Handwerksmann sagen könnte, der durch weiter nichts als den Titel charakterisiret ist? Zugeschweigen, daß auf diese Art Fabeln zu machen, und eine Moral zu sagen, keine große Schwürigkeit seyn wird: weil sich eine jede Moral gleich auf diese Art in ein Gespräch einkleiden läßt. Eben so brüstet sich eine Gans, daß sie das Kapitol erhalten, und der Hahn saget:

Habe

> Habt ihr denn auch die Stadt beschützet? Nein.
> Nicht? — nun so haltet ja mit eurem Pra-
> len ein.

Warum machet ihnen der Hahn den Vorwurf? hat er eine Stadt erhalten, oder ist es immer nicht Verdienst genug das Kapitol erhalten zu haben?

Bey andern Stücken wird die Moral schwer zu errathen seyn, oder wenn man eine hinzu denken wollte, eben nicht sehr fruchtbar seyn, z. E.

Der Zuhörer und der Lautenschläger.

> Du hast auch nur sehr liederlich gespielt.
> Willst oder kannst du es nicht besser machen?
> Um dir nur einen Zeitvertreib zu machen,
> Hab ich schon gut genug gespielt.

Es wird also hieraus folgen, daß ein Künstler sich eben nicht viel Mühe geben dürfe, wenn er andern durch seine Kunst einen Zeitvertreib zu machen suchet. Das Gespräch zwischen Momus und Amor, hat eine eben so wenig wichtige Moral.

> Wie kommt es, daß dein Pfeil die Pallas doch verschont?
> Die Pallas? — weils der Mühe nicht verlohnt
> Nach ihrer kalten Brust zu zielen.
> Sie ist zu klug, sie tauget nicht zum Spielen.

Hieher gehöret auch die Wassermaus; der Frosch im Nil — der Hecht und der Seefuchs — Plato und Kallicrates —. In der letztern fragt Plato, was jener damit der Welt genützt, daß er zween Verse auf ein Hirsekorn schreiben können, und dieser antwortet:

Bey-

Beynah so viel als der, so voller Tiefsinn sitzt,
Um einst noch denen, die ihn lesen,
Den Kopf mit unbrauchbaren Grillen
Und wichtgen Possen anzufüllen;
Und kurz — so viel als Leute eurer Art,
Vom philosophschen Stolz und philosophschen Bart.

Passet wohl diese Antwort auf dem Vorwurf eines Plato? oder ist die Lehre der wahren Moral nicht mehr nachtheilig als vortheilhaft? wäre es noch ein elender Scholastiker, so möchte es gehen!

Bey verschiednen Fabeln wäre es endlich nöthig gewesen, die redenden Personen anzudeuten, weil man es bisweilen kaum errathen kann, oder man muß stets den Titel vor Augen, und die charakteristischen Züge der Thiere in Gedanken haben, oder endlich den kleinen Commentar, den der Verf. im Register angebracht, durchlesen, und bey diesem also anfangen, ehe man die Fabeln liest. Z. E.

Der Esel. Die Schlange. Die Nachteule. Die Feldmaus. Die Sonne.

O Sonne! scheine nicht so heiß!
Ich werde noch vor Mattigkeit und Schweiß,
Bey meiner Arbeit unterliegen.

Dank sey dem Zeus für seinen Sonnenschein!
Es liegt darinn sich mit Vergnügen.

Du mußt wohl ausgelassen seyn,
Mit deinem mir verhaßten Lichte,
O Sonne! schone mein Gesichte!
Ich sitze hier mit allem Fleiß umhüllt

In meiner Wohnung tiefsten Gründen,
Und doch hat sie dein Strahl erfüllt,
Ich werde noch verblinden.

O sey mir lange so geneigt,
Wohlthätger Sonnenschein! es reifen meine Aehren.

Schweigt, Unverständge, schweigt,
Ich werde mich an euch nicht kehren.

Man streiche die Namen des Titels weg, und frage sich wer redet? Einige der charakteristischen Zeichen sind so allgemein, daß man jedes Thier eben so wohl hinzudenken wird, als dasjenige, das der Herr Verf. angiebt: wir wollen nichts von der Moral sagen, die eben so wenig bedeutend ist. Man lese die Wassermaus und den Frosch im Nil. Den Hecht und den Seefuchs. Den konopischen Wolf und den Fischer. Die junge Tanne und den Ahornbaum: man lese sie ohne das Register, und man wird den Jnhalt und die Absichten dieser Fabeln mit Mühe errathen: dieß bringt uns wieder auf unsre erste Anmerkung zurück, daß wenn man solche dialogische Fabeln ja machen will, die Scene der Handlung, und die Personen uns gleich kenntlich seyn müssen: denn wenn der Leser erst die versteckte Allegorie mit Mühe aufsuchen muß, so verliert er das Vergnügen, das er bey dem Unterrichte einer Fabel zugleich erwartet.

Es sind diesen Fabeln noch zwo Oden, eine an Hrn. Gleim, in seiner Krankheit, die andre an Hrn. Secretair Hube in Thorn angehängt, die nicht ohne Verdienste sind: im erstern bittet er die Muse des Orpheus,

Orpheus, ihm die Leyer zu leihen, mit der er die Hölle bewegte, daß sie ihm die Eurydice wieder gab.

Ins furchtbar öde Reich der Schatten,
Die Freundinn loßzuweinen, stieg
Der Barde Thraciens, er sang — der Orcus schwieg,
Und gab erweicht Eurydicen dem Gatten —
O Muse! leih itzt seine Leyer mit!
Auch mich erschrecket nicht das hundertköpfge Thier ꝛc.

Am Schlusse dieser Ode sagt er, Gleim singe noch als Greis!

Er stimme noch, bey Zügen glatter Jugend
Im welkenden Gesicht.
Der menschlichern der kummerlosen Tugend,
Sein ewiges Gedicht.

Das welkende Gesicht bey Zügen glatter Jugend, möchte schwerlich in eine Vorstellung zu bringen seyn, und warum soll er blos der kummerlosen Tugend singen? Ein Gedicht stimmen ist uns auch ungewöhnlich, denn sonst stimmt man nur die Saiten. Die zwote Ode beschreibt das Glück des Landlebens.

❁❁❁❁❁❁❁❁❁❁❁❁❁❁❁❁❁❁❁❁

X.

Der Sommer. 1764.

Hat der Verf. etwan im Willens, die übrigen Jahreszeiten, die Kleist einem deutschen Thomson hinterlassen hat, zu besingen, so möchten wir ihm wohlmeynend rathen, die Jahreszeiten des letztern,

 und

und den Frühling des erstern mit aller möglichen Aufmerksamkeit erst nochmals zu lesen, seinen Sommer dagegen zu halten, sich zu prüfen, und mit Demüthigung zu erkennen, daß er ein armer Sünder ist. Der sel. Kleist zeigte uns einstmals ein 30-40 Verse von einem Anfange zum Sommer; und als wir ihn baten darinnen fortzufahren, versicherte er uns heilig, daß solches nimmermehr geschehen würde. Seit er den Thomson recht gelesen habe, sey er völlig davon abgeschrecket worden, und er rechne sich seinen Frühling als eine Uebereilung an: und Kleist war doch wohl ein andrer Mahler der Natur, als der Verf. ist; ja, wir können ihn versichern, daß eine Zeile von denjenigen, die er der Vergessenheit überlassen, mehr werth war, als sein Sommer von vier und zwanzig Seiten. Man höre wie der Verf. ein Gewitter beschreibt, und halte das Gemälde des Thomsons dagegen:

Eine Menge emsiger Schnitter, die um die Wette geeilet,
Und Syrius brennende Wärme auf ihren Rücken empfunden,
Sitzen bey schattigten Ulmen, umzirkeln fröhlich den Tragkorb:
Kaum schmecket es Königen besser, wann Sie von Siegen ermüdet.
Fernes Gewölke kömmt jähling und schrecket die Gäste,
Schnell rauschen brausende Winde, und führen schwarze Gewitter.
Schaurende Stürme fahren greulich auf Felder und Schlösser.
Der prasselnde Donner zieht näher und Aeolus heulet

Ueber

Ueber den Gipfeln der Tannen, er wieget prangende Fichten,
Und zerbricht sie wie Ruthen, er leget den ältesten Apfelbaum
Mit entblößten Wurzeln zur Erde, und verheeret die Wälder.

Von schweflichten Dampf berstende Wolken werfen die leuchtenden Blitze
Aus düsteren Luftcrayß, feurig zur erschrockenen Erden.
Wolken wie Berge gehäufet, vom Sturme gejaget,
Salpetrische Flammen schweben über sündigen Häuptern.
Menschen und Thiere fliehen eiligst zu trockenen Orten,
Weil Schwärze der Nacht, den Tag mit finsterem Vorhang verdunkelt,
Das zusammengepreßte Gewölke, von der Gewalt der Winde
Zerrissen, erreget den furchtbaren Donner, und verkündigt
Des Allmächtigen Hoheit, der aller Himmel Himmel erfüllet.
Doch kann den entzündenden Strahl, kein Wind, kein Donner bestimmen,
Der Häuser und Scheunen verzehrt. Es darf der tödende Blitz
Auf deinen Scheitel nicht zielen: allein der Herr der Natur
Kann Pfeile des Todes abdrücken. Wo ist ein prächtiges Zeughauß,
Dessen Geschütze den Erdball zum Chaos zu machen vermögend:
Schon drohet ein schmetternder Schlag, und schüttert die größten Palläste
Weit mehr als niedrige Hütten 2c.

Wir haben keine Lust uns mit den Schnittern am Tragkorb zu setzen, und das prächtige Zeughauß, dessen Geschütze den Erdball zum Chaos zu machen vermögend ist, aus einander zu legen, uns in wirkliche Kritiken einzulassen, oder die schönen Hexameter zu scandiren: wir wollen lieber den Thomson in seinem fürchterlich schönen Gemählde bewundern.: „ Siehe, langsam sich setzend über den schwarzgelben Walde brütet ungewöhnliche Finsterniß: und immer zunehmend gewinnt sie den vollen Besitz des Himmels, überladen mit einem schrecklichen Dunst, den sie aus den geheimen Betten zog, wo die mineralischen Geburten schlafen. Von daraus beflecken Salpeter, Schwefel und der feurige Schaum des fetten Harzes, der sich an den Tag hänget, mit Schweifen verborgener Flammen mancherley gefärbt, den Himmel, und in jener fürchterlichen Wolke gähret eine tödtliche Finsterniß, ein Magazin des Todes: bis sie durch die ätherische Berührung erhoben, oder den Stoß der Wolken oder den erbitternden Krieg fechtender Winde, indem alles still darunter ist, wütend springen. Ein banges Stillschweigen herrscht durch die dunkle Weite: außer daß ein dumpfiges Getön, ein Vorläufer des Sturms vom Gebürge daher über die murmelnde Erde rollt, das Gewässer in Unruhe setzt, und das Laub des Waldes ohne Odem schüttelt. Die Völker der Luft steigen zu dem tiefsten Thale gerade herab: kaum wagt es der den Sturm liebende Rabe sich durch die ungewisse Dämmerung zu schwingen. In ängstlichen Staunen steht das Vieh und wirft ein trauerndes Auge nach

dem

dem finstern Himmel, verlassen vom Menschen, der geschwind nach der vollen Hütte eilet, oder den Schirm der tiefen Höhle sucht.„

„Alles ist horchende Furcht und stummes Entsetzen: indem dem starr blickenden Auge die plötzliche Helle, die aus der Wolke bricht, nach Süden zu in der Ferne erscheint, und langsam folgender Donner in einem weit verbreiteten Ausbruch seine fürchterliche Stimme erhebt. Anfänglich heulet das Ungewitter feyerlich um den Rand des Himmels umher: doch je näher es kommt und seine furchtbare Last auf dem Winde daher wälzt, in desto breitern Krümmungen fahren die Blitze, und desto betäubender wird das Getümmel: bis sich über uns eine Rolle gilblichter Flamme öffnet, wieder schließt, sich weiter öffnet, und immer ausgedähnt sich schließt und öffnet, und den Aether in eine auffahrende Flamme hüllt. Es folget das gelöste überladene Gebrüll, immer sich erweiternd, vertiefend, vermischend: Schlag auf Schlag erschrecklich, und Himmel und Erde ringen in Convulsionen.„

„Nun kömmt ein Schwall von knisterndem Hagel oder herabstürzenden Regen: weit zerrissen gießen die Wolken eine ganze Fluth herunter, und doch kämpft mit ungelöschter Flamme der ungebändigte Blitz schlangenweis und brennend oder in rothen Wirbeln hindurch, und setzt die Berge mit gedoppelter Wuth in Feuer. Schwarz von dem Streiche steht oben die versengte Fichte, nun ein traurig zersplitterter Trunk und unten hingestreckt liegt eine leblose Gruppe, erschrockenes Vieh; hier die sanftmüthigen

gen Schaafe, mit eben dem unschuldigen Blicke, den sie lebend hatten, und in dem Auge der Einbildung noch wiederkauend, und dort der ernsthafte Stier, und der Ochse halb aufgestanden. Der ehrwürdige Thurm und die gespitzte Fahne auf dem Schlosse des Berges getroffen, geben ihren bejahrten Stolz auf. Die dunkeln Wälder fahren vor den Wetterstrahlen zusammen und stürmen, aus ihren tiefsten Höhlen weit umher flammend ihre zitternden Einwohner heraus x. x.

XI.

Theatre de P. Corneille avec des Commentaires par Mr. de Voltaire &c. 1764. in 12 Bänden. gr. 8.

Nicht leicht ist ein Werk unter grössern Erwartungen des Publici veranstaltet worden, als es diese Ausgabe des P. Corneille war. Das vorzügliche Verdienst, welches die französische Nation um die dramatische Dichtkunst hat; der Name des Dichters, der Name des Herausgebers, die Veranlassung zu der Ausgabe selbst, da sie zum Besten der verlassenen Nichte des großen Corneille veranstaltet worden; eine Handlung, in Betrachtung deren man wohl einen Theil andrer zweydeutigen Handlungen des Herren von Voltaire vergessen kann: alles dies machte uns Hoffnung, es müsse dies das einzige Werk in seiner Art, und ein klaßisches Buch für die thea-

theatralische Dichtkunst werden. Wir wollen unsern Lesern treulich anzeigen, was wir bey der Durchlesung dieser Bände selbst bemerket haben, ohne unser eigenes Urtheil hinzuzufügen, noch zu gedenken, daß wir, statt des Kunstrichters, an Herausgeber gar oft den Sprachlehrer gefunden, und gegen eine Bemerkung von Wichtigkeit zwanzig triviale und höchst gemeine angetroffen haben, deren sich bey uns ein Lehrling in der Sprache und der dramatischen Dichtkunst schämen würde; zumal da die französischen Journale entweder aus Furcht vor dem Apollo ihrer Nation, oder aus blinder Verehrung ihm den Weihrauch mit vollen Händen streuen, und alles für Schönheiten ausgeben, was nur aus seiner Feder fließt.

Die Haupteinrichtung dieser Ausgabe ist diese: sie enthält die theatralischen Stücken des P. Corneille mit dessen Prüfungen, (Examens) Vorreden und andern in den verschiedenen Ausgaben beygefügten und angedruckten kleinen Stücken; eben auf die Art, wie es Voltaire und seine Landsleute den Deutschen so oft vorgeworfen haben, daß sie in ihre Ausgaben alles ohne Wahl zusammenpressen. Was vom Herausgeber beygefüget ist, bestehet in einer kleinen historischen oder kritischen Vorrede vor den meisten Stücken, in Anmerkungen, welche unter dem Texte stehen, und zuweilen Erläuterungen von demselben abgeben, zum Theil die Bearbeitung des Süjet, und Anlegung der Scenen betreffen und diese sind unstreitig von vielem Werthe, und verdienten einen besondern Auszug; ob es gleich wenige darunter giebt, die

der Hr. von V. nicht schon zu wiederholten malen in seinen Schriften an Mann gebracht hat, und auch hier zu mehrmalen anbringt, meistens aber gehen sie andre Stellen, ihre Schönheiten und Fehler, Worte und Ausdrücke an; allein auch von diesen ist der geringste, wiewohl schätzbarste Theil auf die Dichtersprache gerichtet, um diejenigen Redensarten zu bemerken und auszuzeichnen, welche für diese und besonders für die tragische zu niedrig, zu schwach, und zu gemein sind; der ungleich größre Theil ist auf die französische Sprache überhaupt verwendet, indem die veralterten, fehlerhaften und der Reinigkeit so wohl als Genauigkeit der Sprache zuwiderlaufenden Ausdrücke, Wortfügungen und Redensarten, sorgfältig angemerket und beurtheilet werden. Wir überlassen es den Landsleuten des Hrn. v. V. von ihrem Werthe und ihrer Güte das Urtheil zu fällen; unsern Gedanken nach, möchten sie zu der Zeit, als eine Kritik über den Cid der französischen Akademie aufgetragen ward, eine beträchtliche Figur gemacht haben; ob sie hundert Jahr hernach noch neu und wichtig, oder nöthig seyn können, übernehmen wir nicht zu beurtheilen. Aber dies können wir nicht verschweigen: in der kurzen Zueignungsschrift an die französische Akademie, wird, nächst dem Eifer für den Namen des Corneille, zur zweyten Veranlassung dieser Ausgabe der Unterricht junger Leute, welche sich den schönen Wissenschaften ergeben, und den Fremden, welche die französische Sprache erlernen, angegeben. Das erstere ist eine eines Voltaire würdige Absicht, und ein ungleich-

gleichlicher Plan. Was kann jungen theatralischen Dichtern vortheilhafter seyn, als sie lehren und gewöhnen, ein großes Muster mit kritischem Auge zu betrachten, und statt eines trockenen Vortrags der Regeln, bey welchem das Genie versieget, so lange keine tüchtigen Beyspiele hinzukommen, sie zu der Quelle selbst zu führen und anzuleiten in den Beyspielen die Regeln selbst aufzuführen. Nur können wir hierbey nicht vorbeygehen, daß entweder die jungen dramatischen Dichter in Frankreich eines sehr schulmäßigen Unterrichts bedürfig seyn müssen, oder daß des Hrn. von V. zärtliche Sorgfalt für sie sehr groß seyn muß, indem sie sich bis auf die elementarischen Regeln der dramatischen Dichtkunst zuweilen erstrecket, und wir haben öfters, unserer Litteratur Glück gewünschet, und eine vortheilhaftere Vorstellung, als wir sonst haben, von unsrer Nation gefaßt, wenn wir hier mit großen Pomp und Umschweif, Regeln und Anmerkungen einführen sehen, die von unsern Schriftstellern schon hundertmal gemacht worden sind; und von unsern Kunstrichtern als solche, die als bekannt vorauszusetzen sind, angesehen werden. Was wird z. B. im 1. B. 258. S. von der Verbindung der Auftritte gesagt, das nicht unter uns Deutschen unter die Anfangsgründe der Schauspieldichtkunst gerechnet würde? Was das zweyte anbelanget, welches sehr oft und besonders an Stellen wiederholt wird, wo der V. selbst empfindet, daß er sehr triviale Dinge beybringet, nämlich daß diese Anmerkungen für Fremde geschrieben sind, welche die französische Sprache erlernen wollen, so gestehen wir gern,

gern, da doch die Deutschen unter diesen Fremden auch, und vielleicht vorzüglich begriffen sind, daß wir glauben, es geschehe uns hierunter zu viel Ehre. Mit einem großen Theile dieser Sprachanmerkungen sind wir, Dank sey dem rühmlichen Vorurtheile unsrer Nation, daß wir noch immer eher die französische, als unsre Muttersprache, correkt reden und schreiben lernen, mit Hülfe unserer französischen Sprachlehrer und irgend eines Vaugelas, schon längst nothdürftig genug versehen; und wir hätten es wohl gewünscht, daß man nicht gedacht hätte, uns eine neue Verbindlichkeit durch dasjenige aufzulegen, wofür wir bereits schon so oft unsre Erkenntlichkeit bezeiget haben, und das uns noch öfterer von der Nation des Herrn Herausgebers, als eine unerkannte Wohlthat, aufgerückt worden ist. Indessen gewinnen auch diese bekannten und trivialen Bemerkungen bey dem Vortrage eines Voltaire. Sehr oft glaubten wir, in den dramatischen Anmerkungen beym ersten Anblicke einen ganz neuen und vortrefflichen Gedanken anzutreffen, den wir doch bey näherer Erwägung endlich unter den Haufen der gemeinsten Regeln zurück sinken sehen. Nur dies können wir auf keine Weise begreifen, wiefern eine Ausgabe, und eine so prächtige Ausgabe, des Corneille, der Ort war, wo Ausländer in der Grammatik zu unterrichten seyn könnten. Mit Recht hat man sich darüber aufgehalten, daß man die Ausgaben der alten klaßischen Schriftsteller zu Repositorien gemacht hat, wo man einen Vorrath grammatischer, philologischer und kritischer

Gelehr-

Gelehrsamkeit, bey Gelegenheit, ohne selbst die Kosten neuer Fächer zu tragen, anbrachte und auskramte; und doch würde dies bey einer todten und sogenannten gelehrten Sprache noch einige Entschuldigung haben. Wiefern der Hr. von V. den gegenwärtigen Fall für verschieden erachtet habe, wollen wir nicht unternehmen zu errathen. Indessen würde er es nicht unbillig finden können, wenn ein neuer Matanasius aufstünde und ein Chef d'Oeuvre nach Voltairens Art aufsetzte. Bey dem allen ist es ein schlauer Kunstgriff, dessen sich vielleicht mehrere Herausgeber fremder und eigener Werke künftig bedienen dürften, um einen kleinen Vorrath auch ziemlich allgemeiner Sachen anzubringen, daß sie für Ausländer zu schreiben vorgeben; denn da dies eine sehr weitläuftige Benennung ist, und, sich unter den Ausländern viele sehr Unwissende und Ungelehrte finden können, so läßt sich nichts sagen, was nicht an seiner Stelle wäre. Indessen ist es für Ausländer ein wenig beleidigend, und Herr von V. macht so vielen unter seinen Subscribenten, welche Ausländer sind, ein sehr unhöfliches Compliment, daß er ihnen zu Gefallen Dinge beybringet, für welche sie schon längst ihre Sprachmeister bezahlet hatten, und die er sich nicht getrauete seinen eigenen Landsleuten zu sagen, ungeachtet sie sonst sehr gewohnt sind, sich sehr gemeine Sachen von den Fremden vorsagen zu lassen, wenn ihnen nur das Gewand der Neuigkeit umgehänget ist. Doch ohne einem gewissen Argwohn weiter nachzugehen, daß dies alles bloß auf einen großen gekrönten Schriftsteller abgezielt

ist,

ist, dem man seine Zärtlichkeit, mit welcher er für
die französischen Musen eingenommen ist, mit vielem
Undank belohnt, gehen wir zu den einzelnen Stücken
fort, ohne doch unsre Leser mit etwas weiter zu be-
schweren, als mit demjenigen, was wir wirklich des
Genies der Erfahrung und des Namens eines Vol-
taire werth gefunden haben.

Im ersten Bande ist Medea, das erste Trauer-
spiel vom Corneille, und der Cid enthalten. Die
Vorrede des Herausgebers giebt eine kurze Nach-
richt vom damaligen Zustande des Theaters in
Frankreich, und von den Ursachen, warum Medea
auf der Bühne nie gefallen kann; die aber von un-
sern eignen Kunstrichtern längst ausgeführet sind.
„In Italien und Frankreich nahm die wahre Tra-
„gödie ihren Anfang mit einer Sophonisbe,„ näm-
lich vom Trißino und de Mairet; Man könnte zu
Auflösung dieses Paradoxes hinzufügen, daß die Na-
tur dieser Geschichte selbst, in welcher das ganze re-
gelmäßige Trauerspiel vor uns liegt, auf die Regel-
mäßigkeit einer dramatischen Vorstellung geführt zu
haben scheine. „Die Erscheinung eines Todten auf
„dem Theater ist uns erträglich, aber nicht der Flug
„eines Zauberers in der Luft; warum das? weil
„wir es nicht für unmöglich ansehen, daß die Gott-
„heit die ewigen Gesetze der Natur ändern sollte;
„aber es für unmöglich halten, daß es ein Zauberer
„thun könne.„ Wir zweifeln, daß in der Wahr-
scheinlichkeit der Grund zu suchen sey; die wahre
Ursache, daß wir keinen Zauberer und keine Hexe in
einem Trauerspiele dulden können, ist wohl, weil wir
heut

heut zu Tage zu niedrige und zu verächtliche Vorstellungen von diesen Personen haben; es muß uns also schon ihr Anblick auf der Scene beleidigen; noch weniger können ihre Gauckeleyen zur Würde des Trauerspiels erhoben werden; welche daher auch nur im Lustspiele ihren Platz haben. Mit Meisterzügen sind S. 12. die Eigenschaften eines guten Trauerspiels gezeichnet; ungeachtet ein oder die andere Regel auch einige Ausnahme leiden möchte. Wir müssen die Stelle mit seinen eigenen Worten anführen: Résserrer un événement illustre & interessant dans l'espace de trois heures, ne faire paraître les personnages, que quand ils doivent venir, ne laisser jamais le theatre vuide, former une intrigue aussi vraisemblable qu'attachante, ne dire rien d'inutile, instruire l'esprit & remuer le cœur, être toujours éloquent en vers, & de l'éloquence propre à chaque caractère qu'on répresente; parler sa langue avec autant de pureté que dans la chose la plus châtiée, sans que la contrainte de la rime paraisse gêner les pensées, ne se pas permettre un seul vers ou dur, ou obscur ou déclamateur; ce sont là les conditions, qu'on exige aujourdhui d'une tragédie &c.

Die Anmerkungen über die Medea sind reichlicher und wichtiger als bey vielen folgenden Stücken. Wir wollen zwar nicht eben dahin rechnen, S. 21. daß die Schiffahrt der Argonauten, den Rauchhandel zur Absicht gehabt habe. Wenigstens könnte dies für nicht mehr als eine Muthmaßung angegeben werden.

werden. S. 31. von der Schwierigkeit der Uebersetzung lateinischer und griechischer Verse in französische, „die edle Schreibart hat wenig Reime; und auf viele Worte finden sich gar keine Reime, daher ist der Dichter selten Herr von seinen Ausdrücken. Ich getraue mir zu behaupten, daß der Versification in keiner Sprache mehr Fesseln als in der französischen angelegt sind:„ Dieser schon an mehrern Orten angebrachter Ausspruch setzet keine grosse Kenntniß andrer Sprachen, besonders der unsrigen und der nordlichen voraus, und ist vielleicht nur in Rücksicht auf die italiänische und spanische gegründet. S. 36. daß der Reim für das Ohr, und nicht für das Auge gemacht ist: S. 39. „was einen grossen Gedanken erklärt, schwächt ihn;„ — das bekannte: Was bleibt dir übrig? —. Ich; würde erhaben seyn, wenn es die Größe des Muths ausdrückte; und sich nicht auf die Größe der magischen Macht der Medea bezög.„ Wir geben zu, es würde ein Erhabenes von einer höhern Klasse seyn; aber es hört nicht auf, eben dies in einem geringern Grade zu seyn. S. 44. 45. eine vortreffliche Anmerkung über den Gebrauch der Ironie im Trauerspiele; es ist eine Figur. für das Lustspiel; sie schickt sich für die Leidenschaft nicht; ausser einer gewissen bittern Art. — „Selten erlaubt es die Natur des Trauerspiels, viel vom Vergangenen zu reden. Dieses Gedichte est natum rebus agendis; es muß eine Handlung seyn.„ S. 60. „Les maximes détachées ne valent pas un sentiment. S. 62. Une piece de theatre est une experience sur le cœur humain.

S. 77.

S. 77. „Es ist dies ein Gesetz der Bühne, welches keine Ausnahme leidet; man lasse nie große Verbrechen begehen, als wenn große Leidenschaften den Abscheu gegen denselben vermindern, und die Zuschauer so gar zu einigem Mitleiden bewegen. S. 91. Wenn man Verse aus einem alten Dichter nachahmet, die zum Sprichworte geworden sind, so muß man sich bemühen, daß unsre Nachahmungen gleichfalls zu Sprüchwörtern in unsrer eignen Sprache werden. Dieses läßt sich nur dadurch erhalten, daß man harmonische Worte brauchet, die sich leicht behalten lassen. S. 93. Ueber den Gebrauch der Stanzen im Trauerspiele. Die lesenswürdige Vorrede des Hrn. v. V. über dem Cid betrifft die sonderbaren Schicksale dieses Stücks; der Einfluß der spanischen Litteratur auf die Dichtkunst, und den Geschmack der französischen Nation dieser Zeit; — der spanische Cid war kein gutes Stück, aber es ließ sich ein gutes daraus machen; — der Cid war das erste wirklich interessante Stück, seit der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften in Europa; — Im Cid ist zuerst der innere Streit der Leidenschaften auf die Bühne gebracht —. Auch über den Cid sind die Anmerkungen noch zahlreich, und bestehen theils in Beurtheilungen, theils in Widerlegungen der Beurtheilungen der Zeitgenossen Corneilleus. S. 198. in Ansehung der Stanzen: „Man hat sie von der Bühne verbannt; indem man geglaubt hat, Personen, welche in Versen von einem bestimmten Sylbenmaaße redeten, müßten dieses Maaß niemals ändern, so wie sie, wenn sie einmal in Prose sprächen,

sich beständig fort der Prose bedienen müßten. Nun sind aber die sechsfüßigen Verse an die Stelle der Prose getreten; die Personen müssen also von dieser einmal ausgemachten Sprache nicht abgehen. Die Stanzen lassen zu sehr merken, daß der Dichter die Rede führet, mit einem Worte, sie sind der theatralischen Illusion nachtheilig. S. 224. „Es fragt sich, ob man einen Prinzen auf das Theater bringen kann, der so schlechte Maaßregeln nimmt? ich glaube es nicht. Eine verächtliche Person kann nie gefallen. S. 239. Eine Person, welche an und für sich nichts ist, so bald sie dient den Hauptcharakter ins Licht zu setzen, ist nicht überflüßig.„ Alles dies ist gut und wahr gesagt, aber wer weis das nicht längst? und brauchte es erst eine kostbare Ausgabe des Corneille, um es noch einmal zu sagen? So kommen hin und her einige feine Anmerkungen über die Verbindung der Scenen vor, die aber auch nichts weniger als neu sind. S. 307. Die Personen müssen beständig ihren Charakter behalten, aber nicht beständig einerley Sachen sagen. Die Einheit des Charakters wird nur durch die Mannichfaltigkeit der Ideen schön. S. 414. Wenn die Einheit des Orts vermißt wird, so liegt der Fehler oft eben so wohl an der Decoration als an den Akteurs. Eine Handlung kann bald im Vorsaale eines Pallastes, bald im Innern vorgehen, ohne daß die Einheit des Orts leidet; aber der Decorateur sündigt wider die Wahrscheinlichkeit, indem er diesen Vorsaal und dies Zimmer nicht vorgestellet hat. Es würde eine Annehmlichkeit für das Gemüthe, und

ein

ein Vergnügen für das Auge seyn, wenn nach Maaßgebung, daß die Personen sich von einem Orte zum andern innerhalb eben derselben Mauer begeben, die Scene zugleich sich veränderte.„ Lesern der Voltairischen Schriften kann auch dieser Gedanke nicht neu seyn; er kömmt auch öfterer hier vor; z. E. zu Anfange des Cid S. 172. zum Anfange des zweyten Aktes im Cinna. Außer der bekannten Streitschriften des Scudery und der französischen Akademie über den Cid, ist hier noch die Excuse à Ariste und das Rondeau an Scudery beygefüget; unter dem Texte aber stehen die aus dem D. Guilen de Castro nachgeahmten Stellen, wie sie in einer alten Ausgabe des Cid angemerkt waren.

Der zweyte Band enthält den Horaz und den Cinna; und in diesem Bande kommen zugleich die lehrreichsten, wichtigsten und meisten Anmerkungen selbst über die Anlage und Einrichtung dieser beyden Stücke vor. Wir wählen hier nur einige allgemeine Betrachtungen. „S. 28. Ein Götterspruch muß eine Begebenheit veranlassen, und zum Knoten des Stücks dienen. S. 59. Die allgemeinen Betrachtungen (reflexions generales) thun selten eine gute Wirkung. Man merkt es, daß der Dichter spricht; und die Leidenschaft der Person sollte sprechen. Diese Anmerkung wird unzählige mal wieder vorgebracht. S. 82. Unter allen tragischen Schriftstellern findet man am wenigsten beym Shakespear solche Scenen einer bloßen Unterredung; bey ihm kömmt fast in jeder Scene etwas neues vor; freylich auf Unkosten der Regeln, des Wohlstandes und der Wahrschein-

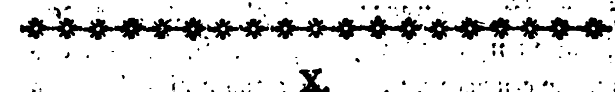
lichkeit ꝛc. S. 88. In einem Trauerspiele muß alles Handlung seyn; nicht als wenn jeder Auftritt eine Begebenheit seyn müßte; sondern jede Scene muß zu Anlegung der Entwickelung der Intriguen etwas beytragen; alles was geredet wird, muß Vorbereitung oder Hinderniß seyn. S. 213. 215. Wie viel könnte die geistliche und gerichtliche Beredsamkeit aus guten theatralischen Vorstellungen lernen. Man vergleiche 6. Band S. 309. das unnöthig Fehlerhafte in der niedrigen Verstellung des Cinna, und das Unstatthafte der ihm beygelegten Gewissensregung und Reue, wird gehörig angemerkt; so wie auf der andern Seite das Große, das Edle in diesem vortrefflichen Stücke. S. 236. Ein Liebhaber, der auf das Herz seiner Schönen keinen Eindruck zu machen im Stande ist, wird auch keinen Eindruck auf die Zuschauer machen; er müßte in Wuth und Grimm und Rachgier ausbrechen. S. 289. Kein Monolog gefällt anders, als wenn uns die Person, welche redet, sehr wichtig scheint, wenn ihre Leidenschaften, ihre Tugenden, ihre Anfälle, ihre Schwachheiten in ihrer Seele einen so edlen, so rührenden, so lebhaften Streit erregen, daß man es ihnen verzeihet, wenn sie so lange mit sich selbst sprechen. S. 298. wird ein Einfall des Marschalls de la Feuillade angeführt, der eine herrliche Kritik über den Charakter des Cinna ausmacht. S. 313. sieht man den ganzen Voltaire in einer einzigen Anmerkung: In keinem von allen den griechischen Trauerspielen, welche doch für ein Volk verfertiget sind, das für die Freyheit so eingenommen war, findet

det man keine einzige Stelle, welche sich auf diese Freyheit bezöge, und Corneille, ein Franzose ist ganz voll davon.„ Dieser Ausspruch fällt auf, und doch muß man im Euripides sehr fremd seyn, um dies zu behaupten. Dem Cinna ist eine Uebersetzung der ersten drey Aufzüge von Shakespears Julius Cäsar angehängt, wo gleichfalls eine Verschwörung vorkommt, damit diese beyden großen Genies verglichen werden können. Voraus ist eine Einleitung und hinten nach, eine kurze Betrachtung gesetzt: Dritter Band: Polyeuct, Pompejus und das Lustspiel, der Lügner. Außer den Anmerkungen sind vom Herausgeber hinzugekommen eine Vorrede zum Polyeukt, und eine Vorrede zum Lügner. Unter dem Pompejus stehen aus einer alten Ausgabe die nachgeahmten Stellen aus dem Lucan. Vierter Band: die Fortsetzung des Lügners; Theodora; Rodogune; vom Herausgeber schreibt sich außer den Anmerkungen eine kurze Vorrede zum erstern und zum letzten Stücke her. S. 153. u. f. wird ein Schreiben des Beichtvaters von Clemens dem Zwölften, Caraci, über die Zuläßigkeit der Schauspiele eingeschaltet; Fünfter Band: Heraclius und D. Sancho von Arragonien. Dem Heraclius ist eine Uebersetzung des spanischen Stücks vom Calderoni; In diesem Leben ist alles Wahrheit und alles Lügen, meist auszugsweise vorgesetzt; und der Herr von V. bestätigt in einer Vorrede und nachgesetzten Abhandlung das, was der Augenschein lehret, daß Corneille kaum ein Dutzend Verse daraus entlehnet hat. Es folgt

desselben Anmerkung über ein vom jüngern Racine, zum Nachtheil des Heraclius vom Corneille gefälltes Urtheil; ferner eine Vorrede zum D. Sancho; wo S. 304. von der weinerlichen Komedie es unter andern heißt: „sie ist im Grunde ein Ungeheuer, das vom Unvermögen entweder tragisch oder komisch zu seyn erzeugt ist. Sechster Band: Andromede; Nicomedes und Pertherit; mit Vorreden und Anmerkungen des Herausgebers. S. 359. wird gezeigt, daß Racinens Andromache, dies Meisterstück des französischen Theaters, aus dem mißlungenen Pertherit, der Anlage nach, genommen sey. Siebenter Band: Oedippus; das goldne Vließ; Sertorius. Beyde letztere sind mit Vorreden begleitet, in welchen der ganze Voltaire lebet. Von den allegorischen Prologen sagt er: S. 156. das einzige Mittel, diese phantastischen Wesen erträglich zu machen, ist, daß man sie wenig reden läßt, und ihr leeres Geschwätze durch eine schöne Musik und durch das äußerliche Gepränge zu erhalten sucht. Le seul moyen de faire supporter ces êtres fantastiques est de les faire peu parler, & de soutenir leur vains discours par une belle musique & par l'appareil du spectacle. Achter Band: Sophonisbe; Otho; Agesilaus; alle mit Vorreden des Hrn. von V. Von der Wahl eines Süjet, wie viel sie beyträgt, ein Stück interessant, und folglich gut zu machen, sagt er unter andern S. 134. Wenn das Süjet den Autor fortträgt, so gehet er in vollen Seegeln: aber wenn der Autor das Süjet trägt, wenn er von der Last der Schwürigkeit nieder-

vorgebracht wird, und von dem Mangel des Interesse, daß er sich selbst nicht verhehlen kann, erkältet wird, alsdenn sind alle seine Bemühungen umsonst. Quand le sujet porte l'auteur, il vogue à pleines voiles; mais quand l'auteur porte le sujet, quand il est accablé du poids de la difficulté, & refroidi par le défaut d'interêt, qu'il ne peut se dissimuler à soi-même, alors tous ses efforts sont inutiles. S. 266. hält er es nicht für unmöglich, die Abwechselung von langen und kurzen Versen mit Vortheil auf das Theater zu bringen. Neunter Band: Attila; Titus und Berenice; Surene; gleichfalls mit Vorreden. Dem Titus ist die Berenice vom Racine mit Anmerkungen vorgesetzt. Wir glauben nicht, daß zum Unterricht junger Dichter etwas besser als die Vergleichung beyder Stücke dienen könne. Zehnter Band: Pulcherie; die Vorrede enthält einige Betrachtungen über diejenige Liebe, welche in einem Trauerspiele statt finden kann; die Ariane und der Graf von Essex, die besten Stücken vom Thomas Corneille, mit Anmerkungen vom Hrn. von V., welcher anzeiget, daß er von sehr vielen Liebhabern des Theaters hierum gebeten worden sey; Endlich folgen die Lustspiele vom P. Corneille: Melite, im eilften Bande: Clitander; die Wittwe; la Galerie du Palais; die Zofe; und im zwölften Bande endlich la Place Royale, und l'Illusion. Angehängt sind noch die drey Abhandlungen Corneillens über die dramatische Dichtkunst, das Trauerspiel und die drey Einheiten; aber eben

so wohl ohne Anmerkungen des Herausgebers, als die Lustspiele; das Leben vom Corneille durch B. von Fontenelle, mit einigen Anmerkungen; die Rede vom Corneille bey der Aufnahme in die französische Akademie; und endlich die Liste der Subscribenten bey dieser Ausgabe. Wir müssen noch gedenken, daß jedem Stücke ein Kupfer von der Erfindung des Herrn Gravelot, und von verschiedenen sehr feinen Grabstücheln als des l'Empereur, le Mire, Flipart vorgesetzt ist, das eine vorzüglich zum Zeichen geschickte Situation aus dem Stücke selbst vorstellet.



X.

Vermischte Nachrichten.

Nachricht von etlichen Augspurger Künstlern.

Wir haben es bey mehr, als bey einer Gelegenheit in unserer Bibliothek zu erkennen gegeben, wie gern wir das unsrige beytragen, das Andenken guter deutscher Künstler zu erhalten, theils um ihnen bey der Welt Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, theils aber auch zum Vortheile der Geschichte der Kunst, die durch solche Nachrichten in jeder Absicht gewinnt. Wir statten also dem Hrn. Verfasser, der uns folgende Lebensbeschreibungen von einigen geschickten Augspurger Mahlern gegeben hat, öffentlichen Dank ab. Da er selbst ein angesehener Künstler ist, und durch viele Proben seiner Geschicklichkeit

und

und seines Fleisses einen nicht geringen Ruhm erlanget hat, so kann man seiner Einsicht, in Beurtheilung der Verdienste seiner Mitbrüder um desto zuversichtlicher trauen.

Herr Gottfried Eichler, berühmter Bildniß- und Historienmahler in Augspurg.

Dieser erblickte die Welt im Jahr 1677. den 28sten März allhier in Augspurg; sein Vater war Heinrich Eichler, ein künstlicher Architekt und Silberkünstler von eingelegten Arbeiten. Die schöne Kanzel in der lutherischen St. Annenkirche so er 1682. verfertigte, giebt Zeugniß davon.

Als er einen guten Anfang in der Zeichnungskunst und Architektur gemacht, und viel Lust zu der Mahlerey bezeigte, that ihm sein Vater im 19 Jahre zu den berühmten Historienmahler Johannes Heuß allhier, allwo er 7. Jahre lernte, und es so weit brachte, daß er 1703. in einem 26jährigen, und also reifen Jugend nach Italien reisen konnte. Er blieb ein Jahr zu Venedig: 1704. aber begab er sich nach Livorno und Loretto, und endlich nach Rom, wo er sich des berühmten Italiänischen Malers Benedetto Lutti Manier zu studiren vornahm, nachgehends aber des vortrefflichen Mahlers Carl Marratt Schule besuchte, sich in der Geschichte eine gute Kenntniß erwarb, und im akademischen Studio und der Antike fest setzte. In Rom hatte er Gelegenheit mit dem berühmten Johann Kupezky bekannt und so vertraut zu werden, daß sie sich entschlossen in Gesellschaft Italien zu verlassen. Er gieng also nach

einem fast 3jährigen Aufenthalte mit diesem seinem Gefährten, (welchem letztern ein längerer Aufenthalt in Rom verdrießliche Folgen hätte zuziehen können,) nach Wien; hier fanden sie zwar in Historienmahlen ihr Glück nicht, wie sie es erwarteten, sie fiengen also an, Bildnisse zu mahlen, und erwarben sich während den 5 Jahren ihres Aufenthalts den Beyfall, den sie verdienten. Eine sich ereignende Zwistigkeit, trennte sie hier von einander (*). Herr Eichler begab sich hierauf wieder in sein Vaterland nach Augspurg, wo er sich 1713. mit Jungfer Anna Barbara Kiesin verheyrathete. Er beschäfftigte sich hier hauptsächlich mit Portraiten, darunter viel ganze Familienstücke waren, und so that er auch eine Reise an verschiedene Höfe, dahin er berufen wurde. Obwohl seine größte Stärke in der Bildnißmahlerey bestand, so zeigte er doch 1729. auch seine Fähigkeit in einem historischen Stücke, an dem Altarblatte in der Barfüsser Kirche, welches das heilige Abendmahl vorstellet (**); an dem man so wohl das schöne Licht, die trefflichen Köpfe, die Perspectiv der langen Tafel, als auch die feine Haltung hochschätzet.

Im Jahr 1742. wurde er Director der hiesigen Mahlerakademie, an statt des verstorbenen Herrn George Philipp Rugendas, und begleitete solches Amt bis an sein Ende. Da es diesem braven und [illegible]

*) Da der Herr Füßly in den schönen Lebensbeschreibungen des Kupezky und Rugendas hiervon nichts gedacht, so muß ihm von diesem Umstande nichts bewußt gewesen seyn, oder er hat solchen zu verschweigen Ursache gefunden.

**) Ist in der Kilianschen Kupferbibel befindlich.

großen Künstler öfters an Arbeit fehlte, besonders aber wegen viel angewandter Mühe, und darüber lang zugebrachter Zeit von seinen gewohnten Preißen nicht weichen wollte, so entschloß er sich die Thesesbilder in der schwarzen Kunst anzufangen, mahlte auch ganze 13. Jahre nichts mehr. Endlich suchte er nach dieser Zeit Palette und Stafeley wieder hervor, und mahlte sein eigenes Bildniß mit gutem Geschmack, blieb auch bey der Mahlerey so lange er noch lebte, und machte bey so hohem Alter noch sehr schöne Köpfe und Hände. Endlich beschloß er die Zeit seines mühsamen Lebens 1759. den 8ten May in seinem 83sten Jahre. Seine Verdienste hätten wohl ein ruhiger- und weniger sorgvolles Alter verdienet.

Es sind sowohl von seiner ersten als letzten Manier viel Zeugen seiner Kunst und Fleißes, in trefflicher Farbengebung wohl ausgemahlter Köpfe, schön gezeichneter Hände, guter und verschiedner Stellungen seiner Gewänder hier übrig, wozu er allezeit die Natur selbst zum Vorbilde nahm. Ein großes Familienstück derer Herren von Ammann (so itzo zu Venedig stehet) ingleichem derer Herrn von Sulzer und von Schnurbein, sind wohl unter seine besten Stücke allhier zu rechnen, und werden auch die Farbe bis auf die spätesten Zeiten halten.

Er hinterließ einen Sohn Johann Gottfried, so 1715. gebohren worden; er ist ein geschickter Zeichner, und besonders in kleinen Vorstellungen sehr erfindsam; arbeitet auch in schwarzer Kunst und Pastellfarben gute Portraits, von seiner Geschick-

lich-

[illegible] in der Musik und Historie nichts zu [illegible]
[illegible]. Er hat sich in Erlangen verheurathet, aber
[illegible] seinen Wohnsitz in Augsburg aufgeschlagen.

Herr Johann Georg Bergmüller, Historien-Mahler,

war 1688 den 15ten April zu Türkheim in Bayern gebohren: sein Vater war ein Schreiner daselbst; da er eine vorzügliche Lust und Genie zu der Zeichnungskunst in verschiedenen seinen Proben zeigte; so gab ihn Se. Durchlaucht der Churfürst Maximilian aus Bayern, seinem Hof- und Kammermahler Andreas Wolf 1702. in die Lehre; und trug die 6 Jahre seines Aufenthaltes alle Unkosten, die sein Beruf und seine Nothdurft erforderten. Nachdem er sich durch seinen Fleiß zu eignen Unternehmungen geschickt gemacht, gieng er nach Düsseldorf, und erwarb sich daselbst durch verschiedne schöne Arbeiten Ruhm und Beyfall, insonderheit aber durch die Spitalkirche, welche der berühmte Jesuit Pater Urban bauete.

Im Jahr 1713: verheyrathete er sich in Augspurg mit Jungfer Maria Kreuzerinn, und erlangte in kurzer Zeit durch treffliche Denkmäler der Kunst von Altarblättern, als auch in Frescomahlereyen einen solchen Ruf, daß er weit und breit zu Ausmahlung von Kirchen und andern ansehnlichen Gebäuden gesucht wurde. Er empfahl sich hauptsächlich in geistlichen Gegenständen durch andächtige Erfindungen, seltsame Handlungen und Stellungen, schöne affektreiche Köpfe, gut geworfene Gewänder, und eine

eine angenehme Farbengebung. Wie er denn seines berühmten Meisters Manier wohl nachahmte, unter den Ausländern aber auch stark den Carl Maratti studirte.

Im Jahr 1730. wurde er Director der Augspurgischen Mahlerakademie, welchem Amte er auch 32 Jahr bis an sein rühmliches Ende löblich vorstund. Se. Hochfürstl. Durchlaucht der Bischof von Augspurg ernannte ihn zu seinen Hof- und Kammermahler; hier that er sich hauptsächlich durch die Deckenstücken, in der bischöflichen Residenz hervor; die Haupttreppen, Hofkapelle, und das heil. Grab, die er mit besonderm Geschmack von schöner Architektur verfertigte, zeigen sowohl, als die verschiedne theatralische Veränderungen auf dem neuen Theater der Jesuiten von seinem Fleiße und seiner Geschicklichkeit. Eine Menge von Häusern in Augspurg von ihm, und vornehmlich sein eigenes, viele der daselbst befindlichen Kirchen, als die Prälaturkirche zu H. Kreuz, S. Moritz, die Barfüßerkirche Aug. Conf. und die evangelische Hauptkirche zu St. Anna, enthalten noch mehrere Beweise davon. Um seine Kunst auch auswärtig zu zeigen, äzte er sehr viel von seinen Erfindungen mit eigner Hand in Kupfer, ohne derjenigen zu gedenken, die von seinen besten Schülern Hrn. Johann Holzer, Hrn. Gottfried Bernard Göz, und Hrn. Wolkher unter seiner Aufsicht verfertiget wurden. Daß er es aber in der theoretischen Erkänntniß seiner Kunst, so weit als in der Ausübung gebracht, zeigen zwey Bücher, die er in Folio nach seinen Zeichnungen herausgab: näm-

nämlich 1723. Statur des Menschen, und 1752. geometrischer Maaßstab von Architektur. Er war ein Feind von der Irregulairität in derselben.

In seinen Erfindungen vermied er alles Wilde, Verwegene und Uebertriebene, wofern es nicht die Materie nothwendig mit sich brachte, und sein leutseliger, sanfter und liebenswürdiger Charakter drückte sich darinnen überall aus. Er war ein Christ und Menschenfreund. Von dem erstern gab er einen lebhaften Beweis in den christerbaulichen und kunstmäßigen Gedanken an seinem Grabmaale, so er gezeichnet, sein Sohn aber völlig ausgemahlt hat: von den Eigenschaften seines edlen Herzens aber kann der Verfasser dieser Nachrichten seines Lebens, der das Glück seines Umganges dreyßig Jahre hindurch genossen, das rühmlichste Zeugniß ablegen. Außer den Beschwerungen des Podagra, die er mit männlicher Gedult ertrug, war er gesund und stark, und beschäfftigte sich unaufhörlich. Noch kurz vor seinem Ende verfertigte er die vier Monarchien in grossen Gemählden ins Gevierte, die nach seinem Tode von dem Bischofe von Augspurg erkauft worden, und starb endlich als ein 74jähriger Greis im Jahr 1762. den 30sten März an einem Schlagflusse. Er hinterließ einen Sohn Johann Baptista Bergmiller, welcher nicht allein seinem Vater in rühmlicher Kunst, sondern auch in dieser guten Gemüthsart nachfolgt. Ein zweyter Sohn und zwo Töchter haben den geistlichen Stand erwählet. Der junge Herr Bergmiller zeigte erst dieses Jahr 1764. seine erlangte Fähigkeit in Mahlung eines 90 Schuh langen

gen Deckenstücks in dem neuerbauten Congregations-Saale der Jesuiten.

Herr Gottfried Bernard Götz, Geschichtsmahler und Kunstverleger in Augspurg.

Ward 1708. zu Kloster Welchrod im Markgrafthum Mähren gebohren. Nachdem er in seiner Jugend die Rhetorik absolviret, widmete er sich der Mahlerkunst, wie er denn bey dem berühmten Frescomahler Eckstein in Brünn lernete. Er kam von dannen nach Augspurg, arbeitete eine Zeit lang neben Johann Holzer bey dem Historien-Mahler Johann Georg Bergmiller, und gab daselbst neben andern Mahlerengeschäfften, einige schöne Blätter in diesem Verlag auf mahlerische Art geätzt heraus. Er unternahm aber nachgehends eine eigne Kunsthandlung, und machte sich bald durch sinnreiche Erfindungen, gute Zeichnungen, durch ein frisches und liebliches Collorit in Fresco und Oelmamahlen, sowohl, als durch die von ihm viele verfertigte und herausgegebene groß und kleine Kupferstiche so bekannt, daß er von weyl. dem römischen Kaiser Karl VII. durch ein Diploma zum kaiserlichen Hofmahler und Kupferstecher ernannt wurde. Er mahlte dessen Bildniß in Lebensgröße, und stach es in schwarzer Kunst. Er hat auch eine neue Art erfunden, (welche von der vorher schon bekannten etwas abgehen muß,) seine so wohl in schwarzer Kunst, als geätzte und gestochene große und kleine Kupfer mit Oelfarben auf Art einer Mahlerey, buntfärbig, so wohl auf Papier, Pergament als Atlaß, dauer-

dauerhaft zu drucken, welche Kunst ihm von itzt glorwürdigst regierenden römisch-kaiserl. und königl. Maj. Marien Theresien einen goldenen Gnadenpfennig an einem rothen Bande, mit allerhöchst deroselben Portrait als auch hierüber ein allergnädigstes Privilegium zuwege brachte. Eine Zeitlang war er mit den hiesigen Kupferstechern Herrn Gebrüder Klauber in Compagnie; aber schon seit geraumer Zeit hat er einen eignen Kunstverlag, besonders von denen mit Punkten gestochenen oder feinen Migniaturbildern. Wie er sich mit Frescomalen vieler schönen Gebäude und Häuser allhier und anderer Orten berühmt gemacht, so geschah es auch mit 8. Kirchen, und verschiedenen Altarblättern in Oelfarbe, und nur noch im itztlaufenden 1764sten Jahre zeigte er bey Erneuerung der augspurgischen Jesuiterkirche, die er mit Mahlereyen schmückt, seine Talente. Er besitzt über oberwähnte Kunsteigenschaften auch eine ungemeine Einbildungskraft, und einen lebhaften Geist in seinen Vorstellungen, welches auch in den grösten bis kleinsten Zeichnungen, deren sehr viel zu sehen, (und dergleichen ich selbst das Vergnügen zu besitzen habe,) ihren Meister kennbar machen.

Sein Sohn, Franz Regis, tritt in seines Vaters Fußtapfen, wovon sowohl dessen Kupferstiche als die Gemählde guter Seestücke und Landschaften zeigen, die einzige Tochter (so unter die hiesigen Schönheiten gehöret,) zeiget auch ihre Geschicklichkeit in Traktirung der buntfärbig gedruckten Miniaturbilder.

Des

Augspurg.

Des jungen Johann Elias Haid, eines Sohnes des mit Ruhm bekannten Künstlers Johann Jakob Haid in Augspurg, dürfen wir, als eines Künstlers der Hofnung giebt, mit gutem Grunde erwähnen. Wenigstens ist dasjenige, was wir von beyden in schwarzer Kunst gesehen, durch die Vergleichung selbst hinlänglich den Sohn durch das gute Vorbild des Vaters aufzumuntern. Von dem letztern hat uns besonders das nach Joseph Nogari gelieferte Silenzio (*), ingleichen ein nach des Ziesenis (**) Mahlerey ausgearbeitete Bildniß des Grafen von Degenfeld vorzüglich gefallen. Was der Vater in beyden geleistet hat, führet uns in einigen Stücken auf dasjenige, was in Ansehung der von dem Sohne nach Greuze und Drouais herausgegebenen Blätter zu verbessern seyn möchte. Die schwarze Kunst hat ihre Vortheile: sie hat aber vielleicht einige Steine des Anstoßes näher, als die Kunst des Grabstichels. Fehlen auch nur in dem Hintergrunde gewisse Spielungen, welche die Dunkelheit erhalten, ohne Finsterniß

*) Das auf dem Schooße der Jungfrau Maria schlafende Christkind, mit dabey gestelltem Joseph.

**) Johann Georg Ziesenis, ein geschickter und besonders auch im Treffen glücklichen Bildnißmahler. Er ist im Jahr 1716. in Koppenhagen gebohren, hat daselbst bey seinem Vater gelernet, sich eine geraume Zeit in Mannheim aufgehalten, und mit Genehmhaltung des dasigen Churfl. Hofes die Düsseldorfer Gallerie studiret. Von ihm hat man die wohlgetroffenen Bildnisse des Churfürsten und der Churfürstinn in der Pfalz, welche Wille in Kupfer gestochen. Er hat sich gegenwärtig in Hannover niedergelassen, wo er als Hofmahler in Gehalt stehet.

sterniß zu gestatten; welche die Gegenden des Schattens beleben: so hat man die sogenannten tauben Stellen, oder was die Franzosen endroits sourds nennen, gleichsam aus der ersten Hand; denn man darf nur den Grund unbearbeitet stehen lassen: wie viel leichter kann man anstoßen, wenn die Unterlassung solcher Spielungen in den schattichten Theilen der Körper oft da ein Loch zu machen scheint, wo man Rundungen begehrt, und zu begehren berechtiget ist! Nichts dieser vornehmsten Beobachtungen mangelt in vorgemeldten Stücken, des um die schwarze Kunst in Deutschland vorzüglich verdienten Johann Jakob Haids, dessen vorerwähntes Blatt nach Nogari mit dem zugleich itzt bekannter gewordenen St. Peter und Magdalena, dem Philosophen und dem Mägdchen mit dem Obste, zu dem Cimon und Pero, und dessen Gegenbild Vertumnus und Pomona gesellet, eine den Liebhabern nicht unangenehme Folge guter Blätter nach Nogari (aus der Hagedornischen Sammlung) ausmachen, und die fernere Nacheiferung des in diesem Theile mit Ruhm angeführten Frye und Ardells hoffen lassen. Augspurg besitzt im übrigen genug Schätze der Kunst, deren unmittelbaren Nachbildung der Deutsche, wenn er sich und der Nation Ehre machen will, seine Kräfte widmen, und der Copirung französischer Kupfer ein für allemal, wie wir schon oft erinnert, entsagen soll.

Die Bildnisse des berühmten Miniaturmahlers, Joseph Werners, des schweizerischen Landschaftmahlers Felix Meyers, und des französischen Bildhauers

Carl Claudius Dubut, welcher an den Höfen zu Dresden und München gelebt, und am letztern Orte mit Tode abgegangen, dürfen wir als Abbildungen berühmter Künstler nicht mit Stillschweigen übergehen. Sie gehören zu den Haidischen Werken. Es wäre überhaupt gut, wenn Künstler die Jahrzahl auf ihre Werke setzten; die Kupferstecher aber was unter ihrer Aufsicht ans Licht gestellet wird, durch ein blosses direxit (wobey allemal noch Verbindlichkeit übrig bleibt) von eigner Arbeit unterschieden.

Zürich. X. Passages dediés à Mr. Watelet Auteur du Poeme sur l'Art de peindre par son ami S. Gessner. Dies ist die Aufschrift einer vortrefflichen Folge radirter Landschaften, welche den Meister zeigen, ungeachtet sie unter die Arbeiten der Liebhaber gehören. Sie sind des Geistes und der mit den angenehmsten ländlichen Gegenständen angefüllten Einbildungskraft eines Geßners würdig. Wir wollen daraus nicht behaupten, daß jegliche Zusammensetzung der Natur nothwendig unmittelbar abgeborget worden, wohl aber, daß die Natur an jeglichem Zuge des liebenswürdigen Künstlers Antheil gehabt. Diese begleitet während der Arbeit seine Gedanken, er mag dorische Gebäude durch eine Sommerlaube, die einen Brunnen überwölbet, spielen, oder den Fischer vor seiner Hütte anländen, und durch Vorzeigung seines Fanges kindliche Freuden erwecken lassen: er mag den Fischer am Wasser unter Hütten stellen, und über die beleuchtete Brücke, und unter den streifweise beschatteten Thorweg über breitere Ruhestellen des Schattens das Auge auf das

erhellte Gestade führen, oder durch verschiedene Stellungen der Heerde uns an das

Nunc etiam pecudes vmbras et frigora captant,

erinnern: hier, vielleicht den Dichter selbst mit seinem Buche am Wasser lauschen, dort einer vortrefflich erleuchteten Höhle den Schäfer dem Widerhalle entgegenblasen lassen: sodann uns unter eine Klöpelbrücke locken, den Abgrund flüchtig zu errathen, hingegen uns nöthigen, über derselben dem Streiflichte unter durch einander verwachsene Wipfel wohlgestallter Bäume zu folgen, und von deren klugen Begränzung des Gesichtskreises vergnügt zurück zu kehren. In dem letzten Blatte dringt gewissermaaßen eine Hogarthische Laune durch, ohne das Ideal des Ländlichen zu verlieren: mit einem Worte, wir würden in der Beschreibung kürzer gewesen seyn, wenn nicht die Folge dieser Landschaften für uns zu kurz gewesen wäre.

Zürich. Von hier aus wird den Liebhabern der schönen Künste ein Leben und eine vollständige Nachricht von den Werken des Herrn Ritter Hedlingers angekündiget, ein Werk das ihre ganze Aufmerksamkeit erregen muß; um so vielmehr, da dieser große Mann sein ganzes Leben durch immer für seinen Ruhm, nie für Vortheile arbeitete, so sind seine Werke in wenigen Händen, aber man schätzt einzelne Stücke von ihm so hoch als ganze Suiten gemeiner Stempelschneider; denn in einem jeden derselben offenbart sich alle das, was die Kunst worinn er Meister ist, vermag. Man wird seiner Zeit erstau-

erstaunen, wie der gleiche Künstler, (der einer von denen war die in Gesellschaft von Carl Maratta und Rusconi den Trümmern der römischen Schule entgangen sind,) als ein Zeichner erscheint, der die alten und die besten neuern studirt und erkannt hat — und überdas als der Erfinder seiner Reverse sowohl der Vorstellung als der Ueberschrift, welche meistens laconischerhaben sind, und wo man die Pracht in Gedanken, nicht in Worten suchen muß. Herr Füeßli von Zürich, der uns die Leben der schweizerischen Künstler und die von Rugendas und Kupetzki geliefert, ist der Verfasser dieses Werks. Herr Hedlinger hat demselben das was er andern aus Bescheidenheit versagt, nämlich seine nöthige Beyhülfe geleistet; denn hier überwog die Freundschaft. Der Verfasser hofft auch durch sein Werk, dieser Freundschaft, und nicht Hedlingers Verdiensten ein Denkmaal zu stiften; darum soll dasselbe mit aller möglichen Pracht erscheinen.

Der Plan des Werks ist kürzlich folgender. Den Anfang wird ein Sendschreiben machen, welches sein Freund der unsterbliche Herr Joh. Winkelmann in Rom ihm versprochen hat, und worinn er besonders von der Zeichnung in den Hedlingerischen Werken in Vergleichung mit den Alten reden wird. Hierauf folgt das Leben des Herrn Ritters selbst, welches Herr Füeßli aus Nachrichten, die ihm sein großer Freund überlassen, in Ordnung gebracht hat. Endlich kömmt die Vorstellung und Beschreibung der Hedlingerischen Werke. Diese sind in 3 Klassen abzutheilen. α) Alle bekannte

 und

und geprägte Werke des Herrn Ritters. β) Einige welche er niemals zu Ende gebracht, und von denen er selbst nur erst Abdrücke in Bley oder Meßing hat. γ) Verschiedene Zeichnungen zu Schaumünzen, die er nur entworfen, aber niemals ausgeführt hat. — Verschiedene Originalzeichnungen des Herrn Hedlingers sind in der schönen Kunstsammlung des Verfassers. Die Vorstellung aller dieser Schaumünzen und Entwürfe wird auf ohngefähr 60 Kupfertafeln geliefert werden; sie sind von Herrn Füeßlins eigner Hand nach den Originalen gezeichnet, und er wird einen würdigen Künstler verschreiben, welcher dieselben unter seiner Aufsicht in Kupfer bringen soll. Jeder Kupferplatte wird ein Text beygefügt werden, worinn kürzlich die Geschichte der Schaumünze erzehlt, und die Vorstellung, Allegorie ꝛc. derselben erläutert werden soll. Dem Werke soll das Bildniß des Herrn Hedlingers, von einem vortrefflichen Meister in Frankreich gestochen, vorangesetzet werden. Dieses Werk wird auf Subscription gedruckt. Man wird die Namen der Subscribenten beyfügen, und es sollen derselben nicht mehr als 400 angenommen werden. Der Subscriptionspreis ist 2 Louis d'or neufs, den einen zum voraus, den andern bey Empfang der Exemplarien zu bezahlen. Man subscribirt bey Heidegger und Compagnie, Buchhändlern in Zürich, und bey den vornehmsten Buchhändlern in Europa. Der Text wird für die einen Deutsch, für die andern Französisch gedruckt werden. Die Herren Subscribenten werden deswegen ersucht jedesmal anzuzeigen,

in

in welcher von diesen beyden Sprachen sie ihre Exemplare verlangen. —

Jedermann, der die Verdienste des Hrn. Hedlingers nur ein wenig kennet, wird die Wichtigkeit dieser Unternehmung einsehen, und wir ermuntern alle Freunde und Liebhaber der schönen Künste und Wissenschaften, das ihrige zur Ausführung desselbigen beyzutragen.

Dresden. Das Bildniß des Chevalier de Saxe hat Lorenz Zucchi, nach Christian David Müllern, der Churfürstl. Akademie der Künste Mitglied, in Kupfer gestochen. Camerata hat ein Crucifix nach Piazetta radirt, imgleichen ein von dem in Moskau in der Niederlausitz vor einigen Jahren verstorbenen Peter Hutin radirt hinterlassenes Blatt mit dem Grabstichel ausgeführt. Es stellet einen Chimisten in seinem Laboratorium nach Thomas Wyck vor. Der Name Eckhout, den man nach der ersten Ueberlieferung, an einigen Blättern findet, wird niemand irre machen. Das Grabmaal nach Bartolomäus Berenberg von Boetius wird nächstens ausgegeben werden. Von den neuen Versuchen unsers würdigen Generaldirecktors ist eine Folge von zwo kleinen radirten Landschaften erschienen, deren Werth Kenner schon ohne unsre Lobsprüche zu bestimmen wissen. Ein Kopf nach van Dyck von dem in Gold und Silberausgraben berühmten Joh. Otto Sahler ist wirklich eine Art von Opere Massei, dergleichen Joh. Lutma (S. Christs Monogr.) gemacht; es ist auf Röthelart und am Num. 1. womit es bezeichnet ist,

 sehen

sehen wir, daß man mehr dergleichen zu gewärtigen hat.

Berlin. Wir sind noch eine Nachricht von den radirten Kupferstichen des Hrn. Matthes zu Gellerts Fabeln nach Roden schuldig: vielleicht hätte bisweilen die Erfindung glücklicher seyn können: der Stich fällt aber wegen seiner guten Haltung wohl in die Augen, und wird diesen Fabeln eine nicht geringe Zierde geben.

Halle. Hr. Bause hat ein Nachbild des bekannten Uytenbogard nach Rembrand, und das Bildniß des Herzog Ferdinand von Braunschweig verfertiget: das erste verdient vielen Beyfall: auch das andre zeigt schöne Ausdrückungen, wir hätten ihm aber ein besseres Original dazu gewünschet.

Leipzig. Super Quintiliani Judicio *de Sublimitate Homeri* Exercitationem Orationi solemni praemisit *Chr. Aug. Clodius* 1765. Quintilian erhebt in seinem zehnten Buche den Homer mit vielen Lobsprüchen, und stellt ihn besonders als das größte Muster in dem Erhabenen vor. Hunc nemo in magnis sublimitate — superavit etc. Dies ist die Veranlassung zu gegenwärtiger Schrift. Ehe der Hr. Prof. diesen Ausspruch des Quintilians auf den Homer selbst anwendet, so widerlegt er vorher den Caspar Barth, der wider das zehnte Buch des Quintilians, in welchem diese Stelle befindlich ist, wie bekannt, sehr viele Erinnerungen gemacht hat. Nunmehr wirft er die Frage auf; was für ein Gedicht des Homers Quintilian gemeynt habe? Daß es die Batrachomyomachie, und die Hymnen nicht

nicht seyn konnten, dieses zeigt der Hr. V. aus folgenden Gründen: 1) weil es noch nicht vollkommen gewiß ist, daß Homer der Urheber davon ist; 2) weil diese Art der Poesie des Erhabnen nicht so fähig ist, als die epische; und 3) aus der ganzen Absicht des Quintilians. Hat er nun also auf die Ilias oder auf die Odyssee, oder auf beyde Gedichte gezielt? Der Hr. Prof. stellt zwischen diesen beyden Gedichten eine Vergleichung an, er untersucht welches von beyden den Vorzug verdient, und widerlegt einige Kunstrichter, welche die Odyssee auf Unkosten der Ilias loben. Endlich beruft er sich auf den Quintilian, der die meisten Beyspiele des Großen und Erhabnen aus der Ilias genommen hat, und schränkt sich also deswegen in seiner ganzen Abhandlung auf diese ein. Er theilt die epischen Handlungen, welche in der Ilias vorkommen, in zwo Klassen ein. Die erste, in welcher die Götter, und die andere, da die übrigen handelnden Personen redend eingeführet werden. Bey der erstern macht der Hr. Prof. die Anmerkung, daß sich überhaupt der heydnische Dichter über seine Religion und über seine Gottheiten nicht so erhaben habe ausdrücken können, weil die vielen Fabeln und lächerlichen Histörchen, die von den Göttern, und auch so gar vom Jupiter bekannt waren, die größten Bilder nothwendig erniedrigen mußten. Man solle also das Erhabene des Homers in den Beschreibungen und Reden der Götter, nach der Beschaffenheit der heydnischen Religion, und nach den allgemeinen Begriffen von den Göttern beurtheilen. Es werden hierbey die schön-

 sten

sten Reden und Bilder von den Gottheiten aus der Ilias angeführt, und zwischen dem Homer und Virgil Vergleichungen angestellt. Was die andre Klasse betrifft, so schränkt er sich besonders auf die Person des Achilles ein, theils weil er in dem Heldengedichte des Homers die Hauptperson ist; theils auch weil der Stolz, die Heftigkeit, und der große Charakter des Achilles für den Dichter die größten Gegenstände zum Erhabenen zeigen. Der Hr. Prof. beurtheilet nunmehr das Erhabene des Homers nach den Handlungen des Achilles, und untersucht wie der Poet alle Vortheile genützt, um ihn in solche Situationen zu setzen, wodurch das Erhabne erhalten wird. Die Beyspiele aus dem Homer sind nicht überhäuft, aber wohlgewählt, und nur die angeführten Stellen werden mit vielem Geschmack beurtheilet, und zu der Hauptabsicht angewendet. Ueberhaupt sieht man in dieser Abhandlung, wie viel die gründliche Gelehrsamkeit und Belesenheit durch den guten Geschmack gewinnt. Denn unsrer Meynung nach, kann niemand den Homer, in sofern er Poet ist, beurtheilen, als ein Mann von Geschmack und Empfindung, der selbst Genie hat. Die Schreibart ist angenehm, bisweilen enthusiastisch, wo ihn die Schönheiten seines Gegenstandes mit sich fortgerissen haben.

Oratio inter solemnia exequiarum Sereniss. Principi etc. Friderico Christiano etc. factarum — recitata a Jo. Aug. Ernesti. Lipsiae ex officina Langenhemiana. Eine Lobrede auf den verstorbenen Churfürsten von Sachsen,

Frie-

Friedrich Christian, den weisesten und besten Regenten, der jemals gelebt hat, und von einem Ernesti, das ist mehr gesagt, als alle Lobsprüche! Fast wird es unglaublich scheinen, daß eine Regierung von zween Monaten so eine reichhaltige Materie zu einer solchen Rede geben können, wo man dem Redner gewiß nicht Schuld geben darf, daß er die gewöhnlichen locos communes der heutigen Panegyristen vorgesucht hat. Ueberall der edelste und simpelste Ausdruck, der Ton der Wahrheit und die ächte Sprache der Empfindung und des Herzens. Noch müssen wir eine sehr gute deutsche Uebersetzung dieser vortrefflichen Rede erwähnen, die in der Dyckischen Buchhandlung erschienen ist, und der man so wenig die Uebersetzung ansieht, daß man sie für ein Original halten sollte.

In eben dieser Handlung ist die dritte und vermehrte Auflage der Tändeleyen herausgekommen. Der Werth dieser reizenden Kleinigkeiten ist schon unter uns viel zu bekannt, als daß wir dasjenige, was wir zu ihrem Lobe schon bey ihrer ersten Erscheinung gesagt haben, zu wiederholen brauchen. Bey dieser Ausgabe sind verschiedene Verbesserungen und Aenderungen gemacht worden, und Paphos dazu gekommen.

Wittenberg. De Vmbra Poetica, Wittenbergae, 1764. Diesen Titel führen 3 Abhandlungen des Hrn. M. Boden in Wittenberg, welche ihrem Verf. nicht nur von Seiten der Belesenheit, sondern auch des Geschmacks Ehre machen. Er hat sie dem Hrn. geh. Legationsrath von Hagedorn, in einer lateinischen Ode zugeeignet, der durch seine vortreffliche

Betrach-

Betrachtungen über die Mahlerey ihm Anlaß gegeben, dasjenige auf die Poesie anzuwenden, was dieser von der Mahlerey gesagt hat. Es gründet sich also die ganze Ausführung dieser Dissertation eigentlich auf die Vergleichung der Mahlerey und der Dichtkunst. Der Begriff des Schattens, und die Regeln nach welchen er vertheilet werden muß, geben dem Verfasser gleiche Grundsätze in der Poesie an. Der Hr. M. B. versteht also unter dem Schatten in einem Gedichte, diejenigen Stellen, die weder in Ansehung des Gegenstandes, noch des Ausdrucks, noch der Bilder zu sehr hervorstechen dürfen, und darinnen die ganze Ausführung so beschaffen ist, daß sie fast unbemerkt bleiben, und eben dadurch die andern großen und schönern Stellen desto mehr erheben müssen. Alsdenn werden die Regeln nach der Reihe angegeben, nach welchen man das gehörige Verhältniß zwischen Licht und Schatten beobachten soll, und zugleich gezeigt, was für Züge in dem poetischen Gemählde im Dunkeln stehen müssen; diese Regeln sind wohl ausgeführt, und mit ausgesuchten Beyspielen, besonders aus alten epischen Dichtern erläutert. Der Hr. B. beurtheilet die angeführten Stellen mit vieler Genauigkeit, und wendet sie alsdenn zum Beweis für die Richtigkeit seiner angegebenen Regeln an. Vielleicht würde es nicht unschicklich seyn, wenn ein Mann von Genie und Geschmacke es unternehmen wollte, einmal zu zeigen, worinnen diese beyden Künste von einander abgehen; die Aehnlichkeiten sind in diesen beyden Künsten leichter zu finden, als die Gränzen, wo sie von einander scheiden, und die

Regeln

Regeln müssen für die poetische Dichtkunst, so fruchtbar, als jene seyn.

England.

Arminius: or *Germania* freed. Translated from the third Edition of the *German* Original written by Baron *Cronzeck*. With an historical and Critical Prefaee, by the celebrated Professor *Gottsched*, of *Leipsic*. In two Vols. small 8vo. *Becket* and de *Hondt*. Der sel. Cronegk, der sich über den deutschen Herrmann in manchem Sinngedichte lustig gemacht, würde sich im Grabe umwenden, wenn er wissen sollte, daß bey einer so witzigen Nation als die englische ist, die Herrmannias auf seine Rechnung sollte geschrieben werden. Wir können es für nichts anders als die Bosheit eines aufgebrachten Engländers ansehen, der sich, Gott weis warum? an den Deutschen durch diese Uebersetzung zu rächen denkt, um sie bey seinen Landsleuten verächtlich zu machen: und wir wüßten keinen Weg, wodurch er es sicherer hätte bewerkstelligen können? Freylich sollten die englischen Kunstrichter nicht so verwegen seyn, und eine ganze Nation deswegen verdammen, oder wenigstens sich erkundigen was die deutschen Kunstrichter dazu gesagt hätten; ehe sie hinschreiben the German critics are quite insensible to the beauties of Genius, they are incapable of feeling a Milton or Shakespear: Was würden sie nicht erst von uns sagen, wenn sie dies Gedicht im Original lesen könnten?

Poems

Poems on several Occasions By the Rev. Samuel Rogers Rector of *Chellington*, in Bedfordshire, 8vo Vol. I. Dieser Band enthält beynahe 130 kleine poetische Stücken, und ob sie der Verf. gleich nur als Schulübungen, zu deren Herausgabe er durch verschiedene Umstände genöthiget worden, ausgiebt, so ist doch hin und wieder so viel Leichtigkeit und Lebhaftigkeit darinnen, daß sie schon einen Leser verdienen.

The Traveller, or a Prospect of Society, a Poem. Inscribed to the Rev. Mr. *Henry Goldsmith*. *Bey Oliver* Goldsmith, M. B. 4to. Newberry. Dieses Gedicht hat eine Versification, deren sich Pope selbst nicht schämen würde. In der Zueignungsschrift an seinen Bruder, zeigt er die Absicht seines Gedichtes. „Ohne daß ich die Ver„theidigung einer Parthey übernehme, habe ich einen „Versuch gemacht, die Wuth der meisten zu bestrei„ten. Ich bemühe mich zu zeigen, daß in andern „Staaten eine gleiche Glückseligkeit statt finde, ob „sie gleich unter einer verschiedenen Regierungsform „von unser eignen stehen: daß jeder Staat seinen „besondern Grundsatz von Glückseligkeit habe, und „daß dieser Grundsatz in jedem Staate, besonders „in unserm eigenen, zum größten Schaden könne „übertrieben werden.„ Um seinen Satz auf eine lebhafte Art auszuführen, setzt er sich in seinen Gedanken auf den höchsten Gipfel der Alpen, wirft seine Augen auf alle Gegenden, die vor ihm liegen, umher, und vergleicht nicht nur ihre Lage oder politische Verfassung, sondern auch ihre gesellschaftlichen

und

und häuslichen Sitten, die doch größtentheils die
Hauptsumme des menschlichen Lebens ausmachen.
Nachdem er Italien, die Schweiz, Frankreich und
Holland durchstrichen, kehrt er in sein Vaterland,
und zeigt das Uebel, das aus der zu ungebundenen
Freyheit entsteht: wir wollen diese Stelle zur Probe
hersetzen: „Diese Unabhängigkeit schätzen die Brit-
„ten zu hoch; sie hält Menschen von Menschen zu-
„rück, und bricht das gesellschaftliche Band: Siehe,
„ob es gleich durch sich herumdrehende Tiefen zusam-
„men gehalten wird, so streiten doch Gemüther wi-
„der Gemüther, zurücktreibend und zurückgetrieben:
„es entstehen Gährungen, eingekerkerte Faktionen
„brüllen: der zurückgedrückte Ehrgeiz arbeitet um
„sich her, indessen überwältiget, fühlet das allge-
„meine System seine Bewegungen gestopft, oder, die
„Phrenesie befeuert die Räder. Dies ist nicht das
„ärgste. Jemehr die gesellschaftlichen Fesseln ab-
„fallen, desto mehr verlieren Pflicht, Liebe und Ehre
„von ihrer Herrschaft: erdichtete Fesseln, die Fesseln
„des Reichthums und des Gesetzes sammeln ihre
„Macht, und erzwingen eine unwillige Ehrfurcht.
„Darum beugt sich aller Gehorsam für diese alleine,
„die Talente sinken, und das Verdienst weint unbe-
„kannt; bis vielleicht eine Zeit kömmt, alle ihrer
„Neigungen beraubt, da dieses Land der Gelehrten
„und diese Amme der Helden, wo edle Stämme die
„patriotische Flamme fortpflanzen, und Monarchen
„arbeiten, und Poeten nach Ruhme schmachten, ein
„Zusammenfluß von Geize seyn wird, und Gelehrte,
„Helden und Könige ungeehrt sterben.

Reli-

Reliques of antient English Poetry: consisting of old heroic Ballads, Songs, and other Pieces of our earlier Poets, (Chiefly of the Lyric Kind.) Together with some few of later Date 3. Vols. 8vo. Dodsley. Der Herausgeber dieser alten Gedichte zeiget sich durchgängig als ein Mann von großem Geschmack, nicht weniger Einsicht in die Kritik, und einen unermüdeten Fleiße in der Entdeckung der alten poetischen Geschichte seines Vaterlandes. Er hat eine Abhandlung von den alten Meistersängern vorgesetzet, die voller seltner und einiger Nachrichten ist. Die Sammlung selbst enthält meistens Lieder, wo die Natur mit ihren geweihesten Farben abgezeichnet ist, und so fremd sie bisweilen uns scheinen möchte, so ist sie sich doch immer ähnlich, und gefällt durch ihre Simplicität. Er hat die Sammlung in verschiedene Bücher abgetheilet. Das erste im ersten Bande enthält drey Gedichte, und fängt mit der alten Ballade von der Chevy Chace an, die der Verf. noch weiter zurück setzt, als diejenigen die Addison im Zuschauer angeführet hat. Es folget die Ballade auf die Schlacht von Otterburn mit einigen trefflichen Anmerkungen; alsdenn die Judentochter, die er für einen Schottischen Gesang hält, und wovon der Innhalt eine Mordthat ist, die eine Jüdinn an einem Christenkinde begangen hat. — Der alte und angenehme Gesang des Sir Lauline — eine schottische Ballade, Edward, das sehr alte Lied von König Estmere, ferner Patrick Spence; wieder ein sehr altes von Robin Hood und Guy von Gisbourne. Ueberall streuet er historische

rische Anmerkungen ein. Das 2te Buch des ersten Bandes enthält die Balladen, die den Shakspear und seine Zeitgenossen erläutern, und der Verf. hat wieder eine ausnehmend schöne Abhandlung über den Ursprung des englischen Theaters vorgesetzt. Das dritte Buch hebt mit der schon etwas neuern Ballade der Chevy Chace an, die der Verfasser weit unter die alte setzt. Eine der besten in dieser Sammlung ist die dritte, der Aufstand in Norden, wo auf die Rebellion im 12ten Jahre der Regierung der Elisabeth 1589. gezielet wird, die für den Thomas Percy, den 7ten Grafen von Northumberland, so unglücklich ausschlug. Zwo seltne Proben von spanischen Gesängen machen den Beschluß. Der zweyte Band fängt mit einer Ballade, Richard von Almaigne betittelt, an, und hat einen Anhänger von der Parthey des Simon von Montford, Grafen von Leicester, kurz nach der Schlacht von Lewes, den 14ten May 1264. zun Verfasser. Es folget eine Elegie auf den Tod Eduard des Ersten. Das 3te ist ein Gesang von Chaucer, das sich in keiner seiner Ausgaben befindet. Die nächste Ballade, das Turnier von Tottenham, ist sehr lustig, und eine feine Satyre auf die Turniere. Die 5te auf den Sieg bey Aginecourt. Es folgt das nußbraune Mägdchen; eine Ballade, von dem berühmten Grafen Rivers: eine andere Sir Aldingar: das alte englische Pastoral, Harpalus, welches die 11te ausmachet, ist ein poetisches Phänomenon: das nächste Pastoral Robin und Makyne sind nicht von gleichem Verdienste: die übrigen Gedichte in diesem Buche wer-

den aber den Leser nicht weniger ergötzen. Das 2te Buch des andern Bandes leget einige geistliche Balladen vor, die um die Zeit der Reformation geschrieben sind: tragische und historische Gesänge, die meistens der Aufmerksamkeit werth sind. Das 3te Buch dieses Bandes hat zum Eingange wieder eine Abhandlung, die auf die alte englische Poesie ein großes Licht verbreitet. Der 3te Band ist hauptsächlich romantischen Gegenständen gewidmet, und der Verf. hat ihnen wieder eine sehr lesenswürdige Abhandlung über die alten metrischen Romanzen vorgesetzet. Das 2te Buch dieses Bandes trägt einige Legenden des Sir Guy vor, und unterhält durch eine sehr angenehme Abwechslung. Einige Hexengesänge geben uns sehr lebhafte Begriffe von dem alten Aberglauben, und zeigen uns die Quelle von Shakspears Zaubereyen.

"Within *which* circle none durst tread but he.

„In dessen Zirkel niemand als er treten durfte,„ wie Dryden sagt: aber die Leser werden finden, daß wenn einige Verfasser derselbigen nicht in dem seinigen getreten sind, sie wenigstens hineingeguckt haben, und es ist sehr möglich, daß er in einige von ihren Zirkeln nicht nur hineingeguckt hat, sondern auch hineingetreten ist. Die Geburt des heil. George, die das 3te und letzte Buch dieses Werks anfüllet, ist aus der alten Erzählung der sieben Ritter der Christenheit genommen, die vor Zeiten in großem Ansehen war. Jeder Freund des Theaters wird sich freuen, hier die alte ächte Ballade von George Barnwell, und

Der-

verschiedene andere alte vortreffliche Gesänge zu finden, die der Vergessenheit entrissen zu werden verdienten. — Wir wünschten wohl, daß ein deutscher Kunstrichter nach dem Beyspiele dieses Engländers einen gleichen Fleiß auf die alten deutschen Gesänge verwenden möchte: wir sind überzeugt, daß es ihm nicht an Materien fehlen könnte, und wie viel würde die Historie der deutschen Dichtkunst dabey gewinnen!

The Companion to the Play-house: or an Historical Account of all the Dramatic Writers (and their Works) that have appeared in *Great Britain* and *Ireland*, from the Commencement of our Theatrical Exhibitions, down to the present Year 1764. Composed in the form of a Dictionary, for the more readily turning to any particular Author or Performance. 12mo. 2 Vols. Becket and de Hondt. Dieses kleine Buch ist für die Freunde des Theaters sehr wichtig. Der Sammler zeiget sich darinnen als ein Kenner dramatischer Verdienste und sein Fleiß ist seiner Beurtheilungskraft gleich. Seine Bemerkungen sind größtentheils richtig: wo Schwierigkeiten vorkommen, ist er behutsam, und enthält sich des entscheidenden Tones, der den theatralischen Kunstrichtern sehr eigen ist. Vermittelst der alphabetischen Ordnung ist er im Stande gewesen, eine große Menge Materien in einem kurzen Raume einzuschließen, und man findet hier kleine Anekdoten, die man vielleicht in manchem großen Werke vergebens suchet. Die wichtigsten Artikel sind immer die längsten: Wir

wollen aber zur Probe seines Vortrags den Artikel Nathanael Lee übersetzen. „Dieser, ein sehr berühmter dramatischer Dichter des vorigen Jahrhunderts, war der Sohn eines Geistlichen, der ihm eine sehr gute Erziehung gab. Er legte den ersten Grund zu seiner Wissenschaft in der Westmünsterischen Schule; von dar gieng in das heil. Dreyeinigkeitscollegium nach Cambridge. — Da er nach London kam, trieb ihn seine Neigung auf dem Theater zu erscheinen: aber es gieng ihm, wie es schon manchem großen Genie ergangen ist, die eben so unglücklich in Vorstellungen auf dem Theater gewesen, als sie gut für dasselbe zu schreiben gewußt haben, und es gelang ihm gar nicht, die Gedanken anderer Menschen gut auszudrücken. Er verfertigte eilf Tragödien, die alle einen sehr großen Antheil von wahrem poetischen Enthusiasmus enthalten. — Keiner hat noch die Liebe wahrhaftiger als er gefühlet, und niemand hat sie mit mehrerer Zärtlichkeit zu beschreiben gewußt. — Addison erhebt sein Genie sehr, und bemerkt, daß keiner unsrer englischen Dichter eine glücklichere Wendung für die Tragödie als er gehabt, ob ihn gleich sein natürliches Feuer und sein zügelloser Ungestüm über alle Gränzen der Wahrscheinlichkeit und oft über die Natur selbst fortgerissen: es ist gewiß, daß dieses Dichters Einbildungskraft oft mit seiner Vernunft davon gelaufen; so daß er auch gänzlich verrückt und so böse war, daß seine Freunde sich genöthiget fanden, ihn in Bedlam einzuschließen, wo er einem elenden Schmierer, der die Grausamkeit hatte, über sein Unglück zu spotten, die bekannte Ant-

wort

wort gab — „Nein, es ist nicht leicht, wie ein ver-
„nünftiger Mensch zu schreiben, aber dazu gehört
„gar nichts, wie ein Narr zu schreiben.„ — Lee
hatte das Glück, daß er den Gebrauch seiner Ver-
nunft wieder bekam, wenigstens in so weit, daß er
seiner melankolischen Einkerkerung konnte entlassen
werden: aber er überlebte seine Freyheit nicht lange,
indem er in seinem 34sten Jahre starb. Cibber in
seinen Leben der Dichter sagt, daß er unglücklicher-
Weise, bey einer Nachtschwärmerey in den Straßen
zu London umgekommen: andere Schriftsteller er-
zählen eben dasselbige, und vermuthlich ist dies das
Ende des armen Nat. Lee gewesen!

The Laureat. A Poem. Inscribed to the Memory of C. Churchill. 4to. Ridley. Dies Gedichte betrifft die Vertheilung des englischen Lor-
beers. Apollo von den Musen umgeben setzt ihn zu
vertheilen; die Candidaten erscheinen, und er geht
mit verschiedenen neuen Dichtern übel um: Dr.
Brown, Whitehead, Langhorn, Home, Mallet,
Smollet, u. a. m. die gewiß ihre großen Verdienste
haben, bekommen alle ihren Antheil: Der bekannte
Churchill erhält endlich den Lorbeer. Man kann
nicht läugnen, daß viel Geist und sehr schöne poeti-
sche Stellen in dieser Satyre sind, ob aber dieses die
Bitterkeit entschuldiget, ist eine andre Frage?

Frankreich.

Paris. Bey Guerin und de la Tour wird
eine neue französische Uebersetzung der philosophischen
Betrachtungen des Kaisers M. Aurelius gedruckt,

der der griechische Text und zwar verbessert beygefügt seyn soll, indem man die barberinischen Varianten und eine Handschrift aus der königlichen Bibliothek von einigen einzelnen Stücken bey der Hand hat, von Florenz aus aber noch von drey Handschriften Vergleichungen erwartet. Der Herausgeber und Uebersetzer, welcher bloß mit den Buchstaben D. J. sich bezeichnet, hat bereits in einigen französischen Monatsschriften dem Publiko sowohl sein Vorhaben angekündiget, als auch durch Vorlegung einer wichtigen Stelle angezeigt, was man von ihm zu erwarten habe. Gedachte Stelle im eilften Buche §. 3. wird dadurch merkwürdig, weil eine richtige Erklärung derselben, zugleich die Denkungsart dieses großen Kaisers in Ansehung des Märtyrertodes der Christen enthält. „Wie groß, sagt er, ist der Geist, der stets seinen Körper zu verlassen, und entweder auszulöschen oder zu verrauchen, oder bey ihm zu bleiben (und um ihn zu schweben) bereit ist! allein diese Bereitwilligkeit muß aus einer reiflichen Ueberlegung herkommen, μη κατα ψιλην παραταξιν, ὡς οἱ Χριστιανοι, ἀλλα λελογισμενως, και σεμνως, και ὡστε και αλλον πεισαι, ατραγωδως. nicht, wie die Christen nur blos um dem Tode sich entgegen zu stellen, blindlings in den Tod zu gehen, und dieses ward den Christen gemeiniglich Schuld gegeben; sondern mit Ueberlegung, mit Anstand, so daß es andern zum Beyspiele dienen kann, doch ohne Aufsehen machen zu wollen. Man sehe den Plinius in seinen Briefen X, 97. und andre vom Gatacker angeführte Stellen nach. Der neue Uebersetzer führt erst anderer und

und dann die in dem Journal de Trevoux 1713. eingerückte Uebersetzung an, nach welcher es gegeben wird, non more velitum, non point en enfans perdus comme font les Chrêtiens; weil so wie παράταξις die Schlachtordnung bedeutet, ψιλοὶ die leichten Truppen bedeutet. Eben diese Uebersetzung nimmt er gleichfalls, nur unter andern Ausdrücken, an; und so wohl diese Wahl, als die Art und Weise wie er seine Kritik über diese Worte anstellet, die Schwierigkeiten, welche er sich bey dem in Eylanders Uebersetzung gebrauchten Worte, obsignatione machet, lehrt zur Gnüge, daß wir von dieser Seite wenig von ihm zu hoffen haben. Die Frage war hier nicht, was ψιλοὶ und was παράταξις einzeln, jedes für sich bedeuten, sondern ob ψιλὴ παράταξις statt παράταξις τῶν ψιλῶν gesagt werden könne; und dies dürfte wohl nicht zu erweisen seyn. Die Probe, die er eben in dieser Stelle von seiner Uebersetzung giebt, läßt gleichfalls befürchten, daß dieselbe zwar leicht und fließend, aber mehr eine Umschreibung werden dürfte, so daß der ganze Charakter des Schriftstellers verschwunden seyn wird.

Histoire de l'academie Royale des Inscriptions & Belles lettres, avec les Memoires de Litterature, tirés de regîtres de cette Academie, depuis l'Année 1758. jusques & comprise l'année 1760. tom. 29me & 30me, à Paris de l'Imprimerie Royale, 1764. Wir würden einen großen Fehler begehen, wenn wir diese neuen Bände von den Schriften einer Akademie

mit Stillschweigen übergiengen, der man schon so nützliche Entdeckungen zu danken hat. Da der 1ste Abschnitt blos die Veränderungen, die bey ihr vorgegangen sind, Preisfragen, Aufgaben, und dergleichen enthält: so zeigen wir lieber gleich diejenigen Abhandlungen an, die unsre Leser vorzüglich interessiren werden, und die zweyte Abtheilung anfüllen: Von dem fabelhaften Ursprunge der Völker von Mr. Burigny. — Anmerkungen über die verschiedenen Traditionen die Helena und den trojanischen Krieg betreffend — ein Aufsatz von den historischen Irrthümern der Profanscribenten in Ansehung der Juden: von dem vorhergenannten Verf. — verschiedene Abhandlungen über Punkte aus der französischen Geschichte. — Eine sehr gelehrte Untersuchung über die Ruinen von Persepolis durch den Grafen von Caylus — Anmerkungen über die Münzen der Könige von Syrien, die den Namen Nicephorus angenommen haben, durch den Abbe' Belley, ingleichen über die Münzen Demetrius des III. Königs von Syrien. Unter den geographischen findet sich ein vortreflicher Aufsatz über die Beschreibung der Narbonensischen Provinz, nach dem Plinius mit geographischen, historischen und kritischen Noten erläutert von Mr. Menard; ein andrer über die Verschiedenheit der Breite und Länge zwischen Alexandrien und Syene. Von Untersuchungen die Litteratur betreffend, verdienet des jüngern Hrn. Lebeau Abhandlung über den Margites des Homer, ein Gedichte, das man als das Modell der Komödie ansieht, angezeiget zu werden: ingleichen Betrachtungen von Mr. de Burigny

sich über des Aeschylus Tragödie die Perser — Anmerkungen über einige Erzählungen des Herodotus nach den Aegyptischen Priestern von Mr. de la Nauze — von Mr. Düpuy, Beobachtungen über den vierfachen Aufgang der Sonnen, von der ebenfalls Herodotus den ägyptischen Priestern nachgeredet. — Gesammlete Nachrichten von allem, was uns das Alterthum von dem Philosophen Posidonius erzählet, von Mr. de Bürigny. Mr. Tercier suchet den Sallustius über das Bild das er von der Sempronia gemacht, zu rechtfertigen — ein anderer Aufsatz des Mr. de Bürigny über das Leben und die Werke des Publius Nigidius Figulus. Hr. Düpuy zeiget Mittel die guten französischen Uebersetzungen der Alten vollkommner zu machen. — Drey Abhandlungen vom Grafen von Caylus: 1) über das Gemälde des Cebes, über die Corycische Höhle, und über das Gemählde des Philostratus. 2) Nachrichten von denjenigen Fürsten, die die Künste befördert haben; 3) ein Mittel die Farben in den Marmor zu bringen, und die Züge dauerhaft zu machen. Mr. Düpuy; ein Mittel, wie man die Kenntniß unser Maaße und Gewichte auf die Nachwelt bringen könne. — Die letzte Abtheilung enthält Lobschriften einiger Mitglieder.

Der 30. Th. enthält die Untersuchungen des Mr. de Guignes über den Ursprung der phönicischen und hebräischen Buchstaben, und ihre Aehnlichkeit mit den chinesischen Characteren. — Des Mr. de Bougainville Anmerkungen über die grichischen Alterthümer aus der ersten Zeit, und ihre Geschichts-

 schrei-

schreiber in Absicht auf die Zeitrechnung; — Des Abbe Foucher Bemerkungen über die Religion der Perser, über die Lehre der Nachfolger des 2ten Zoroaster, in Absicht sowohl auf das unsichtbare Principium aller Dinge, als der Untergötter — über den Ursprung des Uebels nach der Meynung des Zoroaster — ebendieselben Erläuterungen der Systemen des Pythagoras, Plato, der Gnostiker und anderer Vorgänger des Manes. — Mr. de Burigny hat alles über das Leben des Herodes Atticus gesammlet. — Des ältern und jüngern Mr. le Beau Untersuchung über ein paar Komödien des Aristophanes, wo der letztere bey Gelegenheit des Plutus die Geschichte der alten Komödie durchgeht. — Wir übergehen die geographischen Abhandlungen — Der Gr. Caylus handelt bey Gelegenheit einer alten Sculptur, die ihm von Rom zugeschickt worden, von dem Tempel der Diana zu Ephesus, ihren Schicksalen und der Göttinn selbst — über das Gemählde des Apelles von der Venus Anadyomene, wo er zugleich vieles in Absicht auf die Vergleichung zwischen der Poesie und Mahlerey erläutert — über den lapidem Obsidianum, der beym Plinius vorkömmt — des Abbe Barthelemy Erklärung eines prächtigen Musaico aus der Stadt Palestrina. — Des Hrn. Chabanon vortreffliche Abhandlung über den Homer, in so fern er als ein tragischer Dichter zu betrachten ist. — Des Hrn. Bonamy Vergleichung der alten Wasserleitungen zu Rom mit den französischen — Mr. Menard über die Laura des Petrarch — Mr. de Brosses

über ein Gefäß und vier Handschriften, die vor kurzem in Siberien gefunden worden. Mr. d'Anville liefert eine weitläuftige und sehr gelehrte Abhandlung über die Größe des alten Roms; der Abbe' Belley über eine Münze der alten Stadt Rhoses oder Rhesus, die weder Norris noch Vaillant gekannt haben, ingleichen über eine, die die Einwohner zu Antiochia, unter dem Trajan, dem Vater des Kaisers, geschlagen haben: es folgen noch verschiedene Abhandlungen, die wir übergehen, weil sie weniger zu unsrer Absicht dienen, ob sie gleich in ihrer Art eben so wichtig sind.

Lettre du Comte de Cominges à sa mere, suivie d'une lettre de Philoméle à Progné. A Paris, chez Sebastian Jorry 1765. Diese Briefe sind von eben dem Verfasser der Briefe der Zeila und des Barnwell, die wir zu ihrer Zeit angezeiget haben, nämlich vom Hrn. Dorat. Der erstere hat die traurige Geschichte des Grafen von Comminges mit der Mademoiselle de Lussan zum Innhalt, die aus den Memoiren des Comminges, die man der Gräfinn von Murat zuschreibet, genommen ist. Die Versification dieses Gedichts ist leicht und angenehm, und die Poesie edel und glänzend: es enthält beynahe 400 Verse, die vielleicht noch stärker seyn würden, wenn ihrer um das Drittheil weniger wären. Wir wollen zur Probe die Apostrophe an seinen grausamen Vater hersetzen:

Je devrois te haïr; c'est toi qui m'as fait naitre,
Ton nom seul me consterne & me remplit d'effroi;

Mes

Mes pleurs depuis vingt ans déposent contre toi.
O toi par le devoir à ses destins unie,
Fais lui, pour me venger, l'histoire de ma vie.
Qu'il frémisse à son tour: porte au fond de son cœur
L'accent de mes regrets, le cri de ma douleur.
D'un fils tendre & soumis persécuteur sévère,
Bourreau d'Adélaide, est-il encor mon père?
Non de sa main barbare il a brisé nos nœuds.
Puisse-je transporter ce cercueil sous ses yeux?
Puissent ces noirs tableaux l'environner sans cesse,
Et le malheur d'un fils tourmenter sa vieillesse?
Qu'ai-je dit? - - - ah! - - - pardonne à mon égarement
Ces coupables transports, ces fureurs d'un Amant.
Malgré sa cruauté je sens que je l'honore:
Il ne m'aima jamais, & moi, je l'aime encore.

In dem zweyten Briefe giebt Progne, die Tochter des Pandions, ihrer Schwester von den Grausamkeiten des Tereus Nachricht: man hielt sie für todt: der grausame Gemahl der Philomele aber hielt sie in einem Thurme eingeschlossen, nachdem er ihr die Zunge herausgerissen, aus Furcht daß sie sein Verbrechen offenbaren möchte. Das Aeußerliche dieser Briefe ist sehr schön, und mit ein Paar vortrefflichen Kupferblättern und Vignetten von Hrn. Eisen gezeichnet und Mr. de Longueil gestochen, verzie-

ziret. Noch müssen wir anzeigen, daß die Memoires de Cominges des Mr. d'Arnaud auch zu folgendem Trauerspiele Anlaß gegeben haben:

Les amans malheureux ou le Comte de Cominges. Drame en trois Actes & en vers, précédé d'un Discours, & suivi des Memoires du Comte de Cominges, de Mad. D. T. par Mr. d'Arnaud, à Paris chez l'Esclapart. 1764. Der Verf. hat das ganze schreckliche Gemählde dieses Romans zu nutzen gewußt, und wir kennen kaum ein rührender Stück auf dem französischen Theater als dieß, das vielleicht für seine Landsleute zu heftig seyn, und daher schwerlich möchte gespielet werden. Das Pathetische des Ausdrucks ist dem Innhalte vollkommen angemessen. In seinen gesammleten Schriften befindet sich schon ein Trauerspiel Coligny, zu dem dieses das Gegenbild ist.

Les Loisirs de M. de C. à la Haye, chez Neaulme & Compagnie. 1764. 2. Vol. in 12. Der Verf. dieser Gedichte ist Mr. de Chenevriere. Der 1ste Th. enthält bey nahe hundert Sendschreiben, Madrigale, Kantaten, Erzählungen, sechs Opern, und eine Menge kleiner Stücken. Der 2te über 300. Briefe an den Verfasser nebst seinen Antworten. Man wird sich also leicht vorstellen, daß nicht alles von gleichem Werthe ist.

Ordre Chronologique de deuils de Cour, contenant un précis de la vie & des ouvrages des Auteurs qui sont morts dans le courant de l'année 1764. à Paris chez Moreau

1765.

1765. Wir zeigen dieses Buch wegen der Lebensbeschreibungen oder Lobschriften einiger Männer an, die dessen Innhalt ausmachen, und deren Andenken unter den Freunden der schönen Wissenschaften erhalten zu werden verdienet. Es sind dies der jüngere Racine, der Abbe' Prevot, Rameau, Baurans, ein Dichter und Tonkünstler, und der P. Andre'; der Verf. verspricht nächstens auch Nachrichten von Künstlern, denen man mit Vergnügen entgegen sieht: sie sind mit Geschmack geschrieben, und voll feiner Anmerkungen über die Künste.

Les trois freres & Combabus, Contes en vers précédés par des réflexions sur le Conte, & suivis de *Floricourt*, histoire Françoise. A Paris. chez Jorry. Diese beyden Erzählungen sind in eben der glänzenden Form wie der obangezeigte Lettre de Comminges gedruckt. Die drey Brüder tragen den Namen der Devirgineurs, weil sie sich wegen ihrer Gewaltthätigkeiten gegen die jungen Mägdchen furchtbar gemacht hatten. Diese begegnen Colin, der die junge und furchtsame Annette auf einem Esel zu einem Jahrmarkte führet. Colin glaubt die Jungfrauschaft Annettens durch das Vorgeben, als ob sie seine Frau sey, zu retten, und sie zwingen ihn alsofort, daß er die ehlichen Rechte in ihrer Gegenwart vollziehen muß. Die Geschichte des Combabus ist aus des Bayle Wörterbuche bekannt. In der Geschichte des Floricourt, suchet er zu erweisen, daß der liederlichste junge Mensch durch eine tugendhafte und liebenswürdige Frau wieder könne klug gemacht werden.

den. Es herrscht eine ungemeine Leichtigkeit, Naivität und Delikatesse in diesen Erzählungen, ob wir gleich nicht läugnen wollen, daß die Bescheidenheit nicht allzeit geschont wird, so fein auch der Schleier ist, den man der Wollust umgeworfen. Sie sind ebenfalls mit ein paar schönen Kupferstichen und Vignetten von Hrn. Eisen gezeichnet, und von Longueil gestochen, begleitet.

Oeuvres mêlées de Mr. de la Fargue. 2. Vol. in 12. avec fig. à Paris chez Duchesne. Der erste Theil enthält flüchtige Poesien, die angenehm genug sind: geistliche Oden; einen Versuch einer Uebersetzung aus dem Horaz, und eine Abhandlung über den Ausdruck im Vortrage. Der zweyte eine Rede über die Lecture, und eine Uebersetzung aus dem Englischen, Neuschottland betittelt.

Lettre de l'Abbé de Rancé à un Ami, écrite de son Abbaye de la Trappe, par Mr. Barthe. enrichie d'Estampes & de Vignettes. à Paris chez Duchesne. Die Geliebte des Abbé Rance starb, wie man weiß, in Zeit von drey Tagen an den Blattern. Da der bleierne Sarg, den man für sie verfertigen lassen, zu kurz war; mußte man ihr den Kopf abschneiden. Der Abbé Rance war auf dem Lande, ohne etwas von dieser Begebenheit zu wissen: als er zurückkam, und sie besuchen wollte, war das abgeschnittne Haupt nebst dem Leichname der erste Anblick, der ihm in ihrem Zimmer aufstieß. Diesen Augenblick entsagte er der Welt, und ward ein Carthäuser. Er giebt von dieser schrecklichen Catastrophe aus seinem Kloster einem Freunde in

dieser

dieser Heroide Nachricht. Das vorgesetzte Kupfer ist vorzüglich schön, so wohl als dasjenige, welches der folgenden vorsteht:

Lettre de Cain à son Epouse Mehala: der Verfasser sucht sich mit dem pathetischen Inhalte zu entschuldigen, daß er den Cain einen Brief an seine Frau schreiben läßt: die Poesie scheint uns eben nicht die stärkste zu seyn, ungeachtet, wie er in dem Vorberichte sagt, er von dem Tode Abels unsers Geßners begeistert, an diese Arbeit gegangen.

L'hôpital des Fous, traduit de l'Anglois: chez *Jorry*. Willhelm Walsch, der Lehrmeister von Pope, ist der Verfasser dieses Narrenhospitals. Der letztere sagt in seinem Versuche über die Kritik nach der Uebersetzung des Abbe Resnel von ihm:

Walsh des doctes sœurs le juge favori,

Condamnoit sans aigreur & louoit sans bassesse.

Auch dieses Werkchen macht sich durch das schöne Kupfer und die saubern Vignetten empfehlungswürdig.

Oeuvres diverses de Mr. de Marivaux, 4 Vols. in 12. chez Duchesne. Der erste Theil enthält das Leben dieses witzigen Autors, und den ersten Band des neuen Donquixotte: der 2te die Fortsetzung und die Geschichte der Mdlle. Goton und des Mr. le Greis. Der 3te die Iliade in burlesken Versen. Der 4te die Auferziehung eines Prinzen, den Spiegel, das umgestürzte Fuhrwerk, und einige andere Dinge, aus des Verfassers nachgelassenen Handschriften.

Con-

Contes Moraux, par M. *Marmontel*: belle edition in 4to. ingleichen eine kleine Ausgabe im 12. mit saubern Kupferstichen und einer Vermehrung von fünf neuen Erzählungen: der Ehemann ein Sylphe: Laurette: die Frau, wie es ihrer wenig giebt: die Freundschaft auf der Probe, und der gebesserte Misantrop. Diese neuen Erzählungen geben den erstern an Schönheit nichts nach.

Oeuvres de Théâtre de M. Bret. Vol. in 12. chez *Prault*. Diese Sammlung enthält fünf Lustspiele des Hrn. Bret. l'ecole amoureuse in einem Akt und freyen Versen: la double extravagance in Versen und 3 Aufzügen: le Jaloux, in 5 Aufzügen und Versen: l'Entétement, in einem Akt und zehnsylbigen Versen: l'Orpheline oder le faux Genereux, in Versen und drey Akten.

Pieces de Théâtre par M. *Marin*. Vol. in 8. faisant la première partie des œuvres diverses du même Auteur. Chez Duchesne. Auch dieses neue Theater enthält 5 Comödien: Julie oder le triomphe de l'amitié, in 3 Akten, in Prosa: la fleur d'Agathon, in einem Aufzuge, in Prosa: Fédéric, eine heroische Comödie in 5 Akten in Versen. L'Amante ingénue, in 1. Akte in Prosa. L'Amant heureux par un Mensonge, ein Possenspiel in einem Akt in Prosa. Jedem Stücke sind Anmerkungen beygefügt, worinnen er selbst beurtheilet: der Verfasser verdient alle ...gliche Ermunterung in dieser Laufbahn fortzufah..., und es finden sich sehr gute komische Züge ...rinnen.

Nachrichten von neuen französischen Kupferstichen.

Febr. Hr. Cochin und Lebas kündigen nach Ablieferung der 3ten Subscription von den vier Kupferstichen der Häfen von Bourdeaux und Bayonne nach den Gemählden des Hrn. Vernet, eine 4te an. Sie wird aber dießmal nur aus 2 Blättern bestehen, weil nur noch so viel, die vorhergehenden abgerechnet, von ihm übrig sind: sie nehmen 6. Liv. auf Vorschuß, und eben so viel bey der Ablieferung, die im künftigen Jahre erfolgen soll. Das erste ist der Hafen von Rochefort, von der Seite des Magazins für die Colonien. Der Vordergrund wird mit Bedürfnissen für dieselben bey Abgang einer Eskadre, verzieret seyn. Das zweyte der Hafen von Rochelle von der Seite des kleinen Flusses. Man sieht im Hintergrunde die beyden Thürme, die am Eingange des Hafens stehen: forne werden die Verzierungen vielerley Figuren von Weibspersonen von Rochelle, Poitevin, Saintonge, und Olonne ausmachen.

Merz. Das große Werk von architecktonischen Zeichnungen des Hrn. Dumont ist nunmehro geendiget: sie bestehen aus folgenden: Art die Säulen und Pfeiler der dorischen Ordnung zu verbinden in zwölf kleinen Platten, von denen der Preiß 1. Liv. 10. Sous ist. Eine Parallele der Gebälke und Zimmerarbeit nach italiänischer Art auf zehn kleinen und zwo großen Platten 1. Liv. 10. Sous. Eine Suite von Fenstern nach den schönsten Pallästen in Ro

in neun kleinen und einer großen Platte 1. Liv. 10. S. Architektonische Ruinen auf 24. kleinen Platten, 3. Liv. Verschiedene Entwürfe aus der Architektur von Hrn. Dumont, in 15. großen Platten, 3. Liv. Sechs Platten von Perspektiven, und ein doppelter geometrischer Plan, zusammen 8. Platten für 6. Liv. Eine Suite von Ruinen der drey Tempel von Pestum, oder Poßidonien einer alten Stadt in Großgriechenland, in 7. Platten, 3. Liv. Eine Suite akademischer Zeichnungen der Baukunst von verschiedenen italiänischen Meistern, 6. Platten, 1. Liv. 10. Sous. Eine Vergleichung von Theatern in 26. Blättern, 6. Liv. Die Sacristey U. L. Fr. in Paris in 14. Platten, nach einer Zusammensetzung von Hrn. Soufflot, 3. Liv. Eine Suite der Erhöhungen und ganzen Profile der Peterskirche in Rom, in 14. Platten, 6. Liv. Eine andre Suite von den vornehmsten Theilen eben dieser Kirche in 64. Platten, 15. Liv. Sie werden so wohl einzeln, als zusammen verkauft, und die Akademie der Architektur, die diese Zeichnungen durch ein paar Mitglieder den Hrn. Süfflot und Franque prüfen lassen, hat ihm ein Zeugniß ihres Beyfalls darüber ausgefertiget.

Basan verkauft das Bildniß des Hrn. de Belloy, Verfassers der Belagerung von Calais, und ein Mausoläum für die Helden, die er in seiner Tragödie aufgestellet hat, in 8. Pr. 12. Sous, ingleichen ein sehr schönes Blat nach Vernet, unter dem Titel: Vue proche de Mont-Ferrat. Der Stich von Hrn. Levaux, für 3. Liv.

[illegible] Von der Wittwe Daullé sind folgende 3. neue Kupferstiche zu haben: Maison de campagne des environs de Naples, nach Hrn. [illegible]. Les fruits du ménage und les Porteuses de Lait nach Hrn. Boucher, [illegible]. In allen dreyen ist viel Natur und [illegible].

[illegible] hat nach der Zeichnung des Hrn. [illegible] das Bildniß der Mad. de Pompadour in [illegible] eines Medailles mit Blumen umkränzt, gestochen: es hat das Verdienst der Aehnlichkeit, und ist das erste, das von ihr in Kupfer gebracht ist.

Man weis, daß man dem Hrn. Desmarteaux und [illegible] den Kupferstich nach Zeichnungsart [illegible]. Bis itzo hat man ihn aber noch nicht bey [illegible] Zeichnungen gebraucht und Hr. [illegible] Charpentier hat den ersten Versuch gemacht, der sehr glücklich ausgefallen ist. Er hat den Plan, die Erhöhung und das Profil eines Gefängnisses nach der Erfindung und Zeichnung des Architekten Hrn. [illegible] mit dem größten Fleiß gestochen, und Joullain verkauft es um 3. Liv.

[illegible] giebt ein Blat aus, die Belagerung von Calais gezeichnet und gestochen von Hrn. [illegible]. Der Zeichner hat den Augenblick gewählet, wo Eustache de St. Pierre zu Harcourt sagt:

J'ai [illegible] Votre artifice.

Fiquet, dessen sauberer Stich bekannt ist, nunmehr mit dem Bildnisse des P. Corneille fertig.

Ma

May. Nach Hrn. Greuze hat Hr. Moitte zwey schöne Blätter unter dem Titel le Donneur de Serenade, und la Paresseuse gestochen, jedes zu 3. Liv.

Le Moulin d'attrape von Hrn. Schwab nach Schenau, wird bey Joullain um 2. liv. verkauft, ingleichen ein Plan zu dem in Paris neu zu errichteten Opernhause, welcher dem Herzoge von Orleans zugeeignet ist.

Jun. Bey Buldet sind zween sehr artige Kupferstiche, nach Gemählden von Hrn. Eisen, dem Vater, und vom Hrn. Henriquez in Kupfer gebracht, erschienen. Das eine führt den Titel l'Espiéglerie, und das andre l'Optique. Das erstere stellt einen kleinen Knaben vor, der bey einem Brunnen mit seinem Stuhle rücklings umgefallen: sein älterer Bruder dreht den Hahn auf, und hält den Finger schief vor, daß das Wasser auf das umgefallene Kind sprißt. Die Guvernante, die dabey steht, sieht diese Unordnung mit einer nachdenklichen Mine an, die dem Hrn. Davesne folgende artige Verse, die darunter stehen, eingegeben:

Arrête enfant, & fait tréve à tes jeux:
Dans quel danger, ne mets-tu pas ton frére;
Pour que ce bain puisse être salutaire,
Attends qu'Amour le brûle de ses feux.

Das Gegenbild zeigt zwey junge Mägdchen, die eine ...ische Vorstellung ansehen. Die eine flieht, die ...ere betrachtet aber dieses Schauspiel mit Auf...rksamkeit: die Verse darunter vom Hrn. Da...ne sind:

Nicette observe & son oeil curieux
A ce qu'il voit se prête sans malice;
Mais Aglaé fuit d'un air furieux:
Juge lecteur quelle est la plus novice?

Bey eben dem Hrn. Buldet findet man auch eine sehr ähnlichste Büste vom König, die Hr. Vispre' auf schwarze Art gestochen.

Die Skize vom Hrn. Bolomey, die derselbe bey dem Geburtstage des Prinzen von Oranien, und dessen Aufnahme bey den Generalstaaten verfertigt, hat so viel Beyfall erhalten, daß er sich entschlossen, dasselbe in Kupfer bringen zu lassen. Aber da die reiche Zusammensetzung und weitläuftige Ausführung große Kosten erfodert, so haben sich viele Liebhaber anheischig gemacht, darauf zu subscribiren. Er hat also einen berühmten Künstler aus Paris kommen lassen, damit es nicht an der gehörigen Genauigkeit und Sorgfalt mangeln möchte, wenn die Ausführung unter seinen Augen geschähe. Der Innhalt ist historisch, allegorisch und moralisch.

Der junge Fürst, von der Religion unterstützt, und von dem Herzoge von Braunschweig, seinem Vormunde, geführet, dem die Weisheit einen Oelkranz aufsetzt, stehet von Tugenden umringt. Die Großmuth, in Uebereinstimmung mit der Bescheidenheit krönen ihn mit Lorbeern: die Frömmigkeit und Treue begleiten ihn, und die Religion, der die Wahrheit vorgehet, verjaget vor ihm den Aberglauben. Die Republik ladet ihn ein, den Platz einzunehmen, der sie ihn bestimmt, wo die Klugheit und Billigkeit den Vorsitz haben. Ueber dem Stuhle hängt ein G

mähld

mählde, welches den Tempel des Ruhms vorstellet. Jede Säule ist mit einem Medaillon verzieret, als ein Monument seiner großen Vorfahren. Der Ruhm ladet ihn ein, ihren Fußtapfen zu folgen. Auf einer andern Seite steigt die göttliche Gerechtigkeit mit einem flammenden Schwerdte vom Himmel, und stürzt sich auf den Fanatismus, die Ketzerey und die Zwietracht, wirft diese Verwüster der Menschen zu Boden, und befreyet durch ihre mächtige Hülfe eine Menge Unglücklicher von jedem Alter und Stande, die ganz erschrocken, die empfindliche Gastfreyheit um Schutz anflehen. Diese liebreiche Tugend empfängt sie mit offenen Armen, ihr Busen ist eröffnet, und sie zeigt ihnen eine sichere Freystatt an, und nimmt sie unter ihre Vertheidigung. Auf dem Vordergrunde hält die Freyheit, die durch die Vorfahren des Prinzen, zerbrochenen Fesseln. Die Liebe des Volks danket dem höchsten Wesen für den würdigen Abkömmling ihrer großen Beschützer. Die Freyheit ist von Künsten und Wissenschaften umgeben, die unter der Vorstellung von Genien, neue Kräfte anwenden, den Staat durch ihre verschiedenen Werke zu verherrlichen. Oben am Gemählde erscheinet die Zeit, die den Auftritt eröffnet.

Dies Blat wird zu Anfange 1766. folgen: die Pränumeranten zahlen 6. holländische Gulden, die Hälfte vorher, und die andere Hälfte darnach. Die [illegible]tte wird 25. Zoll in die Breite und 20. in der [illegible]he, nach dem sogenannten Königsfuße enthalten.

Die Subscribenten erhalten Quittungen von den [illegible]n. B. Bolomey Mahler, uud dem Hrn. Boley

dem Kupferstecher unterschrieben, und van Daalen der Buchhändler zu Haag nimmt die Subscription an.

Junius. Wir haben in einem der letzten Stücke der Bibl. der Zeichnung erwähnet, die der große englische Schauspieler Garrick bey seinem Aufenthalte in Paris von der Mdlle. Clairon durch den Hrn. Gravelot verfertigen lassen: diese ist seit kurzen vom Hrn. Noel le Mire in Kupfer gestochen worden: sie ist 10. Zoll hoch und 6. breit, und kostet 30. Sous.

Nachricht von neuen französischen theatralischen Stücken.

Februar. Hr. Anseaume hat für das italiänische Theater ein Stück verfertiget, das vielen Beyfall erhalten, und wegen des Innhalts angezeiget zu werden verdienet. Der Titel ist l'Ecole de la jeunesse oder Barnevelt François. Die Veränderungen, die er mit dem englischen Barnwell vorgenommen, um eine Comödie daraus zu machen, sind folgende: Cleon (der hier die Stelle des Barnwell vertritt) ist ein junger Mensch, der im Grunde tugendhaft ist, aber durch üble Gesellschaft zu großen Ausschweifungen verleitet wird. Er ist ein Heuchler gegen seinen Onkel, hart und stolz gegen Sophien, kriechend und demüthig gegen eine gewisse Hortense, die ihn betrügt, der Narr von einem alten Wüstli[illegible] der ihn allerhand schlimme Streiche spielet. Da [illegible] sich eine Menge Schulden zugezogen, und sich in ei[illegible] gefährliche Streitigkeit verwickelt findet, so sieht

ke

kein Mittel vor sich, als seinen ehrlichen Onkel zu bestehlen. Diese niedrige Handlung erscheinet hier mit vielen Umständen begleitet, die sie interessant machen. Die Unruhe des Cleon, indem er sie begeht, bereitet ihn zu den Gewissensbissen vor, die er empfindet, als er statt des Geldes und der Wechsel seines Onkels Testament findet, worinnen er sich zum Erben von einem großen Theile von dessen Vermögen eingesetzt sieht. Er wird darüber so gerührt, daß er seine vergangne Fehler ernsthaft bereuet, mit seinen falschen Feinden bricht, und von seinem Onkel Vergebung erhält, der ihn mit Sophien verheyrathet. Der erste Akt hat den Ton der guten Comödien. Der zweyte, wo Cleon am Strome seiner Ausschweifung vorgestellet wird, hat viel neue und sehr angenehme Gemählde. Besonders hat ein Auftritt, wo gespielet und ein Concert aufgeführet wird, viel Lebhaftigkeit. Der letzte Akt, wo der Diebstahl vorgehet, enthält viele Meisterzüge, und den wahren Ausdruck der Empfindung. Die Arien die darinnen vorkommen, sind von Mr. Duni verfertiget, und haben nicht weniger Lob erhalten.

Den 13ten Febr. ist die Belagerung von Calais vom Mr. de Belloy mit unglaublichen Beyfall aufgeführet worden. Da das Stück schon bey uns die Ehre des Nachdrucks erhalten, und fast in jedermanns Händen ist, auch zu vielen Händeln unter Comödianten Anlaß gegeben, daß darüber so gar Mdlle. Clairon, die größte französische Schauspielerinn das Theater verlassen hat, und die öffentlichen Blätter davon geredet haben; so brauchen wir

nichts von dessen Innhalte zu sagen. Wir glauben inzwischen so viel, daß wenn die französische Eigenliebe nicht so große Nahrung darinnen gefunden, die Urtheile darüber weniger partheyisch würden ausgefallen seyn. Wir wünschten inzwischen unsern Landsleuten einen solchen patriotischen Eifer, der sich bis aufs Theater erstreckt, und an dem eine ganze Nation Theil nimmt. Noch müssen wir erwähnen, daß Mr. d'Arnaud ehestens ein Gedichte von drey Gesängen des Innhalts Le siège de Calais liefern wird.

Von Mr. Poinsinet ist den 27. Febr. der Tom Jones auf dem italiänischen Theater vorgestellet worden. Man findet die Charaktere des Allwerthy, Western, Tom-Jones, Blifil, der Sophie, Madam Western, und des Quaker Dowlings glücklich nach dem Fielding kopiret. Man hat die Verwicklungen und einige langweilige Scenen darinnen getadelt: es hat aber nach einigen Veränderungen darinnen großen Beyfall erhalten. Die Musik zu den Arien hat Hr. Philidor gesetzt.



Innhalt.

Leipzig.

Nachrichten von neuen französischen Kupferstichen.

Febr. Hr. Cochin und Lebas kündigen nach Ablieferung der 3ten Subscription von den vier Kupferstichen der Häfen von Bourdeaux und Bayonne nach den Gemählden des Hrn. Vernet, eine 4te an. Sie wird aber dießmal nur aus 2 Blättern bestehen, weil nur noch so viel, die vorhergehenden abgerechnet, von ihm übrig sind: sie nehmen 6. Liv. auf Vorschuß, und eben so viel bey der Ablieferung, die im künftigen Jahre erfolgen soll. Das erste ist der Hafen von Rochefort, von der Seite des Magazins für die Colonien. Der Vordergrund wird mit Bedürfnissen für dieselben bey Abgang einer Eskadre, verzieret seyn. Das zweyte der Hafen von Rochelle von der Seite des kleinen Flusses. Man sieht im Hintergrunde die beyden Thürme, die am Eingange des Hafens stehen: forne werden die Verzierungen vielerley Figuren von Weibspersonen von Rochelle, Poitevin, Saintonge, und Olonne ausmachen.

Merz. Das große Werk von architecktonischen Zeichnungen des Hrn. Dümont ist nunmehro geendiget: sie bestehen aus folgenden: Art die Säulen und Pfeiler der dorischen Ordnung zu verbinden in zwölf kleinen Platten, von denen der Preiß 1. Liv. 10. Sous ist. Eine Parallele der Gebälke und Zimmerarbeit nach italiänischer Art auf zehn kleinen und zwo großen Platten 1. Liv. 10. Sous. Eine Suite von Fenstern nach den schönsten Pallästen in Rom

in neun kleinen und einer großen Platte 1. Liv. 10. S. Architektonische Ruinen auf 24. kleinen Platten, 3. Liv. Verschiedene Entwürfe aus der Architektur von Hrn. Dumont, in 15. großen Platten, 3. Liv. Sechs Platten von Perspektiven, und ein doppelter geometrischer Plan, zusammen 8. Platten für 6. Liv. Eine Suite von Ruinen der drey Tempel von Pestum, oder Poßidonien einer alten Stadt in Großgriechenland, in 7. Platten, 3. Liv. Eine Suite akademischer Zeichnungen der Baukunst von verschiedenen italiänischen Meistern, 6. Platten, 1. Liv. 10. Sous. Eine Vergleichung von Theatern in 26. Blättern, 6. Liv. Die Sacristey U. L. Fr. in Paris in 14. Platten, nach einer Zusammensetzung von Hrn. Soufflot, 3. Liv. Eine Suite der Erhöhungen und ganzen Profile der Peterskirche in Rom, in 14. Platten, 6. Liv. Eine andre Suite von den vornehmsten Theilen eben dieser Kirche in 64. Platten, 15. Liv. Sie werden so wohl einzeln, als zusammen verkauft, und die Akademie der Architektur, die diese Zeichnungen durch ein paar Mitglieder den Hrn. Süfflot und Franque prüfen lassen, hat ihm ein Zeugniß ihres Beyfalls darüber ausgefertiget.

Basan verkauft das Bildniß des Hrn. de Belloy, Verfassers der Belagerung von Calais, und ein Mausoläum für die Helden, die er in seiner Tragödie aufgestellet hat, in 8. Pr. 12. Sous, ingleichen ein sehr schönes Blat nach Vernet, unter dem Titel: Vue proche de Mont-Ferrat. Der Stich ist von Hrn. Levaux, für 3. Liv.

April. Bey der Wittwe Daulle' sind folgende 3. neue Kupferstiche zu haben: Maison de campagne des environs de Naples, nach Hrn. Vernet für 1. Liv. 16. S. Les fruits du ménage und les Buveurs de Lait nach Hrn. Boucher, jedes 1. Liv. In allen dreyen ist viel Natur und Wahrheit.

Hr. Littret hat nach der Zeichnung des Hrn. Schenau das Bildniß der Mad. de Pompadour in Gestalt eines Medaillons mit Blumen umkränzt, gestochen; es hat das Verdienst der Aehnlichkeit, und ist das erste, das von ihr in Kupfer gebracht ist.

Man weis, daß man dem Hrn. Desmarteaux und François den Kupferstich nach Zeichnungsart schuldig ist. Bis hieher hat man ihn aber noch nicht bey architektonischen Zeichnungen gebraucht und Hr. J. F. Charpentier hat den ersten Versuch gemacht, der sehr glücklich ausgefallen ist. Er hat den Plan, die Erhöhung und das Profil eines Gefängnisses nach der Erfindung und Zeichnung des Architekten Hrn. G. Bugniel mit den größten Fleiß gestochen, und Joullain verkauft es um 3. Liv.

Duchesne giebt ein Blat aus, die Belagerung von Calais gezeichnet und gestochen von Hrn. Poisson. Der Zeichner hat den Augenblick gewählet, wo Eustache de St. Pierre zu Harcourt sagt:

J'ai sçu Vôtre artifice.

Fiquet, dessen sauberer Stich bekannt ist, ist nunmehr mit dem Bildnisse des P. Corneille fertig.

Ma

May. Nach Hrn. Greuze hat Hr. Moitte zwey schöne Blätter unter dem Titel le Donneur de Serenade, und la Paresseuse gestochen, jedes zu 3. Liv.

Le Moulin d'attrape von Hrn. Schwab nach Schenau, wird bey Joullain um 2. Liv. verkauft, ingleichen ein Plan zu dem in Paris neu zu errichteten Opernhause, welcher dem Herzoge von Orleans zugeeignet ist.

Jun. Bey Buldet sind zween sehr artige Kupferstiche, nach Gemählden von Hrn. Eisen, dem Vater, und vom Hrn. Henriquez in Kupfer gebracht, erschienen. Das eine führt den Titel l'Espiéglerie, und das andre l'Optique. Das erstere stellt einen kleinen Knaben vor, der bey einem Brunnen mit seinem Stuhle rücklings umgefallen: sein älterer Bruder dreht den Hahn auf, und hält den Finger schief vor, daß das Wasser auf das umgefallene Kind spritzt. Die Guvernante, die dabey steht, sieht diese Unordnung mit einer nachdenklichen Mine an, die dem Hrn. Davesne folgende artige Verse, die darunter stehen, eingegeben:

> Arrête enfant, & fait tréve à tes jeux:
> Dans quel danger, ne mets-tu pas ton frére;
> Pour que ce bain puisse être salutaire,
> Attends qu'Amour le brûle de ses feux.

Das Gegenbild zeigt zwey junge Mägdchen, die eine ...ische Vorstellung ansehen. Die eine flieht, die ...dere betrachtet aber dieses Schauspiel mit Auf...rksamkeit: die Verse darunter vom Hrn. Da...ne sind:

Nicette observe & son oeil curieux
A ce qu'il voit se prête sans malice;
Mais Aglaé fuit d'un air furieux:
Juge lecteur quelle est la plus novice?

Bey eben dem Hrn. Buldet findet man auch eine sehr ähnlichste Büste vom König, die Hr. Vispre' auf schwarze Art gestochen.

Die Skize vom Hrn. Bolomey, die derselbe bey dem Geburtstage des Prinzen von Oranien, und dessen Aufnahme bey den Generalstaaten verfertigt, hat so viel Beyfall erhalten, daß er sich entschlossen, dasselbe in Kupfer bringen zu lassen. Aber da die reiche Zusammensetzung und weitläuftige Ausführung große Kosten erfodert, so haben sich viele Liebhaber anheischig gemacht, darauf zu subscribiren. Er hat also einen berühmten Künstler aus Paris kommen lassen, damit es nicht an der gehörigen Genauigkeit und Sorgfalt mangeln möchte, wenn die Ausführung unter seinen Augen geschähe. Der Innhalt ist historisch, allegorisch und moralisch.

Der junge Fürst, von der Religion unterstützt, und von dem Herzoge von Braunschweig, seinem Vormunde, geführet, dem die Weisheit einen Oelkranz aufsetzt, stehet von Tugenden umringt. Die Großmuth, in Uebereinstimmung mit der Bescheidenheit krönen ihn mit Lorbeern: die Frömmigkeit und Treue begleiten ihn, und die Religion, der die Wahrheit vorgehet, verjaget vor ihm den Aberglauben. Di Republik ladet ihn ein, den Platz einzunehmen, der sie ihn bestimmt, wo die Klugheit und Billigkeit de Vorsitz haben. Ueber dem Stuhle hängt ein G

mähld

mählde, welches den Tempel des Ruhms vorstellet. Jede Säule ist mit einem Medaillon verzieret, als ein Monument seiner großen Vorfahren. Der Ruhm ladet ihn ein, ihren Fußtapfen zu folgen. Auf einer andern Seite steigt die göttliche Gerechtigkeit mit einem flammenden Schwerdte vom Himmel, und stürzt sich auf den Fanatismus, die Ketzerey und die Zwietracht, wirft diese Verwüster der Menschen zu Boden, und befreyet durch ihre mächtige Hülfe eine Menge Unglücklicher von jedem Alter und Stande, die ganz erschrocken, die empfindliche Gastfreyheit um Schutz anflehen. Diese liebreiche Tugend empfängt sie mit offenen Armen, ihr Busen ist eröffnet, und sie zeigt ihnen eine sichere Freystatt an, und nimmt sie unter ihre Vertheidigung. Auf dem Vordergrunde hält die Freyheit, die durch die Vorfahren des Prinzen, zerbrochenen Fesseln. Die Liebe des Volks danket dem höchsten Wesen für den würdigen Abkömmling ihrer großen Beschützer. Die Freyheit ist von Künsten und Wissenschaften umgeben, die unter der Vorstellung von Genien, neue Kräfte anwenden, den Staat durch ihre verschiedenen Werke zu verherrlichen. Oben am Gemählde erscheinet die Zeit, die den Auftritt eröffnet.

Dies Blat wird zu Anfange 1766. folgen: die Pränumeranten zahlen 6. holländische Gulden, die Hälfte vorher, und die andere Hälfte darnach. Die ...tte wird 25. Zoll in die Breite und 20. in der ...he, nach dem sogenannten Königsfuße enthalten.

Die Subscribenten erhalten Quittungen von den ...n. B. Bolomey Mahler, und dem Hrn. Boley

dem Kupferstecher unterschrieben, und van Daalen der Buchhändler zu Haag nimmt die Subscription an.

Junius. Wir haben in einem der letzten Stücke der Bibl. der Zeichnung erwähnet, die der große englische Schauspieler Garrick bey seinem Aufenthalte in Paris von der Mdlle. Clairon durch den Hrn. Gravelot verfertigen lassen: diese ist seit kurzen vom Hrn. Noel le Mire in Kupfer gestochen worden; sie ist 10. Zoll hoch und 6. breit, und kostet 30. Sous.

Nachricht von neuen französischen theatralischen Stücken.

Februar. Hr. Anseaume hat für das italiänische Theater ein Stück verfertiget, das vielen Beyfall erhalten, und wegen des Innhalts angezeiget zu werden verdienet. Der Titel ist l'Ecole de la jeunesse oder Barnevelt François. Die Veränderungen, die er mit dem englischen Barnwell vorgenommen, um eine Comödie daraus zu machen, sind folgende: Cleon (der hier die Stelle des Barnwell vertritt) ist ein junger Mensch, der im Grunde tugendhaft ist, aber durch üble Gesellschaft zu großen Ausschweifungen verleitet wird. Er ist ein Heuchler gegen seinen Onkel, hart und stolz gegen Sophien, kriechend und demüthig gegen eine gewisse Hortense, die ihn betrügt, der Narr von einem alten Wüstlin der ihn allerhand schlimme Streiche spielet. Da sich eine Menge Schulden zugezogen, und sich in ei gefährliche Streitigkeit verwickelt findet, so sieht

kei

kein Mittel vor sich, als seinen ehrlichen Onkel zu bestehlen. Diese niedrige Handlung erscheinet hier mit vielen Umständen begleitet, die sie interessant machen. Die Unruhe des Cleon, indem er sie begeht, bereitet ihn zu den Gewissensbissen vor, die er empfindet, als er statt des Geldes und der Wechsel seines Onkels Testament findet, worinnen er sich zum Erben von einem großen Theile von dessen Vermögen eingesetzt sieht. Er wird darüber so gerührt, daß er seine vergangne Fehler ernsthaft bereuet, mit seinen falschen Feinden bricht, und von seinem Onkel Vergebung erhält, der ihn mit Sophien verheyrathet. Der erste Akt hat den Ton der guten Comödien. Der zweyte, wo Cleon im Strome seiner Ausschweifung vorgestellet wird, hat viel neue und sehr angenehme Gemählde. Besonders hat ein Auftritt, wo gespielet und ein Concert aufgeführet wird, viel Lebhaftigkeit. Der letzte Akt, wo der Diebstahl vorgehet, enthält viele Meisterzüge, und den wahren Ausdruck der Empfindung. Die Arien die darinnen vorkommen, sind von Mr. Duni verfertiget, und haben nicht weniger Lob erhalten.

Den 13ten Febr. ist die Belagerung von Calais vom Mr. de Belloy mit unglaublichen Beyfall aufgeführet worden. Da das Stück schon bey uns die Ehre des Nachdrucks erhalten, und fast in jedermanns Händen ist, auch zu vielen Händeln unter Comödianten Anlaß gegeben, daß darüber so gar Mdlle. Clairon, die größte französische Schauspielerinn das Theater verlassen hat, und die öffentlichen Blätter davon geredet haben; so brauchen wir

nichts von dessen Innhalte zu sagen. Wir glauben inzwischen so viel, daß wenn die französische Eigenliebe nicht so große Nahrung darinnen gefunden, die Urtheile darüber weniger partheyisch würden ausgefallen seyn. Wir wünschten inzwischen unsern Landsleuten einen solchen patriotischen Eifer, der sich bis aufs Theater erstreckt, und an dem eine ganze Nation Theil nimmt. Noch müssen wir erwähnen, daß Mr. d'Arnaud ehestens ein Gedichte von drey Gesängen des Innhalts Le siège de Calais liefern wird.

Von Mr. Poinsinet ist den 27. Febr. der Tom Jones auf dem italiänischen Theater vorgestellet worden. Man findet die Charaktere des Allwerth, Western, Tom-Jones, Blifil, der Sophie, Madam Western, und des Quaker Dowlings glücklich nach dem Fielding kopiret. Man hat die Verwicklungen und einige langweilige Scenen darinnen getadelt: es hat aber nach einigen Veränderungen darinnen großen Beyfall erhalten. Die Musik zu den Arien hat Hr. Philidor gesetzt.



Innhalt.

Leipzig.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Ersten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1766.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Inhalt.

Electra

Inhalt.

I. Einige

I.

Einige Nachrichten, den Zustand der spanischen Poesie betreffend.

Werthester Freund!

Sie verlangen, daß ich Ihnen einige Nachricht von spanischen Dichtern geben soll, und Sie wissen, wie gern ich Ihre Wünsche befriedige, so bald es in meinem Vermögen steht. Was können Sie aber hierinnen von mir vollständiges erwarten, da Ihnen selbst nicht unbekannt ist, wie fremde wir in diesem Theile der Litteratur sind, wie groß die Schwürigkeit ist, ein Buch in dieser Sprache habhaft zu werden, oder durch einen Gelehrten dieser Nation sich von dem Zustande und Fortgange der schönen Künste und Wissenschaften in einem Briefwechsel zu unterrichten? Bey den übrigen europäischen Völkern kommen uns noch die Fahrzeuge der Gelehrsamkeit, ich meyne die Monatsschriften und Tagebücher zu statten, aber auch diese fehlen uns. Inzwischen will ich dasjenige uneigennützig mit Ihnen theilen, was ich besitze. Ich will Ihnen einige der berühmtesten spanischen Dichter von derjenigen Seite zeigen, da ich sie kenne, und wenn Sie meinem Geschmacke trauen, so werde ich Sie so gar ermuntern, das Portugiesi-

sche und Spanische zu lernen: mich hat es wenigstens für meine Mühe nicht unbelohnt gelassen, und mehr als einmal überzeugt, wie albern es sey, wenn man Geschmack und Genie blos auf gewisse Nationen einschränken will.

Der Mann von wahren Geschmack, weiß, daß man in allen Völkern und zu allen Zeiten dieses besitzen könne. Er lobt das Schöne wo er es findet, er tadelt das Schlechte wo er es sieht, es mag nun gestern oder vor zweytausend Jahren geschrieben seyn. Von unsern Landsleuten ist es seltsam, daß, da sie mit so vielem Eifer die Sprachen fremder Völker studieren, sie die beyden vorgedachten Sprachen ganz aus der Acht lassen, da hingegen die besten alten englischen, französischen und italiänischen Dichter nicht wenig aus den Quellen der spanischen Dichter geschöpfet, und durch sie zum Theil auf die Spuren des guten Geschmacks gerathen sind, wie ich vielleicht in der Folge zu zeigen Gelegenheit haben werde. Doch ich will mich nicht länger beym Eingange aufhalten, sondern Sie gleich mit einigen meiner ausländischen Freunde bekannt machen. Vielleicht wenn Sie dieselben nur erst den Namen nach kennen, suche ich Ihnen in der Folge durch Auszüge ihrer besten Werke Lust zu einer nähern Vertraulichkeit mit ihnen zu machen.

Sie fragen mich in einem Ihrer Briefe, mit großer Neubegierde, nach der Araucana des Alonso de Ercilla. Es ist dies das Heldenge-

dicht der Spanier, ich habe dasselbe nur auf kurze Zeit einmal zum Durchlaufen erhalten, und folglich keine Auszüge daraus machen können. Es ward gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts verfertigt. Alonso, der eine große Begierde hatte, fremde Länder zu sehen, gieng an der Spitze von einigen Truppen nach Chili, dessen Einwohner wider die Spanier rebellirt hatten; er blieb daselbst während des ganzen Krieges. An den Gränzen von Chili, gegen Süden, ist eine kleine bergigte Gegend, Araucana genannt, die von einer Art Menschen bewohnt ist, welche stärker und wilder sind, als alle andre Völker von Amerika. Diese verfochten mit größerem Muth und weit länger ihre Freyheit, als die andern Amerikaner. Sie waren die letzten, welche die Spanier bezwangen. Alonso führte mit ihnen einen langen und mühseligen Krieg; er faßte das Vorhaben, sich und seine Feinde unsterblich zu machen, und wandte die müßige Zeit die ihn seine Geschäfte ließen, dazu an, diesen Krieg zu besingen. Dieses Gedicht hat, so viel ich mich erinnere, keine Maschinen; die Gleichnisse darinnen sind fürtrefflich, und es hat Stellen, die die Natur selbst sind. Lesen Sie nur die Stellen eines Wilden nach, die der Herr von Voltaire in seiner Abhandlung über die epischen Gedichte der verschiedenen Nationen, daraus übersetzt hat. Miguel de Cervantes Saavedra sagt in dem ersten Buche seines Don Quixote, daß man es den besten epischen Gedichten der Italiener entgegen setzen könne. Ich für meine Person glaube, daß man es allen-

falls mit der Lusiade des Camoens in Vergleichung stellen möchte: aber weder mit dem rasenden Orlando des Ariost, noch mit dem befreyten Jerusalem des Tasso, welches mit allen seinen Fehlern eines der vollkommensten epischen Gedichte unter den Neuern ist. Man hat auch eine Austriada von Juan de Rufo, und ein anderes Heldengedicht El Monserrato von Christoval Virues, einem valentinischen Dichter. Lopes de Vega Carpio soll ein Jerusalem conquistada geschrieben haben, worin er den Antheil besingt, den die Spanier an der Wiedereroberung des heiligen Grabes gehabt haben, von welchem aber Tasso in seiner Gierusalemme keine Erwähnung thut. Dieses Gedicht mag dem Lopes de Vega wohl den Namen des spanischen Homer erworben haben, welchen ihm verschiedene französische Schriftsteller beylegen. So lange bis ich dieses Werk zu sehen bekomme, bleibt Alonso de Ercilla der spanische Homer oder vielmehr Lucan bey mir. Ich habe niemals gefunden, daß die Spanier ein komisches Heldengedicht besitzen, man möchte denn die Erzählung von Piraneis und Thisbe des Goegora, rc. die Reise nach dem Parnaß des Cervantes für eines halten, von welchem Werke ich nachher reden werde.

Keine Nation ist wohl so reich an Schauspielen wie diese. Sie hatten in den ältern Zeiten Comödien, Tragi-Comödien und Zwischenspiele; ordentliche Tragödien haben sie erst, wie die Engländer in den neuern Zeiten erhalten. Lopes de Vega ist der erste, der ihr Theater in Aufnahme gebracht hat.

hat: Er war ein außerordentliches Genie; mußte sich aber, leider! nach seinen Zuschauern bequemen. Hören Sie, was er in seinem Versuche einer Dichtkunst für das Theater sagt:

„Dem Himmel sey gedankt, noch ehe ich völlig „zehen Jahre alt gewesen bin, habe ich die Bücher „durchgelesen, die von den Regeln der dramati„schen Dichtkunst handeln. Als ich zu schreiben „anfieng, fand ich die Comödie bey uns beschaffen: „nicht, wie die Alten gedacht haben, daß man sie „nach ihnen einrichten würde; sondern, wie sie viele „Unwissende verunstaltet, die dem Volke ihren gro„ben Geschmack beygebracht haben. Dieser schlechte „Geschmack ist so sehr eingerissen, daß derjenige, der „es wagt, nach den Regeln zu arbeiten, in Gefahr „stehet, ohne Ruhm und Belohnung zu sterben; „denn unter Leuten, die sich der Vernunft nicht be„dienen wollen, vermag die Gewohnheit mehr, als „alle Vorstellungen. Es ist wahr, daß ich zuwei„len den Regeln der Kunst, die so wenige kennen, „gefolget bin; So bald ich aber auf der andern „Seite jene blendenden Ungeheuer, wozu das Volk „Schaarenweise läuft und welche das Frauenzim„mer vergöttert; so bald ich diese auftreten sehe, so „kehre ich sogleich zu meiner barbarischen Gewohn„heit zurück, und wenn ich eine Comödie schreiben „soll, verschließe ich geschwinde den Aristoteles und „den Horaz unter fünf Schlössern, und lege den „Terenz und Plautus aus meiner Studierstube „weg, damit sie nicht zu klagen anfangen, denn

„die Wahrheit pfleget aus vielen Büchern laut her-
„vor zu schreyen, und dann schreibe ich nach den
„Regeln, welche diejenigen erfunden haben, die sich
„bloß den Beyfall des großen Haufens zum Ziel
„ihrer Bemühungen setzen. Denn da der Pöbel
„für die Comödien bezahlt; so ist es billig daß
„man ihm Unsinn verkaufe, weil er doch einmal
„an nichts anderm Vergnügen findet.„

Sie sehen hieraus, daß Lopes seiner unregelmäs-
sigen Stücke wegen mehr beklaget als getadelt zu
werden verdienet. Sie wissen, daß Moliere gleich-
falls dem großen Haufen zu gefallen verschiedene
Possenspiele verfertiget, ja, daß er seinem Misan-
trop durch den Medecin malgré lui aufgeholfen
hat. Verkehrter Geschmack! und leider! doch
auch der Geschmack unserer lieben Landesleute! sie
werden lieber einen Joachim Tröbs zehnmal, als
einen Triumph der guten Frauenzimmer einmal
besuchen. Lopes de Vega gesteht ferner in seiner
angeführten Poetick für das Theater, daß er unter
483 Comödien, die er geschrieben habe, nur sechse
fände, welche nicht wider die Regeln sündigten.
Montalvan in einem Lobgedichte, welches er auf
den Lopes nach dessen Tode verfertigte, sagt: die-
ser Dichter habe 1800 Schauspiele geschrieben. —
Sie liebster Freund! haben mir oft gestanden; daß
Sie den Lügner des großen Corneille für eines derjeni-
gen Stücke hielten, das am vollsten von Laune wäre.
Die Idee zu diesem Stücke und viele Scenen des-
selben hat Corneille aus einer spanischen Comödie
La

La Verdad sospechosa (die verdächtige Wahrheit) genommen. Er hielt anfangs den Lopes für den Verfasser davon, und sie gefiel ihm so wohl, daß er sich oft verlauten ließ; er wollte eine seiner besten Tragödien hingeben, um der Erfinder dieses Stücks zu seyn. Erst in der Folge fand er, daß ein gewisser Juan de Alarcon dem Lopes dasselbige streitig machte. Moliere hat die Idee, zu seinem Nachspiele, die Sicilianer betitelt, aus einem Zwischenspiele des Lopes genommen, welches der betrogene Alte heißt. Die spanischen Schauspiele verdienen meistens der Intriguen wegen bemerkt zu werden, und von dieser Seite kann ein angehender dramatischer Schriftsteller sie wohl nützen, unterdessen fehlt es doch auch nicht an Charakter-Stücken. Ausser dem Lopes de Vega haben mit Beyfall für das spanische Theater geschrieben:

Calderon de La Barca. Dieser ist der Terenz der Spanier. Miguel de Cervantes Saavedra. Er hat die spanische Comödie von fünf Akten auf drey eingeschränkt. Guillen de Castro, aus dem Corneille einen Theil seines Cids genommen hat. Tirso de Molina, dem man das Festin de Pierre zu danken hat, welches im Original den Titel führet: El combidado de Piedra. Der steinerne Gast. Juan Perez de Montalvan. Francisco de Rojas. Luis Velez de Guevara. Augustino Moreto. Antonio de Solis u. s. w.

Nicht wahr, Sie hätten den Spaniern nicht einen solchen Reichthum an dramatischen Schriftstellern zugetrauet? Nur Schade! daß ich Ihnen nicht viel mehr davon sagen kann, als daß sie dieselben haben.

Nunmehr will ich Ihnen zween ältre Dichter anzeigen, die Spanien gewiß große Ehre machen. Diese sind Boscan und Garcilasso de la Vega. Man findet die Werke derselben gemeiniglich zusammen gedruckt. Sie lebten im 16ten Jahrhundert und waren vertraute Freunde. Sie sind als die ersten guten Dichter der Spanier anzusehen, vor ihnen wimmelten die Poesien ihrer Nation von ungeheuren Metaphern. Diese beyde aber reinigten die Schreibart ihres Volks. Boscan ist voll von zärtlichen Liedern nach der Manier des Petrarchs, den er sich zum Muster erwählt hatte, und welch ein Muster! Er hat auch die rührenden Geschichte des Leander und der Hero aus dem Griechischen nachgeahmt: er setzte ihr statt der Einleitung ein Sonnet vor, das ich Ihnen beyschließe.

„Als der muthige Leander von Liebe entflammt, „durch das Meer schwam, erhub sich auf einmal „ein Sturm, und die Wellen fiengen an zu brau„sen. Kaum konnte der Jüngling ihrem Unge„stüme widerstehen. Der Gedanke, seine Gelieb„te nie wieder zu erblicken, quälte ihn mehr als „der, sein Leben zu verlieren. Er sammelte alle „Kräfte seiner beynahe erstickten Stimme zusam„men,

„men, und redte das Meer also an: aber das „Meer erhörte ihn nicht. O ihr erzürnten Wel„len! weil ihr denn einmal meinen Tod beschlossen „habt; so laßt mich wenigstens an das Ufer zu mei„ner Hero gelangen, und wenn ich zurück kehre, „alsdenn laßt mich das Opfer eurer Grausamkeit „werden.„

Soneto.

Passando el mar Leandro el animoso,
En amoroso fuego todo ardiendo,
Esforcò el viento, y fuese embrave ciendo
El Agua con un impetu furioso.
Vencido del Trabaio presuroso
Contrastar à las ondas no pudiendo
Y mas del bien que alli perdiò muriendo,
Que de su propria vida congoxoso:
Como pudo esforçó su voz cansada
Y à las ondas habló desta manera
Mas nunca fue su voz dellas vida:
Ondas, pues no se escusa que yo muera,
Dexadme alla Uegar, y a la tornada
Vuestro furor executa en mi vida.

Dieses ganze Gedicht verdiente eine Uebersetzung, und vielleicht, wenn Sie Begierde genug haben es zu lesen, wage ich bey Gelegenheit einen Versuch. Garcilasso de la Vega hat auch schöne Eklogen geschrieben. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich eine hersetzen wollte, und einzelne Stellen würden

viel von ihrer Stärke verlieren. Hier haben Sie ein Sonnet von ihm, man erkennet zwar einen Spanier an dem Gleichnisse womit er anhebt, aber es scheint mir doch sehr angemessen zu seyn.

„Wie die zärtliche Mutter, welche der kranke „kleine Sohn um eine Speise bittet, von der sie „weiß, daß dieselbe sein Uebel verdoppeln wird, „wenn er sie erhält; so wie diese aus gar zu gros„ser Liebe, nicht den Schaden überdenkt, den sie ihm „durch Erhörung seines Flehens zufügt, eilig seinem „Verlangen ein Gnüge thut und seine Krankheit ver„schlimmert; also begehrt mein krankes thörichtes „Herz täglich o Phillis! deinen Anblick von mir, „ich möchte ihm gern diese schädliche Nahrung versa„gen; aber es bittet mich so oft und so sehr, daß „ich in alles willige, was es begehret, und darüber „vergesse daß ich mir den Tod bereite.

Ich füge noch ein Lob des Schlafs von ihm hinzu: „O Natur! wie wenig unvollkommne Werke „hast du hervor gebracht! Du gabst den Herzen „des Menschen den Schlaf, der unsrer Glückseligkei„ten größer macht und unsere Leiden vermindert; „Du gabst ihnen denselben, damit der Mensch, „wenn er erwacht, sich seiner daurenden Gesundheit „und seines vergnügten Zustandes desto lebhafter „freuen möge. Diese Zwischenzeit macht, daß ein „Glück niemals den Reiz der Neuigkeit verliert.„

Erlauben Sie daß ich das komische Lob des Schlafs, welches Cervantes seinem Sancho in den Mund legt, gleich dazu setze.

„Ge-

„Gesegnet sey der, der den Schlaf erfunden hat.
„Der Schlaf ist itzt ein Mantel der alle Grillen be-
„deckt, eine Speise für den, welchen hungert, ein
„Trank für den, der Durst leidet, ein Feuer, das
„die Kälte vertreibt, eine Kälte, die die Hitze mäs-
„siget, eine Waagschale, die den Schäfer dem
„Könige, und den Dumkopf dem Klugen gleich
„macht, kurz, eine allgemeine Münze für die man
„alle Dinge kaufen kann.„

Unter den Oden- und Liederdichtern sind die vorzüglichsten: Don Francisco de Borja. Don Luis de Gongora, dessen Werke gelehrter sind als des vorhergehenden, aber auch sehr dunkel. Diego Hurtado de Mendoza, Lopes de Maldonado, Lupercio de Argensola, Hernan Perez de Guzman, D. Jorge Manrique, Luis Bivero, D. Juan Manuel, Hernan Mengia, Gomez Manrique, Suarez, D. Comendador Avila, Luis Galvez de Mantalvo, Castillejo. Die leztern 10 sind besonders in der geringern lyrischen Dichtkunst stark, die erstern in der hohen Ode. Diesen Unterschied bezeichnen die Spanier durch den Ausdruck: Versos de Arte mayor, und Versos de Arte menor. In der Satire ist Bartholome Leonardo de Argensola, ein Bruder des Lupercio, zu bemerken, wie auch Francisco Quevedo.

Garcilasso hat auch die berühmte Ode Beatus ille vortrefflich übersetzt.

Wie

Wie gefällt Ihnen dieses Sonnet des Lupercio de Argensola?

„Nach langem beschwerlichen Regen trit die „Sonne hervor und krönet die Berge mit ihren „Stralen. Der haushälterische Ackersmann, der „den Müßiggang haßt, springt von seinem Lager „auf, und spannt die Stiere vor den Pflug; er ver„läßt seine Familie, eine sichere Stütze derselben, „und bereichert arbeitsam die Furchen seiner Fel„der. Am Abend kehret er zu seinem ehrlichen „Weibe zurück, welches ihm Licht, Tisch und La„ger bereitet hat, und der Schwarm seiner Kinder „umwimmelt ihn; er ißt leicht zu verdauende „Speisen mit großem Vergnügen, ein erquicken„der Schlaf empfängt ihn. O ihr Höfe! o Ver„wirrungen! wer wollte sich euch wünschen?„

Unter den satirischen Gedichten nimmt die Reise nach den Parnaß des Cervantes keinen unansehnlichen Platz ein. Ich kann nicht läugnen, daß nicht in diesem Gedichte Stellen vorkommen, die von einer gar zu erhitzten Einbildungskraft zeugen; aber das Ganze gefällt mir. Ich will Ihnen doch den Plan dieses Gedichts geben; es ist in 8 Abschnitte getheilt, und in terza rima geschrieben, und eine Nachahmung eines andern Gedichtes, das eben diesen Titel führet und von dem Cesare Caporali verfertigt ist, der auch das Leben des Maecenas im komischen Tone besungen, den Passeroni in seinem Cicerone so glücklich nachgeahmt hat. Cervantes entschließt sich eine Reise nach dem Parnaße zu unternehmen. Er begiebt sich nach

Car-

Carthagena, nachdem er in einem sehr satirischen Tone von Madrid Abschied genommen. Sogleich bey seiner Ankunft in Carthagena findet er den Gott Mercur daselbst. Dieser erzählet ihm: es wären mehr als 20000 schlechte Poeten auf den Wege nach dem Parnaße begriffen, welche versuchen wollten, mit Gewalt hinauf zu bringen, deswegen hätte ihn Apollo nach Spanien gesandt, alle guten Dichter dieses Reichs noch dahin zu führen, damit sie ihm wider die schlechten beystehen möchten. Er zeigt den Cervantes ein Verzeichniß von Dichtern, und befiehlt ihm seine Meynung von einem jeden zu entdecken. Cervantes giebt dem Mercur eine kurze Nachricht von jedem. Unter diesen lobt er den Luis de Gongora, den Herrera, den Juan de Jauregui, einen guten Uebersetzer, den Espinel und den Luis Velez de Guevara vor andern. Diesem letztern legt er den Namen des Sorgenbanners bey, den er selbst so sehr verdient. Er tadelt auch verschiedene, an deren Namen Ihnen wenig gelegen seyn wird. Mercur läßt darauf die Dichter, die das Verzeichniß enthält, in Wolken auf sein Schiff kommen.

Was hier folgt, ist zwar witzig, aber doch sehr zu verwerfen. Mercur nimmt ein großes Kornsieb, wirft zu verschiedenen malen eine Menge Dichter hinein und sichtet sie. Die guten gehen durch, und die, deren Verse hart und unharmonisch sind bleiben oben. Keine Bitte hilft, Mercur wirft diese letztern ins Meer; sie suchen das Ufer zu erreichen, und im Schwimmen fluchen sie auf den

Apollo

große Bewunderung als Entzückung erregt. Cervantes fährt fort: Ich fragte den Merkur, ob in dieser Nymphe vielleicht eine Göttinn verborgen wäre, damit ich zu ihren Füßen ihr meine gebührende Ehrerbietung bezeugen möchte. Merkur gab mir zur Antwort! Du verräthst deine Dummheit, du bist seit so vielen Jahren mit ihr umgegangen, und kennst die Poesie nicht? Cervantes: Ich habe sie niemals in reichen Kleidern gesehen. Was itzt folgt, reizt zwar zum Lachen; aber scheint mir des Verfassers unwürdig. Apollo wird ein Schiff auf dem Meer gewahr, welches sich dem Parnaße nähert. Die schlechten Dichter, die Merkur vorher ins Wasser geworfen hatte, und die demselben durch Schwimmen entkommen waren, kommen auf diesem Schiffe dem Apollo ihren Beystand in dem bevorstehenden Kriege aufzudringen. Apollo, dem mit dieser Hülfe nichts gedient ist, bittet den Neptun, einen Sturm zu erregen; Neptun thut dieses, das Schiff der elenden Reimer zerspaltet, und sie sehen sich zum zweytenmal in Lebensgefahr, suchen sich aber wieder durch Schwimmen zu retten. Neptun, der dieses sieht, steigt zu der Oberfläche des Meeres herauf, und sucht ihnen mit seinen Dreyzack das Schwimmen zu verhindern; weil aber sehr viele unter ihnen waren, die verliebte Lieder geschrieben hatten; so kommt Venus vom Himmel herab, und bittet den Neptun, diese armen Leute zu schonen. Er schlägt es ihr ab, sie wird hierüber erzürnt, und entzieht diese Unglücklichen der Verfolgung und Gewalt des Neptuns durch eine

Ver-

Verwandlung. Das Meer wird in einem Augenblicke mit einer Menge von Schläuchen bedeckt. Venus hatte die Dichter darein verwandelt, sie konnten nicht untersinken, und wenn Neptun einen mit seinem Dreyzack spießen will; so gleitet er immer ab. Neptun kehrt voll Verdruß in die Tiefen des Meers, und Venus triumphirend in Himmel zurück. Cervantes sagt: von dieser Zeit an habe er niemals einen Dichter sehen können, ohne an einen Schlauch zu denken, und niemals einen Schlauch, ohne an einen Dichter zu denken. Apollo redet seine Vertheidiger an, und muntert sie zur Schlacht auf. Der Schwarm seiner Feinde läßt sich schon von ferne sehen; alles auf dem Parnaß ruft zu den Waffen. Dieß ist ungefähr der Inhalt der ersten 6 Capitel. Das 7te beginnt Cervantes mit einer prächtigen Anrufung an die kriegerische Muse. Apollo stellet seine Helden in Schlachtordnung. Die Feinde wollen den Musenberg ersteigen, sie führen einen Raben in ihrer Fahne, und die Partey des Apollo einen Schwan. Es kommt zum Treffen. Dieses hat eine große Aehnlichkeit mit dem berühmten Treffen in dem Pulte des Boileau. Man bombardirt sich von beyden Seiten mit guten und schlechten Schriften: Apollo und seine Partey siegen. Die Musen und die Dichtkunst, welche sich während der Schlacht verborgen gehalten, kommen hervor und krönen die Ueberwinder mit Blumen und Lorbeerzweigen, und feyern ihren Triumph mit Tänzen. Cervantes kehrt wieder nach Madrid zurück.

Sehen sie, das ist die Reise nach dem Parnaß, die in gewisser maßen für ein komisches Heldengedichte kann gehalten werden. Dieser Reise ist noch eine Kleinigkeit angedruckt, die ich Ihnen zum Scherze mittheilen will. Cervantes sagt: kurze Zeit nach seiner Rückkehr habe ihm der Dichtergott folgendes zugesandt:

Privilegia und Verordnungen, die spanischen Poeten betreffend von Apollo.

1) Sollen einige unter den Poeten eben so berühmt wegen ihrer Unordnung in der Kleidung, als wegen ihrer Verse seyn.

2) Wenn ein Poet sagt, daß er arm sey; soll ihm jedermann auf sein Wort glauben.

3) Wenn ein Poet zu einer seiner Freunde oder Bekannten kömmt, und dieser eben bey Tische sitzt, und ihn mit zu essen bittet, der Poet aber versichert und schwört, er habe schon gegessen; so soll sein Freund oder Bekannter ihm nicht glauben, sondern ihn zwingen, sich nieder zu setzen, denn er kann gewiß überzeugt seyn, daß dem Poeten hierdurch im Grunde keine Gewaltthätigkeit angethan wird.

4) Wenn ein Poet eines seiner Werke einem Großen zueignet; so soll er ja nicht glauben, daß sein Werk hierdurch besser werde.

5) Soll es jedem Poeten freystehen, mit mir, und mit dem, was im Himmel ist, nach Herzens Belieben zu schalten und zu walten, z. E. er kann die Stralen, die mein Haupt umkränzen, ungescheut mit dem Haare seiner Geliebten vergleichen. Er kann

ihre Augen in zwo Sonnen verwandeln, die dann mit mir drey Sonnen ausmachen werden, und so wird die Welt desto mehr Licht haben. Auch soll es ihm frey stehen, mit den Sphären und Planeten nach Wohlgefallen umzugehen.

6. Es wird besonders befohlen, daß, wenn eine Mutter ein ungezogenes Kind hat, welches immer schreyet, sie an statt dasselbe mit dem Knechte Ruprecht zu bedräuen, es mit einem schlechten Poeten und seinen Versen bedräuen soll.

7. Man soll nicht sagen, ein Poet habe einen Fasttag verunheiliget, wenn er sich gleich an demselben die Nägel halb von den Fingern gegessen hat.

8. Kein Poet soll sich unterstehen, auf öffentlicher Straße jemanden etwas von seinen Versen vorzulesen. —

Ich komme auf eine Art von Gedichten, die vorzüglich unter den Spaniern beliebt gewesen, und welche sie Romanzen nennen. Wir Deutschen glauben gemeiniglich, daß eine Romanze ein Lied seyn müsse, welches einen tragicomischen Vorwurf enthält. Es ist wahr, sehr viele von den spanischen Romanzen sind in diesem Tone geschrieben, aber nicht alle. Es giebt Romanzen, die ganz lustig sind, ja so gar geistliche, und sehr viele, welche als Triumphlieder anzusehen sind, darinnen sie die Siege besingen, welche die Spanier in alten Zeiten über die Mohren erhalten. Eine gewisse Naivität des Stils machet einen Theil des Charakters dieser Lieder aus. Die Benennung dieser Art von Gedichten kömmt von dem Wort romance her, welches

eben das bedeutet, was die Italiäner durch Lingua volgare ausdrücken. Jenes bedeutet nämlich die castilianische Sprache, wie dieses die Italiänische. Sie werden dieses am besten aus folgender Stelle im Don Quixote Lib. V. Cap. 15. erkennen: Tengo hasta seys dozenas de libros, quales de romance, y quales de Latin. Ich besitze ungefähr sechs Duzend Bücher, wovon ein Theil spanische, und ein Theil lateinische sind. Das Wort Romance entspringt aus dem alten Gallischen, und vermuthlich kömmt das Wort Roman davon her. Bey dieser Gelegenheit muß ich einer Art von Schäfergedichten gedenken, welche die Spanier erfunden haben, und welches nichts anders, als ein Roman ist, welcher theils in Versen, theils in Prose geschrieben ist. Der Herr von Urfe ward durch die Lesung der Diana des Montemajor veranlaßt seine Asträa zu schreiben. Die Diana des angeführten Montemajor ist das erste und vornehmste Werk von dieser Gattung. Es hat zween Fortsetzer gehabt, wovon der eine sich Salmantino, und der andre Gil polo nennet. Ich finde, daß diese letztere den Lobspruch verdienet, den Cervantes ihr giebt, indem er sagt: sie sey des Apollo würdig. Lesen Sie doch dieses Stück aus einem Gespräche zweener Schäfer die beyde ohne Hoffnung lieben.

Bezardo.

„O Taurisso! der Himmel schuf diese Diana so „schön, mit einem solchen Glanze umgeben, daß ich, „so bald ich sie erblicke, bestürzt die geblendeten Au„gen an die Erde hefte, und mich nicht entschließen

„kann

„kann, ihr meine Leidenschaft zu offenbaren, und meine
„Klagen vorzuseufzen.

Tauriso.

„Niemals hat meine Schäferinn meine Klagen
„anhören wollen; aber meine anhaltende Liebe bleibt
„nichts desto weniger fest, wie ein Fels, der vom empör-
„ten Sturme und von dem aufgebrachten Meere be-
„kriegt wird. Je mehr die Hirtin sich mir spröde be-
„zeigt, desto größer wird mein Feuer.

Bezardo.

„Der nahe Wald beherbergt keinen Wolf, den
„ich fürchten sollte; aber ein bloßer Argwohn, den
„mir die Liebe einflößt, macht mich mir selbst zum
„Feinde, quält meine Seele, und macht, daß die
„Kräfte meines Körpers dahin welken. O Liebe!
„du Tyranninn! wie ist es möglich, daß ich noch
„lebe?

Tauriso.

„Bey jener klaren Quelle saß neulich die
„ungetreue Diana mit ihrem Gatten. Ich
„stand zu meinem Unglücke hinter einem Gebü-
„sche, und vergieng fast vor Schmerzen bey dem An-
„blicke dessen, was ich sahe. Er sagte nichts, aber er
„entheiligte mit der groben Hand die entzückenden
„Reize der Schäferinn. O, wie kochte mir das
„Blut bey diesem Anblicke!

Berardo.

„Einstens kam an einem heitern Tage die schön-
„ste der Frauen auf jene Wiese. Ein Tuch bedeck-
„te ihr güldenes Haar. Welche zärtliche Scherze,
„Welch ein Gespräch zwischen ihr und ihrem Gat-

„ten! Ich stand hinter einem Myrthenbaume „verborgen. Ich sah, wie er das Tuch von ihrem „Haupte riß, das schöne Harr flatterte ausgebreitet „in den Lüften, und schwarzer Gram erfüllte mein „Herz.„

Lopes de Vega hat eine Arkadie und Cervantes eine Galatea geschrieben, die von eben der Gattung der Diana des Montemajor sind. Von der Galatea ist aber nur ein Theil heraus gekommen. Man sagt, daß die Diana wirkliche Begebenheiten zum Grunde habe. Von diesen Schäfergedichten wollen wir auf die wirklichen Romane gehen, und hier kann ich Ihnen nicht verheelen, daß ich die guten Romanenschreiber, einen Cervantes, einen Fielding, einen le Sage, Prevost, Richardson für Dichter, und noch dazu für große Dichter halte, ob sie gleich nicht den Reichthum der Poesie des Ausdrucks oder das Wunderbare in dem Grade, wie andre Dichter haben. Wenn aber der Hauptcharakter eines guten Dichters die Erfindungskraft ist, wie kann man denn obbenannten Männern diesen Namen absprechen? Ich nenne einen wohlgeschriebnen Roman eine Epopee in Prose, und nur in einiger Entfernung von der Iliade, der Aeneis, dem verlohrnen Paradies, und dem befreyten Jerusalem, folgen bey mir Clarisse, Grandison, Cleveland, der Dechant von Killerine. Gleich auf den geraubten Eymer, die geraubte Locke, und das Pult, Tom Jones, Don Quixote, Joseph Andrews. Ich mag nun darinnen Recht haben oder nicht, so ist doch so viel gewiß, daß Spanien die Ehre hat,

einen der besten unter allen Romanen, ich meyne den Don Quixote, hervorgebracht zu haben; ich will Ihnen nicht die Urtheile des Saint Evremont, und so vieler andern Männer von Geschmack über dieses Buch wiederholen. Es ist hier auch nicht der Ort, von dem Nutzen und der Schädlichkeit der Romane zu reden. Ich getraue mir allezeit, ihre gute Sache zu behaupten: so lange die wirkliche Geschichte nicht schädlich ist, kann es auch nicht eine erdichtete seyn, wenn es eine getreue Kopie der Natur, und eine aufrichtige Schilderung des menschlichen Herzens ist: ich will nichts von der Gewalt der Beyspiele in der Sittenlehre sagen.

Wir wollen auf unser voriges zurück kommen. Nach den Engländern hat keine Nation so vielen Humor in Romanen, als die Spanier. Die Gravität der Sprache, die einen Contrast mit den burlesken Dingen macht, die gesagt werden, trägt sehr viel dazu bey, ihnen diese Laune zu geben. Die Hauptabsicht des Cervantes bey seinem Don Quixote war die ungeheuren Rittergeschichte, welche seine Nation mit so vieler Begierde las, lächerlich zu machen. Seine Muster waren Lucian, der die Geschichtschreiber seiner Zeit wegen ihrer unglaublichen Erzählungen in seinen Büchern von der wahren Geschichte eben auf diese Art angreift: Pulci, der in seinem Morgante die Ritterhistorien gleichfalls lächerlich macht; und Ariost, der in seinem Orlando vielleicht eben die Absicht gehabt hat, obgleich darüber noch sehr gestritten wird. Diesen letztern hat Cervantes, der in der italiänischen Litteratur stark war, fleißig gelesen. Man sieht

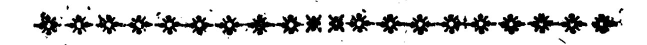
deutlich, daß er einer seiner Lieblings Schriftsteller gewesen sey. Er hat ihn oft angeführt, ihm Gedanken abgeborgt, und wenn ich nicht zu kühn urtheile, so ist die Nouvelle des Neugierigen zur Unzeit aus der Erzählung genommen, die Sie gleich im Anfange des drey und vierzigsten Gesanges des Orlando furioso antreffen werden. Die Raserey des Cardenio, wozu die Untreue seiner Geliebten die Ursache ist, hat eine große Aehnlichkeit mit des Rolands seiner. Kurz, wenn man beyde Werke mit Aufmerksamkeit vergleicht, so wird man durch den ganzen Roman des Cervantes eine Nachahmung des Ariost finden, aber eine entfernte, eine meisterliche Nachahmung, die Original ist. Die schöne Erzählung, womit Sancho im 20sten Cap. des 3ten Buchs seinen Herren unterhält, ist aus der 3ten Nouvelle einer gewissen Sammlung Nouvellen, die noch vor des Boccaz Zeiten geschrieben sind, und il Novellino betitelt ist. Daß der Don Quixote aber sehr viel Gutes bey den Spaniern ausgerichtet, und ihre verdorbene Einbildungskraft, die einen so großen Einfluß auf ihre Handlungen hatte, wieder hergestellt hat, ist wohl nicht zu läugnen: wie viel Verehrung verdient aber ein Mann, der seine ganze Nation bessert! Aber der Nutzen dieses Buchs erstreckt sich nicht nur bloß auf diese Nation, sondern auf das ganze menschliche Geschlecht. Cervantes hat uns gezeigt, daß wir alle eine Lieblingsleidenschaft haben, oder wollen sie es lieber mit dem Tristram Shandy ein Steckenpferd nennen. Wir können in allen andern Dingen vernünftig seyn; und so bald man diese

an-

angreift, rasen. Lesen Sie fleißig die Schriften des Migvel de Cervantes, Sie werden die schönsten Sachen, die beste Moral, die reinste castilianische Sprache, und einen sehr guten Numerus in seiner Prose antreffen. Seine Novelas exemplares, oder moralische Erzählungen sind die besten, die die Spanier haben, obgleich des Juan Perez de Montalvan seine gleichsfalls nicht zu verwerfen sind. Die Novelas de Donna Maria de Zayas sind ihrem Innhalte nach zwar lange nicht so schön, wie die angeführten; aber doch der Sprache wegen anzupreisen. Aus eben dieser Absicht verdient der erste Theil des Lazarillo de Tormes, einige Aufmerksamkeit. Der Verfasser desselben heißt Hurtado de Mendoza, und dieses Buch ist ein wahrhaftes Gegengift wider die Schwermuth. Der 2te Theil, welcher den Henrico de Luna zum Verfasser hat, ist des ersten Theils nicht unwürdig. Das Leben des Guzmann de Alfarache, ist ein Buch, aus welchem Hohe und Niedrige lernen können, zuweilen wird es, der vielen hineingepfropften Moral wegen, ein bisgen langweilig, — aber nein! dieses ist ja eben der Humor des Buchs, daß der größte Spitzbube in demselben die Sittenlehre prediget. Außer diesem haben wir den Diablo Cojuèlo des L. ri. Velez de Guevara, La Vida del Gran Tacaño von Quevedo, La Vida de Estevanillo de Gonzalez, La Picara Augustina, La Vida del Escudero Marcos de Obregon, aus dem Le Sage sich verschiednes in seinem Gil-Blas zu Nutze gemacht hat; unter andern die schöne Historie

von den beyden Studenten von Salamanca, die er zur Einleitung genommen hat. Noch ein Roman, betitelt: Gerardo español, einer großen Menge andrer nicht zu gedenken. Doch dieses mag vor der Hand genug seyn. Wenn Ihnen meine Nachrichten nicht mißfallen, so werde ich Ihnen vielleicht zu einer andern Zeit — doch ich will mich zu nichts anheischig machen. Sie möchten mehr fodern, als ich leisten könnte, und schon itzt haben Sie gewiß mehr erwartet, als ich geleistet habe.

Ich bin rc.



II.

Thomas Abbt, Prof. zu Rinteln, vom Verdienste. Berlin und Stettin bey Fried. Nicolai. 1765. 429 S. in 8.

Nicht bloß die Seltenheit deutscher Bücher, die zugleich mit einer tiefen philosophischen Einsicht, und mit einem geläuterten Geschmacke geschrieben sind, macht uns diese Schrift schätzbar: sie hat sowohl in Ansehung ihres Innhalts, und der Abhandlung desselben, als auch in Ansehung der Art ihres Vortrags Vorzüge, welche sie selbst von einer Menge ähnlicher Originalschriften rühmlich unterscheiden würden. Der Herr Verfasser wurde durch die tragischen Auftritte des letzten Krieges veranlaßt, die schöne Abhandlung vom Tode fürs Vaterland zu schreiben; und itzt fährt er fort, auch die übrigen

Arten

Arten des Verdienstes zu betrachten. Er hat in derselben zuerst das wahre Wesen des Verdienstes zu bestimmen gesucht, und hernach gewisse Classen desselben angegeben, wobey er einige besondre Stände und Charaktere durchgeht. Die Beyspiele, wodurch er seinen für sich schon schönen Vortrag lebhafter, die Begriffe deutlicher, und seine Materie anmuthiger gemacht hat, sind aus der Geschichte genommen, einer vortrefflichen Lehrerinn der praktischen Philosophie!

Wir wissen unsre Leser auf keine bessere Art von dieser vortrefflichen Schrift zu unterhalten, als wenn wir ihnen einen Auszug vorlegen, der demjenigen, der sie schon gelesen hat, darzu dienen kann, ihren Plan wieder kurz zu übersehen; und andre sie zu lesen, aufmuntern, vielleicht ihnen auch das Lesen dieses Buchs leichter und nützlicher machen kann. Nur den Herrn Verfasser müssen wir um Vergebung bitten, daß wir bey diesem Auszuge manche lebhafte Ausschmückung vorbey lassen, und manche Schönheit des Vortrags, besonders in den angeführten Beyspielen, übergehen müssen, welches uns selbst am meisten gekostet hat.

Einleitung. Nicht nur das Verdienst des Kriegsmannes, auch das Verdienst des Gelehrten hat seinen äußern Glanz; auch auf andre Arten des Verdienstes fängt man an aufmerksamer zu werden, und sie zu belohnen. Die Muse der Geschichte sollte das Verdienst bekannt machen; aber auch diese ist nicht allemal gerecht. Sie scheint indeß noch immer das brauchbarste zu enthalten, welches einen

rich

richtigen Begriff vom Verdienste geben kann. Das innre Zeugniß redlicher Bemühungen ist freylich besser, als der laute Ruhm; aber große Männer sind der Nachwelt den Genuß ihrer Beyspiele schuldig. Indeß ist die Geschichte allein zu einem richtigen Urtheile über Verdienst nicht zulänglich; man muß aus den vielen Beyspielen durch eignes Nachdenken einen allgemeinen, deutlichen und lebhaften Begriff vom Verdienste abstrahiren. Noch sichrer geht man dabey, wenn man auch auf die Stimme des Volks hört, deren Urtheile oft beherzter und richtiger sind, als die Zeugnisse der Lobredner. Es sind hier folglich drey Quellen: Unterricht aus der Geschichte; eignes Nachdenken; Belehrung von den Zeitgenossen.

Erstes Hauptstück. Der Begriff vom Verdienste. Die Menschen geben nirgends ein Verdienst zu, wo sie nicht erst Thätigkeit und Geschäfftigkeit wahrgenommen haben. Diese mag sich durch den Körper oder in der Seele äußern; so rührt sie doch immer von der Entschließung her, und muß also durch die Seelenkräfte bewirkt werden. Die Absichten müssen dabey redlich, und der Zweck erheblich seyn. Hieraus sammlet nun der Herr Verfasser folgende Erklärung des Verdienstes: „Handlungen, oder überhaupt Thätigkeit, die andern „zum Nutzen, aus eigner Entschließung und „reinen Absichten, oder, welches einerley ist, aus „Wohlwollen, zu einem erheblichen Zwecke „durch Seelenkräfte ausgeübt werden.„ Hieraus „lassen sich nun auch die Grade des Verdienstes be-

stim-

stimmen, je ausgebreiteter die Handlungen rc. sind.

Zweytes Hauptstück. Erläuterung der vornehmsten Stücke im Begriffe des Verdienstes. Große Geister, starke Seelen, wohlthätige Gemüther haben den rechtmäßigsten Anspruch auf das Verdienst. Daher handelt der Herr Professor

I. Von der Größe des Geistes. Er rechtfertigt den Enthusiasmus, dem er sich bey dieser Betrachtung überläßt, durch die Würde seines Gegenstandes. Er dringt in den Tempel des Nachruhms: „kein andres Mittel, unverletzt durchzukommen, als „die Verstopfung der Ohren vor den Rednerkünsten; daher ja kein Vorzeigen der Leichname von „Helden; kein Aufdecken ihrer Wunden und Narben; kein Hinweisen auf Gemälde, worauf ihre berühmtesten Schlachten zu sehen; kein Vorlesen ihrer „Testamente, darinn an ihre Feldkammeraden geraubtes Gut ausgetheilt wird.„ u. s. f. Die Größe des Geistes ist von der Güte abzusondern. Wir legen gewissen Dingen vor andern eine Größe bey, wenn wir zu ihrer Vorstellung mehr Anstrengung des Geistes brauchen, und glauben, daß zur Verrichtung großer Dinge, auch mehr Anstrengung der Kräfte, ja wohl gar eine eigne Natur derselben gehöre. Es ist aber zweyerley, Größe des Geistes zu erkennen geben, und sie besitzen. Man würde die ganze Natur des großen Geistes aufgedeckt vor sich haben, wenn man zuerst alle die großen Sachen, und besonders jene Ursache kennte, die das Große vom Schweren unterscheidet; und dann die

Art

Art und Weise verstünde, wie sich der Geist mit solchen Sachen befaßt. Beydes will der Verfasser erläutern, wiewohl das letzte wichtige Schwierigkeiten hat. — Wenn wir die Größe der Gegenstände beurtheilen, so müssen wir nicht vergessen, den Ort zu bemerken, aus dem wir sie betrachten; und von diesem Orte aus urtheilen wir etwa auf folgende Art. Wir nennen einen Gedanken, der sich mit äußern Vortheilen einiger oder weniger Personen beschäfftiget, klein, und die Seelen, die sich damit beschäfftigen, kleine, und die den äußersten Grad des kleinen dieser Art erreichen, kindische Seelen. Der Gedanke, der auf die äußern Vortheile eines ganzen Volks rc. geht, wird schon groß genannt. Dieß ist der sichtbarste Grad der Größe.

Die zwote Art der Größe ist ein lange verhaltenes Nachsinnen, welches auf einmal in Thätigkeit ausbricht, und gemeiniglich Speculation heißt. Diese Art der Geistesgröße zeigt sich am rühmlichsten in der Gesetzgebung. Von dieser redet der Herr Verfasser S. 42 ff. auf eine vortreffliche Art, und untersucht zugleich, wie viel die Größe der Gegenstände zu der Größe eines Gedankens beyträgt. Sie enthält nur den Stoff zum Entwickeln. Dieß erläutert der Verfasser durch ein schönes Beyspiel, von den Gedanken, mit denen man sich das höchste Wesen zu denken pflegt. Es giebt folglich eine Größe der Gedanken, die man an und für sich betrachten kann. Und weil solche Gedanken durch vielerley Zeichen können ausgedruckt werden, so breitet sich dadurch die Größe des Geistes in mehrere

Klassen

Klassen aus, und wird für etwas angebohrnes oder für das Genie gehalten. Man vereinigte daher bald beyde vorhergehende Arten der Geistesgröße, und brachte sie beyde unter die Benennung des Angebohrnen. Wenn die Größe des Gegenstandes den Rang des Genies bestimmt; welch einen Vorzug hat nicht ein Gesetzgeber vor einem Dichter! ein Pen vor einem Milton! — Der Verfasser erklärt hierauf die Entstehungsart der Gesetzgebung, und die Vortheile, die sie allen andern Arten des Genies gewährt. Die Gesetzgebung ist die Frucht der Eroberungen, und der Wachsthum der Künste die Frucht der Gesetzgebung. — Auch in der Arbeit selbst haben die Genies nicht einerley Rang. Das eine breitet sich mehr aus, das andre strengt sich mehr an. Bey jenem handelt die Seele geschwinder, und mit einer schnellen innern Ueberzeugung; bey diesem geht es ganz anders zu, und die Wirkungen der Seelenkräfte dieser Art lassen sich nicht so leicht entwickeln. Es giebt äußere Gegenstände, die mit unwiderstehlichem Reize, auf die dunkeln Vorstellungen eines Genies wirken, und es in Wirksamkeit setzen. „So verhilft das Herunter„fallen einiger Aepfel Newtonen zur Theorie der „Schwere, und der Anblick eines Raphaelischen „Gemäldes, Correggio zur Malerey.„ Ueberhaupt entstehet kein großer Gedanke ohne Hülfe der Einbildungskraft und des sichern Gefühls des Grossen und Kleinen an einer Sache. — Die Grösse eines Vorwurfs wird bald aus der Menge seiner Theile, bald aus seiner Beziehung auf andre ge-

schlos-

schlossen. Das Gefühl der wahren Grösse erstreckt sich oft zugleich auf den Ausdruck, in dem der Gedanke zuweilen unzertrennlich verwebt ist.

Wenn der grosse Geist sich so gar über seine Zeit erhebt, und dabey eine gewisse Beständigkeit hat, die sich durch nichts abschrecken läßt; so hat er die Stärke der Seele.

II. Von der Stärke der Seele. Man verwechselt sie gemeiniglich mit der Beständigkeit der Seele, troz Hindernissen und Ungemach. Allein diese ist nur ein Theil von der Stärke der Seele, bey der sich ausserdem viel angebohrnes findet, da die Standhaftigkeit hingegen erworben werden kann.

Das erste Stück dieser herrlichen Eigenschaft ist der Muth zum Empfängnisse eines Unternehmens. Dieser ist ihr angebohren, und folglich nicht von ihr zu trennen. Dieser Muth entsteht aus der Vorstellung einer grossen Sache, verbunden mit dem Gefühle der dazu nöthigen Kräfte. Es ist gleichsam der Saft der Seele; und wenn er zum Reden ausbricht, besiegt er jeden Einwurf. Der blosse Einfall hingegen, eine Frucht des Eigenwillens, kann sich durch keine Beredsamkeit nähren. Jener Muth der Seele erwirbt ihr auch ein vor andern starkes innres Zutrauen auf sich, und auf die göttliche Regierung, mit der zuweilen eine äußre Zuversicht auf fremde Dinge verbunden ist. Das Zeichen dieses Zutrauens kann man den hohen Sinn nennen, (élévation d'ésprit) die Physiognomie der starken Seele! Er zeigt sich am schönsten

sten, wo er wegen der niedrigen Umstände unerwartet ist.

Das zweyte Stück bey der Stärke der Seele ist **Heiterkeit und Unerschrockenheit des Geistes.**

— — tranquilloque magni
Vir animi, nulloque levis terrore moveri.

Der Verfasser erklärt sie durch zwey schöne Beyspiele des **Turenne** und **Sokrates**. Diese Gemüthsfassung bleibt allemals ein Geschenk der Natur. Es muß aber durch die Bemühungen des Weisen auch eine innere Gleichmüthigkeit dazu kommen, darinn **Johanna Gray** ein glänzendes Muster ist.

Das dritte Stück ist die **Festigkeit und Stetigkeit des Willens**, vermöge welcher man etwas so lange will, bis es ausgeführt ist. Die Hindernisse dürfen eben nicht gewaltsam seyn; es sind aber Veränderungen, die in der Seele selbst vorgehen, Wankelmüth, Zagen, selbstgemachte Einwendungen, u. s. f. und dieß macht den Sieg desto rühmlicher. Diese Eigenschaft kann man am **Colon**, dem Entdecker der neuen Welt, nicht genug bewundern; auch **Cäsar** zeigte sich in dem zehnjährigen Gallischen Kriege. Dieses **Ausdauren gegen die Zeit** ist das wahre Unterscheidungszeichen des Ehrgeizes von der Eitelkeit. Jene Stetigkeit des Willens aber läßt sich nicht so leicht vom Eigensinne unterscheiden, weil fast alle große Unternehmungen im Anfange thöricht und eigensinnig zu seyn scheinen. Sie ist indeß das unentbehrlichste Stück von der Stärke der Seele, fast für jeden Stand.

Zur Stärke der Seele gehört ferner die Geduld. Ihr Verdienst besteht gleichsam in dem Beharren an demselben Orte, und sie ist desto heroischer, je weniger sie durch äußern Beyfall unterhalten wird. Sie scheint uns besonders dem andern Geschlechte von der Natur selbst zur Schutzwehr gegeben zu seyn, dahingegen Männer meistens mehr Herzhaftigkeit im Begriffe haben.

Dieß ist das fünfte Stück; und diese Herzhaftigkeit ist entweder eine äußere, gegen Gefahren des Körpers von außen, oder eine innere, gegen sich selbst, seine Meynungen und Neigungen. Die erste ist gemein, und findet sich vielleicht nothwendig da wo die übrigen Stücke der Seelenstärke anzutreffen sind, sie kann aber auch ohne dieselben da seyn. Es gehört zu dieser Herzhaftigkeit noch eine Gattung, wobey weniger Geräusch ist, die aber desto mehr Gründliches hat. Alexander bewies sie, als er mit der einen Hand nach dem Giftbecher in der Hand des Arztes griff, und mit der andern ihm den Brief mit den Beschuldigungen zeigte. Es giebt ferner eine Herzhaftigkeit, welche sich gegen unbekannte, aber nahe, heimliche Gefahren ermannt, und diese ist noch größer. Die innere Herzhaftigkeit zeigt der Herr Verfasser auf den berühmtesten Gemälden des Alterthums, und giebt darauf ihre Merkmaale an: Sie pflegt im vorzüglichen Verstande Stärke der Seele genannt zu werden. Sie ist, in Absicht auf ihren Gegenstand, eine feste Anhänglichkeit an Urtheilen, die unser höchstes zeitliches und ewiges Wohl angehen, die wir selbst gefällt, von deren

Rich-

Richtigkeit wir uns selbst aus Gründen überzeuget haben. Veraltete Vorurtheile, neue Modemeynungen und unsre eignen vertraulichsten Neigungen setzen sich diesen unsern Urtheilen entgegen, und das in der Stille; hier ist Muth nöthig, die Stacheln des Lächerlichen auszuhalten, und dieser Muth ist schon die Herzhaftigkeit gegen die Modemeynungen. Weil die Stärke der Seele gegen Vorurtheile gemeiniglich Stücke betrifft, die man der Religion anheftet, so hat man noch im ganz engen Verstande Seelen, die sich denselben nicht unterwerfen wollen, starke Geister genannt. Der Herr Verfasser untersucht die wahre Bedeutung dieses Namens. Charron leitet ihn daher, weil es eine ausserordentliche Verstählung des Herzens erfodre, es gegen den Eindruck einer Gottheit auszuhalten, und eine fast rasende Stärke, den tiefeingewurzelten Glauben an ihn aus dem Herzen zu reissen. Allein dieser Versuch des Gotteslaügners ist nicht Stärke; ist Raserey. Es wird freylich ein grosser Muth des Geistes erfodert, sich an die Prüfung solcher Religionswahrheiten zu wagen, die man uns von Jugend auf als heilige Wahrheiten hat fürchten gelehrt. Allein bey den meisten itzigen Spöttern mischt sich Schmeicheley und Eitelkeit mit ein, und es giebt wenige, die aus dem Herzen die Religion prüfen. Herr A. zweifelt, daß die eigennützige Absicht des Untersuchenden etwas an der Achtung mindern werde, die der Stärke seines Geistes gebührt. Auch der, der sich zu keiner Gewißheit über seinen künftigen Zustand bringen kann, und doch auf dem Wege der streng-

 sten

sten Tugend fortgeht, scheint ihm eine Stärke der Seele zu haben. (Wir wollen beydes nicht leugnen; aber der Herr Verfasser wird dem doch immer ein grösseres Verdienst einräumen, der z. B. mit einem völlig furchtlosen Herzen, seiner Lossprechung vor dem göttlichen Gerichte gewiß, sich an die Untersuchung der Ewigkeit der Höllenstrafen wagt; und den glücklicher preisen, der von seiner künftigen Seligkeit fest überzeugt ist, und ohne wankenden Zweifel vor sich in die Zukunft sieht, und seine Stärke der Seele in Ueberwindung aller der Hindernisse und Beschwerden, und in Verachtung aller Ergötzlichkeiten zeigt, die ihn abhalten wollen, auf dem Wege der strengen Tugend fortzugehen?) Der Herr Verfasser schließt mit Recht von irgend einem Anspruche auf dieses Vorrecht alle schaalen und nachplappernden Religionszweifler aus, „deren Empörung gegen „die Religion zunimmt, so bald sie des Morgens „gut aufgesetzt sind, und deren Gleichgültigkeit „wächst, so bald sie mit Riechwassern besprengt sind.„ Der Schluß dieser Betrachtung zeugt von der rechtschaffnen Gesinnung des Verfassers gegen die Religion.

Bey allen diesen Stücken der Seelenstärke findet sichs, daß eine Anzahl Vorstellungen, über einen erheblichen Vorwurf, vorzüglich vor allen andern die Sinne beherrschen müsse. Hieraus folgt nun folgende Erklärung: „Die Stärke der Seele besteht in der Leichtigkeit, diese zum Vortheile „wichtiger Ideen nöthige Herrschaft über den Willen zu erhalten.„ Der Verfasser nimmt nämlich an,

daß

daß bey einigen Seelen die Vereinigung zwischen Verstand und Willen stärker sey, als bey andern, und das die eine Seele ihre Vorstellungen eher als andre zur Entschliessung erheben könne. Und nun macht er die Rangordnung starker Seelen. Der Held steht oben an, ihm folgt der arbeitsame Patriot, und auf diesen der Privatmann, der Schriftsteller macht hier keine Klasse vor sich aus. Wenn er starke Gedanken hat, so hat er deswegen nicht Stärke der Seele. Die Fortschreitung vom Gedanken bis zur That ist so gar leicht nicht. Indeß bleibt dem starken Gedanken doch immer etwas eignes, das ihn von andern Gedanken unterscheidet; und dieses setzt der Herr Verfasser in der Dauer. „Jeder Gedanke, sagt er, darinn eine Bewegung „solcher Stärke, welche Wirkungen großer Kräfte „sind, durch eine außerordentliche Dauer vertheilt, „angezeigt wird, ist stark.„ Und dadurch unterscheidet er den starken Gedanken von dem großen und erhabnen, der eine außerordentliche Ausdehnung hat. Er giebt Beyspiele, und wendet seine Erklärung auch auf starke Metaphern und Empfindungen an. (Herr A. erlaube uns hier eine Anmerkung! Wir geben es zu, daß die Dauer des Eindrucks eine Wirkung des starken Gedankens sey; aber für ein wesentliches Stück des Gedankens selbst, daraus er sich erklären läßt, möchten wir diese Dauer nicht halten. Sollte die Stärke des Gedankens nicht eine Analogie mit der körperlichen Stärke haben, und in einer außerordentlichen Zusammendrängung der Ideen, und zwar großer Ideen zu setzen seyn?

die Entwickelung derselben erfodert, und wirkt allerdings eine gewisse Dauer der Vorstellungen und des Eindrucks.)

III. Von der Güte des Herzens und des Wohlwollens. Die Größe und Stärke des Geistes wirkt Bewunderung; die Güte des Herzens erlangt einen noch bessern Lohn, die treuherzige Gegenliebe. Das gute Herz ist schon von Natur zum Wohlwollen sehr aufgelegt; und doch findet man beydes selten beysammen. Jeder glaubt ein Kenner des guten Herzens zu seyn, und doch thut man oft sehr widersinnige Aussprüche davon. Man setzt Verstand dem Herzen, Empfinden dem Denken rc. entgegen. Aber Empfindungen lassen sich in Vorstellungen und Begriffe auflösen, und rühren daher von einerley Kraft mit den übrigen Gedanken her. Man unterscheide Empfindung und Empfindniß, (Sensation und Sentiment.) Jene bezieht eine Sache lebhaft, aber verworren, auf uns, vermittelst der Sinne; diese vermittelst der Einbildung. Will man den Unterschied noch deutlicher sehen, so lese man ihn in dem Buche selbst S. 157 f. durch ein schönes Beyspiel erläutert. Alle Menschen sind des Empfindnisses fähig, am meisten die, deren Phantasie am lebhaftesten ist. Jedes Empfindniß hat etwas Angenehmes; meine Einbildungskraft hat das Bild in seiner Macht, und kann das Schreckliche, oder Traurige desselben schwächen. Sie kann die Furien, das Schauspiel am Ende des Hippolytus vertragen, die auf der Bühne unausstehlich sind. Wenn die Einbildungskraft so stark wird, daß ihre

Bilder

Bilder uns erschüttern, so geht das Empfindniß in Empfindung über.

Wir sind hier an eine wichtige Stelle dieses Buchs gekommen; und wir wünschten, daß die Furcht, daß unser Auszug gar zu weitläuftig werden möchte, uns nicht abhielte, länger bey derselben zu verweilen. Der Herr Verfasser sucht nämlich aus den Begriffen vom Empfindnisse durch die Phantasey den Begriff der Nachahmung zu erklären, und aus dieser Erklärung zu zeigen, daß sich wohl ein allgemeiner Grundsatz der Nachahmung, aber anders erklärt, für die schönen Künste angeben ließe. Nachahmen heißt hier nämlich, nach des Verfassers Erklärung, „die Eindrücke der Sinne durch Eindrü„cke der Phantasey nachahmen„. Der Grundsatz selbst, sagt er, müsse durch ein Gesetz oder eine Regel für die Einbildung abgefaßt werden. Diese Regel, glauben wir, würde wohl darinn bestehen, daß die Phantasey mit einer künstlichen sinnlichvollkommnen Vorstellung beschäfftigt werden müsse; und so ließe sich der Grundsatz des Herrn Batteux mit dem, welchen Herr Baumgarten, Schlegel, u. a. m. angegeben haben, gewissermaßen vereinigen, wenigstens näher bestimmen. Man wird freylich dem Herrn Verfasser noch immer einige Schwierigkeiten zeigen können, z. B. daß der Begriff der Nachahmung nicht allerdings auf die Baukunst paßt; daß die Schauspielkunst die Eindrücke der Sinne in eben dem Grade hervorbringe, wie die Eindrücke der Phantasey, und das jene, wenn sie in der Natur widrig und unangenehm sind, auch in der nachgeahmten

Vorstellung ihr Widriges und Unangenehmes nicht verlieren, wenn sich die Phantasie nicht völlig über die Illusion hinaussetzt, die doch ein wesentliches Stück der Schauspielkunst ist; daß eine wahre z. E. geistliche Ode sowohl in der Seele des Dichters als des Lehrers keine Empfindnisse, sondern Empfindungen erregen, nicht die Einbildungskraft, sondern das Herz beschäfftigen müsse, u. s. f. Dem letztern Einwurfe sucht Herr A. dadurch zu begegnen, daß er sagt, in dem Augenblicke, da der Odendichter dichte, sey nichts mehr in seinen Sinnen, sondern alles in seiner Phantasey; er habe von einer Empfindung angefangen, und fahre mit Empfindnissen fort. Allein dieß thut uns noch keine Genüge. Die Phantasey muß doch wohl immer durch die Empfindungen des Herzens unterstützt werden; diese dürfen nur aufhören, so wird jene entweder ausschweifen, oder gar nicht mehr wirken. Wir wünschten recht sehr, daß der Herr Verfasser selbst diese Materie mehr aus einander setzen, und den Grundsatz der Nachahmung, so wie er ihn erklärt, noch näher bestimmen, und auf jede der schönen Künste und Wissenschaften besonders anwenden möchte. Wir glauben, daß diese Untersuchung seinem philosophischen Geiste eben so anständig seyn werde, als dieser fähig ist, in die Geheimnisse der Künste einzudringen.

Wir fahren in unserm Auszuge fort. Die Bilder der Phantasey sind für sich nicht hinreichend, eine Empfindniß in uns zu erwecken; sie müssen auch eine gewisse Beziehung auf uns haben. (Dieß gilt auch von der Vorstellung der Wahrheiten.) Diese

Bezie-

Beziehung wird dadurch veranlaßt, wenn wir allmählich, die vorgestellten Sachen als Beyträge zu unserm Ich ansehen lernen, an statt, daß uns vorher der sinnliche Eindruck, den wir von diesen Sachen erhalten, mit ihnen gleichsam zu Eins machte. Die Erläuterung hiervon, und die verschiednen feinen Bemerkungen, die der Verfasser dabey macht, sehe man im Buche selbst. Er ziehe daraus die Folge, daß die Organisation des Körpers sehr viel zum Empfindnisse beytrage. Nur fruchtbare Phantasien, die bey feinen Organisationen ohne herrschende Leidenschaft bleiben, haben an Empfindnissen für andre einen Ueberfluß. Bey der wahren Beobachtung, daß ein Mann, der von einer Leidenschaft beherrscht wird, immer Mitleid für den andern empfinde, der eben derselben Leidenschaft unterworfen ist, sucht Herr A. die eigentliche Wirkung des Dichters auf dem Schauplatze aus einander zu setzen, und zwar die Wirkung auf solche, die sich wirklich durch das Schauspiel täuschen lassen. Sie besteht, sagt er, 1) in wahren Empfindungen durch die Sinne, auf welche alle die Eindrücke erregt werden, welche die Handlung in der Natur erregen würde; 2) in Empfindnissen ohne Leidenschaft, wenn die Phantasie des Dichters uns die Sachen vormalt, welche uns so ähnlich sind, und dadurch die wahren Beziehungen erregt; 3) in die Erregung eines Empfindnisses aus der Lieblingsleidenschaft eines jeden; daher der eine sich für diese, der andre für jene Person des Trauerspiels interessirt.

Diejenige Art des Empfindnisses also, die vornehmlich auf den Zustand andrer geht, und ihn auf sich wie etwas ähnliches bezieht, macht eigentlich das gute Herz aus. Dieses äußert sich bey einer blühenden Phantasie, von einer feinen Organisation begleitet, und durch keine tyrannische Leidenschaft bezwungen. Daher findet man die Güte des Herzens am stärksten und häufigsten bey Kindern. Indeß kann das beste Herz neben der stärksten Leidenschaft seyn; nur zugleich zeigen sie sich nicht. Hier folgen schöne Erläuterungen aus der Cyropädie. In Ansehung des Lobes, welches der Verfasser dem Charakter des Thomas Jones ertheilt, und der Kritik über Richardsons Charaktere sind wir völlig seiner Meynung. Solchen Leuten, die nur immer einen guten Willen haben, andern zu helfen, ihnen lieber mit ihren Wünschen und Gebeten als durch Thätigkeit beystehen, kann man nur einen Grad des guten Herzens beylegen. Ist es nicht Verstellung, so kann man ihnen wenigstens eine Leichtigkeit, sich Bilder zu malen, und eine feine Organisation, auch einige Freyheit von Leidenschaften, auf eine Zeitlang zutrauen. Sie haben mit einem Worte ein weiches Herz. Wir versprechen allen empfindungsvollen Herzen ein wahres Vergnügen, wenn sie die Betrachtungen des Verfassers hierüber nachlesen werden.

Das Wohlwollen, welches sich auf alles erstreckt, ist eine Nachahmung der Gottheit. Das gute Herz handelt nicht allemal nach reiflich geprüften Urtheilen des Verstandes; das Wohlwollen ent-

entsteht aus der deutlichen Erkenntniß von unserm gleichen Ursprunge, und von der Absicht unserer Verbindung mit andern Menschen. Es fängt mit der allgemeinen Menschenliebe an; fällt hernach auf die Liebe der Nation, der Mitbürger ꝛc. Eine Bildung unsrer Grundsätze zur Menschenliebe ist der einzige Weg, die allgemeine Menschenliebe an den Tag zu legen. Es ist dazu allerdings Mühe und Ueberwindung nöthig; aber die Wirkungen davon belohnen uns reichlich, wiewohl sie von der Welt nicht immer dankbar erkannt werden. Das Wohlwollen steigt und fällt mit der Anzahl seiner Gegenstände, die es glücklich macht, und mit dem Werthe der Güter, die es verschafft. Die Neigung des Wohlwollens selbst ist ihrer Natur nach durch das Erleuchtete und Standhafte sowohl vom guten Herzen, als von sich selbst in verschiednen Fällen unterschieden. Alle gesellschaftliche Verbindungen verändern gleichsam das Wohlwollen, welches sie erfodern, in das gute Herz für die Gesellschaft. Eine Gesellschaft, eine Religion ist daher vortrefflich und wahr, welche unsre natürliche Beziehungen nicht einschränkt, sondern vielmehr bestärkt. Und unsre Religion giebt uns ausser der Beziehung Menschen, die neue Beziehung Erlösete, und das sind alle. Dadurch kömmt die Religiolon in das rechte Verhältniß mit der Philosophie. Diese erzeugt aus dem guten Herzen das Wohlwollen; jene nimmt dieses Wohlwollen in seinem Umfange, und macht es wieder zum guten Herzen. „Dieß sey ein Gedanke, von einem Layen

„auf

„auf den Altar gelegt, damit er in den Händen der „Priester geheiligt und gereinigt werde.„

Drittes Hauptstück. Vom Maaße des Verdienstes. Er läßt sich hier zwar keine genaue Abzählung, aber doch einen Ueberschlag machen, der gewisse Klassen absondert. Der Verfasser macht vier Klassen, und für jede Klasse noch einige Ordnungen des Verdienstes. Es sind diese:

Hohe Verdienste,
Große Verdienste,
Schöne Verdienste,
Verdienste.

Man muß hiebey aber doch einen gewissen Gesichtspunkt bestimmen, woraus man diese Verdienste ansieht. Das Wohlwollen kann ein für sich mittelmäßiges Verdienst außerordentlich erhöhen. — Die Dankbarkeit, die eine Privatperson ihrem Wohlthäter schuldig ist, darf sich indeß nicht nach dem Maaße richten, womit das Publikum seine Verdienste abmißt.

Hohen Verdiensten giebt Herr Abbt folgende Ordnungen: 1) unermüdete Bemühungen um die zeitliche und ewige Wohlfahrt vieler Menschen. 2) Erfindungen, die zur Entwickelung des menschlichen Geistes, und zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft viel beytragen. 3) Die Sorge für den äussern Schutz und die Ruhe vieler Menschen. 4) Die Erwerbung oder Erhaltung der bürgerlichen Freyheit seiner Nebenbürger. 5) Rath und Hülfe in den Unglücks-

glücksfällen des gemeinen Wesens. Die Bewegungsgründe zu allen diesen Handlungen müssen aus einem herzlichen Wohlwollen herzuleiten seyn.

Die großen Verdienste, haben diese Ordnungen: 1) große Thaten, kluge Anstalten zum Besten eines Volks; die Bewegunsgründe mögen gewesen seyn, welche sie wollen; 2) große Entwürfe und Unternehmungen für den Ruhm uud das Ansehen einer Nation. 3) Die Bemühung, den Flor des Staats zu erhalten. 4) patriotische Thaten aus unverfälschtem Wohlwollen für den Glanz und Reichthum eines Volks. 5) Die Arbeiten auf der Studierstube zur Aufnahme der Künste.

Die schönen Verdienste, die viel Hervorstechendes, aber nichts Großes mehr haben, sind 1) die unermüdete Bemühung schon erfundene Wahrheiten zu verschönern, oder gemeiner zu machen. 2) die Ergötzungen des Geistes durch Genie oder Talente verfeinern. In diese Klasse nimmt der Verfasser den Dichter auf. 3) Eine durch keine Widerwärtigkeiten gestörte Verrichtung seines Amts. 4) Die Bemühung, seinen Stand immer zum Besten der Republik vollkommner zu machen. Hier aber ist nichts schön, als das Wahre; und das Beste des Ganzen muß allemal der Zweck seyn. Was der Verfasser hier vom Begriffe der Tugend sagt, empfehlen wir dem Nachdenken des moralischen Weltweisen.

Verdienst, schlechthin genannt, findet der Verfasser in der Kunst, sich den Leuten angenehm und gefällig zu machen. Dahin gehört 1) die

Wis-

Willigkeit, andern zu rathen. 2) die redliche Versorgung der Seinigen. 3) Die Verfertigung nützlicher, wiewohl nicht neuer und außerordentlicher Schriften. 4) Die Beförderung und Erweisung patriotischer Gesinnungen, wohin auch nützliche Stiftungen gehören. 5) Die redliche Verwaltung eines öffentlichen Amts.

Nach dieser Klassification geht der Herr Verfasser einige Stände des menschlichen Lebens besonders durch:

1) Vom Verdienste des Eroberers, des Soldaten, und des Heiligen. Von Eroberern unterscheide man drey Arten, solche, die nichts als habsüchtige Wünsche haben, und von dem Verfasser zum Diebsgeschlechte gerechnet werden; solche, die eben diese Wünsche haben, aber im Cabinette auf die Mittel sinnen, sie weise auszuführen; und solche die an der Spitze der Kriege fechten, und die Triumphe mit eigner Hand erwerben, und also Helden werden. Diesen, bloß als Helden betrachtet, kann man kein großes Verdienst einräumen. Ein bloßer Soldat hat für sich ein eben so geringes, oder gar kein Verdienst; er erhält es bloß von seinem Stande, der die Sicherheit des Staats, das heiligste, und edelste Gut, beschützt. Denn ihm fehlen kriegerische Einsichten und Wohlwollen, und ein rechtschaffner Diensteifer. Ein Soldat hingegen, der alles dieses hat, und sein Leben für sein Vaterland hingiebt, erwirbt sich ein wahres, ein bleibendes Verdienst. — Die Heiligen

der

der Kirche sind entweder solche, die sich für die Behauptung der Hierarchie mit allem Eifer bemüht, oder solche, welche die christliche Religion überhaupt standhaft bekannt, vertheidigt und ausgebreitet haben. Bey dem Verdienste der letztern ist der Eifer für die Ehre Gottes das nothwendigste Stück. Am heilsamsten ist es, sich dieses Verdienst durch mündliche und schriftliche Vertheidigung der wahren Religion, noch mehr aber durch einen heiligen Wandel zu erwerben.

2. Vom Verdienste des großen Mannes. Diesen Namen verdient nur derjenige, welcher mit seiner angebohrnen Größe noch Stärke der Seelen vereinigt, und wichtige Veränderungen zu Stande bringt; er wird auch ein guter Mann, wenn er dieselben aus Wohlwollen wirkt. Die höhern Geister in allen Wissenschaften und schönen Künsten gehören auch hieher.

3. Vom Verdienste des Schriftstellers, des Künstlers und Predigers. Das Verdienst des Schriftstellers wird von der Menge mehrentheils verkannt. Der Verfasser beurtheilt es nach der Wahrheit. Wir leben in einer Welt, darinn Bücher seyn müssen; wir haben eine Bibel, die Erklärungen und Wiederholungen braucht. Den ersten Rang verdienen die Erbauungsschriften, mit einer wahren Salbung geschrieben; sie gehören eigentlich für das Publikum, und nützen demselben weit mehr, als Schriften der Moral

rali

ralisten, witzigen Köpfe und Dichter. Man lese doch ja diese Stelle beym Herrn Verfasser selbst nach; sie ist eine der schönsten. Den zweeten Rang erhalten solche Schriften, die zur Erleuchtung der Könige und ihrer Minister geschrieben sind. Auf diese folgen die Belehrungen des gemeinen Mannes wider die Vorurtheile, dergleichen Tissot in seinem Avis au peuple &c. gegeben hat. Die vierte Stelle verdiente der Schriftsteller, der dem Bürger kleiner Staaten einen Katechismus über die Gesetze und Staatsverfassung in die Hände gäbe. Unter den übrigen Schriftstellern für die feinere Welt stehen die Genies oben an. Herr Abbt vergißt es nicht, dem Herrn Professor Gellert hier das wahre Lob beyzulegen, daß seine Fabeln wirklich dem Geschmacke der ganzen Nation eine neue Hülfe gegeben haben. Das Verdienst des Dichters und des Künstlers wird hier sehr richtig bestimmt. — Der Prediger ist nicht bloß Sittenaufseher; er ist Seelsorger, und hat in dieser Betrachtung einen großen Einfluß auf die Herzen seiner Zuhörer. Sein Stand ist also einer der verdienstvollsten, und warum sollte nicht auch ihm an dem Werthe seines Standes Antheil zugestanden werden?

4. Dem Verdienste im Privatleben. Wenn der Privatmann gleich zu seinem Nutzen arbeitet, so hat dieser doch oft einen Einfluß in den gemeinen Nutzen. Ist der Privatmann ein solcher, der vorhin das Steuerruder des Staats geführt, und nun es niedergelegt hat, so scheint er noch immer fortzu-

fah-

fahren, sich seine vorigen Verdienste zu erwerben. Schon sein Anblick ermuntert zu großen Thaten. Ein Landjunker, der von ganzem Herzen seinem Gute und dessen Bestellung zugethan ist, ein Mann, der in seinem Alter die Früchte seiner langen Arbeiten in Ruhe genießt, ein jeder, der sich mit einem Gewerbe beschäfftigt, hat seine Verdienste. Die Gewerbe werden nach dem relativen Nutzen, den sie schaffen, und nach den Talenten, die sie fodern, geschätzt. Bemerkungen über das Verdienst der Matrone, schließen dieses Hauptstück.

Viertes Capitel. Vom Erwerbe des Verdienstes. Die Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft ist den verdienstlichen Thaten zu ihrem Entstehen höchstnothwendig, und macht sie von sich abhängig. Man muß in Gedanken die Handlungen auf einige Zeit von den Kräften absondern, so bemerkt man, daß in der Monarchie hohe und große Verdienste nur dem Monarchen und seinem ersten Adel vorbehalten sind; daß in despotischen Staaten Niemand zu ihrer Erwerbung die nöthige Sicherheit habe; daß diese hohen Verdienste in der Aristokratie ebenfalls nur ein Eigenthum der Optimaten sind, und nur der freye Staat solche Verdienste einem Jeden möglich mache, u. s. f. Doch ist dieß nur von Verdiensten zu verstehen, die durch eigentlich sogenannte Geschäfftigkeit erworben werden. Die schönen Verdienste hingegen hängen von keiner Regierungsform, sondern etwa nur von der Größe des Staats ab,

ab, wenn man auf die bloßen Handlungen sieht. Man muß hier aber das Angebohrne der Seelen von dem Erworbenen wohl unterscheiden, und das Maaß des letztern beruht auf dem Maaße der Freyheit, worinn man lebt. Auch bey der Seelenstärke unterscheide man so das Angebohrne, oder den Einfluß des Clima, und das Erworbene, welches von der Erziehung, den Gesetzen ꝛc. herrühret. Das Wohlwollen aber ist daher theils durch philosophische Gründe, oder gewisse Verordnungen, besonders der Religion beyzubringen. Aus diesen einzelnen Stücken müßte man nun beydes, Handlungen und Kräfte zusammen verbinden, und heraus zu bringen suchen, unter welcher Verfassung Jedermann die beste Gelegenheit hätte, Verdienste von jeder Art zu erwerben.

Beschluß. „Die unentbehrlichste Wissen„schaft für Jeden ist, zeitig genug zu erfahren, „nicht nur, wozu er tauglich sey, sondern auch, „wozu er tauglich zu seyn, Erlaubniß und Beruf „habe.„

Wie herzlich wünschen wir unserm Deutschlande viele Weltweisen mit so feinem Geschmacke, und viele Männer von Geschmack mit so tiefen philosophischen Einsichten, dergleichen in dieser Schrift herrschen.

II. Des

III.

Des Freyherrn von Petrasch sämmtliche Lustspiele. Erster Theil 944 S. Zweyter Theil 684 S. Octav. Nürnberg, bey Felßecker, 1765.

Wir müssen dem Herrn Verfasser dieser Lustspiele sogleich entdecken, was bey ihrer Durchlesung unser beständiger Wunsch gewesen ist. Möchte es ihm nämlich gefallen haben, weniger zu erfinden und zu schreiben, uud dagegen sorgfältiger auszuführen und zu verbessern. Wir haben in seinen Werken hin und wieder Spuren eines Genies entdeckt, das aber die Leitung der feinern Kritik viel zu sehr zu vernachläßigen scheint, um mit Ruhm für das Theater zu arbeiten. Die eilf Lustspiele, welche die angezeigten zween Bände enthalten, sind fast alle Charakterstücke; die Wahl der Hauptcharaktere ist auch allemal so unrecht nicht. Hin und wieder haben wir bemerkt, daß der Verfasser verschiedne Nüancen derselben recht glücklich entdeckt und genützt hat; gemeiniglich aber sind sie zu unbestimmt, und nicht selten widersinnisch. Wenn wir die Stücke unter sich vergleichen, so haben sie nicht alle gleichen Werth. Wir wünschten in der Vermuthung nicht zu irren, daß der Herr v. P. seine Stücke nach chronologischer Folge ihrer Ausarbeitung geordnet habe; denn in der That haben die letztern vor den erstern einen merklichen Vorzug. Wir wollen den Inhalt und unser Urtheil

über den Werth eines jeden Stücks kürzlich hersetzen.

1. Tiefsinn, oder der Geheimnißvolle, in fünf Aufzügen. Dieses Lustspiel hätten wir dem Herrn Verfasser herzlich gerne geschenkt. Da der Hauptcharakter desselben schon mit vielem Glücke auf das deutsche Theater gebracht ist, so wird man erwarten, daß er hier von einer andern Seite oder in andern Situationen dargestellt sey. Aber umsonst! man findet hier nichts weniger als einen wirklichen Geheimnißvollen; sondern einen seltsamen Kopf, der z. E. ein Geheimniß daraus macht, daß er des Morgens Kaffee getrunken hat, der Verdacht erweckt, Liebende verwirrt; und das alles ohne die geringste Absicht. Er will am Hofe eine tiefsinnige Verschwiegenheit gelernt haben; und doch prahlt er auf eine unerträgliche Art mit seinen Reisen, und mit den Kenntnissen, die er auf denselben erlangt hat. Kurz, Tiefsinn gehört nicht auf das Theater, sondern ins Tollhaus, wie Christoph S. 139. gar wohl anmerkt. — Die Erfindung ist eben so schlecht. Die Frau von Liebreich hat ihr Herz schon dem Philint versprochen; sie wird aber für den Tiefsinn durch die Prahlereyen mit seinen Reisen eingenommen, und will ihm ihre Hand geben. Philint denkt auf eine Intrigue, und man sehe, wie schön sie ausfällt. Christoph muß sich in einen Türken verkleiden, und den Tiefsinn überreden, daß er ihn zu sich nimmt. Man verbreitet das Gerüchte, er habe ein geheimes Verständniß mit den Türken; dies schreckt die Liebreich ab. Man ent-

deckt

deckt endlich seine Narrheiten, er wird verlacht, und Philint heyrathet die v. Liebreich. — Unter den Nebenrollen giebt es unausstehliche Personen, z. E. einen pöbelhaften Knolfink, der seine Geliebte S. 103. eine speckglänzende Schöne nennt; eine einfältige und verbuhlte Leonore, deren Charakter doch wohl einer von den guten hat seyn sollen. Die liebe Einfalt ist überhaupt fast der gemeinschaftliche Charakter aller Personen dieses Stücks, und auch der Sprache, darin es geschrieben ist, die nicht selten ins Abgeschmackte und Niederträchtige, und alle Augenblicke ins Gedehnte und Widernatürliche fällt. Fast sollten wir denken, daß der Schluß des Stücks in Erfüllung gegangen wäre:

Tiefsinn. . . „Wenn es nur die Comödianten nicht erfahren; sonst spielen sie uns gewißlich.

Christoph. „An mir soll nichts ermangeln, „daß es geschehe. Ich will ihnen das Lustspiel „selbst aufsetzen, damit mein mohrisches Stammregister aller Welt bekannt werde.„

2. Das Eiland der Bucklichten, in Einem Aufzuge. Die Idee ist ziemlich lustig, aber von dem Verfasser übertrieben und nicht gut bearbeitet. Das Stück ist ohne Intrigue, ohne Anlage und Plan, und als ein Lustspiel betrachtet, nicht zu dulden. Vielleicht hätte eine erträgliche Satire daraus werden können.

3. Der Dichter, in fünf Aufzügen, so wie alle übrigen Stücke. Leander, nach des Verfassers Absicht ein guter Dichter, zankt über den Werth der Poesie mit Dummkopfen, der ihm

seine Tochter nicht geben will, wenn er nicht aufhört, Verse zu machen, welches er endlich mit vieler Ueberwindung verspricht. Honigthal, ein Mitwerber des Dichters, bringt den Dummkopf auf andre Gedanken, weil er ihm sagt, Leander habe auf ihn und sein ganzes Haus Satiren gemacht, die man durch die Stadt zum Verkaufe herum trüge. Philet bringt es endlich vom Honigthal heraus, daß er und Floridon, ein schlechter Dichter, die Verse gemacht haben; sie werden dafür ins Gefängniß gebracht, Leander wird für unschuldig erklärt, und erhält die Hand seiner Lucinde. — Die Erfindung dieses Stücks gefällt uns eben so wenig, als die Hauptperson, und wir haben es in der That S. 201. ungern gesehen, daß der Verfasser sich selbst unter der Person des Leanders versteht. Wie beschwerlich ist dieser nicht z. E. in dem Gespräche mit Floridon, S. 230 ff. wo er immer in Versen spricht. Hingegen hat uns die 2te Scene im 2ten Aufzuge am erträglichsten geschienen, wo die Jungwitz glaubt, Leander thue ihr unter dem Namen der Lucinde eine Liebeserklärung. Die grotesken Personen sind zu sehr gehäuft, und können noch dazu nicht durchgehends gefallen. Uns wenigstens ward immer bange, so oft ein Floridon, Tetrabas, Dr. Großhut, Christoph ꝛc. erschien. Zwischen den beyden letztern fällt die letzte Scene des zweeten Aufzugs am Ende sehr pöbelhaft aus. In den letzten Aufzügen ist die Sprache schon erträglicher, außer in den burlesken Scenen, worin der Aberwitz oft gar zu mächtig wird.

4. Pan=

4. Pantoffel, oder der übelgerathne Länderreiser. Es ist ein junger Mensch, der von seinen Reisen aus Frankreich zurück kömmt, und alle Flatterhaftigkeit eines süßen Herrn mitbringt. Weinhold, sein Vetter, will ihn wegen seines ansehnlichen Vermögens gerne zum Schwiegersohne haben. Seine Tochter, Martha, hat auch eine besondre Neigung zu dem Pantoffel, die sich sonst eben nicht mit ihrem Charakter reimt. Denn sie ist das einfältigste, unerzogenste Landfräulein, und würde ganz gut mit dem Pantoffel contrastiren, wenn ihr Charakter noch etwas relevirt wäre. Die Glöckelberginn ist mehr für Pantoffels Geschmack, und man vermuthet, sie werde ihn heirathen. Allein auf Lorchens und Ehrenfelds Veranstaltung legt Martha einen ausgesuchten Putz an; und itzt ändert Pantoffel auf einmal seinen Begriff von ihr, und hält ihre Einfalt für Verstellung. Man hält ihn ab sie zu sehen; er wird darüber unruhig und immer verliebter. Er findet sie endlich, und erklärt ihr seine Liebe. Sie verweist ihn mit einer stolzen Antwort an ihren Vater, er geht zu demselben, und erhält seine Einwilligung. Er kehrt zu seiner Martha zurück, und wird bestürzt, da er sie noch immer abgeschmackt und einfältig findet. Er will sein Wort wieder brechen; aber durch Ehrenfelds Vermittelung kömmt alles wieder in den vorigen Stand, und Pantoffel heirathet die Martha. Irren wir nicht, so hat den Verfasser hier blos der noch fehlende fünfte Aufzug bewogen, diese für sich unnöthige und unerhebliche

Veränderungen vorgehen zu lassen. Die Entwickelung des Stücks, das sonst einige nicht ungeschickte Stellen hat, ist dem Verfasser verunglückt, so, wie das angehängte Divertissement.

Auch in diesem Lustspiele können wir mit dem Dialog durchaus nicht zufrieden seyn. Der deutschfranzösische Dialect des Charlatans ist eben so beleidigend, wie die Scene, darin er Pomaden und Waschwasser auslegt, und marktschreyerisch darüber commentirt, eine Scene, die fast unverzeihlich ist. Wir hätten auch den Zeitungsschreiber Gerlang aus dem Spiele heraus gewünscht, der so oft zu politisch und langweilig wird, und dessen Rolle noch dazu, wenn wir nicht irren, eine persönliche Satire seyn soll.

5. Der Erforscher. Philander bewirbt sich um Isabellen; er macht sich aber bey ihr und ihrem Vater durch sein eifersüchtiges Nachfragen verhaßt. Sein Vater versöhnt ihm beyde wieder; aber er glaubt aufs neue, Isabelle gehe mit einem gewissen Marquis zu vertraut um. Er läßt sich (wider seinen Charakter) auf einmal mit einer ganz fremden Gräfinn v. Renard ein, und verspricht ihr die Ehe. Diese Nachricht bewegt Isabellen, ihre Hand mit Genehmigung ihres Vaters dem Erast zu geben. Indessen hat die Gräfinn einen Brief an diesen Erast geschrieben, darin sie ihm vorwirft, er habe ihre Treue auf die Probe gestellt. Dieser Brief wird vom Philander aufgefangen, der ihn im Triumph seinem Vater zeigt, weil dieser ihm eine Uebereilung vorgeworfen hat. Er erhält

hält die Einwilligung seines Vaters so wohl dadurch, als durch eine Verstellung der Gräfinn, die über den Philander unwillig zu seyn scheint, daß er ihr nicht die Unzufriedenheit seines Vaters mit ihrer Heirath gesagt hat. Der Vater erfährt hernach durch den Crispin, einen Bedienten des Marquis, daß die Gräfinn eine Person von schlechtem Herkommen sey, und der Marquis mit ihr einerley Rolle spiele, seinen Sohn zu bestricken. Philander kann es auf keine Weise glauben. Die Renard schickt ihm einen Kasten mit Kostbarkeiten, die er ihr geschenkt hat, zurück, und will wegen des Argwohns seines Vaters fortreisen, Philander wird darüber aufgebracht, und rechtfertigt die Gräfinn, bis er den Kasten öffnet, der mit Sand angefüllt ist. Und nun bereut er seine Thorheiten.

Dieß Stück hat viel Gutes, es ist mehr Intrigue, mehr Handlung und hier und da bessrer Dialog darinn, als in den vorigen; die Entwickelung aber ist nicht nur gemein, sondern auch fehlerhaft. Philander wird nicht durch seine neugierigen Nachfragen, noch durch seine mißtrauischen Ausforschungen bestraft, sondern gerade durch das Gegentheil, durch seine Leichtgläubigkeit. Ueberhaupt ist Philanders Charakter gar zu wenig bestimmt; bald forscht er aus Neugierde, und die übertreibt er so sehr, daß er sich die unerheblichsten Neuigkeiten der Stadt, die z. E. unter Kastanienweibern vorgehen, hinterbringen läßt; bald forscht er aus Mißtrauen und Argwohn. Die Wahrscheinlichkeit fehlt nicht selten in diesem Lustspiele, in

welchem übrigens der deutsche Zuschauer wieder die Sprache zweener Deutsch-Franzosen und die Verlesung zweener französischen Briefe auszustehen hat.

6. Die altväterische Erziehung, oder der Mensch allezeit einerley. Magnus *) (ein Jüthe,) zieht mit seinen zwey Kindern, Erich und Juthe zum Klugsinn, um dieselben mit dessen zwey Stiefkindern, Lucie und Gerhard, zu verbinden. Juthe entdeckt der Lucie ihre Liebe gegen einen Clitander, den sie ehemals gesehen hat, und der ein Freund Gerhards ist. Diesen wählt sie daher in ihrer Liebe zum Vertrauten. Erich liebt Fritzgen, eine Base der Lucie, und vertraut dieser sein Herz. — Magnus wird auf einmal unwillig, und will nicht länger in einem Hause bleiben, das schon von der Liebe zu neuen Sitten angesteckt ist. Er läßt einpacken, kann aber nicht fort, weil seine Tochter einen Fall gethan hat. — Fritzgen weiß sich durch Verstellung die Gewogenheit des Magnus zu gewinnen. — Klugsinn will die Ursache wissen, warum Magnus so aufgebracht ist; und nach vielen Umständen erfährt er endlich, es habe ihm geärgert, daß hier die Kinder keine Ehrfurcht für ihre Aeltern hätten, sich schämten, ihnen den Vater- und Mutternamen zu geben, und sie dafür Papa und Mama hießen. Klugsinn benimmt ihm den Irrthum durch eine etymologisch-physi-

*) Die Namen, die der Verfasser für seine Personen gewählt hat, klingen mehrentheils sehr fremd und sonderbar. Wir wünschten, daß er sie weniger gesucht hätte.

physikalische Erklärung des Worts Papa. — Indeß hält Crast um die Lucie an, und erhält ihrer Aeltern Einwilligung, weil Klugsinns Frau dem Magnus seine unhöfliche Begegnung nicht verzeihen kann. Erich bekömmt Fritzgen. Zur Juthe hat man den Clitander, der dem Magnus deswegen, weil er gereist hat, unleidlich ist, als Arzt ins Zimmer geführt. Ein Bedienter verräth es ihrem Vater, der die Thür des Zimmers einbricht, sie (zum Glücke hinter der Scene) „bey den „Haaren zieht, ihr alle ehrenrührerische Namen, „Schläge und Ohrfeigen giebt, und sie endlich mit „den Füßen in den Leib stößt.„ Alle suchen ihn zu besänftigen; er überläßt seine Tochter ihrem eignen Willen, und geht im Zorne ab.

Möchte doch der Herr Verfasser den Plan dieses Stücks entweder ganz umgearbeitet, oder ganz verworfen haben! Die Hauptmoral sollte vermuthlich die seyn, daß eine rauhe Erziehung die Empfindungen der Zärtlichkeit nicht unterdrücken, und kein Zwang unsern Neigungen das Bestreben nach der Freyheit rauben könne. — Aber nun denken unsre Leser gewiß an des Destouches Stärke des Naturells; und unser Herr Verfasser wird nicht wünschen, daß sie wieder an ihn zurück denken.

7. Der Redliche, ein Lustspiel in Versen. Dieses Stück soll einen Mann darstellen, der die Verstellung durchaus haßt, und zuweilen der Aufrichtigkeit die Klugheit aufopfert; der Titel drückt dieß nicht aus. — Hermann deutet seiner Geliebten, der Adelgunde, jede Munterkeit übel, und hält

sich unter andern für sehr beleidigt, da sie an den Possen eines Marquis ihre Lust hat. Nach verschiednen Vorfällen, die aus Hermanns zu großer Redlichkeit entstehen, erhält er endlich Adelgundens Hand. Man wird uns nicht zumuthen, diese Vorfälle zu erzählen; wir gestehen, daß wir das Stück nicht ganz haben lesen können, weil die Verse nicht zu lesen waren. Zu unsrer Entschuldigung mag folgende Probe aus dem zweeten Aufzuge dienen. Gißmund hat den Hermann zum Zweykampfe aufgefodert; Hermann entschließt sich nach einigem Weigern dazu:

Du kommst doch, hoff' ich, nach: ich gehe schon voran. (Er will gehen.)

Gißmund.

Wohin? was soll ich thun?

Hermann.

Die scharfe Klinge zeigen.

Gißmund.

Ich habe nur gescherzt.

Hermann.

Du König aller Feigen.

Gißmund.

Du bist sehr wunderlich.

Hermann.

Komm bald, und mache fort!
Wie lange zauderst du?

Gißmund.

Nur um ein kleines Wort ....

Her-

Hermann.

Geh, oder diesen Stock schlag ich dir um die Lenden ꝛc.

II. Band.

1. Der Tag nach der Hochzeit. Goldmann ist den Tag vorher an Lucinde, eine Tochter Hochsinns verheirathet, ihm ist sein künftiges Glück reizend beschrieben; aber er wird bestürzt, da weder das Schloß noch die Umstände der Familie Hochsinns seiner Erwartung gemäß sind. Aller Putz, den er vorhin gesehen, war geborgt, und seine Geliebte hat ihn bey der ersten Umarmung, ihr einen reichen Anzug zu kaufen. Er ist mit der Unruhe hierüber früh aufgestanden; sogleich belagern ihn Dienstboten, Miethpoeten, spielsüchtige Schwäger, Musikanten, Tyroletinnen ꝛc. die alle Geld haben wollen. Er entschließt sich fortzugehen, und macht sich reisefertig. Da er eben eine Galanteriehändlerinn bey sich hat, kömmt Lucinde zu ihm, und wird bis zum Schlagen eifersüchtig. Hochsinn söhnt sie wieder mit einander aus, und verändert des Goldmanns Entschluß zur Reise dahin, daß er nach Auszahlung einiger Gelder in seine Vaterstadt zurückziehen solle. Die Mutter der Lucinde sucht sie aufs neue wider die Kargheit ihres Mannes aufzubringen. Sie erfahren durch die Celimene, eine verläumderische Gräfinn, daß Goldmann von ganz neuem Adel sey. Beyde werden über die Schmach ihrer Familie entrüstet, und Lucinde wirft es dem Goldman aufs empfind-

pfindlichste vor, dem man noch desto weniger Ehre zutraut, weil er dem Bruder der Lycinde in einem Zweykampfe nicht secundiren will. Climene sucht auch dem Goldmann allerley Verdacht auf Lucinden beyzubringen. Ein elender Poet arbeitet an einem Trauergedichte an eine junge Wittwe. Goldmann belauscht ihn, da er seine Verse medirt, und fällt auf den wunderlichen Argwohn, daß man eine Giftmischerey wider ihn vorhabe, worin er noch mehr bestärkt wird, da Philander ein Gastmahl anstellt, und einen Aal für ihn besonders zurichten läßt. Er schlägt die Einladung aus, und wendet eine Unpäßlichkeit vor. Man macht Anstalt, einen Arzt zu holen. Auch hierdurch vergrößert sich Goldmanns lächerlicher Verdacht; er glaubt, das Gift schon getrunken zu haben. Alle halten ihn für unsinnig, und binden ihn sogar. Lysias, der die Heyrath gemacht hat, kömmt endlich (als ein Deus ex machina) dazu, und vereinigt alle wieder mit einander.

Wenn der Plan dieses Stücks zusammenhängender, und interessanter, die Entwickelung glücklicher wäre, und die Sprache nicht noch so viel langweiliges und Gedehntes hätte; so würde dieß Stück auch wegen des nicht gemeinen Sujets mehr gefallen. Denn die Handlung fängt da an, wo fast alle Lustspiele aufhören.

2. Der Beruf. Lucinde hat ihren Ehegatten, den Orgon bewogen, für seine zwey ältern Kinder, erster Ehe, den geistlichen Stand zu wählen. Bellamire ist für das Kloster bestimmt, und

Lean=

Leander hat, aller seiner Lebhaftigkeit ungeachtet, Abbe' werden müssen. Lucinde glaubt, sich durch diese Veranstaltung ihren vermeinten Liebhaber, Lisander, zu verbinden, der aber ohne ihr Wissen die Bellamire liebt. Erasmus, ein Bruder Orgons, sucht das Vorhaben der Lucinde zu hintertreiben. Unterdessen hat sich Leander eine Officierstelle gekauft; und kaum haben ihm seine Aeltern deswegen ihren Fluch gegeben, so kömmt die Nachricht, daß Lisander die Bellamire entführt habe. Galoran, ein jüngerer Sohn Orgons, der von seinem Hofmeister, Peripatos, ganz lateinisch erzogen ist, hat vom Leander die Pfründe erhalten. Erasmus hat einen Brief der Lucinde an Lisandern gefunden, darinn sie ihm Hoffnung macht, daß sie bald Wittwe seyn, und dann ihn heirathen werde. Diesen droht er dem Orgon zu zeigen, wenn sie nicht ihren Kindern vergiebt, und ihren Mann auch zur Aussöhnung überredet. Sie thut es; alles wird ausgesöhnt; und da Lucinde endlich selbst durch ihr Bezeigen ihre Absicht auf den Lisander verräth, und beschämt weggeht, so erkennt Orgon ihre Untreue. Sie läßt ihn um Erlaubniß bitten, in das Repentiten-Kloster zu gehen; er giebt sie ihr; und so wird ein jeder nach seinem Berufe versorgt.

Auch dieß Stück könnte durch einige Verbesserungen, des Theaters würdiger gemacht werden. Es ist noch zu viel langweiliges darinn; der zweyte Aufzug besonders ist zu lang und zu leer von Handlung. (Hält der Herr Verfasser es für Sünde, ein

ein Lustspiel von drey Aufzügen zu machen?) Es kömmt darinn eine Tanzstunde vor; die der Leser überschlagen, und der Zuschauer dem Verfasser herzlich gern schenken wird.

3. Der Hof der Schauspieler. Der Graf von Güldenknopf, Oberaufseher eines Schauplatzes, fodert von dem Directeur desselben, den der Verfasser Gernreich nennt, daß er die Possenspiele abschaffen, und Stücke vom Geschmacke aufführen solle. Dieser entschuldigt sich vergebens mit dem herrschenden Geschmack am Grotesken. Er stellt dem Grafen seine erste Actrice, die Frau Zierlich, vor, von deren Schönheit sowohl er als sein Sohn eingenommen wird; hernach den Scandor, der die nöthigen Veranstaltungen treffen will, des Grafen Willen auszuführen, und die List braucht, daß er die Zierlich vom Theater will fortgeschafft wissen, um den Grafen desto mehr für sie einzunehmen. Der Graf hält seinem Sohne über seine Liebe eine ernstliche Strafpredigt; aber kaum geht der Sohn ab, so thut er selbst der Zierlich die stärksten Liebeserklärungen. — Hier folgen einige episodische Scenen zwischen einem Dichter Tragophilus, und einer Actrice, die von ihren Mitschwestern und dem Grafen sehr neidisch spricht. Der ganze dritte Aufzug ist voll verliebter Unterredungen zwischen den Actricen und verschiednen jungen Herren, die man sonst eben nicht mitten auf dem Theater, sondern in den Coulissen zu hören pflegt. Wir wünschten, der Verfasser hätte sie da gelassen. Im vierten Aufzuge machen die Schauspieler ihre Probe

vor

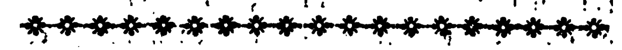
vor dem Grafen mit ein paar Scenen aus einem sogenannten Trauerspiele: Der Tod Hectors, die der Herr Verfasser doch wohl nicht für schön halten wird? — Der Graf und die Zierlich verabreden ein Rendezvous; Leander belauscht sie. Das Abendessen wird bey der Zierlich angestellt. Leander kömmt, statt seines Vaters, in einen Mantel verhüllt, und gleich darauf kömmt der Graf selbst in eben der Tracht. Leander wird entdeckt; er macht der Zierlich heftige Vorwürfe, denen sie mit vieler List ausweicht, und er stellt sich, als ob er seinen Vater nicht kenne. Nachdem Leander fortgeschafft ist, setzen sie sich zu Tische; sie werden aber von der Gräfinn überfallen, der eine andre Aktrice das Geheimniß entdeckt hat. Zum Unglücke aber muß die Gräfinn hier den Schauspieler, Alcantor, antreffen, der ihr Liebhaber ist. Nach einigen gegenseitigen Vorwürfen werden die guten Eheleute mit einander einig, und nehmen die Zierlich und den Alcantor als Freunde in ihr Haus auf.

Wenn wir dieß Stück genau beurtheilen wollten, so würden wir dem Verfasser unzählige Fehler wider alle Regeln eines Lustspiels zeigen müssen. Vielleicht ward er mit diesen Fehlern von der komischen Muse dafür bestraft, daß er den Geschmack und die Sitten der Schauspieler von einer wenig vortheilhaften Seite zeigte. Wir können nicht urtheilen, wie weit es von den Schauspielern seines Landes gelten mag; indeß kömmt es uns immer besonders vor, daß der Verfasser ihnen Satiren auf sich selbst in den Mund legen will.

4. Der Ungefällige. v. Pflockthal, der bey einem guten Herzen eine rauhe Lebensart, etwas Stolz und Eigensinn besitzt, bewirbt sich um Bellamiren, der er wegen dieses Charakters nicht ganz gefällt. Er macht sich durch die Wahrheiten, welche er zween unerträglichen Narren sagt, die von lauter Landwirthschaft, Hunden und Jagen sprechen, auch durch die freyen Urtheile, die er von seinen künftigen Schwiegerältern fällt, immer verhaßter. Auch Bellamire wird unwillig auf ihn, da er sie wegen eines Andenkens, das ihr ein entfernter Clitander geschenkt hat, sehr hart und eifersüchtig anredet. Dieser Clitander ist ein Sohn eines alten Freundes von Bellamirens Hause, und kömmt zur allgemeinen Freude desselben als Officier zurück. Da Pflockthal auch von seinem Oheim, der ihn zum Erben eingesetzt, und eine Ausstattung versprochen hat, allzu frey spricht, und dieser ihn belauscht; so ist sein Glück völlig dahin. Sein Oheim zerreißt die Papiere, entdeckt Clitanders Herkunft, erkennet ihn für seinen Sohn und Erben; und Clitander erhält die Hand der Bellamire.

Dieses Lustspiel, das sonst vor einigen dieser Sammlung merkliche Vorzüge hat, ist doch nicht von dem gemeinschaftlichen Fehler aller übrigen frey. Es hat eine gedehnte Sprache, langweilige Scenen, und eine gezwungne Entwickelung. Wenn der Herr Verfasser fortarbeiten, oder, wie wir lieber wünschten, denjenigen unter seinen Stücken verbessern sollte, die einer guten Ausführung fähig sind, so bitten wir ihn besonders um eine größere Aufmerksamkeit auf die

die Bearbeitung des Dialogs und der eigentlichen komischen Sprache, auf die Anlage des Plans und der Intrigue, auf die Entwickelung seines Knotens, den er bisher noch mehr zerreißt als auflöst, und empfehlen ihm überhaupt, um auch in der Ausbildung der Charaktere glücklicher und genauer zu verfahren, ein feineres Studium der Welt und des menschlichen Herzens.



IV.

L'Iliade d'Homere. Traduction nouvelle, précedée de reflexions sur Homere par M. Bitaubé, à Paris, 1764. T. I T. II. 8.

Diejenigen, die sich mit Uebersetzung der Alten abgegeben, haben zween verschiedene Wege gewählet. Entweder sie haben ihren Autor von Wort zu Worte ausgedrückt, oder sie haben uns blos den Sinn desselbigen überliefert, und mit Beybehaltung des Eigenthümlichen ihrer Muttersprache einen Schwung zu erreichen gesucht, der ihrer Uebersetzung den Geist des Originals geben möchte. Obgleich der erstere Weg vielleicht für diejenigen nicht ganz ohne Nutzen seyn kann, die daraus die Sprache des Originals lernen wollen, und in der Uebersetzung ein Wörterbuch suchen, so ist doch der Nutzen des letztern weit vorzüglicher, und zeiget allezeit in dem Uebersetzer einen Mann von mehr Genie, Geist und Gefühl an, als bey der erstern Art.

Herr Bitaube hat bey seiner neuen Uebersetzung des Homer diesen bessern Weg gewählt, und seinen Landsleuten eine nicht geringe Verbindlichkeit aufgeleget, daß er sie, die größtentheils das Griechische zu verstehen, vergessen haben, wieder mit einem Dichter bekannt macht, der wie Quintilian sagt: Omnibus eloquentiae partibus exemplum & ortum dedit -- nec poetica modo sed oratoria virtute eminentissimus, immer noch der größte Dichter unter allen Nationen ist; und es nach dem Ausspruche der Kenner bleiben wird.

Hat vielleicht die vorige französische Uebersetzung des Homer das Urtheil derer, die das Original nicht in seiner Sprache prüfen konnten, in einigen Stücken unrichtig gemacht, hat ihnen der Ausdruck gedehnt, die Wendung zu einfach, und der Charakter der Personen besonders in Bestimmung der äußerlichen Eigenschaften beleidigend geschienen, so werden sie vielleicht in ihrem Urtheile glimpflicher verfahren. Der Marquis d'Argens in seiner Vorrede zum Ocellus Lukanus sagt von den meisten französischen Uebersetzungen: ce n'est pas un Auteur Grec, mais un Auteur Parisien Grec. Wir wollen nicht entscheiden, ob der Herr Verfasser bisweilen auch diesen Vorwurf verdiene. Gebraucht Homer Wiederhohlungen, die in seinem Gedichte das sind, was in einem Gemälde die eignen charakteristischen Züge des Künstlers, oder eines gewissen Zeitalters, so sind sie zwar nicht gänzlich weggelassen, jedoch merklich verkürzt: man kennt sie noch, aber sie fallen weit weniger ins

Auge,

Auge, und machen uns auf des Malers eigenthümliche Vorzüge, und die Sitten seiner Zeit minder aufmerksam: erzählt Homer die Geschlechtsregister der Helden, so sind sie in der Uebersetzung nur meistentheils angegeben: ist die Beschreibung gewisser Handlungen nach der dem Homer eignen Simplicität bis auf die kleinsten Umstände, ausgedehnt; so hat sie H. B. zusammen gezogen, vermuthlich in der guten Absicht, damit nicht der französische Leser, der den Dichter nicht aus jedem Gesichtspunkte betrachten kann, ein Vorurtheil wider ihn fassen sollte. Ob aber der Herr Verfasser daran Recht gethan, das ist eine andere Frage? Wir gestehen offenherzig, daß wir den Homer lieber mit seinen Fehlern, als mit allen ihm angedichteten Schönheiten lesen wollen, so wie wir eine wilde Landschaft in ihrer unordentlichen Schönheit lieber, als den schönsten Garten mit seinen nach der Linie geschnittenen Hecken und abgezirkelten Gängen sehen. Wir glauben inzwischen, daß der Herr Verfasser entschuldiget zu werden verdiene. Die Bemühung, die Schönheiten eines Dichters, der original ist, zu erreichen, die Sorgfalt, sich edel und erhaben auszudrücken, wo man glaubt, durch eine allzu treue Befolgung des Originals, es weniger als das Original zu seyn, der Gehorsam, den man den Regeln seiner Sprache leisten muß, der Vorsatz, den Dichter immer dichterisch reden zu lassen, verleitet uns leicht bey einem so langen Gedichte unvermerkt einer an sich bisweilen nöthigen Freyheit auch da, wo sie aufhörte nöthig zu seyn, zu mißbrauchen.

Was sollen wir von dem Geschmacke sagen, den ein Verfasser bey seinen Zeitgenossen findet? da geht es wie bey denjenigen, die stets scharf gewürzte Speisen gegessen: endlich finden sie nichts mehr, was ihren Gaumen kitzelt: will man also für einen guten Koch gehalten seyn, so muß man sich darnach richten; wenn man gleich selbst überzeugt ist, daß ihr Geschmack verderbt, getödtet und unrein ist. Uebrigens müssen wir von dieser Uebersetzung sagen, daß der Ausdruck gesucht und edel, die Verbindung der Worte wohlklingend, die Reihe der Gedanken auf die der französischen Sprache eigne Art gebildet, und stellenweise unverbesserlich, ja vortrefflich ist. Die Nachricht, die wir hier liefern, sollte sich eben so wohl mit Anzeigung von dergleichen Stellen beschäftigen, als mit solchen, die nach unsern Gedanken einige Erinnerung verdienen. Doch um Stellen von der ersten Art auszufinden, wünschen wir, daß unsre Leser die Uebersetzung selbst durchgehen möchten, wo sie dergleichen häufig finden werden, zumal wo sich unsre Sitten weniger von den alten entfernen. Wir hätten sie entweder ganz abschreiben oder uns mit einem allgemeinen Urtheile von Edlen, Schönen, Richtigen, Erhabnen begnügen, und eine Recension in eine Lobschrift verwandeln müssen. Vor einigen Jahren hatte Herr B. eine freye Uebersetzung der Iliade herausgegeben: die gegenwärtige soll für keine zwote Ausgabe, sondern für eine neue Arbeit angesehen werden. Dieß ist der Innhalt eines vorgesetzten Avertissements. Wir wenden uns zu den Reflexionen.

Herr

Herr B. fängt sie von einer Historie der Streitigkeiten an, die in Frankreich über den Homer entstanden sind. Sie ist voll richtiger Anmerkungen, und eine freye Beurtheilung der streitenden Partheyen macht sie, ohne Absicht auf die Geschichte, noch lehrreicher. Perrault, der den Homer nur aus schlechten Uebersetzungen kannte, war der erste Gegner, und tadelte alles. Wie konnte aber das Urtheil, das sich auf schlechte Uebersetzungen gründete, anders beschaffen seyn? Wer muß nicht den Homer hassen, wenn er die lateinischen Uebersetzungen liest? Despreaux, Homers Vertheidiger, lobt alles: und dieß war unbedachtsam genug. (In der Stelle, wo von den Vergleichungen die Rede ist, nennt Hr. B. Klopstocks Gleichnisse neu, und giebt ihm das Lob eines Originals in diesem Theile der Dichtkunst.) La Motte beurtheilte den Homer aus der Mad. Dacier Uebersetzung, und veränderte den Poeten zu sehr. Er zog 24 Bücher in zwölfe zusammen. Sein Genie war dem Homerischen zu unähnlich, es erreichte das Original weder im Gefühle, noch im Ausdrucke. Nicht immer versetzte er sich in die Zeiten, in denen Homer schrieb, und von denen er dichtete: daher ließ er die Helden ihre Thaten nicht erzählen, und verwarf einen großen Theil der Vergleichungen. Er erweckte dem Homer Gegner, unter denen besonders Fontenelle war. Die M. Dacier nahm die Vertheidigung über sich; aber sie verrieth überall eine blinde Verehrung. Eben dieser La Motte lobte den Homer in andern Absichten aus den besten Gründen: und man muß

das Lob eines Gegners doppelt schätzen. Terrasson, mehr Philosoph und Mathematiker, als Poet, urtheilte zu heftig. Seine Beurtheilung, so viel sie auch Gutes enthält, ermüdet oft den Leser. Unwillig über die übertriebnen Lobsprüche des Homers, mit der griechischen Sprache unbekannt, und strenge im Urtheil, fand er überall die größten Fehler. Hr. B. beantwortet seine Einwürfe sehr weitläuftig, und erklärt seine Gedanken über das Schild des Achills, von dem Th. 2. S. 250. ein Kupferstich nach Boivins Entwurfe beygefügt ist. Die Folge von diesen Streitigkeiten war gedoppelt: bey einigen vermehrte sich die Hochachtung gegen den Homer, die meisten verachteten ihn. Unter diesen Umständen lieferte Hr. B. eine neue Uebersetzung, die er im folgenden gegen die Bewundrer und Feinde des Homers vertheidiget, und uns zugleich seine Grundsätze und Absichten, nach denen ihn ein billiger Leser beurtheilen muß, vorträgt. Ehe wir einen Auszug davon machen, halten wir es für unsre Pflicht, unsre Leser zu erinnern, wie viel sie von einem Uebersetzer zu erwarten haben, der der Grundsprache nicht unkundig zu seyn scheint, und die Arbeiten seiner Vorgänger so sorgfältig geprüft, und so aufrichtig beurtheilet hat. Der Hauptcharakter seiner Uebersetzung ist nach seinem eignen Geständnisse S. 107. dieser: Je me suis cru autorisé à faire une traduction un peu libre. Aus diesem Grunde befürchtet er von übertriebnen Bewundereren Vorwürfe, hier ist seine Vertheidigung: Lorsque des moeurs étrangeres ont quelque chose

chose de trop grossier, on est obligé de les adoucir dans une traduction, parce qu'elles sont moins choquantes dans l'original. Worinnen das Rauhe in den Sitten jener alten Zeiten, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, bestehe, hat Hr. B. schon S. 33. u. f. erklärt. Er verwirft den Homer nicht, den die Zeit, von der er schrieb, gnug entschuldiget: aber die Uebersetzung muß milder seyn: Vielleicht war mancher Ausdruck, der itzt niedrig klingt, damals erlaubt, und nie beleidigt er im Original so sehr, als in der wörtlichen Uebersetzung. (Der Leser, der französisch liest, denkt französisch. Muß man also nicht die griechische Stelle, die nicht niedrig ist, dem, der französisch denkt, so vorlegen, daß sie auch im französischen nicht niedrig ist? Und würde in diesem Falle eine wörtliche Uebersetzung nicht untreu seyn, weil sie das Original kriechend und niedrig machte? Unserm Bedünken nach braucht diese Regel eine große Einschränkung: wenn wir den Homer lesen, wollen wir griechisch denken, und eine kleine Erinnerung kann den Leser leicht zurecht weisen, daß das nicht niedrig ist, was unsre Sitten dazu machen?) Die andre Regel ist diese: Man kann die unnützen und am unrechten Orte gesetzten Beywörter lieber ganz weglassen, oder ein andres dafür setzen, als sie durch Umschreibungen ausdehnen. Man könnte einwenden, daß das Original auf diese Art verschönert würde. Hr. B. urtheilt, daß man nicht lange wählen müsse, wenn man in den Fall käme, sein Original zu verunstalten, oder zu verschönern.

(Bey dem Beyworte göttlich kann man der Wiederholung selbst entgehen, wenn man ihm den Begriff des vortrefflichen giebt, der sich gnug verändern läßt. Man kann es ohnmöglich allemal im eigentlichen Verstande annehmen.) Die öftern Geschlechtsregister ermüden den Leser, und man kann auch diese abkürzen. Die langen Reden der Helden muß man zusammen ziehen. Die wiederholten Reden kann man weglassen, oder verändert ausdrükken. Alles dieses glaubt Hr. B. entschuldigen zu können, weil es wirklich im Originale bisweilen unangenehm ist, und nicht anders, als mit der Zeit, in der Homer lebte, entschuldigt werden kann, und weil Hr. B. wie er S. 99. sagt, genug solche Stellen beybehalten hat, um den Lesern doch an vielen Orten den Charakter der homerischen Schreibart zu zeigen. Er ist diesem seinen Entwurfe um desto eher gefolgt, da man schon eine französische Uebersetzung von der ersten Art hatte, die aber so wörtlich und gezwungen ist, daß sie mehr einen Ekel vor dem Dichter, als ein Wohlgefallen verursachte. Er selbst hatte die Hälfte der Iliade schon wörtlich übersetzt; doch seine Arbeit gefiel ihm bey wiederholter Prüfung immer weniger. Er faßte daher den Entschluß, uns gegenwärtige Uebersetzung zu liefern. Die Gegner des Homers werden sich beleidigt finden, daß man ihn schon wieder übersetzt, und das Fehlerhafte dieses Dichters vom neuen bekannt macht. Doch er ist voll von Schönheiten: und warum soll man sie nicht bekannter machen? Bey den Fehlern gieng Hr. B. die

Mit-

Mittelstraße, er behielt einige bey, daß man das Original erkennen könnte, einige ließ er weg, oder suchte sie zu vermindern. Wir bedienen uns zu seiner Entschuldigung sein eignes Urtheil, das er S. 123. von der Richtigkeit einer freyen Uebersetzung fällt, und dem wir in einer gewissen Aussicht beypflichten: La fidélité d'une traduction consiste à traduire la poesie d'un poete: und dieß wird durch eine wörtliche Uebersetzung nicht erlangt. Am Ende sind noch einige Urtheile und Betrachtungen. Die Uebersetzung der Mad. Dacier wird so beurtheilt: Elle manque de force, de noblesse, d'harmonie, & allonge presque toujours le stile d'Homere. Und wer muß nicht eben das behaupten, der das Original damit vergleichen kann? Doch spricht Hr. B. ihren andern Arbeiten das Lob nicht ab. Pope läßt den Homer immer an seinem Genie mit Theil nehmen. Im Harmonischen übertrifft die griechische Sprache die englische, und Homer in diesem Stücke Popen. Er war weder ein blinder Verehrer, noch ein wörtlicher Uebersetzer. Wir geben auch hierinnen dem Herrn B. Recht; ob wir gleich bekennen müssen, daß wir den Popischen Homer immer noch lieber als den Französischen lesen werden. Die englische Sprache hat eine Energie und Freyheiten, an die die französische nicht reicht: sie kann das Original fast wörtlich ausdrücken, ohne fremd zu werden, und wer mit ihr bekannt ist, für den ist sie auch nicht ohne Harmonie, zumal in dem Gesange eines Pope.) Die Frage, ob man den Homer in Verse übersetzen soll, wird

wird in Absicht auf die französische Sprache so beantwortet, daß Hr. B. große Schwierigkeiten dabey findet. Die Sprache hat so viel eignes, daß sie sich auch in der Prose nicht leicht nach dem Originale bilden läßt, und die gereimten Verse vergrößern die Schwierigkeit. Dieß ist allerdings ein wichtiger Umstand, nach dem man auch vieles in dieser Uebersetzung entschuldigen muß. Besonders würde eine poetische Uebersetzung des Homers wegen der weiten Entfernung des Dichters von unsern Zeiten, wegen der häufigen Wiederholungen und andrer Ursachen mühsam, und doch nicht glücklich seyn. — Wir haben seit kurzem neue Ankündigungen von einem Versuche zweyer französisch poetischer Uebersetzungen gelesen, wovon die erste vom Herrn Poinsinet de Sivry ist: ein einzelner Versuch ist aber noch nicht hinlänglich das ganze Gedichte zu beurtheilen, und man kann immer keinen allgemeinen Schluß daraus machen. Der Erfolg wird zeigen, ob sie des Hrn. B. seine verdunkeln werden. — Soll man überhaupt die Alten übersetzen? Hr. B. billigt die Arbeit. Man bereichert seine Sprache, und giebt den Lesern ein gutes Buch in die Hände, das sie ohne dergleichen nicht kennen würden.

Die Uebersetzung selbst ganz durchzugehen ist eben so weitläuftig, als unnöthig, da wir nichts suchen, als sie den Lesern bekannter zu machen. Wir mußten uns auf einige Stücke einschränken. Und vielleicht tadelt man unsre Wahl nicht, wenn wir von der Beschreibung des so bekannten Schildes

(Il.

(Il. 18. 478.) anfangen. Th. 2. S. 245. Sie ist nach Boivins Zeichnung gemacht, und bestimmt also das Original nach einer bloßen Möglichkeit. Daher kommt: On y voit *au milieu* la terre, und, ce tableau est entouré de douze groupes. Wie, wenn der Schild nicht so war? Hier bringt man doch dem Leser einen veränderten Begriff bey. Man könnte der Beschreibung des Homers gänzlich folgen. Im Originale ist nicht d'un or precieux, sondern μαρμάρεος. Hingegen fehlen πέντε πτύχες und τελαμὼν ἀργύρεος, davon wir den Grund nicht einsehen. Warum ist zum 484 V. von dem Mond hinzugesetzt: dont la lumiere est plus douce? Die Anmerkung im 487 V. vom doppelten Namen eines Gestirnes ist nach Hr. B. Grundsätzen ausgelassen. Εἵνεκα ποινῆς ἀνδρὸς ἀποφθιμένου v. 498, welches Hr. B. S. 246. übergangen hat, erläuterte die ganze Erzählung, ohne der Uebersetzung zu schaden. Die ganze Stelle V. 497-508. erzählt eine Begebenheit, die in eben der Stadt geschah, wo das Hochzeitfest war. Dieses wird man aus der Uebersetzung nicht sehen. Wendet man uns ein, daß der Leser nichts verliere, oder nennt uns strenge Vertheidiger des Homers: so fragen wir im Gegentheile, ob die Uebersetzung hier durch die genauere Uebereinstimmung mit dem Originale etwas würde verloren haben? Die Worte, τὸ τῇ περὶ θαῦμ' ἐτέτυκτο, V. 549. sind S. 248. ausgelassen: uns würde es nicht beleidigen, wenn es ausgedrückt wäre. Der Uebergang zum 550 V. konnte vielleicht, wie bey Homer, kürzer seyn: S.

249. à un autre champ on voit. — V. 576 ist ῥοδανὸν ein Beywort des Flusses, schnell fortfliessend, und scheint entouré de roseaux ein Irrthum zu seyn. Hingegen ist V. 580. μακρὰ μεμυκῶς gemildert: on croit entendre ses meuglemens. Ist aber V. 579. das hinzugesetzte tout à coup nicht eben so wohl wider die Natur eines Gemähldes, als μεμυκὼς war, und setzt eine Bewegung voraus? Rien n'est negligé dans leur parure ist die Uebersetzung des 595. 596 V. und sagt etwas mehr, als das Original, doch hier ist es sehr gleichgültig. Das Bild στίλβειν ἐλαίῳ von den Kleidern würde in einer Uebersetzung ganz unerwartet gewesen seyn, und wir würden es selbst übergangen, oder mit einem allgemeinen Ausdrucke angezeigt haben. Außerdem finden wir diese ganze Stelle, die im Original so malerisch ist, in der Uebersetzung nicht weniger deutlich und angenehm ausgedrückt. Die Wahl einzelner Stellen ist schwer und betrüglich: man trifft von ohngefähr solche, die nicht zu den guten gehören. Daher entschlossen wir uns bald im Anfange, vielmehr zwey Bücher durchzugehen, um Stellen von allen Arten zu finden: wenigstens ist dieses ganz unparteyisch. Wir nahmen das neunte und letzte Buch. Jenes enthält den Grund zu der ganzen Veränderung der Iliade, dieses ist voll Affekt, und unsern Gedanken nach ein Muster, ob es gleich einige Kunstrichter für allzumatt gehalten haben, als daß man den Homer für den Verfasser halten sollte. Wir haben daher aus dem 9ten Buche V. 53 — 78. Nestors Rede

an

an den Diomedes ganz abgeschrieben, und wollen sie mit einigen Anmerkungen begleiten. Fils de Tydée, vous ne vous distinguez pas seulement aux champs de Mars, mais vous tenez dans les conseils le premier rang parmi ceux de votre âge: tous approuvent la valeur, qui vient d'animer votre discours. (Homer ist ohnstreitig wegen der doppelten Idee stärker: Niemand wird dich tadeln, niemand wird dir widersprechen; als in der Uebersetzung, tous approuvent. Daß an statt μῦθος übersetzt ist la valeur - - - discours, ist zwar ein Zusatz, doch hat er seinen Grund in der Sache selbst. Wir billigen nicht, daß die Worte, ἀτὰρ οὐ τέλος ἵκεο μύθων, auf die sich die folgenden vier Verse gründen, übergangen sind.) Cependant il reste à donner un avis, qui dans ma bouche aura plus de poids que dans la vôtre: car vous pourriez être le plus jeune des enfans de Nestor. (Hierdurch sind zwar die ausgelassenen Worte etwas ersetzt; aber mehr erklärt, als so übersetzt, daß man die Kürze des Gedichtes finden kann, das sich mit Fleiß solcher Erklärungen enthält: und der Uebersetzer drückt sich so aus, daß man die Güte des Raths, den Nestor giebt, blos in Nestors Alter findet, da sie doch Homer darinne suchte, daß des Diomedes Rath unvollkommen, und Nestor erfahrner war.) Je dirai donc librement ce que je pense; j'ai lieu de croire, que tous gouteront mon avis, & que même il ne blessera point Atride. (Auch hier vermissen wir etwas, das die Leutselig-

keit

keit des Nestors schildert, da er dem, dessen Rath er vorher unzulänglich genennt hatte, ein Lob ertheilt, ἀτὰρ πεπνυμένα βάζεις. Hier drückt sich die vrbanitas aus, die man auch in der freysten Uebersetzung angeben konnte.) Malheur à celui qui se plaît dans les guerres intestines! Il n'a jamais connu les liens de la tendresse, il est sans amis, sans parens, sans patrie. (Das malheur à celui ist hinzugesetzt, und macht eine allgemeine Sentenz. Und sagte Homer wohl von dem, der innerliche Kriege nährt, das, was man bey malheur à celui denkt? Will er ihn nicht vielmehr der Unmenschlichkeit beschuldigen? Sans amis, sans parens, sans patrie konnte vielleicht genauer bestimmt werden: Der haßt seine Mitbürger, seine Familie, und die Gesetze, wenigstens glauben wir, daß dieses hier der Verstand sey.) Mais songeons avant tout à rafraîchir les troupes, & que de bonnes gardes se rendent hors de la muraille pour veiller à la sureté du camp. (Rafraîchir les troupes ist sehr geschickt, den Schlaf und die Speise anzuzeigen, und dem lateinischen curare corpora völlig gleich.) Ce sera le soin d'une vaillante jeunesse. Vous cependant, Agamemnon, rassemblez les chefs mûris par l'experience: votre rang, l'abondance qui vous environne (dieses letztere ist eingeschoben), l'objet qui doit nous réunir, & qui ne souffre aucun délai (auch dieses ist hinzugesetzt: Homer läßt den Nestor nichts sagen, als daß Agamenon die vornehmsten Griechen zu sich rufen soll) tout vous

porte

porte à nous recevoir dans votre tente. (Ist nun diese Erklärung der Worte, ἔοικέ τοι, οὔτοι ἀεικὲς, nicht zu weitläuftig, zumal da der Reichthum des Agamemnons noch besonders beschrieben wird.) 'Vous pouvez, sans de longs apprêts, faire préparer un repas, vos vaisseaux, hier encore (Homer beschreibt ihn viel reicher: alle Tage bringen ihm Schiffe Wein aus Thracien), vous amenerent des vins de la Thrace. Consultons sur les moyens de sauver les Grecs, & que le meilleur avis l'emporte. Le besoin n'est que trop pressant; déja notre flotte est éclairée de la lueur des feux ennemis (bis hieher ist Homers Ausdruck nicht unrecht nachgeahmt), destinés peut-être à la réduire en cendre: (das ist ein Zusatz. Homer wollte durch das Feuer den Einbruch der Nacht anzeigen: auch im 235 V. ist nicht vom Feuer, wie es die Uebersetzung ausdrückt, sondern von der feindlichen Armee die Rede.) Qui d'entre nous ne se sent attendri à ce spectacle? (Homer sagt: Wer kann bey diesem Anblicke vergnügt seyn? Dieß konnte auch die freyeste Uebersetzung behalten.) Tout nous annonce un prochain combat, qui doit décider de nôtre salut ou de nôtre perte. (Ist nicht Homer weit kürzer und stärker: Diese Nacht muß unsre Armee verderben oder erhalten. Νὺξ δ' ἥδ' ἠὲ διαῤῥαίσει στρατὸν, ἠὲ σαώσει. Un prochain combat, darf auf diese Art nicht angeführt werden, und νὺξ macht die Gefahr viel sinnlicher und größer, als tout.)

Nestors Rede V. 97 - 113. in der Uebers. S. 6. ist sehr gut ausgedrückt: Doch der Anfang, c'est à vous que s'adresse ma voix, gleicht dem Original, ἐν σοὶ μὲν λήξω, σεῦ δ' ἄρξομαι, ich will blos von dir reden, mich mit dir beschäftigen, noch lange nicht. Man vergleiche die häufigen Nachahmungen dieser Stelle bey andern Poeten, z. E. Theokrits 17 Idylle. Das Verzeichniß der Geschenke V. 122. in der Uebers. S. 7. ꝛc. wird wegen der Art der Erzählung in der Uebersetzung so gut, als im Originale, gefallen. Eine Stelle V. 129. 130. je les choisis moi-même kann dunkel scheinen, als wenn Agamemnon die Sklavinnen für den Achill ausgesucht hätte: daher war es nöthig, die Worte, ὅτε Λέσβον ἕλεν αὐτός, beyzubehalten, damit man es von der vergangenen Zeit verstehen könnte. Je jure que j'ai toujours respecté ses charmes drückt den ganzen 133 und 134 V. aus. V. 149 - 154. in der Uebers. S. 8. nennt Agamemnon sieben Städte, die er dem Achill zum Heirathsgute verspricht: fast jede ist mit einem Beyworte bezeichnet, das sie wichtiger macht. Die Uebersetzung nennt sie nicht, folglich fallen alle Beywörter weg, und so wird die Größe des Geschenkes zum Theil unsichtbar. Es war kein bloßes Verzeichniß von Namen: wie konnte man es weglassen? Der einzige Zusatz, den die Uebersetzung aus den Homer behält, que le tribut de la mer rend florissante, war noch nicht genug: wo bleibt die Güte des fetten Bodens, und der Weinbau? Wenn der Herr Uebersetzer bey den Befehlen, die

Nestor

Nestor den Herolden giebt, V. 180. hinzusetzt: Nestor les exhorte encore du geste & de la voix, so weiß Homer hiervon nichts, und gewiß war es für Helden unanständig, sich so unterrichten zu lassen.

Die Ankunft und Aufnahme der Gesandten ist S. 9. überaus wohl beschrieben. Wir wünschten, daß die Uebersetzung einen Umstand nicht geändert hätte. Homer sagt V. 194. Achill sprang mit der Leyer auf: in der Uebersetzung steht: il quitte sa lyre. Das Original drücket die große Geschwindigkeit mit diesem Bilde aus, die Uebersetzung vermindert sie. Die umständliche Erzählung S. 10. von Zubereitung der Mahlzeit V. 206-215. ist, wie viele ähnliche Stellen, in der Uebersetzung weit kürzer: und freylich ist sie im Original nicht angenehm, da sie so oft vorkömmt. Sind wohl S. 11. κέρσμεθα πᾶν V. 241. les images sacrées? Den 243 V. den die Uebersetzung ausgelassen hat, hatte Homer gewiß nicht ohne Ursache gesetzt. Auch im 254 V. wünschten wir, daß an statt der Minerva und Juno, die Homer sehr bequem gewählt hatte, nicht überhaupt die Götter stünden. Wir sehen von dieser Veränderung keinen Grund und Vortheil. Sonst ist die ganze Stelle V. 225-306. überhaupt betrachtet in der Uebersetzung gut, und Homer verliert für die Franzosen wenigstens nichts. Die Verbindungen, der Schwung, der Ausdruck in Nestors Munde, die Versetzungen, sind der französischen Sprache angemessen, und im Ganzen sieht man gewiß, was Homer den Nestor sagen ließ, wenn auch

einige Theile für unsern Geschmack verändert sind. Die Antwort des Achills V. 307. x. ist S. 13. glücklich ausgedrückt, und fast überall richtig. Wir bitten unsre Leser, sie mit dem Original zu vergleichen, um sich von der Kenntniß der Sprache, dem Gefühl, und der Einsicht in den wahren Verstand des Poeten im Ganzen, die Herr B. bewiesen, zu überzeugen. Unser Urtheil wird desto unpartheyischer scheinen, wenn wir einige Anmerkungen beyfügen. Der 318 V. ist übergangen, doch vermißt man ihn nicht. Im 324 V. ist vielleicht nicht der ganze Begriff, S. 14. l'oiseau qui brave les dangers. Verächtlicher ist im Original V. 327. ὀάρων ἕνεκα, als en faveur de ces ingrats, welches die Sprache des Zornes ist. Dem ruhmredigen Achill, V. 328. 329. war es vielleicht anständiger, seine Thaten zu Wasser und zu Lande anzuführen, als überhaupt, wie in der Uebersetzung, zu sagen, daß er Städte erobert hätte. V. 335. sagt Homer ganz kurz: ἐμεῦ δ' ἀπὸ μούνου εἵλετο. In der Uebersetzung drückt sich der Unwille so aus: Moi seul, distinction flatteuse! je suis l'objet des ses injustices. Doch scheint der Zusatz distinction flatteuse nicht nöthig, wie auch der Begriff: Mir allein raubt er sie, bestimmter ist, als das allgemeine: Gegen mich ist er, unbillig. Der Sinn des 354 V. ist nicht getroffen: S. 15. un jour qu'il s'avança loin des portes Scées. Homer sagt: Hector wagte sich nur bis an das Thor und die Buche. Es hätte nicht sollen auf einen Fall, durch den Zusatz un jour, gezogen werden, denn es geht auf die ganze Zeit der Bela-

gerung,

gerung, so lange Achill mit stritte. V. 376. 377. sind ganz geändert: Ses actions me rendent ses paroles suspectes: qu'il me laisse en repos, & suive la destinée, que ses fureurs lui promettent. V. 398. rc. ist S. 17. ziemlich abgekürzt, und doch hat die Stelle einen doppelten Zusatz: loin des cris & des allarmes, dont mon cœur étoit trop charmé. Bald darauf: Quant à la gloire, j'ai brûlé pour elle, mais aujourd'hui ma haine l'emporte. Sieht man dieses nicht im folgenden, ohne es ausdrücklich zu sagen? V. 423. 425. 426. sagt etwas anders, und für den Achill rühmlichers, als dieses: S. 18: qu'ils renoncent à des stratagêmes qui ne sauroient triompher de mon courroux. Der Sinn ist dieser, sie sollen ins künftige einen heilsamern Entschluß fassen, bisher haben sie, während meiner Abwesenheit, nichts ausrichten können. Um eine Probe zu geben, wie H. B. die Verbindungen der Erzählung ausdrückt, theilen wir die Uebersetzung des 430 — 433. V. unsern Lesern ganz mit: A ce discours impetueux les députés confondus gardent un long silence. Le vénérable Phœnix, poussant des soupirs accompagnés d'un torrent de larmes, prend enfin la parole. Wir sehen nicht, S. 20. warum V. 458 - 474. so gar sehr abgekürzt sind. Wie viel kürzer rühmt sich Phönix V. 481. καί σε τοσοῦτον ἔθηκα, als in der Uebersetzung: Quelque grand que vous soyez, Achille, vous le devez à mes leçons. Die Stärke der Stelle und Größe der Ehre für den Phönix ist hier in der Anrede,

θεοῖς ἐπιείκελ' Ἀχιλλεῦ, und die Uebersetzung hat blos Achille. Die Auslassung S. 21. des 486 V. können wir noch eher billigen, weil der Leser, der sich blos an die Uebersetzung hält, doch würde beleidigt werden. V. 498. ist an statt Jupiter gesetzt, le maitre des cieux. Wir wissen nicht, ob man ihn hier in dieser Absicht zu betrachten hat. Es scheint zu kurz gefaßt, was in der Uebersetzung von der Ate steht, d'un pied ferme & léger parcourt toute la terre, im Original ist V. 501. σθεναρὴ καὶ ἀρτίπος, wo wir das léger gar nicht finden. Soll es, wie wir vermuthen, auf πάσας ὑπεκπροθέει gehen, so ist es ohne den Grundtext schwer zu errathen, in dem ein ganzes Bild mehr ist: Daher läuft sie allen λιταῖς zuvor. Man sieht auch ohne diesen Zusatz nicht, daß celui qui *les* respecte auf die λιτὰς geht, noch weniger, daß die Λιταὶ den Schaden wieder gut machen, den Ate den Menschen zufügt. Die ganze Stelle ist verändert.

Auf eben diese Art wollen wir noch einige Stellen aus dem letzten Buche durchgehen. Die Uebersetzung des Beyworts πανδαμάτωρ V. 5. das vom Schlafe S. 361. gebraucht wird, kann man gelten lassen, le sommeil, si souvent vainqueur de nos maux. Das übrige drückt den Text richtig aus. Es ist bestimmter, was das Original im 18. V. hat: Achill ließ den Hector im Staube liegen, als in der Uebersetzung, il traitoit le fils de Priam avec tant d'ignominie. Die Bedeckung mit dem Schilde wird nach dem Originale nöthiger.

Das

Das Gleichniß aus dem 41. V. ist S. 362. kürzer gefaßt. Der 44. und 45. Achille ne connoît plus la pitié, il a sû même éteindre tout sentiment de honte, cette source féconde des biens & des maux ist gut ausgedrückt, wenn man nicht von Wort zu Wort übersetzen, und seine Sprache vergessen wollte. Im 53. V. sollte ἡμεῖς nicht übergangen seyn. Die Gedanke ist diese: Auch wir (Götter) müssen über den Achill zürnen. V. 55-63. drückt das Original wieder sehr wohl aus. Die Absicht, warum Priamus einen Herold zum Begleiter nehmen soll, die hier besonders ist, V. 149-151. sollte wohl auch in der Uebersetzung angegeben seyn. Im 158 V. ist ein Zusatz, S. 367. un *Roi* suppliant. Es ist hier nicht die Frage; ob der supplex ein König ist, sondern ob Achill Einsicht und Religion genug hat, die Pflichten gegen einen supplicem überhaupt zu erfüllen. In der Wiederholung S. 368. ist es viel richtiger ausgedrückt. Warum heißt Iris im 169 V. invisible? War sie unsichtbar, ehe sie zum Priamus kam, so kann man es für sich selbst verstehen, und nützt der Erzählung nicht: war sie es, da sie kam, so ist es wider die Absicht der Erzählung. V. 194. malheureux que je suis! ist im Homer ganz anders: Priamus nennt seine Gemahlinn unglücklich oder Mitleidens werth. Wir sehen auch den Grund nicht, warum V. 189. zween Wagen an statt eines gesetzt sind. Nach dem 208 V. ist der Zusatz, S. 369. que nos derniers jours s'y consument dans les larmes, überflüßig. Eben dieses urthei-

 len

len wir von dem gleich folgenden Zusatze, un heros l'appui, le rempart d'Ilion, weil es nach dem Original bald darauf, und vielleicht an einem bequemern Orte, stehet, und also in der Uebersetzung verdoppelt ist. Wir wissen nicht, ob man bey voix mortelle V. 221. an die Stimme eines göttlichen Wahrsagers S. 370. denken wird. Der Wahrsager redet nicht blos als Mensch, er redet auf göttliche Eingebung. Der Unterschied war hier so zu bestimmen, ob ein interpres deûm, oder die Gottheit selbst redete. Bey voix mortelle denken wir an die Stimme eines Menschen, die sich hieher gar nicht schickt, (denn wer würde sich gewagt haben, dem Priamus diesen Rath zu geben?) ohne den Begriff der göttlichen Eingebung. Wir bemerken dieses mit Fleiß: es ist eine Stelle, da die Freyheit der Uebersetzung zu groß scheinet. V. 226. 227. Que je meure de la main d'Achille, pourvû qu'il m'immole sur le corps de mon fils, pourvûque j'aie goûté la douceur de pleurer sur sa froide depouille! So vorzüglich uns die richtige Uebersetzung la douceur de pleurer gefällt, so sehr ziehen wir die, unsern Gedanken nach, nicht ganz unnachahmliche Kürze des Originals vor, das dennoch eine Idee mehr (αὐτίκα) ausdrückt: Kann ich meinen Sohn in meine Armen schließen, (dieß ist in eines Vaters Munde weit zärtlicher, als être immolé sur le corps de mon fils,) und meine Begierde zu klagen stillen, so mag mich Achill diesen Augenblick tödten. Sur la froide depouille ist hinzugesetzt. Im 388 V. geht die Uebersetzung

S.

S. 376. wohl zu weit: qui semblez plaindre le sort de mon fils infortuné: der Sinn ist dieser: Du erwähnst meinen unglücklichen Sohn zu bequemer Zeit, (oder, multa cum humanitate, καλὰ, welches der Uebersetzung fehlt.) Der 409 V. ist S. 377. ohne Grund geändert, si les vautours ont respecté ses restes précieux, an statt, ob ihn Achill den Thieren hingeworfen hat. In der vortrefflichen Bitte S. 381. des Priamus, V. 504-507, die ein Meisterstück des Homers ist, ist am Ende zu viel hinzugesetzt, z. E. die grauen Haare, die ihn an seinen Vater erinnern sollen, und die ganze Stelle: mais si rien ne peut vous fléchir, ayez quelque compassion de ma disgrace accablante: alles dieses ist in den folgenden Worten, und zwar nicht so allgemein, sondern auf den gegenwärtigen Fall S. 383. bestimmt. Der Zusatz zum 557 V. ist nicht unglücklich, donnez à Pélée la consolation d'embrasser son fils, aber doch nicht nöthig. Die Kürze der Uebersetzung des 639 und 640 V. ist S. 386. ganz gut, obgleich ein wenig gekünstelt: la terre étoit mon lit, & les pleurs ma nourriture. V. 686-672. ist S. 387. zusammen gezogen: Achille confirme sa promesse, & rend la main au vieillard pour lui ôter toute crainte. Der Poet läßt den Leser im 686-688 V. errathen, (und es ist leicht zu errathen,) was in der Uebersetzung ergänzt ist: ils vous retiendront dans le camp. Im Originale ist der Sinn dieser: Du hast den Hector so theuer erkauft: doch deine Söhne würden dich weit

theurer zu erkaufen wünschen, wenn Agamemnon erführe, daß du im Lager wärest. De ses beaux yeux coulent des torrens de larmes, ist S. 388. ein Zusatz zum 703. V. Im 716 V. sagt Priamus zu dem Volke, das den Leichnam des Hectors umringte: Oeffnet mir den Weg: in der Uebersetzung S. 389. ist: retenez les transports de votre douleur. Zum 756 V. ist S. 391. eine sehr richtige Gedanke, die so viele griechische Redner ausgeschmückt haben, hinzugesetzt: la liberté ne t'a point été ravie. Hingegen ist eine andre ausgelassen: Und doch hat er ihn dadurch nicht wieder lebendig gemacht. V. 770. in der Uebers. S. 392. Tu retenois même Priam, quand il m'adressoit des reproches, où cependant éclatoit la tendresse d'un pere. Man vergleiche damit das Original. Homer sagt ausdrücklich, daß sie Priamus nie durch Vorwürfe, wie die übrigen, beleidigt hätte, und unterscheidet sein Betragen von der andern Bitterkeit: Stets war er sanftmüthig, wie ein Vater. Uebrigens gestehen wir mit eben der Gesinnung, wie wir einige Stellen dieses Buches beurtheilet haben, daß wir in der Uebersetzung viel Affekt, Zärtlichkeit, Feuer und ausgesuchte Ausdrücke gefunden haben, und immer diese Uebersetzung vorzüglich denenjenigen empfehlen werden, die nicht das Griechische in ihrer Gewalt haben: und wir zweifeln nicht, daß sie ohne die Vergleichung noch mehr gefallen werde. So bald man einzelne Stellen genau prüfet, urtheilt man mehr, als daß man empfindet.

Inzwi-

Inzwischen wollen wir nicht behaupten, ob alle Leser mit uns einstimmig urtheilen werden, da vielleicht ein jeder den Begriff einer freyen Uebersetzung anders bestimmt. Doch wir glaubten, Recht zu haben, sie der wörtlichen und unverständlichen entgegen zu setzen, die ihre eigne Sprache oder das Schöne verunstaltet. " Und in dieser Absicht haben wir einige ausgelassene Gedanken bemerkt, die unsrer Meynung nach eine Uebersetzung nicht würden verunstaltet haben. Nach dem, was der Verfasser geleistet hat, sind wir der Meynung, daß uns der Verfasser ein schönes Buch geliefert, uns aber eine noch schönere Uebersetzung hätte liefern können, wenn er weniger Hochachtung für den Geschmack seiner Landsleute gehabt, und ihre falsche Delikatesse weniger geschont hätte. O daß doch ein deutsches Genie ermuntert würde, uns einen Homer in unsrer Sprache zu liefern! vielleicht wären wir im Stande, uns dadurch über alle Nationen wegzusetzen, da unsere Sprache reich und kühn genug dazu ist, und unsere Landsleute geduldiger sind, gewisse Fesseln zu tragen als alle die übrigen: nur muß sie nicht von Händen kommen, die zwar das Griechische verstehen, aber kein Gefühl von Schönheit haben, und in ihrer Muttersprache fremd sind, oder von solchen, die zwar Genie genug hätten, aber mit der nöthigen Gelehrsamkeit unausgerüstet sich daran wagen. Die erstern werden besser thun, um doch etwas Gutes zu thun, wenn sie Varianten sammeln, und um die wahren Lesarten bekümmert seyn, und die

letztern,

letztern, wenn sie durch eigne Werke ihrer Nation Ehre zu machen suchen.

✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱

V.

Comische Erzählungen. Ex noto fictum Carmen sequar, vt sibi quiuis speret idem — Horat. 1765. (227 S.)

Diese komischen Erzählungen sind eine seltsame Erscheinung, und sie wird noch seltsamer, wenn man an den Verfasser denket, ob er gleich itzt in seinem Elemente zu seyn scheint. Sie zeigen einen großen Dichter an: es ist viel Poesie, Wissenschaft, Kenntniß des Menschen, viel Naivität, Leichtigkeit in der Art zu erzählen, Witz und satirischen Scherz darinnen. Freylich darf man sie nicht nach der Sittenlehre beurtheilen: denn von dieser Seite, möchten sie manchem Verdammungsurtheile unterworfen seyn, und wir würden eben so wenig unzufrieden seyn, wenn des Verfassers Scherz weniger die guten Sitten beleidigte: denn wir können nicht bergen, daß sie uns weit unmoralischer, als die Rostischen geschienen haben. Diese sind nur schlüpfrig, und werden nichts enthalten, was nicht wenigstens in statu naturali ohne Verbrechen geschehen könnte. Und ist nicht der Schäferstand eine Gattung des Stands der Natur? aber hier werden Ehen und Pflichten gespottet. — Doch wir wollen nicht andern in ihr Amt greifen, sondern dieser Gedichte

Ver-

Verdienste blos als komischer Erzählungen betrachten. Der Herr Verfasser hat seine Süjets aus der Mythologie genommen: sie enthalten also das Urtheil des Paris, Endymion, Juno und Ganymed, Aurora und Cephalus. Wir mögen nicht entscheiden, ob er darinnen wohl gethan? es kömmt auf seine Absicht an; will er blos von Dichtern und Gelehrten gelesen seyn, so haben wir nichts darwider: außerdem stehen wir dafür, daß für den größten Theil der Leser und Leserinnen zu viel heydnische Gelehrsamkeit darinnen ausgeschüttet ist, als daß sie ein Fremdling darinnen mit eben der Lust, als die Lafontainischen oder Rostischen lesen wird, weil solche von den meisten ohne mythologisches Wörterbuch nicht möchte verstanden werden. Man muß mit der ärgerlichen Geschichte des ganzen Himmels bekannt seyn; man muß die alten Dichter, wenigstens den Ovid, fleißig gelesen haben, um alle Anspielungen und kleine Spöttereyen zu verstehen. Man höre gleich den Eingang der ersten Erzählung:

Noch flammt der Streit, den Eris angeschürt,
Die Fehde, ohne die Fürst Priam unbezwungen,
Achillens Zorn und Hector unbesungen,
Herr Menelaß am Vorhaupt ungeziert,
Und seine schöne Frau zu ihrer größern Ehre
Uns unbekannt geblieben wäre;
Der Zank der Götter selbst in Hochzeitfreuden
stört,
Und denke nicht an Kleinigkeiten:
Nicht was die Linien im Buch Ne-Kim bedeuten rc.

Was

Was wir hauptsächlich daran auszusetzen fin-den, ist, die entsetzliche Weitläuftigkeit, die oft den Leser ganz von der Geschichte abführet: und die Schwatzhaftigkeit der Personen, die in ihren Unterredungen selten ein Ende finden. Z. E. Paris, sagt, da ihm Merkur die drey Göttinnen vorstellet, und ihm das Urtheil absodert, welche die schönste sey:

Herr Hermes, wie ich höre
Erweißt Gott Jupiter mir gar zu viele Ehre.
Ich bin, beym Pan! nicht so gelehrt;
Zum wenigsten nicht, daß ichs wüßte;
Auch seh ich nicht, woher es kommen müßte:
Ich bin ein Hirt der nichts gesehen hat,
Als Küh und Ziegen, Fichten, Eichen,
Und Mädchen, die den Kühen ziemlich gleichen:
Dergleichen Fragen sind für Leute in der Stadt.
Fragt mich, ob diese junge Ziege,
Ob jene schöner sey, das weiß ich auf ein Haar:
Allein von diesen hier thut jede mir Genüge.
Ich nehme wohl Verschiedenheiten wahr,
Als die ist kleiner, jene größer,
Die hat ein schwarzes, die ein falbes Haar,
Und jene dort ein güldnes gar;
Allein um das gefällt mir keine besser.
Sie sind mir alle schön, und in der That
Die Schönste, däucht mich, ist gerade die man hat.
Mir wär es so, ich sag es, daß sies hören,
Und wenn sie noch was mehr, als nur Göttinnen, wären.
Mir fällt mit eurer Gunst hiebey
Ein Spaß von meinem ein

Nun

Nun geht eine Erzählung an, die von der 18ten bis zur 22 S. fortgeht, und Saturnia fragt ganz recht:

Wenn endet das Geschwätz?

Wie viel könnte man nicht Zeilen wegstreichen, ohne daß die Munterkeit der Erzählung was verlöre: würde man nicht zufrieden seyn, wenn er gleich spräche:

Ich bin nicht so gelehrt,
Dergleichen Fragen sind für Leute in der Stadt

ohne zu erzählen daß er nichts als Kühe und Ziegen und dergleichen gesehen habe? So machet es auch der Verfasser mit seinen Beschreibungen, er wird nie fertig! Noch fehlerhafter scheint uns dieß, wenn der Dichter Anmerkungen von sich einstreuet, die außerdem oft einer Erzählung eine ungemeine Naivität geben. Ovid, Lafontaine, Rost, und a. m. werfen ein paar Zeilen ein, und geben damit dem Leser weit mehr zu verstehen, als ein weitläuftiger Commentar darüber: im Urtheil des Paris verlangt dieser von den drey Göttinnen, daß sie sich nach seinem Ausdrucke in naturalibus, zeigen sollen: hierauf machet der Dichter eine Anmerkung, daß sich darzu die Weiber schwer verstehn, die von der 24. S. bis auf die 27. fortläuft. Lafontaine bey einer gleichen Begebenheit, im La jument du Compere Pierre saget nichts weiter, als:

Etre nuë ainsi mise
Aux yeux de gens! --

Die Beschreibung, daß Endymion allen Mädchen gefiel, dauert von der 62. bis zur 68. S. und die

ganze,

ganze Geschichte des Paris wird wiederhohlt. Wir wollen nicht solcher Stellen mehr anführen, die sich in jeder von diesen Erzählungen finden, es ist auch wahr, daß sie oft schön sind, und wir sie an jedem andern Orte nicht gern entbehren möchten, aber wo sie stehen, machen sie die Erzählung nicht selten langweilig und dehnend.

Endlich finden wir nicht allezeit diejenige Delikatesse drinnen, die wir von einem solchen Dichter erwarten. Wir wollen nicht von der ganzen Erzählung, Jupiter und Ganymed reden, die unserm Bedünken nach alle Gränzen der Sittlichkeit und Tugend überschreitet, und von dem die Geschichte kaum einen heydnischen Dichter würde zu vergeben seyn, sondern auch von der Delikatesse und Freyheit des Ausdrucks: Mädchen, die den Kühen ziemlich gleichen — Sie macht, wenn ihr was an der Leber kriecht verzweifelte Grimassen. So wollt ich, daß sie schon in meinem Bette wäre. Ob auch ihr Fell durchaus so rein — und wenn nach alter Männer Art die schöne Brust von ihm begeifert ward. Ihr schön Gebiß, — an die Nase lachen, — der geile Kuß und dergleichen sind, wie wir denken sollten, auch in komischen Erzählungen, nicht zu gebrauchen. Gewisse Dinge die der Herr Verfasser für komisch hält, fallen in das allzu Burleske. Z. B. wenn Minerva im Contusch dem Zevs Manschetten näht, Marli durchzieht und Handschuh wirkt, oder Aurore Rock und Mieder auszieht u. s. w. Inzwischen sagen wir es noch einmal, sie verdienen allezeit einen angesehenen Platz unter den deutschen

Erzäh-

Erzählungsdichtern. Wir müßten das halbe Buch abschreiben, wenn wir alle Stellen, die komisch und naif sind, die lebhaften Beschreibungen, leichtfertige und muntere Scherze, reizende Gemälde und boshafte satyrische Schilderungen enthalten, hersetzen wollten, und außer dem Zusammenhang würden sie doch viel verlieren. Seine Belesenheit weiß der Dichter auf eine so drollige Art anzubringen, daß sie diejenigen, die mit den Anspielungen bekannt sind, nicht ohne Lachen lesen werden. Wir wollen einen kleinen Auszug aus der Aurora und dem Cephalus geben, damit die Leser von der Art dieser Geschichtgen und des Verf. Weise, sie zu behandeln, sich einen Begriff machen können:

Noch lag, umhüllt vom braunen Schleyer
Der Mitternacht, die halbe Welt
Es ruht in ungestörter Feyer
Das stille Thal, das öde Feld,
Der Nymphen Chor an ihren Krügen,
Der trunkne Faun auf seinem Schlauch;
Vielleicht fügts Nacht und Zufall auch,
Daß manche noch bequemer liegen:
Der Elfen schöne Königinn
Hatt ihren Ringeltanz beschlossen,
Und sanft auf Blumen hingegossen,
Schlief jede kleine Tänzerinn;
Und kurz es war zur Zeit der Mette,
Als sich Auror zum erstenmal
Aus ihrem Rosenbette
Von Tithons Seite stahl.

Nach dieser, einer komischen Erzählung so angemessenen Beschreibung der Nacht erzählet der Dichter, mit wie vieler Vorsicht dieß geschehen sey: sie findet im Vorgemach ihre Zofen die Stunden, wovon eine halb aufgeschreckt aus einem Traume schreyt;

sie schrie, wie Nymphen schreyn,
Um feuriger geküßt, nicht um gehört zu seyn.

Sie eilt also vorbey, spannt drey rosenfarbne Stuten an, und läßt sich nach Hymettus tragen, hier sucht sie den schönen Cephalus auf.

Aurora? Wie, ruft der Dichter aus, voll Verwundrung, das Muster weiser Frauen,
Auf deren Treu, die schon Homer uns prieß,
Ein jeder alte Mann sein junges Weibchen schauen
Und sie zum Vorbild nehmen hieß?

Er beschreibt ihre Verdienste um ihn nach der Länge

Allein so wars! Sie schlich von ihrem Alten
Sich heimlich weg, und sucht den jüngern Kuß
Des schönen Cephalus.

Der Dichter zeigt, daß dieses eben so unnatürlich nicht sey: sie hatte den schönen Jäger schon einmal und zweymal da gefunden. Sie trat dazumal näher, und wünschte den Tithon selbst zu sehen.

Den Tithon? -- Ja doch wie er damals war
Als er in auserlesner Schaar
Der schönste Phrygier, vor allen
Der Schönste war, vor allen ihr gefallen,
Mit langen dunkelbraunem Haar,
Mit blühendem Gesicht und Lippen von Corallen.

Sie

Sie findet auch eine große Süßigkeit
Den werthen Greiß im Cephalus zu lieben.

Hier machet der Dichter wieder eine weitläuftige Ausschweifung:

Daß oft dergleichen Aehnlichkeiten
Zu süßen Irrungen verleiten,

Er beweiset es nach des Plato Lehre, aus dem Beyspiele des Callias, und es muß einem Leser seltsam vorkommen, daß wenn der Verfasser derjenige wirklich ist, den man uns genannt hat, er überall seiner sonst so angenehmen Lieblingsgrille der platonischen Liebe spottet:

Dieß alles war vorhergegangen, als sie
So früh aus Tithons Bette schlich
Um ihren Jäger aufzufangen.

Sie hört hier schon mit viel Entzücken die Jagd ziehn.

Der Jüngling fühlt sich schnell - -
Durch Luft und Wolken weg, wer weiß wohin gebracht.

Er erwacht —

Und a! wer wünscht nicht, was er sah, zu sehn
Stellt, wenn ihr könnt, auf Säulen von Rubinen
Euch einen Saal von Perlenmutter vor;
In diesem Saal ein Bette mit Gardinen
En pavillon, von rosinfarbnen Flor,
Und reich gestickt; auf diesem Ruhebette
Was Jupiter sich selbst gewünschet hätte,
Die schönste Fey, so schön und jung, als man
An einem Sommertag sie immer sehen kann;

Und diese Fee in einer Lage
Wie Titian der Liebe Göttinn giebt,
Und in dem halbgebrochnen Tage,
Worinn die blöde Scham sich williger ergiebt;
Verhüllt doch so, daß jede kleine Regung
Das neidische Gewand verschiebt,
Und unter seidnem Flor die steigende Bewegung
Des schönsten Busens sichtbar wird - -
Den Anblick stellt euch vor, und werdet nicht gerührt.

Wir hätten uns noch lieber sie in dieser Stellung, in einer romantischen Gegend, als in einem Saal von Rubinen vorgestellt.

Der Jüngling ward es, da er sich zu ihren Füssen fand.

Aurora will ihm gern geschehn
Daß Leute die ihm ähnlich sehn,
Nicht sehr gehaßt zu werden pflegen:

Sie thut es: er verspricht sich bescheiden aufzuführen, und küßt ihr aus Dankbarkeit, von der er glühet, die Hand.

Indem er noch im Küssen ist,
Verirrt sein Mund - - da seht mir doch die Musen!
Die kleinen Spröden schämen sich
Und halten plötzlich ein - - doch ich bekenn es, ich
(Und Cicero an Pätum spricht für mich:)
Verirrt, - - wie leicht verirrt man sich! - -
Verirrt sein Mund auf ihren Busen.

Doch wer einmal so weit in der Dreustigkeit gegangen ist, geht weiter: Der Dichter sagt dieses

wieder weitläuftiger, als es nöthig gewesen wäre, und beschließt:

> Er wagts von Grad zu Grad, bis ihm vor lauter Wagen
> Nichts mehr zu wagen übrig blieb . .

Er stellt sich im Feuer der Begierde in Auroren seine Prokris dar: doch nach wiederholten Küssen sieht er seinen Irrthum ein: er gesteht es so gar der Göttinn, daß er in ihr blos seine Gattinn zu finden geglaubt habe: erzählt ihr seine Liebesgeschichte mit ihr und schwört, daß er ohne diesem Betrug nimmermehr ihr ungetreu würde geworden seyn:

> Bey kälterm Blut und hellerm Schein
> Soll Venus selbst nicht fähig seyn
> Noch einmal mich so zu berücken.
> . . . . er schwört ihr Stein und Bein,
> Sie niemals mehr für Prokris anzusehen.

Aurora fragt, ob er sich eine gleiche Gegentreue von ihr versprechen könne, und auf seine Versicherungen suchet sie ihn erst wieder die Tugend der Frauenzimmer überhaupt verdächtig zu machen. Endlich beredt sie ihm, die Probe zu machen.

> Nimm, fährt sie fort, und zieht vom kleinen Finger
> Ein Reifchen ab, nimm diesen Talismann,
> Er macht dich fremd, unkenntlich, älter oder jünger,
> Zum reichsten oder schönsten Mann,
> Zu was du willst; ein Wunsch, so ists gethan.
> Du kannst hierdurch die Probe selber machen:
> Hält sie sich gut, so opfre ja dein Glück:

Wo nicht so bleibt doch nichts an deiner Stirn zurück,

Und wenn du weinst, so wird doch niemand lachen.

Cephalus geht es ein: er eilt zur Prokris, die er mit einer Stickerey beschäftiget fand. Der Dichter macht wieder eine weitläuftige Ausschweifung, und erzählt, wie Homer diese Stickerey beschreiben würde. Sie ist schön, ob sie gleich nicht hieher gehörete. Er läßt sich bey ihr als ein Herr Amphibolis melden: und nimmt die Gestalt eines häßlichen aber reichen Kerls an:

Er hatte Geld, und was dazu gehört,
Juwelen, Perlen, Diamant,
Smaragd, Rubin, als hätt in seiner Hand
Sich, was er nur berührt, in Edelstein verkehrt.

Er kann sich aber dadurch ihr Herz nicht erkaufen: Der Dichter macht eine scherzhafte Apologie für die Frauenzimmer wider den Lafontaine:

Hans Lafontain! Hum sagt mir noch einmal,
Der Cassenschlüssel sey der Schlüssel zu dem Herzen.

Cephalus — gieng in seinem Herzen
Vergnügter, als im trüben Blick;
Allein von Freuden und von Scherzen
Umflattert, kam er bald als Seladon zurück.

Seladon wird geschildert, und wider die Stoa bewiesen, daß man eben kein Weiser seyn müsse, um den Stoikern in Hauben zu gefallen. Es folgt der Fortgang seiner Liebe sechs Tage hindurch: erst in der Nacht nach sieben vollen Tagen unterfieng er sich

Den

Den ersten Kuß auf ihren Mund zu wagen.
Und welch ein Kuß, indem sie sich bemüht,
Ihm zu entfliehn: und doch ihm nicht entflieht!
Wie blickt ihr Aug! Wie süße Seufzer regen,
Indem zugleich vor holder Schaam und Lust
Dieß Aug sich schließt, die halbenthüllte Brust,
Und hauchen ihm den Geist der Lieb entgegen!
Ihr Götter! — Seladon? — Was kann —
Solch eine Wollust — Wie? Du fährst ergrimmt zurücke.
Wie glücklich, ruft er, wär in diesem Augenblicke
Ein jeder andrer — als dein Mann! —

Wir hätten den Zeilen, die die Süßigkeit der Wollust beschreiben sollen, weniger Härte gewünscht. — Es wird das Schrecken der Prokris geschildert, da sie

ihren Mann in ihrem Buhler findet!

Der Dichter fragt die Weiber, was sie unter solchen Umständen würden angefangen haben. Prokris wählt

Den kürzern Weg — sie weicht
Schießt einen Blick, der alle Liebesgötter
Aus ihren schönen Augen scheucht
So einen Blick, als ob ein Donnerwetter
Ihm in die Seele schläg, auf Cephaln, und entfleucht.

Kaum ist sie fort, so ändert Cephalus den Ton seiner Klagen, er fängt an sich selbst Vorwürfe zu machen, sein Gedächtniß stellt ihm jeden wollüstigen Augenblick, den er mit ihr genossen, doppelt reizend vor, und er beschließt, sie wieder aufzusuchen.

Es begegnet ihm eine Dryas die eine sehr reizende Beschreibung veranlasset. Sie redt ihm zu, daß er sich nicht um seine Prokris grämen solle, daß diese sich der Diana geweiht, und ihn auf ewig zu meiden geschworen habe: doch verspricht sie, ihn zu ihr zu führen: er kömmt unterwegens der Nymphe etlichemal ziemlich zunahe: ob er gleich der Versuchung nicht ganz unterlieget, je mehr er sich der Prokris nähert, desto mehr beschäftigen ihn die Gedanken der Aussöhnung

mit welcher Zärtlichkeit
Will er auf seinen Knien sie um Vergebung flehen!
Er schwört ihr zu, nicht eher aufzustehen,
Bis der Begnadigung, womit sie ihn beglückt,
Ihr süßer Mund das Siegel aufgedrückt.

Unter diesen zärtlichen Gedanken langt Cephalus und seine Führerinn an einer Grotte an. Die Nymphe räth ihn, ganz sachte hinein zu schleichen.

Du findest sie, ich wette,
Vom Bad erfrischt, auf ihrem Ruhebette,
In einem Augenblick vielleicht
Worin sie selbst Dich hergewünschet hätte,
Und wo man insgemein uns mit Erfolg beschleicht.

Wie schalkhaft, ist diese Stelle. Das schreckliche Gesicht das er hier findet, wird gut von dem Dichter beschrieben: er findet einen Jüngling an Prokris Busen: es ist der wahre Seladon,

Von dem er jüngst Gestalt und Reize borgte.

Er macht sich wieder neue Vorwürfe, da er der erste gewesen, der sie diesen Hirten in seiner Verstellung

kennen

kennen gelehrt. Nach einem langen Streite zwischen Liebe und Rache

Siegt doch zuletzt die Zärtlichkeit
Und schmelzt den Grimm in wehmuthsvolle Zähren.
Fast athemlos wirft er den letzten Blick
Auf das geliebte Weib und sein verlohrnes Glück,
Sieht sie — ihr Götter! welch ein Blick!
In fremden Arm so sanft und lieblich schlafen,
Siehts, ächzet laut, und flieht zurück
Sein Unglück an sich selbst zu strafen. —

Er läuft an einem See

Hier sieht mein Cephalus das Ende seiner Schmerzen
In einem feuchten Tod. Verzweifelnd, ohne Sinn,
Sieht er zum letztenmal noch auf die Grotte hin,
Drückt dann die Augen zu, und stürzt sich in die Wellen.

Aurora die eben ihren frühen-Lauf vollbracht fährt vorbey, und bekömmt Lust sich hier zu baden. Sie entdeckt,

indem sie siehet,
Den alten Freund, der schon den letzten Athem ziehet.
Die dringende Gefahr, macht, daß sie itzt vergißt,
Wie wenig er verdient, daß sie so gütig ist.
Sie schwimmt hinzu, trägt ihn mit eignen Armen
In eine Grotte hin, wo ihm das weiche Moos
Zum Bette wird, setzt ihn auf ihren Schoos,
Und läßt sein kaltes Herz an ihrer Brust erwarmen.
Das Mittel hilft; sie fühlet bald,
Daß etwas noch in seinen Adern wallt,

Sieht seine Wangen sich mit neuen Rosen färben,
Und küßt ihn bald ins Leben ganz zurück.
Zum Malen wäre das ein hübscher Augenblick,
Hier könnt ein Vanloo Ruhm erwerben.
Er öffnet bald den neu-belebten Blick,
Er kennt Auror, und sinkt an ihre Brust zurück,
Nicht vor Verzweiflung mehr, vor Dankbarkeit zu
sterben.

VI.

Nouveaux memoires ou Observations sur l'Italie & sur les Italiens par deux Suedois. Traduites du Suedois. T. I — III. a Londres, 1764.

Unter den vielen Nachrichten, die wir von Italien haben, verdienen diese eine besondre Achtung. Der Verfasser hat sich vermuthlich unter dem Namen zweyer Schweden verstecken wollen, um desto freyer zu urtheilen. Das Buch ist eben so wenig aus dem Schwedischen übersetzt, als es zu London gedruckt ist. Es erschien im vorigen Jahre zu Paris, *) und der Verfasser soll, der wegen seines feinen Ge-

*) Eben daselbst erschien 1763. Voyage en France, en Italie & aux Isles de l'Archipel, ou lettres écrites de plusieurs endroits de l'Europe en 1750. traduit de l'Anglois. Diese Briefe, welche bereits seit geraumer Zeit in London erschienen, bey uns aber nicht sehr bekannt worden, enthalten hin und wieder einige Nachrichten für die Künste, aber nicht so viele, als diese. Sie werden nächstens deutsch erscheinen: so, wie Herr Breitkopf in Leipzig auch eine Uebersetzung dieser Memoiren veranstaltet.

Geschmacks in den Künsten und Wissenschaften bekannte Herr Grosley von Troyes seyn. Diese Memoiren, welche außerdem auch das Verdienst haben, daß sie die neuesten sind, enthalten nicht allein viele historische und politische Anmerkungen von dem Lande und den Einwohnern, sondern die Liebhaber finden auch mit Geschmack gefällte Urtheile, und Nachrichten von den Künsten darinn. Wir wollen unsern Lesern einige davon mittheilen.

Im ersten Theile S. 95. redet der Verfasser von der Neigung der Italiäner zur Musik, und leitet solche aus ihrem Temperamente her. Plus on avance en Italie, plus ce goût paroit augmenter en vivacité; ensorte que relativement à ce goût, & à la perfection, qui le suit proportionellement, l'Italie peut être comparée à un diapason dont Naples tient l'Octave. Denn Napel ist heutiges Tages der Hauptsitz der Musik, wo sich die besten Componisten zu bilden suchen.

S. 96. Die berühmte Secchia, welche dem Tassoni Gelegenheit zu seinem bekannten schönen komischen Heldengedichte gegeben, ist noch zu sehen. Es ist ein mit Eisen stark beschlagner Eimer, der an einer eisernen Kette unter dem Gewölbe eines alten finstern gothischen Thurms hänget, so, daß man ihn nicht anders, als bey der Fackel, sieht. Um dazu zu gelangen, muß man durch verschiedne Thüren gehen, die sorgfältig eine nach der andern wieder zugeschlossen werden. Es ist bekannt, daß die Modeneser solchen im zehnten Jahrhunderte den Bolognesern abnahmen.

S. 212.

S. 212. Was Bologna eigen ist, und sie den berühmtesten Städten Italiens gleich setzt, ist die Schule der Caracci. Von den Meisterstücken dieser Schule sind alle Kirchen, Palläste, Häuser, ja so gar die Gassen angefüllt. „Die Malerey hatte die „von Raphael und Michel Angelo geöffnete Bahn „verlassen, war auf Irrwege gerathen, und folgte „gewissen eigensinnigen Grundsätzen, bis Ludovicus „Caracci ums Jahr 1580 seine Schule anlegte. „Diese Schule hatte eine fleißige Nachahmung der „Zeichnung, und aller der Schönheiten zum Grunde, „die Titian, Paul Veronese und Corregio vor„nehmlich in der Nachahmung der Natur entdeckt „hatten.„ Ludwig unterrichtete erst seine beyden Vettern Augustin und Annibal Caracci, und diese bildeten nachher eine Menge der großen Meister, den Guido, Dominichino, Guercino, Albano, und viele andre. Ein jeder von den Schülern hat etwas besonders, sie kommen doch aber alle in etwas überein, daraus man gleich die bolognesische Schule erkennt. Der Verfasser wendet das, was Cicero von den griechischen Malern sagt, gar artig auf diese Schule an: Omnes inter se dissimiles fuerunt, sed ita tamen ut neminem sui velis esse dissimilem, de Oratore L. III. Der Geschmack und die Urtheile über die verschiednen Manieren derer, die zu der Schule gehören, ist getheilt: Die Römer und Bologneser sind darinn getheilt. In Rom hielt man mehr auf den Annibal, als auf den Ludwig, mehr auf den Guido, als auf den Dominichino. Hingegen zieht man in Bologna den Ludwig Ca-

racci

racci vor, und schätzt den Dominichino höher, als den Guido: Ob Guido aber dem Albano vorzuziehen sey, darüber ist man in Bologna selbst uneinig. Genug, sie sind alle grosse Meister, und verdienen alle Bewundrung.

Auf der 215ten und folgenden Seiten erzählt der Verfasser mit vieler Wahl die Gemälde der bolognesischen Schule, welche ihm besonders gefallen. Das Kloster St. Michele in Bosco vor den Thoren von Bologna ist wegen der schönen Malereyen der Caracci berühmt; andre haben solche beschrieben. Merkwürdig sind die Malereyen der Bibliothek daselbst. Da man sonst die Bücher jedweder Facultät durch besondre Ueberschriften anzuzeigen pflegt: so wird solches hier durch ein Paar berühmte Personen, die darinn sich hervorgethan, angedeutet. „Dieselben sind „allemal auf den zween Seiten eines falschen Fronton liegend vorgestellt. Sie scheinen mit einander „zu reden, und haben entweder eine feine, oder „friedfertige, oder grobe und böse Miene nach dem „Charakter ihrer Werke und der Wissenschaften, „von denen sie geschrieben. Zum Exempel auf dem „Fronton über den Büchern der scholastischen Philo„sophie hat der Maler dem Doctor Angelicus „vorgestellt, wie er mit Doctor Subtilis über das „vniuersale a parte rei, disputirt. Dies Gemälde „ist voll Feuer und Ausdruck, und scheint ein Modell „zu seyn, um sich aus dem Rabelais den Streit des „Panurgus mit dem Engländer Taumastes, der „durch Zeichen argumentirte, lebhaft vorzustellen. „Canuti hat diese Bilder in Lebensgröße gemalet.

„Der

„Der Abt Pepoli, welcher die Bibliothek also aus„zieren lassen, hat vermuthlich den Maler die ersten „Ideen dazu angegeben.

Die Madonnen, welche an den Ecken der Gassen von Bologne anzutreffen, sind meistens von grossen Malern. Sonst findet man in keiner Stadt so schöne Stücke auf den Gassen.

Die bolognesische Schule hat sich lange erhalten. Cignano, der Schüler des Albani hat ihr noch in unserm Jahrhunderte bis zum Jahre 1719 große Ehre gemacht. Der Schüler war ein grösserer Maler als der Lehrer selbst.

S. 359. Ferrara hatte sonst eine eigne Malerschule; in der sich Dossi, Scarsellino, Bonnoni, und andre hervorgethan haben, deren Leben der Abt Baruffaldi beschrieben. Der Verfasser hält diese Schule für eine glückliche Mittelstraße zwischen der venetianischen Schule und den Caracci. Bey Gelegenheit der Malereyen in der dasigen Carthause glaubt der Verfasser, daß das einsame Leben der Carthäuser sehr geschickt sey, große Werke in der Malerkunst hervorzubringen, und bringt artige Gründe davon bey. Nur Schade, daß sich noch keiner aus diesem Orden gefunden, der diese Meynung durch gute Proben bekräftiget.

Der 2te Band S. 3. Mit dem berühmten Goldoni ist der Verfasser sehr genau umgegangen, und hat in ihm einen liebenswürdigen angenehmen Mann gefunden. Wegen seiner Talente ist er schätzbar. Seine ganze Bibliothek besteht aus dem Plautus, Terenz und Moliere. Die Welt und die Menschen studirt

studirt er desto fleißiger. De cette mine inépuisable, fährt der Verfasser fort, un coup d'oeil actif & exercé transporte sans effort dans ses compositions, des caracteres toujours vrais, les nuances les plus delicates, que les passions jettent dans chaque caractere, des situations très frappantes, quoique très simples, enfin ces ridicules, qui naissent à chaque instant dans la societé, & qui perissent en naissant, faute d'être observé & saisi; en un mot le Goldoni est fécond, simple & varié, mais inégal & negligé comme la Nature elle-même. Aucun Auteur n'eut jamais une facilité égale à la sienne.

S. 78. Alle Zimmer des herzoglichen Palasts in Venedig, die Kirchen, Kapellen, sogenannten Scuole sind voll von den Werken der größten Meister der venetianischen Schule des Titians, des alten Palma, des Paul Veronese, und Tintorets. Die von Titian und Palma haben von dem Dampfe der Kerzen und der Feuchtigkeit in Venedig meistens so gelitten, daß man wenig mehr erkennt; sie sind magni nominis umbrae. Am besten hat sich vom Titian noch der berühmte St. Petrus Martyr erhalten: da hingegen seines Lehrers Giovanni Bellini Werke weit frischer aussehen: woraus man schließen sollte, daß Titian nicht weniger in dem Colorit, als in der Zeichnung, von seinem Lehrer abgewichen.

Des Paul Veronese Gemälde haben ihre schöne Farbe erhalten: „sie sehen so frisch wie neu aus. Er „schränk-

„schränkte sich auf die Nachahmung der schönen Na-
„tur ein, wovon ihm die lebhafte Farbe der Venetia-
„ner die Originale darbot, und suchte das schöne Ideal
„der griechischen Künstler nicht. Von der Art ist
„die Braut in seiner berühmten Hochzeit zu Canaan.
„Die geschicktesten Künstler haben sich vergebens be-
„mühet, die frische Blüthe, questa bella vita nach-
„zuahmen. Dies Meisterstück ist ein Werk der Lie-
„be, denn der Meister war damals in das Original
„verliebt.

Tintoret hat seine Modelle weder in der Na-
tur, noch in dem schönen Ideal gesucht, sondern sich
nach seinem Genie eine Manier gewählt, die manch-
mal trocken und hart ist, und ins Schreckliche fällt.
„Es ist der præcipitatus liber spiritus des Petron.
„Das Bild, welches das wahre und beste Colorit
„hat, ist die Hochzeit zu Cana in der Kirche della
„Salute.

Die Republik ist sehr eifersüchtig auf diese Schä-
tze, und verbietet die Wegschaffung derselben. Sie
sollten nur eben so sorgfältig auf die Erhaltung der-
selben seyn. Man ist darinn so nachläßig, daß vie-
le Stücke dem Untergange nahe sind.

S. 142. Bey dem Abt Facciolati in Padua
trifft man eine seltne Sammlung an, die aber zur Hi-
storie der Malerey vortrefflich ist; sie fängt mit den
Malereyen der griechischen Maler mittler Zeiten an,
durch deren Nachahmung die Kunst endlich wieder
zu steigen angefangen. Es sind Madonnen, die oh-
ne Zeichnung, platt, trocken hingeschmiert sind, wie die
illuminirten Holzschnitte, womit die Bauern ihre

Stu-

Stuben aufzupußen pflegen: Nach diesen kommt die Sammlung vom Giotto, Mantegna, Bellino, bis auf den Titian und Raphael: nachher auf die Caracci, u. s. w.

Auf den folgenden Seiten bringt der Verfasser lesenswürdige Nachrichten von dem Zustande der Malerey von dem sechsten Jahrhundert bis auf das funfzehnte bey, die keinen Auszug erlauben, weswegen wir unsre Leser auf das Buch selbst verweisen.

S. 426. Von den Künsten in Rom hat der Verfasser unter dem Titel beaux Arts einen langen Abschnitt gemacht, davon wir nur etwas anführen wollen. Der Verfasser sieht den Hang zum tiefsinnigen melancholischen Temperamente, als die Ursache des Flors der Künste, bey den Italiänern an. In der Bauart der Paläste lieben die Italiäner mehr ein äußerliches Ansehen, und opfern der Pracht großer Zimmer ihre eigne Bequemlichkeit auf: doch scheinen sie dieses einzusehen: der nicht lange an dem Platze des Palastes der Königinn Christina erbaute Corsinische ist zwar nicht so prächtig, aber bequemer eingerichtet, und nähert sich in diesem Stücke der französischen Bauart. Ihr Geschmack in Anlegung der Gärten wird billig getadelt.

Alle Paläste und Kirchen sind so von Gemälden angefüllt, daß kein Platz mehr übrig ist; daher die itzt lebenden Maler fast bloß für Fremde arbeiten. Die Meister, worauf anitzt die römische Schule beruhet, sind Placido, Constanzi, Pompeo Battoni, und Giovanni Paolo Pannini. Ihre Manier fällt durchgängig ins Große, und ihr Colorit ist weit

Es begegnet ihm eine Dryas die eine sehr reizende Beschreibung veranlasset. Sie redt ihm zu, daß er sich nicht um seine Prokris grämen solle, daß diese sich der Diana geweiht, und ihn auf ewig zu meiden geschworen habe: doch verspricht sie, ihn zu ihr zu führen: er kömmt unterwegens der Nymphe etlichemal ziemlich zunahe: ob er gleich der Versuchung nicht ganz unterlieget, je mehr er sich der Prokris nähert, desto mehr beschäftigen ihn die Gedanken der Aussöhnung

mit welcher Zärtlichkeit
Will er auf seinen Knien sie um Vergebung flehen!
Er schwört ihr zu, nicht eher aufzustehen,
Bis der Begnadigung, womit sie ihn beglückt,
Ihr süßer Mund das Siegel aufgedrückt.

Unter diesen zärtlichen Gedanken langt Cephalus und seine Führerinn an einer Grotte an. Die Nymphe räth ihn, ganz sachte hinein zu schleichen.

Du findest sie, ich wette,
Vom Bad erfrischt, auf ihrem Ruhebette,
In einem Augenblick vielleicht
Worin sie selbst Dich hergewünschet hätte,
Und wo man insgemein uns mit Erfolg beschleicht.

Wie schalkhaft, ist diese Stelle. Das schreckliche Gesicht das er hier findet, wird gut von dem Dichter beschrieben: er findet einen Jüngling an Prokris Busen: es ist der wahre Seladon,

Von dem er jüngst Gestalt und Reize borgte.

Er macht sich wieder neue Vorwürfe, da er der erste gewesen, der sie diesen Hirten in seiner Verstellung kennen

kennen gelehrt. Nach einem langen Streite zwischen Liebe und Rache

Siegt doch zuletzt die Zärtlichkeit
Und schmelzt den Grimm in wehmuthsvolle Zähren.
Fast athemlos wirft er den letzten Blick
Auf das geliebte Weib und sein verlohrnes Glück,
Sieht sie — ihr Götter! welch ein Blick!
In fremden Arm so sanft und lieblich schlafen,
Siehts, ächzet laut, und flieht zurück
Sein Unglück an sich selbst zu strafen. —

Er läuft an einem See

Hier sieht mein Cephalus das Ende seiner Schmerzen
In einem feuchten Tod. Verzweifelnd, ohne Sinn,
Sieht er zum letztenmal noch auf die Grotte hin,
Drückt dann die Augen zu, und stürzt sich in die Wellen.

Aurora die eben ihren frühen Lauf vollbracht fährt vorbey, und bekömmt Lust sich hier zu baden. Sie entdeckt,

indem sie siehet,
Den alten Freund, der schon den letzten Athem ziehet.
Die dringende Gefahr, macht, daß sie itzt vergißt,
Wie wenig er verdient, daß sie so gütig ist.
Sie schwimmt hinzu, trägt ihn mit eignen Armen
In eine Grotte hin, wo ihm das weiche Moos
Zum Bette wird, setzt ihn auf ihren Schoos,
Und läßt sein kaltes Herz an ihrer Brust erwarmen.
Das Mittel hilft; sie fühlet bald,
Daß etwas noch in seinen Adern wallt,

Sieht seine Wangen sich mit neuen Rosen färben,
Und küßt ihn bald ins Leben ganz zurück.
Zum Malen wäre das ein hübscher Augenblick,
Hier kömmt ein Vanloo Ruhm erwerben.
Er öffnet bald den neu-belebten Blick,
Er kennt Auror, und sinkt an ihre Brust zurück,
Nicht vor Verzweiflung mehr, vor Dankbarkeit zu
sterben.

VI.

Nouveaux memoires ou Observations sur l'Italie & sur les Italiens par deux Suedois. Traduites du Suedois. T. I — III. a Londres, 1764.

Unter den vielen Nachrichten, die wir von Italien haben, verdienen diese eine besondre Achtung. Der Verfasser hat sich vermuthlich unter dem Namen zweyer Schweden verstecken wollen, um desto freyer zu urtheilen. Das Buch ist eben so wenig aus dem Schwedischen übersetzt, als es zu London gedruckt ist. Es erschien im vorigen Jahre zu Paris,*) und der Verfasser soll, der wegen seines feinen

Ge-

*) Eben daselbst erschien 1763. Voyage en France, en Italie & aux Isles de l'Archipel, ou lettres écrites de plusieurs endroits de l'Europe en 1750. traduit de l'Anglois. Diese Briefe, welche bereits seit geraumer Zeit in London erschienen, bey uns aber nicht sehr bekannt worden, enthalten hin und wieder einige Nachrichten für die Künste, aber nicht so viele, als diese. Sie werden nächstens deutsch erscheinen: so, wie Herr Breitkopf in Leipzig auch eine Uebersetzung dieser Memoiren veranstaltet.

Geschmacks in den Künsten und Wissenschaften be-
kannte Herr Gresley von Troyes seyn. Diese
Memoiren, welche außerdem auch das Verdienst ha-
ben, daß sie die neuesten sind, enthalten nicht allein
viele historische und politische Anmerkungen von dem
Lande und den Einwohnern, sondern die Liebhaber
finden auch mit Geschmack gefällte Urtheile, und
Nachrichten von den Künsten darinn. Wir wollen
unsern Lesern einige davon mittheilen.

Im ersten Theile S. 95. redet der Verfasser
von der Neigung der Italiäner zur Musik, und leitet
solche aus ihrem Temperamente her. Plus on avan-
ce en Italie, plus ce goût paroit augmenter en
vivacité; ensorte que relativement à ce goût,
& à la perfection, qui le suit proportionelle-
ment, l'Italie peut être comparée à un diapa-
son dont Naples tient l'Octave. Denn Napel
ist heutiges Tages der Hauptsitz der Musik, wo sich
die besten Componisten zu bilden suchen.

S. 96. Die berühmte Secchia, welche dem Tas-
soni Gelegenheit zu seinem bekannten schönen komi-
schen Heldengedichte gegeben, ist noch zu sehen. Es
ist ein mit Eisen stark beschlagner Eimer, der an ei-
ner eisernen Kette unter dem Gewölbe eines alten fin-
stern gothischen Thurms hänget, so, daß man ihn
nicht anders, als bey der Fackel, sieht. Um dazu zu
gelangen, muß man durch verschiedne Thüren gehen,
die sorgfältig eine nach der andern wieder zugeschlos-
sen werden. Es ist bekannt, daß die Modeneser
solchen im zehnten Jahrhunderte den Bolognesern ab-
nahmen.

S. 212.

S. 212. Was Bologna eigen ist, und sie den berühmtesten Städten Italiens gleich setzt, ist die Schule der Caracci. Von den Meisterstücken dieser Schule sind alle Kirchen, Paläste, Häuser, ja so gar die Gassen angefüllt. „Die Malerey hatte die „von Raphael und Michel Angelo geöffnete Bahn „verlassen, war auf Irrwege gerathen, und folgte „gewissen eigensinnigen Grundsätzen, bis Ludovicus „Caracci ums Jahr 1580 seine Schule anlegte. „Diese Schule hatte eine fleißige Nachahmung der „Zeichnung, und aller der Schönheiten zum Grunde, „die Titian, Paul Veronese und Corregio vornehmlich in der Nachahmung der Natur entdeckt „hatten.„ Ludwig unterrichtete erst seine beyden Vettern Augustin und Annibal Caracci, und diese bildeten nachher eine Menge der großen Meister, den Guido, Dominichino, Guercino, Albano, und viele andre. Ein jeder von den Schülern hat etwas besonders, sie kommen doch aber alle in etwas überein, daraus man gleich die bolognesische Schule erkennt. Der Verfasser wendet das, was Cicero von den griechischen Malern sagt, gar artig auf diese Schule an: Omnes inter se dissimiles fuerunt, sed ita tamen, ut neminem sui velis esse dissimilem, de Oratore L. III. Der Geschmack und die Urtheile über die verschiednen Manieren deren, die zu der Schule gehören, ist getheilt: Die Römer und Bologneser sind darinn getheilt. In Rom hielt man mehr auf den Annibal, als auf den Ludwig, mehr auf den Guido, als auf den Dominichino. Hingegen zieht man in Bologna den Ludwig Ca-

racci

racci vor, und schätzt den Dominichino höher, als den Guido: Ob Guido aber dem Albano vorzuziehen sey, darüber ist man in Bologna selbst uneinig. Genug, sie sind alle große Meister, und verdienen alle Bewundrung.

Auf der 215ten und folgenden Seiten erzählt der Verfasser mit vieler Wahl die Gemälde der bolognesischen Schule, welche ihm besonders gefallen. Das Kloster St. Michele in Bosco vor den Thoren von Bologna ist wegen der schönen Malereyen der Caracci berühmt; andre haben solche beschrieben. Merkwürdig sind die Malereyen der Bibliothek daselbst. Da man sonst die Bücher jedweder Facultät durch besondre Ueberschriften anzuzeigen pflegt: so wird solches hier durch ein Paar berühmte Personen, die darinn sich hervorgethan, angedeutet. „Dieselben sind „allemal auf den zween Seiten eines falschen Fronton liegend vorgestellt. Sie scheinen mit einander „zu reden, und haben entweder eine feine, oder „friedfertige, oder grobe und böse Miene nach dem „Charakter ihrer Werke und der Wissenschaften, „von denen sie geschrieben. Zum Exempel auf dem „Fronton über den Büchern der scholastischen Philo„sophie hat der Maler dem Doctor Angelicus „vorgestellt, wie er mit Doctor Subtilis über das „vniuersale a parte rei, disputirt. Dies Gemälde „ist voll Feuer und Ausdruck, und scheint ein Modell „zu seyn, um sich aus dem Rabelais den Streit des „Panurgus mit dem Engländer Taumastes, der „durch Zeichen argumentirte, lebhaft vorzustellen. „Canuti hat diese Bilder in Lebensgröße gemalet.

„Der

„schränkte sich auf die Nachahmung der schönen Na-
„tur ein, wovon ihm die lebhafte Farbe der Venetia-
„ner die Originale darbot, und suchte das schöne Ideal
„der griechischen Künstler nicht. Von der Art ist
„die Braut in seiner berühmten Hochzeit zu Canaan.
„Die geschicktesten Künstler haben sich vergebens be-
„mühet, die frische Blüthe, questa bella vita nach-
„zuahmen. Dies Meisterstück ist ein Werk der Lie-
„be, denn der Meister war damals in das Original
„verliebt.

Tintoret hat seine Modelle weder in der Na-
tur, noch in dem schönen Ideal gesucht, sondern sich
nach seinem Genie eine Manier gewählt, die manch-
mal trocken und hart ist, und ins Schreckliche fällt.
„Es ist der præcipitatus liber spiritus des Petron.
„Das Bild, welches das wahre und beste Colorit
„hat, ist die Hochzeit zu Cana in der Kirche della
„Salute.

Die Republik ist sehr eifersüchtig auf diese Schä-
ze, und verbietet die Wegschaffung derselben. Sie
sollten nur eben so sorgfältig auf die Erhaltung der-
selben seyn. Man ist darinn so nachläßig, daß vie-
le Stücke dem Untergange nahe sind.

S. 142. Bey dem Abt Facciolati in Padua
trifft man eine seltne Sammlung an, die aber zur Hi-
storie der Malerey vortrefflich ist; sie fängt mit den
Malereyen der griechischen Maler mittler Zeiten an,
durch deren Nachahmung die Kunst endlich wieder
zu steigen angefangen. Es sind Madonnen, die oh-
ne Zeichnung, platt, trocken hingeschmiert sind, wie die
illuminirten Holzschnitte, womit die Bauern ihre

Stu-

Stuben aufzuputzen pflegen: Nach diesen kommt die Sammlung vom Giotto, Mantegna, Bellino, bis auf den Titian und Raphael: nachher auf die Caracci, u. s. w.

Auf den folgenden Seiten bringt der Verfasser lesenswürdige Nachrichten von dem Zustande der Malerey von dem sechsten Jahrhundert bis auf das funfzehnte bey, die keinen Auszug erlauben, weswegen wir unsre Leser auf das Buch selbst verweisen.

S. 426. Von den Künsten in Rom hat der Verfasser unter dem Titel beaux Arts einen langen Abschnitt gemacht, davon wir nur etwas anführen wollen. Der Verfasser sieht den Hang zum tiefsinnigen melancholischen Temperamente, als die Ursache des Flors der Künste, bey den Italiänern an. In der Bauart der Paläste lieben die Italiäner mehr ein äußerliches Ansehen, und opfern der Pracht großer Zimmer ihre eigne Bequemlichkeit auf: doch scheinen sie dieses einzusehen: der nicht lange an dem Platze des Palastes der Königinn Christina erbauete Corsinische ist zwar nicht so prächtig, aber bequemer eingerichtet, und nähert sich in diesem Stücke der französischen Bauart. Ihr Geschmack in Anlegung der Gärten wird billig getadelt.

Alle Paläste und Kirchen sind so von Gemälden angefüllt, daß kein Platz mehr übrig ist; daher die itztlebenden Maler fast bloß für Fremde arbeiten. Die Meister, worauf anitzt die römische Schule beruhet, sind Placido, Constanzi, Pompeo Battoni, und Giovanni Paolo Pannini. Ihre Manier fällt durchgängig ins Große, und ihr Colorit ist weit

Carlos den kostbaren Vorrath von Gemälden, und die Bibliothek nach Napel schaffen ließ, wurde alles erstlich durch das eilfertige und schlechte Einpacken verwarloset; als die Sachen zu Napel ankamen, wurden sie in den feuchten Gewölbern des neuen Schlosses Capo di monte aufgehoben, endlich nahm man sie halb vermodert aus den Kisten, und hieng sie an neuen feuchten Wänden auf, die ihnen vollends den Rest gaben. Einige hat man auszubessern gesucht, dadurch aber noch mehr verdorben. Die herrliche Bibliothek ist fast ganz verfaulet.

S. 92. „Die Musik zu Napel ist die beste von „ganz Italien, und was die Ausführung betrifft, das „non plus ultra, gleichwohl merkt man hier, so wie „in andern Künsten, daß der Nation eigne Capric„cioso und Stravagante.„ Der Verfasser bringt lesenswürdige Anmerkungen von ihren Schauspielen überhaupt, und besonders von der Einrichtung ihrer Comödie bey, die von der italiänischen abweicht, und im Geschmack des Lopez de Vega, und des Spanischen comischen ist.

S. 177. Florenz zeigt einen desto schönern Geschmack in der Baukunst. Die vielen Paläste sind fast eben so viele Muster davon. Sie haben ein simples männliches Ansehen, und wenn sie gleich im ersten Anscheine viel ähnliches mit einander haben, so findet man doch nach genauer Untersuchung vielen Unterschied. Ihre großen Baumeister waren meistens entweder Maler oder Bildhauer, daher haben ihre Gebäude einen doppelten Vortheil erhalten.

Die Malerey ist hier eben so strengen Regeln unterworfen: wenn man gleich den muntern Geist der Florentiner ihren Werken ansieht. Die Stadt ist mit Gemälden angefüllt, die fast alle aus dieser Schule sind. „Man sieht darinn mehr Richtigkeit „und Verständniß der Regeln, als Anmuth: mehr „eine starke Zeichnung, als etwas Gefälliges, und „überhaupt die männliche Natur, die sich Michel „Angelo zur Nachahmung vorgesetzt hatte.

Am Schlusse dieses letzten Bandes ist eine historische Vergleichung der italiänischen und französischen Musik vom Anfange bis auf itzige Zeit angehänget. Der Verleger sagt, sie sey ihm von einem Unbekannten wärend der Besorgung des Druckes dieser Memoires in die Hände gefallen. Die ähnliche Schreibart und Uebereinstimmung mit den hin und wieder im Buche selbst vorkommenden Anmerkungen läßt uns mit vieler Zuversicht schließen, daß solche aus einer Feder geflossen sind. Es leidet diese, allen Liebhabern lesenswürdige Nachricht, keinen Auszug.

Außer diesen kurzen Anmerkungen, die bloß die Kunst betreffen, wollen wir nun auch für andre Leser noch einige artige Dinge auszeichnen, die uns weniger bekannt geschienen haben.

Im ersten Bande, unter dem Artikel Genf, macht der Verfasser eine nicht sehr vortheilhafte Beschreibung von der dortigen Religionsverfassung. Er nennt sie religionem tristem und tetricam, und glaubt, daß sie für den gemeinen sinnlichen Menschen viel zu abstrakt sey, um den Encyclopedisten zu rechtfertigen, der sie ohngefähr auf gleiche Art

beurtheilt hatte. Würde ein Schwede so urtheilen?

Die Schulen und die Erziehung der Jugend ist in Genf vortrefflich. Es wäre zu wünschen, daß sie möchte nachgeahmt werden. Mit der Gewinnsucht der dasigen Kaufleute aber ist er gar nicht zufrieden: die Religion soll wiederum schuld daran seyn. Kann man sie aber nicht lieber als eine natürliche Folge der republikanischen Verfassung, und des zur Erhaltung des Staats so unentbehrlichen Handels ansehen? Dieß hätte wenigstens unparteyischer gelassen. Der Handel ist in Genf wichtig, und die Balance desselben völlig für Genf. Vom Voltairen heißt es:

Gratia fama valetudo contingit abunde
Et lautus victus non deficiente crumena.

S. 36. Beschreibt und untersucht er Hannibals Uebergang über die Alpen. Das ganze Wunder hat darinn bestanden, daß die eine Seite des an einem steilen Berge herlaufenden Weges eingeschossen und verschüttet worden, und daß ihn Hannibal in wenigen Tagen wiederum aufräumen lassen. Diese Erklärung ist sehr natürlich und zutreffend. Der Uebergang selbst soll nicht auf dem Mont-Bernard sondern auf dem Mont-Cenis geschehen seyn. S. 50. Carl der kahle ist nicht zu Brion oder Briord in Breße, sondern zu Abries in denen Alpen gestorben. S. 57. findet sich ein Character der italiänischen Galanterie, und S. 82. der italiänischen Munterkeit. Die erste ist sehr romanenhaft, und die letzte wird, weil

sie

sie nicht so lärmend ist, wie die französische, melancholisch genannt: S. 87. In Italien bittet man nicht für die Seelen im Fegefeuer, man ruft sie an, diese santissime anime purganti. S. 90. Die Einwohner der Lombardie sind desfalls mit der neuen Alliance zwischen Oesterreich und Frankreich nicht zufrieden, weil sie nunmehro einen beständigen Frieden vorhersehen, und desfalls das Geld der fremden Armeen entbehren müssen. Des Filicaia Klagen in seinem schönen Sonnette sind ungleich patriotischer. S. 9. Mailand ist nie mächtiger gewesen, als in seinen unruhigsten Zeiten. Borromæorum omnia plena. In Mayland sowohl als in Italien überhaupt wenden Kaufleute und Bürger aus freyem rühmlichen Triebe mehr auf die Verschönerung und Pracht ihrer Städte, als in den nördlichen Ländern geschieht, wo in den finstersten schmutzigsten Landstädten eine ungleich schädlichere und unedle privata luxuries herrschet. Beyspiele davon werden S. 110. erzählet. Die berühmte Signora Agnese ist aus Mayland gebürtig, und hat sich itzt in einen sehr strengen geistlichen Orden begeben: durch ihre große Kenntniß in der höhern Mathematik wird sie wohl nicht auf diesen Einfall gebracht worden seyn. S. 124. wird das Leben des im Jahre 1758. verstorbenen Grafen Christiani erzählt. Er war eines Müllers Sohn, und ward einer der größten Minister seiner Zeit. In den letzten Jahren seines Lebens gieng er damit um, nach Art des codicis Fridericiani die Mayländischen Gesetze in Ordnung zu bringen. S. 130. Oesterreich soll aus den Lombar-

bardischen Staaten jährlich über neun Millionen ziehen. Im vorigen Jahrhundert hatte die Stadt Mayland 300000 Einwohner, itzt ohngefähr 80000. Man seufzt bitterlich darüber, und glaubt S. 131. qu'un état dominé par un Souverain qui n'y reside point, ressemble à une metairie, dont le produit est en raison des depenses du proprietaire & de l'aisance du fermier. S. 133. Seit dem der Mayländische Kaufmann ein Edelmann seyn wollen, und der Edelmann aufgehört zu handeln, sind beyde in Verfall gerathen. Der Verfasser sah einen Visconti, der ein Schuhflicker war. Der Seidenhandel leidet durch die Monopolia gar sehr S. 135. dennoch bleibt Mayland immer ein wichtiger Handelsort. Der Verfasser klagt über die Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der italiänischen Münzen, und die daraus entstehenden Agio-Rechnungen. Was würde er von unsrer deutschen Münzverfassung sagen? S. 153. Um das Institut zu Bologna hat sich der Pabst Benedict der XIV. ein unsterbliches Verdienst gemacht. Ihm hat es eine vollkommne Sammlung von Abgüßen der schönsten Statuen in Rom und den größten Theil der Bibliothek zu danken. S. 207. 208. Was ihm nur von prächtigen und kostbaren Werken in die Hände fiel, das alles gieng nach Bologna. Bey der Beschreibung der Romagna klagt der Verfasser darüber, daß die Engländer den italiänischen Handel fast allein hätten S. 248. und daß dadurch der Seidenhandel in Abnahme gerathe. Würde er sich, wenn er in den Händen der Franzosen wäre,

besser

besser befinden? S. 321. In Ravenna hat er viele prächtige Gebäude aus den Zeiten des gothischen Königes Theodorichs, und an denenselben einen ungemein guten Geschmack bemerkt. Daß die Franzosen bey einer Eroberung von Ravenna das Grabmaal dieses Königes geplündert und vernichtet, sehen die Italiäner als die größte Barberey an, S. 330. da dorten selbst der gemeine Mann die Werke der Kunst als etwas Heiliges mit vieler Ehrfurcht ansieht (3ter Band S. 178.)

Auf dem Grabmaal des Dante stehet unter verschiednen andern Versen auch dieser:

Hic claudor Dantes patriis extorris ab oris
Quem genuit *pravi* Florentia mater *amoris*, S. 338.

Ferrara, diese vor Zeiten glänzende Residenz des Hauses Este, enthält itzige kaum 4000. Einwohner. S. 347.

Im zweyten Bande sind die Beschreibung von Venedig und Rom vor andern merkwürdig.

S. 11. Man spricht itzo fast an keinem Orte mehr Politik, als in Venedig, und die Galanterie hat die Eifersucht endlich fast gar vertrieben. S. 17.

Hat man gleich noch unter dem letzten Pabste bemerkt, daß sich die Republik der Grundsätze des Sarpi bediene, und noch immer die ungehorsamste Tochter des Pabstes sey, so hat man ihm doch noch kein Monument gesetzet: und der Mönch, der den Verfasser herumführte, rechtfertigte es damit, daß man für einen Mann, wie Sarpi, entweder alles oder nichts thun müsse. S. 38. Die venetianische

 Staats-

Staatsinquisition ist långst so gefåhrlich nicht, als man sie ausschreyt. Eine artige Anecdote von der von Pasquali 1730. besorgten Ausgabe des Guicciardins S. 59. kann zum Beweise dienen, wiewohl übrigens wahr ist, daß die venetianische Geschichte bis auf den heutigen Tag sehr parteyisch und immer unter der Aufsicht des Staates geschrieben worden ist. Das Squittinio della libertà Veneta mußte also natürlicher weise groß Aufsehens in Venedig machen; doch håtte Montesquieu, darum nicht nöthig gehabt, seine in Venedig gemachten Sammlungen ins Wasser zu werfen, wie S. 67. erzählt wird.

Die Alterthümer der Bibliothek von St. Marco schreiben sich mehrentheils aus dem Archipelago S. 72.

Durch Clemens XII. und Benedict XIV. Bemühungen ist Ancona eine sehr wichtige Handelsstadt geworden: doch vielleicht ist die itzige påbstliche Regierung, die den Venetianern günstig ist, ihrem fernern Aufnehmen nachtheilig. S. 161.

Von der Sammlung von Alterthümern, welche der Cardinal Albani in Rom besitzet, heißt es S. 256. daß er alles verjünge. Der Character des Cardinal Paßionei S. 261 ist höchst liebenswürdig.

Die Taxa cancellariæ Apostolicæ, worüber so viele male Lårm geblasen ist, wird S. 314. als eine Dispensationstaxe gerechtfertiget, die der Justiz niemals die Hånde binde, und nur befolgt werde, wenn aus Gnade oder Recht eine Anklage aufgehoben werde. Die Policey in Rom kann andern ein Muster seyn. S. 311. Die starken Auflagen auf den

Taback

Taback haben die Einwohner von dem ganzen römischen Gebiete auf den Einfall gebracht gar keinen mehr zu gebrauchen, statt dessen ein höchst unappetitliches Gemisch von Ochsenleber, Sägespähnen und Pfeffer. S. 320.

Seitdem der Kornhandel ein Monopolium für die päbstliche Kammer geworden ist, hat der Ackerbau und die Bevölkerung sichtbar gelitten. S. 321. In Rom giebt es keinen Mittelstand, nur reiche angesehene Leute oder Bettler. S. 337. Die regierenden Päbste sind durch das Cerimoniel fast zu einer steten langen Weile eingeschränkt. Daß Benedict der XIV. sich zuweilen darüber wegsetzte, zog ihm den Beynamen eines birbante zu. S. 344.

Daß ein Mönch Bocacens Geschichte von den Gänschen des Bruder Philipp auf die Kanzel gebracht, S. 388. ist lustig genug; daß sie sich aber fast noch lustiger, als Bocaccio sie erzählet hat, in den Reden des H. Antonin ist noch mehr zu bewundern.

Im dritten Bande wird bey der Beschreibung des prächtigen Benedictinerklosters zu Mont-Caßino, die vortreffliche Einrichtung des dortigen Archivs S. 17. gelobt. Ein gleiches geschieht (S. 202. 3ter Band.) von dem öffentlichen Archive zu Florenz, welches vor allen andern ein Muster seyn soll. Da die sich bis auf 500000 Mann erstreckenden Einwohner der Stadt Napel von den Griechen herstammen, und ein sehr feuriges Volk sind, so ist zu bewundern, daß es in den öffentlichen Angelegenheiten von Italien fast niemals in Anschlag gekom-

kommen, und daß es fast immer gedacht: quid refert mea, clitellas dum portem meas. S. 45. In Neapel ist fast gar keine Policey und dennoch höret man fast niemals von solchen Unordnungen, als in Paris so häufig sind, in Paris, wo der Beyname eines Neapolitaners fast schimpflich ist.

Die Alterthümer zu Pesto sind durch einen jungen Maler im Jahre 1755 entdeckt worden. S. 87. De Prinz von San Severo hat wirklich immer brennende Lampen zu Stande gebracht. S. 91. Die italiänischen Schauspieler machen in Italien keinen besondern Stand aus. Es sind oft angesehene Kaufleute oder Künstler, die sich, ohne ihrem guten Namen dadurch zu verlieren, in ihren Nebenstunden auf eine für sie einträgliche, und für das Publicum angenehme Art mit dem Theater beschäfftigen. S. 97. rc.

Unter denen trefflichen Anstalten, welche der gegenwärtige König von Spanien zur Aufnahme von Napel gemacht, verdient auch diese mit erwähnet zu werden, daß auf königlichen Befehl die Profeßion der Moral auf der Universität zu Napel zu einer Profeßion der Handelschaft gemacht worden. S. 117. Dies einzige nur scheint sich mit der so sehr hervorgezognen Handlung nicht reimen zu wollen, daß in diesem Königreiche und vielleicht ohne Noth 40 — 50000 Mann Soldaten unterhalten, und wie es scheint, gut besoldet werden.

Florenz ist seit dem dreyzehnten Jahrhunderte immer eine Pflanzschule großer Leute gewesen; und die Alterthümer dieser Stadt studieren, ist eben so viel, als die Geschichte des Ursprunges der Künste

und

und Wissenschaften in den neuern Zeiten untersuchen. Paul Toscanelli hat daselbst schon im funfzehnten Jahrhunderte einen so großen und künstlichen Sonnenzeiger verfertigt, daß ihn La Condamine als den schätzbarsten und ältesten in seiner Art ansieht, S. 165. und daß ihn Landini in seinen Anmerkungen zum Dante, als den Vorgänger des Galilei betrachtet, S. 220. welchen die Florentiner doch bis itzt noch als den Urheber der neuern Naturlehre und höhern Mathematik verehret haben.

Sonst erinnern wir uns in diesen Nachrichten diese Bemerkung noch gefunden zu haben, daß sich gegenwärtig darum so wenig große Maler und Bildhauer in Italien befinden, weil alles schon so voller Kunstwerke sey, daß sie fast keine Arbeit mehr finden können. Wie lange wird es noch in Deutschland dauern, ehe man dasselbige wird sagen können?

VII.

Recherches sur l'Epoque de l'Equitation & de l'usage des chars equestres chez les anciens: où l'on montre l'incertitude des premiers tems historiques des Peuples, relativement à cette Date. Par le R. P. Gabriel Fabricy, Lecteur en Theologie, de l'Ordre des F. F. Prêcheurs, de l'Academie des Arcades de Rome. *Deux Parties.* A Marseille chez J. Mossy. A Rome chez P.

Du-

sen hat. Statt uns das Resultat, so zu reden, von seinen Untersuchungen kürzlich vorzulegen, macht er es wie einer, der bey einer arithmetischen Ausrechnung uns jede einzelne addirte oder subtrahirte Zahl, und sein ganzes Verfahren, die Summe herauszubringen, beyfügen wollte.

Eigentlich läuft seine ganze Abhandlung da hinaus: man findet vom ersten Ursprung des Reutens nirgends kein ausdrückliches und sicheres Denkmal oder einige Nachricht, und die erste Erwähnung des Reutens kommt beym Mose von den Aegyptern vor. Statt dieses vom Anfange gerade zu zu sagen, bemühet er sich mit einer ermüdenden Gelehrsamkeit zu zeigen, daß wir in der ältesten Geschichte der Völker keine hinlänglichen noch zuverlässigen, zweytens keine deutlichen, und drittens keine solchen Nachrichten haben, welche nicht dem Ansehen Moses nachstehen müßten; und auch dieser Beweis ist mehr eine Deklamation über die Unvollständigkeit und Dunkelheit der ältesten Geschichte. Doch wir wollen, ohne uns weiter bey seiner Methode aufzuhalten, einen genauen Auszug des Besten, was in seiner Ausführung enthalten ist, und was zur Sache selbst gehört, unsern Lesern vorlegen.

Der Wagen wird auch in Moses Schriften eher als des Reutens gedacht, und zwar das allererste mal 1 B. Mos. 41, 43. wo Pharao den Joseph auf seinem Wagen herumfahren läßt. Einige Jahre hierauf wird Jakob mit den ägyptischen Wagen nach Aegypten geholt, K. 45, 19. 21. 46, 5. wel-

5. welches nach der hebräischen Zeitrechnung in das Jahr d. W. 2298. u. d. Sündfluth 642. vor C. G. 1702 fällt. Der Verf. setzt voraus, daß auf den Gebrauch der Wagen das Reuten bald erfolget seyn müsse. Die Pferde werden 1 B. Mos. 47, 17. 50, 9. unter dem übrigen Gute der Aegypter und Israeliten in Gosen angeführet; da hingegen unter dem Eigenthum der Patriarchen in Canaan blos der Esel gedacht ward. Beym Auszug der Israeliten aus Aegypten wird endlich die ägyptische Reuterey erwähnt, mit welcher Pharao ihnen nachsetzt, 2 B. Mos. 14, 9. 23. 26. 28. 15, 19.

Aus dem bisherigen folgert der Verf. daß die Aegypter zuerst den Gebrauch der Pferde, so wohl zum Zuge, als zum Reuten, ingleichen im Kriege, erfunden hätten. Wenigstens ist so viel gewiß, daß die Aegypter um diese Zeit bereits die Pferdezucht sorgfältig müssen getrieben haben, so wie lange Zeit die ägyptische Reuterey sehr berühmt gewesen ist. Man sehe das Hohelied Sal. 1, 9. Jes. 31, 1. 36, 9.

Es läßt sich auch muthmaßen, daß von den Aegyptern erst die benachbarten Völker theils ihre Pferde geholt, theils von ihnen die Zucht und den Gebrauch derselben erlernt haben. Wenigstens ist das Verbot für die Könige der Juden, Pferde in Aegypten aufzukaufen, 5 B. Mos. 17, 16. bekannt; obgleich Salomo diesem entgegen handelte, und sich einen Stall ägyptischer Pferde zulegte, 1 Kön. 10, 28. 29. vergl. 2 Sam. 15, 1. 1 Sam. 8, 11. 1 Kön. 1, 5.

Doch wider dieses alles können verschiedne Schwierigkeiten und Zweifel gemacht werden. Wir wollen zuerst dererjenigen gedenken, welche aus den heiligen Büchern selbst genommen sind. Im Hiob 39, 18. wird ausdrücklich des Reuters gedacht, und gleich darauf folget die prächtige Beschreibung des Rosses, in welcher auch seines Gebrauches im Krieg deutliche Erwähnung geschieht. Da diese Schrift nach der Meynung vieler noch über Moses Zeiten hinaus gehet, und in Arabien geschrieben ist, so scheint es, daß die Araber noch eher von dem Gebrauche der Pferde unterrichtet gewesen sind, als die Aegypter. Ohne uns bey unsers Verf. unbestimmten Ausschweifung über das Alter und den Verfasser des Buchs Hiob aufzuhalten, wollen wir nur gedenken, daß diese Erwähnung der Pferde beym Hiob doch nicht an Jakobs Zeiten reichet, daß daselbst der Pferde eben so wohl als eines ausländischen Thieres, hat gedacht werden können; und daß die Pferde für die Araber wirklich kein einheimisches Thier gewesen sind, erhellt daher, weil bey der so umständlichen Beschreibung des Eigenthums und der Habe Hiobs keiner Pferde gedacht wird. Auch Esau, da er auf das Gebürge Seir zog, hatte noch keine Pferde, 1 B. Mos. 36, 6. und unter der Beute der Midianiter 4 Mos. 31, 28. 30. 32. werden so gar noch keiner Pferde erwähnt. Es scheint also ausgemacht zu seyn, daß alle östliche Nationen den Gebrauch der Pferde später unter sich eingeführt haben. Vergl. Bochart Hieroz. lib. II. c. 9.

Ein

Ein anderer Zweifel kann aus 1 B. Mos. 36, 24. gemacht werden, wo in weit frühern Zeiten Ana, Sebeons Sohn, die Maulesel soll erfunden haben; welches unstreitig die Pferdezucht voraus setzet. Dieß ist die einzige Stelle P. II. S. 304. f. wo des Verf. Kritik einige Aufmerksamkeit verdient; er unterstützet mit mächtigen Gründen die nicht unbekannte Erklärung, daß der heil. Schriftsteller von dem Emim redet, einer wilden Nation, welche damals in der Wüste Seir in dieser Gegend campirte, oder ihren Wohnplatz hatte, und auf welche Ana stieß, ohne ihrer vermuthend zu seyn.

Bey den Profanschriftstellern kommen hin und her Nachrichten vor, denen zu Folge die Erfindung des Reutens verschiedenen Völkern und Personen beygelegt wird; allein diese Nachrichten sind entweder offenbar fabelhaft oder ungewiß, oder jünger, oder müssen doch der Erzählung Moses nachgesetzt werden. In die ersten Klassen gehören die Feldzüge des Ninus und der Semiramis mit ihren unzähligen Reutern, P. II. S. 47-171. die Nachrichten der Chinesen, welche die Erfindung der Pferdezucht und der Wagen bald dem Fou-hi bald dem Hoang-ti zueignen, P. I. S. 102-134. ingleichen die Erzählungen von den Amazonen, P. I. S. 157. f. Was man von den Scythen, Cimmeriern, Lydiern, Griechen und den Völkern in Italien theils findet theils muthmaßet, ist unbestimmt, oder ungleich später, als die aus dem Moses angeführten Zeiten. Wer sieht nicht, daß

es als kein historisches Zeugniß angesehen werden könne, wenn die Dichter bald der Minerva, bald dem Erichthonius die Erfindung der Reuterey und der Wagen, und wiederum bald dem Neptun die Hervorbringung und Zureutung des Pferdes bald den Lapithen beylegen? Wenn aber Plinius VII, 56. sagt, daß die Phrygier zuerst die Pferde vor den Wagen zu spannen erfunden haben, so gilt sein Zeugniß gegen die Nachricht Moses nichts, und so ist auch leicht geantwortet, wenn Herodotus IV, 189. erzählt, daß die Libyer den Griechen zuerst die vierspännigen Wagen zu verfertigen gezeigt haben sollen, daß die Lybier selbst diese Kunst erst von den Phöniciern oder gar den Aegyptern erlernet haben müssen. Dagegen finden sich einige Stellen auch bey andern Schriftstellern, worinnen den Aegyptern bald ein sehr alter Gebrauch der Pferde und Wagen, bald deren Erfindung beygeleget wird. Diodor 1 B. S. 43. erzählt, daß unter dem Busiris, der lange vor dem Sesostris gelebet hat, von Theben aus bis an Memphis, den Nil längst hin hundert königliche Marställe, jeder mit zweyhundert Pferden gestanden haben, von welchen Gebäuden er noch die Ueberbleibsel gesehen. Theben mit seinen hundert Thoren, aus deren jedem zwey hundert Mann mit Pferden und Wagen ausrückten, ist aus dem Homer Iliad. IX, 383. 384. bekannt. Ein paar Stellen beym Scholiasten des Apollonius, welche hieher gehören, B. IV. V. 262. und 272. sind P. I. S. 158. mit weniger Genauigkeit und nur im Vorbeygehen gebraucht.

gebraucht. Im letztern Orte wird aus dem Dicäarch angeführt, daß Sesonchosis, oder, andern Handschriften nach, Sesostris zuerst das Reuten erfunden habe, wiewohl andere dieß dem Orus beylegten; den erstern Ort aber führt Fabricy zwar so an, als wenn daselbst Xenagoras, ein alter Zeitrechner, versicherte, die Pferde wären seit undenklichen Zeiten in Aegypten bekannt gewesen; allein die Einsicht der Stelle selbst lehrt, daß der Name eines Schriftstellers daselbst zu suchen ist, welcher in guten Handschriften Hippon heißt, und im Alterthume nicht unbekannt ist.



VIII.

Glaukus Wahrsagung, als die französische Flotte aus dem Hafen von Brest nach Amerika segelte. Ptolomäus und Berenice. Ino, eine Kantate. Berlin 1765.

Derjenige Dichter, dem die lyrische Muse den wahren Ton der horazischen Ode gelehrt, verräth sich durchgehends in den angezeigten Gedichten, auch wenn er sich nicht nennet. Seine Allegorien, die sich meistens auf das System der alten Mythologie gründen, tragen so sehr das Gepräge der glücklichen Dichter des Alterthums, daß man ihn leicht verkennen könnte, wenn er nicht in seiner Muttersprache dichtete: seine Anspielungen sind nicht so von ungefähr hingesetzt: sie sind mit Weisheit ange-

bracht, und führen allezeit eine Wahrheit in einen poetischen Gedanken gehüllet in sich. Wenn sich einige beklagen, daß sie ihm nicht verstehen, nicht folgen können: so müssen sie sich zuvor die Blödigkeit aus den Augen wischen, damit sie seinem Fluge nachsehen können, und wenn sie die Mühe dauert, je nun — so mögen sie vor sich hin auf die Erde sehen: er wird sichs gefallen lassen und seinem Horaz nachsprechen:

Odi profanum vulgns et arceo.

Bey der ersten Ode hat der Hr. Verf. die Gelegenheit auf den Titel angezeiget; der Anfang machet gleich durch ein Gemälde den Leser auf den Stolz Frankreichs aufmerksam.

Als Ludewigs Pilot mit stolzer Flotte
Westgalliens beschäumtes Thor
Verließ, hub Glaukus aus der tiefen Felsengrotte
Sein blaues Haupt empor:

Unglücklicher! der schon von Hoffnung trunken,
Des Oceans Gebieter ist,
Du führst in Deinen Schiffen einen Feuerfunken,
Der beyde Welten frißt.

Gaukus fähret fort den weichen Söhnen tapfrer Franken, wie er sie nennt, ihr ganzes Schicksaal vorher zu sagen, und beschließt seine Wahrsagung mit folgenden Strophen:

Dort auf den Gräbern Römscher Legionen
Erwartet Eure Tapferkeit
Ein Fürst, den Jupiter, der Hirtenstab und Kronen
Aus einer Urne streut,

Nicht

Nicht zum Monarchen, aber zum Vergnügen
Des menschlichen Geschlechts erkohr. - -
Ha! welch ein lauter Päan steigt von seinen Siegen
In mein entzücktes Ohr!

„Also zerbrach, mit sieggewohnter Rechte
„Der Alkumena Sohn, im Zorn,
„Dem wandelbaren Gotte das zum Blutgefechte
„Wild aufgeworfne Horn;

„Also entkräftete der Götter gleiche
„Muß den Riesen, der an Macht
„Dreyhundertmal ihn übertraf, mit einem Streiche
„Nicht ohne Muth vollbracht. „ - -

Es folget die Anwendung auf die Thaten der Braunschweigischen Helden: und der Tag bey Crefeld: — Welch ein schönes Gemälde von der Verfolgung der Feinde auf der Flucht!

„Sie sahen euch, gelehnt auf ihre goldnen Schilde,
„Sein Ahnherr Wittekind,

„Und der Cheruskerfürst, der grosse Schatten
„Des Legionentödters, fliehn:
„Zehn Parasangen hinter eurer Flucht die Matten
„Voll Raub und voll Ruin.

„Vergeblich flieht ihr diesen Feind geschwinder
„Als Kraniche den Adler; setzt
„Vergeblich zwischen euch und eure Ueberwinder
„Jetzt Berge, Ströme jetzt:

Nach weiterer Ausführung der grossen Eigenschaften seiner Helden, schließt der Dichter mit folgenden

Strophen, wo die letztere durch einen gewissen Abfall im Schwunge die Schwäche des Feindes fühlen läßt, wodurch der vorhergehende Lobgesang einen desto größern Glanz gewinnt.

So, gleich Arions Lieder, gleich dem Tone,
Der Götter und Delphine zwang,
So zu des Gwelfen Ruhm, des Burboniden Hohne
Teutoniens Gesang.

Du stehst beschämt, o Burbons Enkel? — Höre
Ein nie zuvor geträumtes Glück:
Des Britten schwacher Kriegesdämon giebt der Ehre
Und Land und Meer zurück.

Das folgende Gedicht Ptolomäus und Berenice, welches bey Gelegenheit der Vermählung des Preuß. Kronprinzen von dem Verfasser gedichtet worden, ist in einem so süßen und gefälligen Tone abgefaßt, daß es die Liebe dem Dichter selbst eingegeben zu haben scheint: es ist ein Wettstreit der Liebe und das angenehmste Gegenbild zu des Horaz Donec gratus eram tibi &c. Man weiß die Geschichte von der Berenice Haar, das Callimachus besungen, wovon uns noch die Catullische Uebersetzung übrig ist: man weiß, daß sie es ihrem geliebten Ptolomäus weihte, wenn er glücklich aus dem Kriege zurück kommen würde: der deutsche Dichter hat ihr Gelübde durch eine feine Wendung auf eine, einer jungen Vermählte sehr gemäße Art zu nutzen gewußt: wir wollen diese Stelle bis zu Ende hersetzen:

Ptolomäus. Ach willst du mir nicht bald dein zweytes Leben,
Dein Ebenbild in einer Tochter geben?
Nicht dieser Augen schlauen Witz?
Nicht diesen Mund, der Suada Sitz?

Berenice. Dein sey das Ebenbild des ersten Sohnes!
Wenn Dich dereinst die Sorgen Deines Thrones
Aus meiner Arme Banden ziehn,
Umarm ich doch, statt Deiner, ihn.

Ptolomäus. Wann mich die Göttinn Isis liebet
Und mir Dein Bild in einem Sohne giebet,
So bring ich diese Schal ihr dar,
Die Zeuginn unsers Bundes war.

Berenice. Und wann die Götter mir Dein Bild verleihen,
So will ich ihnen diese Locke weihen,
Die funfzehn oder sechzehn Jahr
Die Zierde meiner Scheitel war.

Ptolomäus. Ach! soll ein Stahl dieß schöne Haar verletzen,
So muß ein Gott es an den Pol versetzen:
Dort ist der Raum noch nicht gefüllt,
Dort flamm es als ein Sternenbild.

Berenice. Bis in den Himmel fliege Deine Schale!
Dort werde sie bey jedem Freudenmahle
Voll Nektar, der die Götter tränkt
Und voll Unsterblichkeit geschenkt.

Ptolomäus. Wann, spät nach mir, Dich selbst der Himmel fodert,
Dann thronest Du, wo Deine Locke lodert:
Der ganze Norden ehret Dich;
Doch lange nicht so sehr, als ich.

Berenice. Mit mir zugleich geneuß im Sternensale
Den Göttertrank aus Deiner goldnen Schale!
Geliebter, kann er süßer seyn,
Als dieser hochzeitliche Wein?

Das dritte oben angezeigte Gedichte des Herrn Verf., Ino, eine Kantate, ist voll von den stärksten Empfindungen, die eine Muse dichten kann, wir meynen, einer zur Göttinn gewordenen Sterblichen. Es ist aus dem 4ten Buche der Verwandlung des Ovids bekannt, daß Ino von ihrem Gemahle, dem Athamas König zu Theben, der die Juno rasend gemacht, verfolget wurde: schon hatte er einen ihrer Söhne, den Learch, zerschmettert: da sie sich und ihren kleinen Sohn, den Melicertes, von einem gleichen Schicksale bedroht sah, nahm sie ihn in ihre Arme und floh von ihm bis ans Meer verfolgt, in welches sie sich nebst ihm stürzte: Neptun, auf die Vorbitte der Venus, nahm sie unter die Seegötter auf: jene erhielt den Namen Leucothea, und dieser ihr Sohn Palämon. Das Gedicht fängt sich gleich mit der Angst der flüchtenden und verfolgten Ino an.

Wohin? wo soll ich hin?
Mein rasender Gemahl verfolgt mich. Ohne Retter
Irr ich umher, so weit das Land mich trägt, und bin
Entdeckt, wohin ich irre. Keine Höhle,
Kein Busch, kein Sumpf verbirget mich.
Ha nun erkenn ich Dich,
Grausame Königinn der Götter!

Ungöttliche Saturnia,
Wird Rachsucht Dich ewig entflammen?
Wer kann mein Mitleid verdammen?
Ich hab ein Götterkind ernährt.
Du hast Dich an Semelen ja
Mit Jupiters Blitze gerochen.
Was hat die Schwester verbrochen?
War meine That des Todes werth. B. M.

O all' ihr Mächte des Olympus,
Ist kein Erbarmen unter euch?
Hier schwank ich unter der geliebten Last,
Die mein zerfleischter Arm umfaßt,
Hier flehet, dem gescheuchten Rehe,
Der aufgejagten Gemse gleich,
Die königliche Tochter Kadmus; springt
Von Klipp auf Klippe, dringt
Durch Dorn und Hecken.
Nein, weiter kann ich nicht!
Ich kann nicht höher glimmen! — Götter!
Ach rettet, rettet mich! Ich sehe
Den Athamas! An seinen Händen klebt
Noch seines Sohnes Blut.
Er eilt auch diesen zu zerschmettern.
O Meer! o Erde! er ist da!
Ich hör ihn schreyen! er ist da!
Ich hör ihn keuchen! Jetzt ergreift er mich! —
Du blauer Abgrund, nimm von dieser Felsenspitze,
Den armen Melicertes auf!
Nimm der gequälten Ino Seele.

(Die Instrumente begleiten den schrecklichen Fall, und kündigen die nachfolgende Verwundrung an.)

Wo bin ich? o Himmel
Ich athme nach Leben?
O Wunder! ich walle
Im Meere? mich heben
Die Wellen empor?
O wehe! mein Sohn
Er ist mir im Falle
Den Armen entflohn!
Mitleidiger Retter,
Was hilft mir mein Leben?
Ach gieb mir den Sohn!
O wehe! mein Sohn!
Er ist mir entfallen!
Er ist mir entflohn!

Ich seh ihn, ihr Götter!
Von Nymphen umgeben:
Stolz ragt er hervor.

Wem dank ich dieß Leben?
Dieß bessere Leben?
Wem dank ich den Sohn?

Ich seh ihn von Göttern
Und Nymphen umgeben,
Stolz ragt er hervor.

Wo sind wir? o Himmel!
Wir athmen? Wir leben?
O Wunder! wir wallen
Im Meere? Uns heben
Die Wellen empor?

Ihr hängt um meine Schläfe zackigte Korallen?
Und Perlen in mein Haar?
Ich dank euch, Töchter Doris! - - Seht, o seht die Schaar
Der freudentrunknen blauen Götter!
Sie flechten Schilf und Lotosblätter
Um meines Sohnes Haar.
Wie gütig, wie vertraut, empfanget ihr
Zwey Sterbliche, wie wir!
Ihr gebt uns eure Götterkränze,
Und zieht uns mit euch unter eure Tänze. - -

(Die Instrumente begleiten den Tanz, und spielen hierauf den Gesang der Tritonen, und Nereiden vor, welcher anfängt: Leukothea ist zur Göttinn rc.)

Ungewohnte Symphonien
Schlagen mein entzücktes Ohr.
Panope dein ganzer Chor,
Und die blasenden Tritonen
Rufen laut: „Leukothea
„Ist zur Göttinn aufgenommen!
„Gott Palämon, sey willkommen!
„Sey gegrüßt, Leukothea!“

Meynt ihr mich, ihr Nereiden?
Nehmt ihr mich zur Schwester an?

Meynt ihr meinen Sohn, ihr Götter?
Nehmt ihr ihn zum Mitgott an?

Ihr allgütigen Erretter,
O mein Dank soll nicht ermüden,
Weil mein Busen athmen kann.

Und nun? Ihr wendet euch so schnell zurück?
Ihr eilt mit aufgehabnen Händen - - -
Welch ein Blick!

Auf

Auf einem perlenhellen Wagen
Wird der Monarch der Wasserwelt
Hoch auf dem Saum der Fluth getragen.
Bis an den Himmel flammt der goldene Trident;
Ich höre seiner Nase Brausen; sehe
Den Gott, den zweyten Gott der Götter!
Der Du mit Allmacht dieses Element
Beherrschest, o Neptun, mein König! tragen
Die Räder Deines Wagens Dich
In diesen inselvollen Sund, und lassen
Den Sonnenwagen hinter sich,
Mir meine Gottheit anzusagen?
Ach ewig soll mein Dank,
Mit jeder Sonne soll mein lauter Lobgesang
Von allen Wellen wiederhallen.

Tönt in meinen Lobgesang,
Wellen, Felsen und Gestade!
Sagt dem guten Gotte Dank!
Heil dem Gotte! dessen Gnade
Dich zur Göttinn auserſah,
Selige Leukothea!

Tochter der Unsterblichkeit,
In die tiefste Meereshöhle
Senke Dein gehäuftes Leid.
Deine qualentladne Seele
Labe mit Ambrosia.
Tönt in meinen Lobgesang rc.

Wir waren in Willens, blos etliche der schönsten Stellen herzusetzen, aber, wie war es möglich eine Wahl zu treffen, wo alles gleich schön ist? Unsere

sere Leser werden gewiß darüber nicht unzufrieden seyn? sie werden vielmehr mit uns wünschen, auch die Kunst des Tonkünstlers, der solche große, unerwartete, und ganz neue Empfindungen in Musik gesetzet, zu hören und zu bewundern.

IX.

Historisch-kritische Lebensbeschreibung Hanns Sachsens, ehemals berühmten Meistersängers zu Nürnberg, welche zur Erläuterung der Geschichte der Reformation und deutschen Dichtkunst ans Licht gestellet hat, M. Salomon Ranisch, erster Prof. des Gymnasii zu Altenburg. Altenburg, in der Richterischen Buchhandlung. (S. 331.)

Dieß Buch scheint uns ein wichtiger Beytrag zur Geschichte der deutschen Dichtkunst zu seyn, und ob sie gleich nur einen Perioden betrifft, auf den wir eben nicht Ursache haben, stolz zu seyn, so scheint er doch um desto mehr eine Untersuchung zu verdienen, jemehr die Vergessenheit sich solcher Zeiten gern am ehesten zu bemächtigen pfleget. Wir wollen nicht entscheiden, ob der Herr Verf. für seinen Helden zu sehr eingenommen ist, oder ob der Ton, der in dieser Lebensbeschreibung herrschet, uns bey einem Biographen gefällt: bey dem letzten wird ihm vielleicht die Absicht, da der Herr Verfasser ein Schullehrer ist, und er für seine Untergebnen zugleich ein lehrreiches, moralisches Buch zu schreiben,

gegläubt

geglaubt hat, auch sich ausdrücklich erkläret, daß er auch für ungelehrte Leser geschrieben habe, rechtfertigen, das erstere aber scheint uns bey einem solchen Schriftsteller allezeit mehr eine Tugend als ein Fehler zu seyn: denn ohne einigen Enthusiasmus würde er schwerlich die Mühe über sich genommen haben, seiner Geschichte mit so vielem Fleiße nachzugehen. Zu geschweigen, daß die wenigsten Verächter Hanns Sachsens, dessen Gedichte nach ihrem wahren Werthe kennen und zu beurtheilen wissen, so wie viele unserer heutigen gelehrten Reimschmiede stolz seyn könnten, wenn sie nur den kleinsten Theil der Wissenschaften und großen Belesenheit dieses poetischen Schusters besäßen. Hier aber müssen wir nur so viel zum Ruhme des Herrn Prof. sagen, daß er alles nur mögliche gesammelt, was von ihm einiges Licht geben kann, und daß er denenjenigen ein gutes Stück vorgearbeitet, die uns mit der Zeit eine vollständige Geschichte der deutschen Dichtkunst zu liefern gedenken: ja wir würden es vielen unserer heutigen Schriftsteller mehr Dank wissen, wenn sie auf die Untersuchung solcher Dinge, die den Geschmack unserer Vorfahren in Ansehung des Witzes in einiges Licht setzen, ihre Zeit wenden, als uns mit ihrem eignen seichten Witze überschütten wollten. Gesetzt aber, das Leben Hanns Sachsens selbst wäre das wenigste, was uns intereßiret, so ist der Zustand und Fortgang der Dichtkunst, den sie zu diesen Zeiten gehabt, ihre Veränderungen, die Vergleichung mit andern Völkern, das Genie der Nation zu den verschiedenen Zeitpunkten,

und

und dergleichen mehr, schon von der Wichtigkeit, daß sie unsere Aufmerksamkeit reizen können.

Kein weitläuftiger Auszug wird von diesem Buche nicht nöthig seyn: wir wollen aber unsern Lesern nur kürzlich vorlegen, was sie darinnen zu suchen haben. Erster Theil: erstes Hauptstück. Von den Quellen dieser besondern Geschichte. Zweytes Hauptstück. Von Hanns Sachsens Geburt und Kindheit. — Er war in der Reichsstadt Nürnberg gebohren: sein Vater war ein Schneider, der ihn aber zu allen Guten anhielt, und ihn auch in die lateinische Schule daselbst schickte: im 15ten Jahr fieng er an das Schusterhandwerk zu erlernen. — Drittes Hauptstück. Von H. S. Jugend, wo zugleich von der erlernten Meistersängerkunst überhaupt, und insonderheit von ihrer Blüte zu Nürnberg gehandelt wird. — Sein Lehrmeister dieser Kunst war Leonhard Nunnenbeck, Leinweber und Meistersänger in Nürnberg. — Unter den Städten, wo sich die Liebhaber des deutschen Meistergesanges befanden, war zwar Maynz gleichsam die hohe Schule, vor den übrigen aber wird nebst Straßburg, Nürnberg vorzüglich gerühmt. Jetzt da diese Kunst in den meisten Städten gänzlich untergegangen ist, erhalten sie noch wenige Verehrer, mit deren Tode sie auch daselbst ihr Ende erreichen möchte. — Der Herr Verf. scheint nicht gewußt zu haben, daß noch in Straßburg dergleichen sind, die auch noch, wie wir nicht anders wissen, ihre Zusammenkünfte zu gewis-

sen

sen bestimmten Festen haben, vermuthlich aber wird auch dort diese Kunst ihrem Untergange nahe seyn. Viertes Hauptstück. Von Hanns Sachsens Wanderschaft und mehrern Uebung der erlernten Meistersängerkunst. — Wo er hinkam, half er entweder die Singschule verwalten, oder er sang den geübten Meistern ein neues Lied zur Beurtheilung vor, welches er selbst gedichtet, ja wohl gar in Töne zu setzen pflegte. Seine erste Schule hielt er zu Frankfurt, bis er endlich in seine Vaterstadt zurück kam. Fünftes Hauptstück. Von Hanns Sachsens Niederlassung in Nürnberg, getriebenen Handwerke, gedoppelter Ehe und übrigen Lebensgeschichte. Er starb im Anfange des 1576sten Jahres im 82. Jahre seines Alters.

Im zweyten Theile, den der Verf. hauptsächlich für die ungelehrten Leser geschrieben zu haben vorgiebt, in dem aber auch gute Nachrichten für andre vorkommen, handelt er im ersten Hauptstücke: Von den Umständen der Zeit, darinnen Hanns Sachs von 1494 bis 1576 gelebt hat. Im zweyten von Hanns Sachsens Lutherthume, welches er frühzeitig annahm, so wohl mit poetischen als prosaischen Schriften ausbreiten half, und aus denen der Verf. zugleich hinlängliche Nachrichten und artige Anekdoten beybringt, und welches er auch mit einem heiligen Leben zierte. Im dritten Hauptstücke. Von seinen Gedichten überhaupt, und zwar 1) von der Zeit ihrer Verfertigung; 2) von denen verschiedenen Arten derselben; 3) von ihrem Innhalte; 4) von ihrer Menge; 5) von den Melodien

seiner

seiner Bar und Lieder; 6) von ihren Quellen und seiner unglaublichen Belesenheit; 7) von der Ausgabe einzelner Stücke; 8) von ihrer vollständigen Sammlung und deren neuen Auflagen; 9) von den eignen Handschriften derselben; 10) von ihrem Gebrauche; endlich 11) und 12) von ihren Tugenden und Fehlern.

Viertes Hauptstück von seinem noch gewöhnlichen Liede: Warum betrübst du dich mein Herz; von dem Verfasser des Textes; von dem Sätzer der Melodie; von der Zeit seiner Verfertigung und Aufnahme; von seiner Uebersetzung; von seinen Erklärungen u. s. w.

Das fünfte Hauptstück handelt endlich von seinen Verdiensten um die Meistersängerkunst: Das sechste von seinen Abbildungen nebst den Aufschriften und Künstlern; Siebendes von seinen Verehrern; Achtes von seinen Verächtern; Neuntes von der Anwendung dieser Geschichte. Im Anhange folget das Elogium Adam Puschmanns auf Hanns Sachsen.

Einer unserer Freunde hat uns versichert, daß in dem so genannten Scrinio Knauthiano der Wittenbergischen Bibliothek noch verschiedene Dinge von diesem berühmten Meistersänger aufbehalten würden, die noch zu mehrern Erläuterungen würden Anlaß geben können — Dürften wir bey dieser Gelegenheit einen Wunsch wagen, so wäre es dieser, daß sich einmal ein Mann von Geschmack, oder einige verbänden, und uns aus den alten Dichtern von den Minnesingern bis auf unsere Zeiten die besten Stücken mit einer so klu-

gen Wahl, als Herr Prof. Rammler und Herr Lessing mit dem Logau gethan haben, in einer Sammlung herausgäben: wie viele gute Stücke würden wir dadurch noch dem Untergange entreissen können!

X.

Vermischte Nachrichten.

Dreßden. Der Fleiß der Dreßdner Künstler beschäfftiget sich noch immer, Deutschland mit neuen Kunstwerken zu bereichern. Herr Camerata hat vor kurzem ein sehr grosses Altarblatt, der heil. Georgius, nach einem Gemälde des Rotari, von einer reichen und guten Composition geliefert. Eigentlich hat er nur die letzte Hand daran gelegt, und das vom Bruder des in Petersburg verstorbenen Grafen Rotari aus Verona erhaltene Platte gebessert. Die Ausführung ist eben so wohl gerathen, und die feine Abwechslung der Schatten und Lichter thut die gewünschte Wirkung. Ebenderselbe hat ein Paar saubere Köpfgen nach Rotari geätzt, wovon das eine eine alte Frau, das zweyte ein junges Mädchen vorstellet. Herr Sahler, dessen Kupferstich auf Röthelart von dem niederländischen Maler Stalbent nach einem Gemälde des van Dyck, vormals von Pichard gestochen, wie im letzten Stück der Bibliothek angezeiget haben, ist fernerweit durch den Gönner und Freund der Künste, dem er seinen ersten Versuch zugeeignet, veranlasset worden, der gehämmerten Arbeit, in welcher erwähntermaßen vormals Johann

Lut-

Lutma und Paul Flynt, *) sich hervor gethan, zu Vorstellung der schwarzen Kreidezeichnungen noch mehr sich zu nähern, worauf er nach einer Originalzeichnung des Adrian van den Velde einen Bauern vorstellend, ingleichen nach Andreas Both, einen Bauern nach allen Zügen der schwarzen Kreide des Originals, aufs genaueste durch Gebrauch des so lange in Vergessenheit gerathenen Operis mallei geliefert hat, der sich gewiß den Beyfall des Kenners versprechen kann. Nach Rembrandt hat Herr Canale ein sehr sauberes Bildniß mit der Unterschrift gestochen: Quadro di Rembrandt, di un Gentiluomo Fiammingo. Der Herr Generaldirector, hat in den wenigen Stunden seiner Muße die Folge von seinen sogenannten Neuen Versuchen mit Num. 4. 5. und 6. vermehret. Seine Bescheidenheit verbietet uns, die Schönheit derselben mehr aus einander zu setzen, der Kenner aber wird auch ohne unsre Erinnerung überall eine durch die reichste Einbildungskraft verschönerte Natur, deren Schilderung des Namens des Herrn Verfassers würdig ist, entdecken.

Catalogue des Tableaux de la Galerie Electorale à Dresde. 1765. (244 pag.) ohne das Register, in gr. 8. Der Endzweck dieses Verzeichnisses dieser Gemäldesammlung, die unstreitig eine der größten und reichsten in der Welt ist, ist nicht, wie die Herren Verfasser im Eingange sagen, ein großes

*) Auch sieht man treffliche Arbeit von dieser Art in der Churfürstlichen Kunstkammer auf nunmehr erzählten Blatte von den Augspurger Daniel Kellerthaler, der wegen der getriebenen Arbeit berühmt ist.

Geräusch von einer Pracht zu machen, die in gewissen Aussichten immer Bewunderung verdienet, als vielmehr sie dem gemeinen Besten nutzbar zu machen. Diese Schätze dienen, sowohl das Andenken solcher Leute zu verewigen, die sich durch ihr Genie groß gemacht, und durch ihre Talente über andere erhoben haben, als auch Denkmäler der Kunst aufzubehalten, die den Geist schmücken, indem sie den Geschmack bilden. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, wird es nicht schwer seyn, zu entscheiden, welcher von beyden denselben am meisten eine Genüge thut, entweder der bloß Reisende, der die Gallerien durchläuft, oder der wahre Liebhaber, der sie studirt, und der, nachdem er das Schöne und Reizende davon empfunden, auch als ein Kunstverständiger über die verschiednen Theile nachdenket, die in diesem oder jenem Werke vom Geschmack den wahren Vorzug vor andern ausmachen. Für diese wahren Liebhaber ist dieß Verzeichniß verfertiget: sie werden dadurch in Stand gesetzet, weil man darinnen der Ordnung folget, wie sie aufgestellet sind, ein jedes Stück gleich auszufinden. Zu dieser Absicht hat man Ihn in einer solchen Größe geliefert, daß man ihn bey sich tragen kann: mithin hat man sich der Kürze und Precision bedienen müssen, und alle überflüßige Beschreibungen, hauptsächlich die unnöthigen Lobsprüche, weggelassen, die, ob sie gleich wahr seyn können, doch allezeit in dem Munde der Aufseher von Gallerien verdächtig sind. Nach dem Orte der Ausstellung ist das Verzeichniß in die Gallerie exterieure und interiere abgetheilet; man kann von dem Reichthume derselben schließen, da in der ersten 830, und in der

zwey-

zweyten 357 Stück, alle von den berühmtesten Meistern befindlich sind: unter jeden wird, nach einer kurzen und deutlichen Beschreibung, die Höhe und Breite desselbigen angegeben: es folget darauf das Kabinet der Pastelmalereyen größtentheils von der bekannten Rosalba Carriera. Am Ende findet sich ein Register der Maler mit Anzeigung der Numern, die sich auf die Malereyen des Verzeichnisses beziehen: es wird bey jedem sein Geburts- und Sterbejahr angegeben. Die Herren Herausgeber, Herr Johann Anton Riedel, Gemälde-Gallerie-Inspector, und Herr Christian Friedrich Wenzel, Inspector der Zeichnung- und Kupferstich-Gallerien, der uns als Verfasser dieses Werks nachher bekannt geworden, versprechen mit nächstem auch das Gemäldeverzeichniß der Niederländischen Meister, die das Kabinet des höchstseligen Königes ausmachen, dem man diese vortreffliche Sammlung zu danken hat, zu liefern. Noch ist zu gedenken, daß das Titelblat mit einem feinen Kupferstiche, die Malerey mit ihren verwandten Künsten vorstellend, die sich unter dem Schuß der Minerva begiebt, verzieret ist; vorn auf der Seite liegt eine allegorische Figur, die Elbe bezeichnend, und hinter der Malerey lehnt ein Genie auf dem Schilde mit der sächsischen Raute: es ist vom Herrn Casanova erfunden und gezeichnet, und vom Herrn Follin gestochen. Ueber der ersten Abtheilung findet sich das ähnliche Bildniß des jungen Churfürsten von Sachsen in Medaillenforme, und über der zweyten ein Genius, der eine Palette nebst einem Lorbeerzweig durch die Wolken trägt, beyde ebenfalls von

Casanova gezeichnet, das erste aber von Boetius, und das zweyte von Follin gestochen.

Leipzig. Der Direktor der hiesigen Malerakademie, Herr Oeser, hat ein ausnehmend schönes Blatt nach Rembrandt geätzet, welches die Hexe zu Endor, in Begleitung Sauls vorstellet, die den Propheten Samuel erscheinen läßt; das Original gehört dem Herrn Bachmann in Magdeburg, einem Freund und Kenner der schönen Wissenschaften.

In Wendlers Verlage sind zum ersten Theile der Gellertschen Fabeln und Erzählungen die Kupferstiche von der fleißigen Hand des leipziger Herrn Meils erschienen, dem es nicht an Erfindung fehlet: die übrigen zum 2ten Theile werden mit nächstem folgen.

Vom Herrn Bernigerroths saubern Grabstichel haben wir noch die Bildnisse des Herrn Krumbhaars, Hofrath Triers, und Baron von Hohenthals, anzuzeigen.

Herr Johann Friedrich Bause hat ein Paar radirte Blätter nach Rembrandt, die sich in des jüngern Herrn Gottfried Winklers, eines würdigen Liebhabers der Kunst, sehr beträchtlichen Cabinette befinden, und einen alten Mann und eine alte Frau vorstellen, geliefert, die ihm und seiner Geschicklichkeit Ehre machen.

Kopenhagen. Da Seine Königliche Majestät allergnädigst vergönnet haben, die Bildnisse der zwölf Könige von Dänemark aus dem glorreichen Oldenburgischen Stamme, die auf Dero Befehl O. H. von Lode vor vielen Jahren zuerst unternommen, nach dessen Tode aber größtentheils Johann

Mar-

Martin Preisler, Königlicher Kupferstecher, und Professor bey der Mahr- und Bildhauer-Akademie verfertiget, in die Hände der Liebhaber zu übergeben; so ist zugleich dem Professor bey der Universität und Sekretair der Dänischen Kanzley Johann Heinrich Schlegel aufgetragen worden, diese Kupferstiche mit historischen Bildnissen in deutscher Sprache zu begleiten. Dieses Werk soll, nach einer Einleitung von der Abkunft und Ausbreitung des Oldenburgischen Stammes, die Thaten eines jeden Königs, seine Verdienste um das Innere des Landes, und den Zustand seiner Zeit im Abrisse darstellen, und solche Züge besonders auswählen, die das Eigenthümliche des Charakters bezeichnen können. So wenig es dieser Absicht gemäß ist, Belesenheit anzubringen, oder bloß nach dem Reize der Neuheit zu streben, so sehr erfodert es dieselbe Absicht in den ältern und in den neuesten Zeiten, die ächten Quellen zu gebrauchen, deren Zugang dem Verfasser durch die Gnade des Königs geöffnet ist.

Die Kupferstiche sind in Regalfolio, und werden zu allen Exemplaren ohne Unterschied, auf die schönste und stärkste Sorte Papier, Grand Aigle genannt, abgedruckt. Der Text wird in gleichem Formate zu Kopenhagen, unter Aufsicht des Verfassers, mit neugegoßnen Lettern von anständiger Größe gedruckt werden.

Die Freygebigkeit Seiner Majestät, welcher allein die Unternehmung dieses Werkes zuzueignen ist, setzet die Herausgeber in den Stand, es für einen gemäßigten Preiß zu überlassen. Ein Exemplar auf sehr weißem und starkem Schreibepapier wird acht

Rthlr. Dänisch kosten. Es wird aber auch der Text zu einer Anzahl Exemplare auf einer geringern Sorte Schreibepapier gedruckt, die um einen holländischen Dukaten wohlfeiler, oder um fünf und ein halben Rthlr. Dänisch gegeben werden können. Das Geld wird nicht eher, als bey Auslieferung des Werkes angenommen. Indessen werden die Liebhaber ersucht, sich für die eine oder die andre Gattung Exemplare auf das baldigste zeichnen zu lassen. In Kopenhagen geschieht es bey den Herausgebern selbst, dem Professor Schlegel in seiner Wohnung am Kohlenmarkte, und nach Michaelis auf der Norderstraße, und bey dem Professor Preisler auf Charlottenburg. Die Stellen, wo anderwärts, im Lande und außer demselben, die Unterzeichnung angenommen wird, sollen künftighin angezeigt werden.

Nürnberg. Von Herr Schweikarten, der sich eine Zeitlang beym sel. Stosch in Italien aufgehalten, haben wir Proben eines herauszugebenden Werks, Salmacis und Hermaphrodite, und Marsyas und Apollo, zwo nachgeahmte Saiterische Zeichnungen gesehen, deren Umriß Tinte und die Schattirung Tusche, obgleich die letztere mehr oder weniger, verräth.

Herrn Paul von Stetten, des jüngern, Erläuterungen der in Kupfer gestochnen Vorstellungen, aus der Geschichte der Reichsstadt Augsburg in historischen Briefen. Augsburg, bey Conrad Heinrich Stage, 1765. Wir haben uns gefreuet, daß wir zu dem von uns angezeigten Kupferstichen aus der Geschichte von Augsburg eine ganz an-

genehme Beschreibung zu denselbigen erhalten haben. Man findet nicht, wie man immer bey dieser Art von Geschichten gewohnt ist, einen trocknen Chronickenschreiber, der alle Fabeln, die man ihm erzählet, für baar Geld annimmt, und sie der Welt in einem elenden Annalistentone wieder vorleyert. Der Verfasser scheint ein Mann vom Geschmack zu seyn; und der mit den schönen Künsten und Wissenschaften bekannt ist. Er hat sich des Briefstyls zu seinen Erläuterungen bedient, und da er an eine Dame schreibt, so ist er in seinen Ausdrücken lebhaft, munter, und nicht selten scherzhaft. Was uns aber am meisten interessiret, ist sein in dem Briefwechsel mit seiner Freundinn gethanes Versprechen, daß die Geschichte der Künste bey seinen Erläuterungen sein vorzügliches Augenmerk seyn werde. „Keine Kunst sagt er, soll davon ausgenommen seyn; ich will die Namen aller, die sich hervorgethan haben, anzeigen, und ihre besten Arbeiten „bemerken: er muntert auch deswegen alle Freunde „der Künste in Augsburg auf, ihn durch Beyträge im „Stand zu setzen, daß er durch eine Geschichte der „Kunst seiner Vaterstadt Ehre machen möchte.

Der erste Brief enthält Erläuterung der Vorstellungen 1) von der Lebensart der Vindelicier; 2) von der Vindelicier Gottesdienste; 3) von Einführung der römischen Colonie; 4) von der Bekehrung der H. Affra. Der zweyte Brief 5) Geschichte des Attila und der Hexe; 6) der H. Columbanus; 7) Kaiser Ottens Sieg über die Hunnen; 8) Zerstörung der Stadt unter dem Kaiser Lothar. Es sind allezeit zwo Vorstellun-

„gen

gen auf einem Kupferblatte, die alle von Gottfried Eichlern gezeichnet: zum Theil aber von Johann Gottfried Thelott, Hübner, und Egidius Verhelst gestochen sind. Die von den beyden letztern Künstlern haben in der Haltung einen Vorzug vor den ersten. Zur Probe des Styls wollen wir den Paragraph hersetzen, wo der Verfasser von den Künsten der damaligen Zeit redet: „Was soll ich Ihnen von Künsten sagen, Madam? oder wären da wohl Künste, wo „man sich bloß mit Nothdurft begnügte? Das Bauen „war keine Kunst. Man bauete allein um sich und seinen Hausrath vor Ungewitter zu bedecken, man sah „weder auf Dauer noch weniger auf Schönheit. Die „meisten Häuser waren nur von Holz, und also der Vergänglichkeit zu sehr unterworfen, und wer ein Steinhaus hatte, mußte ein reicher Mann seyn: allein „auch bey diesem wurde nicht auf Zierde gesehen. Nur „bey Kirchen suchte man dergleichen anzubringen. „Wir nennen diese Schönheit den gothischen Geschmack. Er ist zu viel überhäuft, und es mangelt ihm „allenthalben an geschickter Verhältniß der Theile. In „Deutschland dauerte er bis gegen das Ende des 15ten „Jahrhunderts. Von solcher Bauart ist die Domkirche, welche schon im Jahr 988. der damalige Bischof Luithold, so wie sie noch steht, nur daß sie einige Zeit hernach noch mehr erweitert, und mit Thürmen gezieret worden, gebauet haben soll. Man siehet „an diesem Gebäude, daß es damals auch Bildhauer, „oder vielmehr Steinmetzen in Augsburg gegeben, es „ist aber eben dieser Mangel der Verhältniß und der „Zeichnung in ihrer Arbeit auszusetzen. Noch weit „schlech-

„schlechter waren die Stempelschneider, wovon unsre
„noch übrige alte Bischofspfennige einen Beweis ge-
„ben. Doch sieht man einige alte Siegel, die noch
„erträglich sind, und diese waren ohne Zweifel eine
„Arbeit der Goldschmiede, die noch heut zu Tage der-
„gleichen bey ihren Meisterstücken machen müssen.
„Dann wir hatten in den ältesten Zeiten Goldschmie-
„de hier, sie gehörten zu der Münze, und waren des
„Münzmeisters Hausgenossen. In der Domkirche
„gegen den finstern Gräbd, ist ein Thor mit zwo me-
„tallenen Flügeln, worauf viele Heilige in erhabener
„Arbeit zu bemerken sind. Schon im Jahre 1075 sol-
„len die Hausgenossen diese Thüre haben machen las-
„sen. Daraus ist die Arbeit, um nicht zu sagen, die
„Kunst der alten Zeiten zu erkennen. Von der Ma-
„lerkunst läßt sich nichts sagen, ich kann mich auch
„nicht rühmen, das geringste vor den 15ten Jahrhun-
„derte gesehen zu haben. Zwar ist der Name Maler
„bekannt, es mögen aber vielmehr Tüncher gewesen
„seyn. Aus den gemalten Fensterscheiben in gedachter
„Domkirche, die aber wohl schwerlich diese Zeiten er-
„reichen, läßt sich wohl auf die Güte und Schönheit
„ihrer Farben, aber nicht auf den Werth ihrer Zeich-
„nung schließen. Die Musik wurde in Kirchen und
„Klöstern als eine Kunst betrachtet. Sie bestund im
„Singen und der Orgel, und vielleicht lautschallenden
„blasenden Instrumenten. Die Orgeln kamen aus
„Griechenland. Schon zu Carls des Großen Zeiten
„wurden sie in Deutschland bekannt. In Venedig wur-
„den sie zuerst in den Kirchen eingeführet, und von
„dort mögen sie auch bald hieher gekommen seyn. Ein

„alter

the more modern Editors and Critics, are particularly considered, 8vo. *Johnston.* Rowe war der erste, der den Schakespear auf eine leserliche Art heraus gab: ihm folgte Pope: seine Lesarten waren bisweilen richtig, bisweilen aber auch bloß sinnreich. Jemehr Shakspear Leser gewann, desto mehr fanden sich Kunstrichter: hauptsächlich Theobald, der Bischof Warburton, Dr. Thirlby, Sir Thomas Hanmer, und verschiedne geringere. Der Verfasser suchet ihre Bemühungen zu prüfen, und die wahren Lesarten des Shakespears zu bestimmen: seine Anmerkungen enthalten viel Gutes, aber die bittere und heftige Art, mit der er die obgedachten Herausgeber anfällt, wird vielleicht einen andern aufrufen, dem es an Gelegenheit nicht fehlen wird, ein gleiches Recht gegen ihn zu brauchen.

The Correſpondence of Theodoſius and Conſtantia, from their firſt Acquaintaince to the Departure of Theodoſius. Now firſt pupubliſhed from the Original Manuſcripts. By the Editor of the Letters that paſſed between Theodoſius and Conſtantia, after ſhe had taken the Veil. 8vo. *Becket.* Addiſon erzählt im 164 Blatte des Zuſchauers, daß Theodoſius und Conſtantia, ſchon in erſten Jugendjahren mit einander bekannt geworden, und einige Zeit in der glücklichſten Unterhaltung der Liebe und Freundſchaft lebten. Herr Langhorn, der ſich dieſe Erdichtung zu Nutze gemacht, und uns ihre beyderſeitigen Briefe geliefert, nachdem ſie den Schleyer genommen hatten, wie wir zu ſeiner Zeit in der Bibliothek angezeigt haben, hat itzt

den

im vorher angezeigten Perioden zum Grunde ihres Briefwechsels gelegt. Dieser enthält aber nicht Entzückungen einer ausschweifenden Leidenschaft: der sinnreiche Verf. setzet sie in eine höhere Sphäre: sie theilen einander ihre Gedanken über Punkte aus der Sittenlehre und der Oekonomie des Lebens mit: als, über den zunehmenden Fortgang unsrer Fähigkeit durch jeden Auftritt des Lebens, über die Selbsterkenntniß, über das, was man der Natur gemäß leben heißt, über die Freundschaft der ersten Jugend, über ein einsames Leben, und andre solche Materien, die das Glück des Menschen befördern, oder auf die Verbesserung des Herzens und Erweiterung der Seele eine Beziehung haben: sie sind vorzüglich schön und machen des Verfassers Herzen und Verstand Ehre.

Miscellaneous Pieces of Antient English Poesie, viz. The troublesome Raigne of King John, written by Shakespeare, Extant in no Edition of his Writings, The Metamorphosis of Pigmalion's Image, and certain Satyres. By *John Marston*. The Scourge of Villanie. By the Same all printed before the Jear 1600. 12mo. Horsfield. Das hier angeführte dramatische Gedichte von Shakespear, das schon 1611 gedruckt worden, und sich in keiner Ausgabe seiner Schriften findet, ist nicht von seiner besten Zeit; inzwischen glänzt sein großes Genie überall hervor und es verdienet immer noch der Vergessenheit entrissen zu werden, sowohl als der Pygmalion des alten John Marston: die Satyren enthalten viele starke Gemälde des menschl. Lebens, zu denen man auch itzt überall noch Originale findet.

 The

The Poetical Works of Mr. William Collins. With Memoirs of the Author: and Observations on his Genius and Writings. By J. Langhorne, 12mo. Becket. Dieser Collins war ein sehr guter Dichter, er starb zu Chichester, seinem Geburtsorte 1756, nachdem er einige Jahre in London ein ziemlich unordentliches Leben geführet hatte. Der Herausgeber übernimmt so gut als möglich seine Vertheidigung. — Seine poetischen Werke enthalten die vier schönen orientalischen Eklogen, die der Dichter 1742. unter dem Titel Persian Eclogues herausgab, und seine Oden, die 1746. zum Vorscheine kamen, nebst etlichen Kleinigkeiten. Herr Langhorn glaubt, daß man von der ersten Art in der ganzen Englischen Sprache nichts vortrefflichers aufzuweisen habe, so wie er ihm auch als einen Odendichter betrachtet, der eine der ersten Stellen auf dem Parnaß verdienet. Von diesem Hr. Langhorne ist erschienen:

The Enlargement of the Mind. Epist. II. Wir haben das erste Sendschreiben desselbigen zu seiner Zeit angezeiget: er geht glücklich auf den Pfaden Popens und gehört zu den Dichtern, die mit stärkern Flügeln versehen, sich in das Gebiete der Einbildung empor schwingen, und idealische Schönheiten aufsuchen oder die mit dem Verfasser selbst zu reden: —

The mental World survey,
Mark the slow rise of intellectual day,

View

View reason's source, if man the source may find,
And trace each science that exalt the mind.

Man höre mit, was für einen poetischen Geist er sein Gedicht anfängt: „Das Licht hörte seine Stim„me, und gierig zu gehorchen brach es aus allen „seinen ursprünglichen Quellen hervor. O hätte „bey der Geburt der Natur die göttliche Macht der „moralischen Sonne also geboten zu glänzen, und „auf die Seele den ganzen prächtigen Einfluß der „Vernunft und den vollen Tag des erleuchteten Ver„standes strahlen lassen, so würden wir dem leiten„den Sterne der Wahrheit gefolget, und nicht diese „eitlen unvollkommenen Wesen seyn.„

Preferment: a Satire. By John Robinson. 4to. Nicole. Der Verfasser zeigt sich in diesem Gedichte als einen guten Dichter und feinen Satirenschreiber. Seine Versification ist angenehm, und seine Schilderungen lebhaft: man sehe folgendes Gemälde an: „Vielleicht wird dich ein „alter Wollüstling, der über seinem Grabe hinzlo„tert, einer der sein Lebelang ein Sklav der Lüste „gewesen, und immer noch derselbige ist, ob er sich „gleich zum Ende neiget, Dich zu seinem demüthi„gen Freund aufnehmen: sammle nur für ihn die „schmutzige Zweydeutigkeit, den unzüchtigen Scherz „und die Erzählung der Sünden, weil dir Be„gierde noch scharf war, ein: bey ihm haben diese „den Preiß: Unermüdet wird er einer schändlichen „Geschichte zuhören: und kannst du einem weiblichen

„Ohre eine Botschaft, eine verliebte Botschaft „kriechend zutragen, so wird er deine Mühe reich„lich belohnen: noch mehr, wenn ihn der Tod, sei„nen letzten Athem ausmurmelnd, dahin reißt, wird er „seine Hure dir zum Weibe vermählen und ein „Heyrathsgut hinzuthun, das dein Leben beseeli„gen soll.„

An Elegy written among the Ruins of an Abbey. By the Autor of the Nun. 4to. Dodsley. Der Dichter der dieses vortreffliche Gedicht geliefert, anstatt über die Ruinen einer verfallnen Abtey zu klagen, freuet sich vielmehr über den Untergang dieser Schulen des Aberglaubens, der Unwissenheit und Faulheit, da sie itzt in Schulen der Künste, Manufacturen, des Fleißes und der Wissenschaften verwandelt worden. Wie empfindungsvoll ist die Stelle, wo er den Stiftern solcher prächtigen Gebäude zuruft: „Betrogner Thor! weil du mit verschwende„rischer Hand deine Schätze auf diese Wohnung „verwandtest, und auf diesen geweihten Kerker „Reichthümer herabgossest, speisete deine verwaisten „unmündigen Kinder ein armselige Kost: Deine „verwittwete Schöne, ihre Wangen mit Thränen „bethauet, nahte sich mit einem demüthigen Knie „der Thüre des Klosters, athmete hier oft ihren „nagenden Kummer aus, und floh wieder zurück, ihr „unglückliches Schicksal zu beweinen.

The Comedies of Terence; translated into familiar Blank Verse. By George Colman. 4to. Becket. Diese schöne Uebersetzung des Terenz in ungereimten Versen verdient

wegen

wegen ihrer Eleganz und Simplicität vorzüglich angepriesen zu werden. Die Anmerkungen, die der Verfasser theils selbst hinzugethan, theils andern und zwar den besten Kunstrichtern abgeborget, machen des Uebersetzers Geschmack Ehre.

Electra, a Tragedy. By William Shirley. 4to. Newbery. Herr Shirley ist schon der Verfasser von zwo andern Tragödien, die aber keinen großen Beyfall erhalten haben. Die gegenwärtige aber hat ein vorzügliches Verdienst, so wohl wegen der guten Anlage, als einiger glücklich herbeygeführten Situationen, wohin besonders die Erkennung des Orestes und der Elektra gehöret: sie hat nicht dürfen aufgeführet werden; vermuthlich aus einer persönlichen Partenlichkeit, worüber sich der Verfasser in der Vorrede beklaget.

The Judgment of Paris. A Poem. By James Beattie M. A. 4to. Becket. Der Hr. Verf. hat eine moralischere Absicht, als unser obenerwähnter deutscher Dichter bey seinem Urtheile des Paris: er betrachtet sie aus einem allegorischen Gesichtspunkte, und da er sich unter der Juno, Pallas und Venus, den Ehrgeiz, die Weisheit und Wollust vorstellet. Was das poetische Verdienst anbetrifft, so herrschet bisweilen vielleicht eine zu schwelgerische Einbildungskraft und zu reiches Colorit darinnen. Uebrigens sind ihre Charaktere wohl geschildert, und die Sprache jeder Person wohl angemessen.

The Commissary. A Comedy in three Acts. As it is performed at the Theatre in the

the Hay-market. By Sam. Foote, Esq. 8vo. Williams. Herr Zacharias Fungus, ein schlechter und unwissender Mann, der durch ein sonderbares Glück sich zu einem Commissair in auswärtigen Diensten erhoben, hat ein grosses Vermögen zusammen gebracht, und da er die Eitelkeit hat, für einen Mann von Stande gehalten zu werden, so läßt er sich noch einfallen, im funfzigsten Jahre die feinern Künste, Musik, Poesie, Fechten, Reiten, Tanzen, u. s. w. zu erlernen. Kurz er ist des Moliere Bourgeois-Gentilhomme leibhaftig. Er hat sich bey einer gewissen Frau Mechlin eingemiethet, die mit französischen Waaren handelt, deren Hauptgeschäfte aber das Kuppeln ist. Diese schmeichelt des Fungus Eitelkeit und Stolz, und sucht ihm eine von ihren Geschöpfen, die sie für ihre Nichte und für ein Mägdchen van dem ersten Range in Schottland ausgiebt, anzuhängen. Der Verf. flicht in diese Fabel noch eine andre ein. Eine Wittwe Loveit, eine alte, reiche wollüstige Frau, wendet sich drey Wochen nach ihres Mannes Tode an die Frau Mechlin, ihr einen jungen handfesten Ehemann zu verschaffen: diese sorget auch aufs Beste für sie, indem sie ihr einen jungen Menschen vorschlägt, der durch sie unter einem verdeckten Namen eine reiche Frau sucht: am Ende findet sichs, daß dieses ihr eigner Sohn ist: eine doppelte Entdeckung macht die Entwicklung dieses Stücks aus. Denn die Braut des Fungus ist die Maitresse eines gewissen Musikus Catget: dieser kömmt von ungefähr, um dem Herrn Commissair in der Musik zu

unter-

unterrichten, und da er seine abgesetzte Schäferin in Brautkleidern findet, nimmt er sich in Gegenwart des Bräutigams, ohne etwas von seiner Absicht zu wissen, die gewöhnlichen Freyheiten, und die ganze Betrügerey kömmt darüber an Tag. Es ist ausnehmend viel Humour in diesem Gedichte, und obgleich die Fabel nichts neues enthält, so hat sie doch durch die komische Ausführung viel Witz erhalten.

Poems by Charles Churchill. Vol. I. II. 4to. Flexney. Diese Ausgabe der sämmtlichen Gedichte des Churchill enthält wenig, was wir nicht schon einzeln von ihm angezeiget hätten. Ein neues hinzugekommenes Gedichte the Journey, das noch nicht ganz geendiget gewesen zu seyn scheint, ist hinzugekommen.

The Works of Dr. Jonathan Swift, Dean of St. Patrick's, Dublin. Vol. XV. XVI. and XVII. Collected and revised by Deane Swift, Esq. of Goodrich, in Herefordshire. In dem ersten Theilen von diesen nach seinem Tode herausgekommenen Werken, finden sich meistens politische Aufsätze, die die damaligen Regierungen angehen. Der 17te aber enthält Briefe, die zum Theil von sehr interessanten Anekdoten der witzigen Köpfe der damaligen Zeit voll sind, zum Theil aber auch Gedichte, in denen man Swifts Geist kennet, wenn sie auch seinen Namen nicht trügen.

Original Poems on several Subjects. In two Vols. By William Stevenson, M. D. 12mo. Hawes. Die eine Hälfte des ersten Bandes nimmt ein Gedichte von 6 Büchern ein: Ver-

Summers oder der Fortgang des Frühlings: es sind lebhafte Stellen und viel malerische Beschreibungen darinnen, aber niemand wird es wagen, ihn mit einem Thomson zu vergleichen: das übrige sind kleinere Gedichte. Der 2te Band hat wieder ein grosses Gedichte, welches der Verf. poetische Charactere nennt, an der Spitze: es folgen Satiren, Elegien und Grabschriften, die zum Theil unerträglich lang, doch nicht ohne alles poetische Verdienst sind.

Kimbolton Park; a Poem. Folio. Dodsley. Obgleich in dieser Landschaft nicht viel Abwechslung ist, so führet doch der Maler einen so feinen und zarten Pinsel, daß dieses landschaftliche Gemälde gewiß den Beyfall der Kenner reizen wird.

Moreen's Fables. 2 Vol. 8vo. Bladon. Diese Fabeln haben alle die Eigenschaften, die eine Fabel nicht haben soll: sie sind bis zur Schwatzhaftigkeit weitläuftig, und greifen einzelne Personen mit Heftigkeit an, an statt daß sie Lehren für das ganze menschliche Geschlechte enthalten sollten: Wenn es dem Verfasser auch nicht an Talenten zur Poesie fehlet, so ist doch gewiß die Fabel nicht das Gebiete, wo seine Muse eine sonderliche Figur machen wird.

Miscellaneous Pieces of Poetry; selected from various eminent Authores: among which are interspersed a few Original. 8vo. Becket. Wenn die Gedichte in dieser Sammlung sich auch nicht durchgängig gleich sind, so muß man doch gestehen, daß sich auch vortreffliche Stücken

darun-

darunter finden. Hieher gehören Hrn. Langhorne und Masons Gedichte, die Ode von Hrn. Gray, Coopers Elegie, welche einen Unterricht eines Vaters an seinen Sohn enthält, u. a. m.

The Psalms, translated and paraphrased in English Verse. By James Merrick. M. A. 4to. Newbery.

A Translation of the Psalms of David, attempted in the Spirit of Christianity, and adapted to the Divine service. By Christoph Smart, A. M. 4to. Bathurst. Die Engländer haben schon eine ganze Menge von poetischen Uebersetzungen der Psalmen. Sandys, Dr. Woodford, Sir John Denham u. a. m. haben Versuche gemacht, das Große und Erhabne des Originals in ihrer Sprache einzukleiden. Unter den beyden angezeigten neuen Uebersetzern verdient die erstere von Herrn Merrick unstreitig der letztern weit vorgezogen zu werden: Wir wollen den 114. Psalm zur Probe anführen:

Mr. Smart.

When Israel came from Egypt's cost
And Goshen's marshy plains.
And Jacob with his joyful host
From servitude and chains;

Then was it seen how much the Jews
Were holy in his sight,
And God did Israel's Kingdom chuse
To manifest his might.

The ſea beheld it, and with dread
 Retreaded and make way;
And Jordan to his fountain-head
 Run backwards in dismay.

The Mountains, like the rams, that bound
 Exulted on their baſe;
Like lambs the little hills around
 Skip lightly from their place.

What is the cauſe, thou mighty ſea
 That thou thyſelf ſhoud ſhun;
And Jordan, what is come to thee,
 That thou ſhou'd backward run?

Ye mountains that ye leap'd ſo high
 From off the ſolid rock,
Ye hills that ye ſhould gambols try,
 Like firſtlings of the flock?

Earth, from the centre to the ſod,
 His fearful preſence hail,
The preſence of Jeſhurun's God,
 In whom our arms prevail;

Who beds of rocks in pool to ſtand
 Can by his word compel;
And from the veiny flint command
 The fountain and the Well.

Mr.

Mr. Merrick.

When Jacob's ſons through paths unknown
From Egypt took their way,
In Judah's tribe his preſence ſhone,
And Iſrael own'd his ſway.

Old Ocean ſaw them, as they came,
He ſaw, and backward fled;
Recoiling Jordan turn'd his ſtream,
And ſought his fountain-head.

The mountains feel the ſudden ſhock;
As rams, from off the ground
They ſpring: as younglins of the flock,
The hills affrighted bound.

Thou Ocean, ſay, why, as they came
Thy billows backward fled;
And what, O Jordan, urg'd thy ſtream
To ſeek its fountain-head?

Ye mountains, whence the ſudden ſhock?
Why leap ye from the ground
As rams? as Younglings of the flock,
Say why, O hills, ye bound.

Earth, inſtant, tho thy loweſt baſe
Convuls'd, avow thy fear,
While heav'n's high Lord reveals his face
While Jacob's God is near;

Diſſol-

Dissolv'd beneath whose potent stroke
The flint a torrent gave;
Who spake, and from the yielding rock
Gush'd forth the bidden wave.

An Inquiry into the Beauties of Painting, and into the Merit of the most celebrated Painters, Ancient and Modern; by *Daniel Webb*, Esq. 2. Edition. *London*, 1761. 8. Das ist: Untersuchung der Schönheiten der Malerkunst; und der Verdienste der berühmtesten Maler unter den Alten und Neuern, durch Daniel Webb, Rittern. 2te Aufl. London, 1761. 8. *). „Es ist nicht wohl möglich, unsern Lesern einen Auszug von diesem Werkchen zu geben, der Verfasser ist in der Entwickelung seiner Begriffe so kurz, und dabey so bündig, daß ich ihn übersetzen müßte, wenn etwas Vollständiges herauskommen sollte. Ich will aber das Uebersetzen um so viel lieber bleiben lassen, da ich berichtet bin, daß wirklich eine Uebersetzung davon in Zürch bey Orell Geßner und Compagnie unter der Presse sey. Ich wünsche herzlich, daß dieselbe einen gesegneten Einfluß auf den Geschmack und die Beurtheilungskunst meiner Landsleute haben möge, damit dieselben

Werke

*) Wir haben dieses Buch bereits im 8ten Bande der Bibliothek nach seinem Innhalte angezeiget: aber da uns ein Mann von Geschmacke nachfolgende Ankündigung einer Uebersetzung zugeschicket, so freuen wir uns, daß wir es nochmals unsern Lesern anzupreisen Gelegenheit haben: vor kurzem ist auch davon eine französische Uebersetzung in Paris erschienen.

Werke der Kunst nicht blos mit leiblichen Augen betrachten, sondern der Seele und dem Verstande das ihnen gehörige auch zukommen lassen.

In der Vorrede untersucht Herr Webb die Ursachen, woher es komme, daß so wenig Menschen geschickt sind, von Werken der Kunst gehörig zu urtheilen, da doch fast ein jeder gerne Kenner seyn möchte, und es auch wirklich leichtlich seyn könnte. Den Grund hievon findet der Herr Verfasser in verschiedenen Irrthümern. Der erste ist die üble Gewohnheit vieler Reisenden alle Gallerien und Kirchen hastig zu durchlaufen. Nimium vident, nec tamen totum. Der zweyte Irrthum ist, daß man gewohnt ist, die Malereyen überhaupt nach dem Credit des Malers zu schätzen. Der dritte Irrthum ist der allzuvoreilige Ehrgeiz gleich die verschiedenen Meister zu kennen. Der vierte bestehet darinn, daß man gerne seine Scharfsichtigkeit zeigen will, wenn man kleine Fehler in der Zeichnung, oder geringe Pinselfehler entdeckt. Alle diese Irrthümer führet der Herr Verfasser weitläuftiger aus, und zeiget ihre Schädlichkeit auf eine überführende Weise.

Das Werk selbst ist in Gesprächen geschrieben. Wir wissen nicht warum; denn diese Gespräche haben eben nicht viel Dialogistisches. Vielleicht hat der Herr Verfasser diese Art von Vortrag gewählt, weil er denken mochte, er würde auf diese Weise Meister seyn, Ruhepunkte für seine Leser zu setzen, wo er ihm gut schien. Sieben Abschnitte machen das ganze Werk aus. In dem ersten giebt er überhaupt

haupt den Plan seines Werkes." Die Urtheile und Zeugnisse der alten claßischen Schriftsteller über Werke der Kunst, verglichen mit den Ideen der neuern Maler, geben unserm Herrn Verfasser den Leitfaden, einen sichern Weg durch die labyrinthischen Gänge seiner Untersuchung zu finden. Er siehet die nachahmenden Künste aus zween Gesichtspunkten an: entweder sind es Nachahmungen von Gegenständen, die uns vor Augen sind; oder es sind Nachahmungen von Gegenständen, wie unsere Einbildungskraft uns solche vorstellet. Daher wird gefolgert, die höchste Vollkommenheit der Kunst bestehe in einer geschickten Vereinigung des Mechanischen mit dem Idealischen.

Der zweyte Abschnitt handelt von unserer Fähigkeit über Malereyen zu urtheilen. Geschmack und Einsicht geben diese Fähigkeit. Jener ist ein Gefühl der Vortrefflichkeit eines Werkes; diese entdecket die Mittel, welche die Wirkung hervorgebracht haben.

Der dritte handelt von dem Alterthume und der Nutzbarkeit der Malerey.

Der vierte von der Zeichnung.

Der fünfte vom Colorit.

Der sechste vom Licht und Schatten, von dem was die Italiener chiaro-oscuro, die Franzosen clair-obscur, und der berühmte Herr von Hagedorn hell-dunkel nennen.

Der siebente Abschnitt krönet das Werk, und handelt von der Composition.

Durch

Durch das ganze Werk herrschet eine solche ungemeine Deutlichkeit und Gründlichkeit, daß jeder aufmerksamer und verständiger Leser beynahe eben so sehr ergötzet und erbauet wird, als wenn Winkelmann und Mengs, diese grossen Lichter der Kunst, ihn beleuchten.

Ich hoffe dieses wird genug seyn, den Ritter Webbs unsern Landesleuten zu empfehlen, denen, welche Winkelmann und Mengs kennen, oder zu studieren fähig sind; andern empfehle ich ihn nicht; denn selbst der Genius der Malerey würde sich vergeblich bemühen, in ihrer Seele eine Saite zu berühren, welche darinn überall nicht vorhanden ist. Für sie und für Blindgeborne hat die stiefmütterliche Natur den Reiz des Lichtes nicht geschaffen. Mögen sie dafür in einem bessern Leben entschädiget werden!„

Neuigkeiten aus Italien.

Il Cesare e il Maometto, Tragedie del Signor di Voltaire, trasportate in Versi Italiani, con alcuni Ragionamenti del Traduttore. Venezia, presso Giambattista Pasquali. 1762. Diese glückliche Uebersetzung vom Herrn Cesarotti verdient, besonders der beygefügten Abhandlungen wegen, hier noch nachgeholt zu werden. Diese Abhandlungen sind über die beyden Tragödien, die hier übersetzt sind, über das Vergnügen, das die Tragödie giebt, und über den Ursprung und Fortgang der Poesie. Sie sind mit Geschmack

und mit einem philosophischen Geiste geschrieben. Die beyden letztern insbesondere, die voll neuer und interessanter Beobachtungen sind, scheinen uns würdig, unsern Lesern bekannter zu werden; und wir behalten uns vor, in einem der nächsten Stücke ihnen eine Uebersetzung derselben zu geben. Indeß wollen wir ihnen die lateinischen Jamben hier vorlegen, die an der Spitze dieser Sammlung stehen. Sie schildern den Charakter einiger der größten tragischen Dichter mit kurzen und meisterhaften Zügen. Der Dichter legt sie dem Boten der Götter in den Mund. Sein komischer Grimm am Schlusse ist dem Merkur des Lucian ähnlich:

Fauete linguis, atque animum huc aduortite.
Venio a bicipiti, praeco Musarum, iugo,
Apollinaris curiae sententiam
Super Poëtis Tragicis ad vos deferens.
Boat AESCHYLVS abnormis, et spirat rude,
Larua et cothurno verba deformans suo,
Scenae verendus is tamen cluet pater.
EVRIPIDES cor tangit, at scholam sapit,
Lanista Gnomis maximus reciprocis,
Lacrimasque vena defluentes vbere
Saepe eloquenti cautus adstringit gelu.
SOPHOCLES et arte melior, et neruis valens,
Morosiori par futurus seculo,
Graeca vsque labe non caret, caret [illegible]
Pompa atque fastu SENECA [illegible]
ITALA iuuentus dona [illegible]

Et

Et seruitutis foedo amore infaniens
Aliena raptat vsque per vestigia,
Mentisque pennas ipsa praecidit sibi.
Paucos at inter nobiles MAPHEIVS
Materna teneris corda tentans motibus,
Priscaeque Romae sustinendae par COMES *)
Vterque late fronde praefulgent sua,
Et inuidendum vatibus tollunt caput.
Contra ANGLVS exlex inferos miscet polo,
Suoque ritu mente abusus libera,
Sublimia monstra gignit et nescit modum.
Primus decorum seruat et normam CATO,
Magnusque vbique, vbique paret legibus.
Fuco impudenti, frigidis amoribus,
Perplexabilibus atque nodorum strophis
Belli infecere Galluli Tragoediam.
At vitia sarcit omnium CORNELIVS,
Magnasque labes maxima luce obruit,
Mixtusque saepe nubibus tangit polum.
Par laude, dispar artibus, RACINIVS
Naturae blanda serpit in pectus via.
CREBILON sequutus libero Graecos pede
Tragicis valenter corda pulsat machinis,
Et alta figit mentibus vestigia.
Sed quot fuere, suntque vbique gentium,
Eruntque posthac, (Delius iurat pater)
Sceptro potitur aureo (consurgite,

Con-

*) Der Abt Conti.

Consurgite omnes ilicet) VOLTAERIVS,
Dudum creatus omnium suffragiis
Tragicae tyrannus artis, arbiter, deus.
Hem, hem, quid illic mussitatis clanculum,
Critici minuti, perpusilli Rhetores?
Abnuitis? at iam magno cum vestro malo
Huc o quot estis, sic Apollo Rex iubet,
Crassi scholiastae, inauspicati Interpretes,
Rationis elegantiaeque funera,
Antiquitatis mancupia, doctum pecus.
Adeste adeste litteratae Erynnies,
Bifidis rigentes calamis impleti comas,
Ora et veneno foedi atramentario,
Variisque inusti terga Lectionibus;
Istosque vosque perpetim suffigite
In erudita maxima mala cruce.

Rimino. Il Tempio di S. Francesco di Rimino, o sia Descrizione delle cose piu notabili in esso contenute, 1765. 12. (58. pag.) Herr Giambatista Costa beschreibt in dieser Schrift die Statuen, Basreliefs, Aufschriften von Grabmälern und andern Merkwürdigkeiten dieses Tempels, der einer der prächtigsten von des Malatesta errichteten Gebäuden ist. In den Noten werden verschiedene Medaillen dieses leztern und seiner Frau der Isotta Degli Atti, beygebracht.

Spoleto. Allhier ist eine große topographische Charte in vier Imperialblättern von dem Staat und Herrschaften von Spoleto, nebst den angrän-

ı Städten zum Vorschein gekommen. Zur
erung desselbigen in den äußern Theilen sieht
die berühmte Brücke, Andrelaccio di Spo-
den Monte Luco mit seinen Einsiedeleyen;
iten Triumphbogen, der dem Kaiser Tiberius
em Siege des Germanicus errichtet worden;
Porta fuga, die von der Flucht der Cartha-
ser unter dem Hannibal also genennet worden:
zt dabey eine chronologische Reihe von Bild-
aller Herzoge von Spoleto aus Münzen.
Charte ist von einem Dominicaner Ant. For-
to de Greiis verfertiget, der noch eine andre
Agro Trevano unter den Händen hat.

Parma. Poesie di Ossian figlio di Fin-
radotte in Versi Toscani del' Abbate Ce-
ti. Vol. I. II. in 4to. Giuseppe Consio.
alten schottischen Gedichte, die Herr Mac-
n in London herausgegeben, sind von uns zu
Zeit angezeiget worden. Man lobt diese
setzung; uns dünkt es aber wunderbar, daß
erste Uebersetzer ein Bedenken getragen, sie
rsen zu übersetzen, Herr Cesarotti solches in sei-
prache zu thun gewagt hat.

Rom. Thesaurus alter antiquitatum
ventarum &c. Romae, 1764. in Fol.
rste Theil dieses Werks ist schon vor geraumer
rschienen: er enthält die Alterthümer der
Benevent von ihrem Ursprunge an bis zum
gange der römischen Herrschaft in Italien.

Dieser zweyte liefert die Geschichte von der Ankunft und der Herrschaft der Longobarden: Dieser ist in viele Dissertationen und Kapitel abgetheilet: vorzüglich verdienet von uns die dritte angezeigt zu werden, welche die Münzen der lombardischen Regenten enthält. Der Verf. ist der Abbe' de Vita.

Ebend. Wir haben in unsrer Bibliothek den ersten Theil eines Werks, welches unter dem Titel Musei Kircheriani area herausgekommen ist, und worinnen sich die Vermehrung des berühmten Cabinets des P. Kircher, welches schon seit 1709. unter dem Namen des Musaei Kircheriani bekannt ist, angezeiget. Seit kurzen ist der 2te Band dieses prächtigen Werks auf 27 Seiten und 22 Kupferplatten erschienen, welche meistens Bildnisse von alten Götzen vorstellen: der Verfasser hat sie durch kurze Erklärungen zu erläutern gesucht, die bisweilen eine weitere Ausführung verdienten.

Ebend. Die schönen Centauren, die im Besitze des Cardinal Furietti gewesen, sind von dem Pabste erkauft und in das Musäum vom Capitol geschenket worden.

Lucca. Inscrizione antiche, con qualche Spiegazioni di Sgr. Benedetto Passionei. 1764. in Fol. Dieß ist die vortreffliche Sammlung von alten griechischen und lateinischen Aufschriften, Basreliefs, Urnen und andern schätzbaren Ueberbleibseln des Alterthums, womit der gelehrte Paßionei seine Einsamkeit in Frescati verzieret hat. Wenn man den Werth derselben kennen will,

muß man entweder die Nachrichten von dessen
, die der Benedictiner Dom Galleti herausgege-
oder dieses Werk selbst nachsehen. Die An-
griechischer und römischer Aufschriften beläuft sich
144. Sie wurden nach dem Tode dieses würdi-
Cardinals wieder zerstreuet. Der Neffe dessel-
Herr Benedetto Passionei ist der Herausgeber,
die Anmerkungen sind von verschiednen gelehrten
n, die bey den Verstorbenen einen freyen Zutritt
n. Sie erscheinen inzwischen hier nicht alle zum
male. Herr Segvier, der seit zwanzig Jahren an
allgemeinen Index über alle Inscriptionen arbei-
nd diese Sammlung in Augenschein genommen,
ptet, daß nicht über hundert wären, die zum ersten-
erschienen, und daß viele schon in den Samm-
des Fabretti und Muratori befindlich wären.
Vend. Tragedie di Antonio Conti, nuova
one. Dieser Tragödien sind an der Zahl vie-
unius Brutus, Marcus Brutus, Julius
r und Drusus. Man suchet vergebens diese
en und gewaltsamen Leidenschaften darinnen,
Seele bewegen und erschüttern, sondern der
sser scheint bloß ein getreues Gemälde der rö-
n Sitten zu Zeiten der freyen Republik und
Untergang haben liefern zu wollen: seine Vor-
enthalten übrigens viel gute Anmerkungen: er
der Tragödie hauptsächlich drey Charaktere an,
torischen, poetischen und moralischen. Nach
sten will er, daß sie sich auf die Geschichte grün-
l. Durch den zweyten versteht er die Kunst
ichters in der Anordnung, und durch den sittli-

chen, die Nothwendigkeit, daß aus dem Süjet eine gute Lehre oder eine nützliche Wahrheit folgen solle. Man sieht aber leicht, wie willkührlich diese Begriffe sind, und wie viel sich darwider sagen läßt.

Perugia. Iconologia del Cav. Cesare Ripa, Perugiono, notabilmente accresciuta de' Immagini, di Annotazioni e di Fatti, dall' Abbate Cesare Orlandi, Patrizio di Citta della Rive &c. Tom. I. 4t. 1764. 430 pag. Dieß Werk enthält Bilder, die allezeit durch eine geistliche Geschichte und eine Fabel erläutert werden. Der Herausgeber Cesare Orlandi hat die Gerolifici morali des P. Ricci, die in Neapel 1766 herausgekommen, hinzu gefüget.

Florenz. Νικανδρου Θηριακα και Αλεξιφαρμακα, Nicandri Theriaca & Alexipharmaca. Joannes Gorrhaeus latinis versibus reddidit, Italicis vero, qui nunc primum in lucem prodeunt Anton. Mar. Salvinius. Accedunt variantes Codic. Lectiones, selectae Adnotationes & graeca Eutecni Sophistae Metaphrasis ex Codicibus Mediceae & Vindob. Bibliothecae descripta & nondum edita, curante Angelo Maria Bandinio, J. V. D. S. C. M. Regio Mediceae Bibliothecae & Marucellionae praefecto 1764. 8vo (376. pag.)

Μουσαιου του γραμματικου τα καθ' Ηρω και Λεανδρον. Musaei Grammatici de Herone & Leandro Carmen ab Anton. Mar. Salvinio Italicis versibus nunc primum editis, redditum. Accedunt praeter latinam interpretationem, varian-

riantes Codicum Lectiones, selectae annotationes & Index Graecus verborum. Recensuit & illustravit Ang. Mar. Bandinius J. V. D. Laurent. Bibl. Reg. Praef. 1765.

Ebend. Κολουθου Αρπαγη Ελενης Coluthi raptus Helenae Graece & Latine, accedit Medica Interpretatio Italica Ant. Mar. Salvini nunc primum edita. Recensuit variantes Codicum MSS. Lectiones & Selectas Adnotationes adiecit Aug. Bandinius J. V. D. 1765. Der Herr Bandini, Königl. Bibliothekar der Laurentianischen und Marucellianischen Bibliothek, der durch seine Ausgaben der griechischen Dichter angelegen seyn läßt, und noch in der Folge den Aratus, Tryphonian, Q. Calabrus, Nonnus Panopolita und Theognis zu liefern gedenkt, hat nach seiner Anzeige alles mögliche zusammen getragen, was zur Berichtigung der Lesarten, zur Geschichte ihrer Handschriften und Ausgaben zur Bestimmung der wahren Verfasser und Erklärung derselbigen beytragen kann. Wenn er aber nicht mehr als bey der Ausgabe des Callimachus geleistet hat, so wird er die Gelehrten nach dem Besitze dieser Ausgaben eben nicht begierig machen.

Palermo. Le antiche Inscrizioni di Palermo con figure in Rame, 1765. 4to. Diese Sammlung enthält 115 griechische, lateinische und arabischen Aufschriften, die 63 Seiten einnehmen: Dann folgen die Erklärungen des Verfassers, Gabriele Lancillotto Castello, Fürst von Torre Muzza, der sich schon durch andre Schriften, ins besondere

aber durch seine Storia di Alesa, antica città di Sicilia, die in Palermo 1753. heraus gekommen ist, bekannt gemacht. Am Ende sind noch einige Abhandlungen verschiedener andrer Gelehrten, welche Alterthümer dieser Stadt betreffen, angehängt.

Monaco. Von des Muratori Annali d'Italia ist der 10 und 11te Band bey Agostino Olzati herausgekommen, denen die übrigen mit nächsten folgen sollen.

Rom. Lettera sopra l'antico Edificio di Ravenna, détto volgarmente la Rotonda, del Conte Paolo Gamba Ghiselli Ravennate, 1765. 4to. (14. pag.) Nach einer Geschichte dieses Gebäudes, dem vormaligen Mausoleo des Königs der Gothen Theodorichs, folget eine Beschreibung seiner Bauart und der Porphyrnen Urne, worinnen die Asche dieses Königs aufbehalten seyn soll.

Lucca. Ad novum Thesaurum veterum Inscriptionum Cl. Viri Ludouici Ant. Muratorii. Vol. I. in fol. Die Sammlung, der in diesem Werke vorkommenden Schriften von in= und ausländischen Gelehrten ist von Sebastian Donati, Rector der Kirche St. Concord. bey Lucca veranstaltet und die Subscribenten bezahlen auf jeden Theil fünf und zwanzig römische Paoli nach: der Sammler ist in der Einrichtung völlig der Ordnung des Muratori gefolget.

Florenz. Roccalta di alcuni Opuscoli sopra varie materie di Pittura, Scultura e Architettura, scritti in diverse occasioni da Filippo Baldinucci Academico della Crusca, con

un

in Ragionamento di Francesco Bocchi sul
Eccellenza della statua di S. Giorgio fatta da
Donatello e posta nella Facciata della Chiesa
l'Orsanmichele di Firenze 1765. 4to (171. pag.)
In dieser Sammlung verdient vorzüglich das erste
Sendschreiben von Baldinuzzi angemerkt zu werden,
worinnen er verschiedene Fragen, die der Marchese
Vincenzio Capponi an ihm über die Geschichte der Ma-
rey, Zeichen- Bildhauer- und Baukunst vor der
Mitte des 13ten Seculi, gethan, beantwortet, ferner
ien desselbigen Schreiben an Lorenzo Gualtieri, ei-
n Florentiner von den berühmtesten Malern des
ten Jahrhunderts.

Ebendaselbst hat der Kupferstecher Andreas
Scacciati, von dessen Unternehmen wir im 11ten
ande unsrer Bibliothek auf der 385 S. geredet ha-
n, die ersten zehn Blatt aus der daselbst befindli-
n kaiserlichen Zeichnungs-Sammlung von den
ühmtesten Künstlern geliefert: er wird damit fort-
ren, und hoffet im kurzen die zwote Lage von glei-
r Stärke ausgeben zu können. Der Kupferdru-
: Allegrini, von dessen Unternehmen wir bereits im
n Theile der Bibliothek Anzeige gethan haben,
rt noch immer damit fort, die Bildnisse der
ühmtesten Florentiner nebst ihren Lebensbeschrei-
gen heraus zu geben, und hat bereits eine ziem-
große Anzahl geliefert. Seit einiger Zeit hält
in Florenz ein gewisser Moribel von Montbard
Burgund auf, der das Geheimniß einer minerali-
Composition, die verblichenen und verschwunde-
Buchstaben in alten Handschriften auf Perga-

ment und Papier wieder herzustellen weiß; er hat Proben in Gegenwart verschiedener gelehrter Männer damit gemacht, und man verspricht sich davon viel wichtige Entdeckungen.

Discorse sopra l'imitazione Drammatica per un Philologo Toscano, in 12. 1765. Dieses kleine Büchelchen enthält viel feine und gesunde Anmerkungen über die theatralische Nachahmung. Der Verfasser suchet hauptsächlich diejenigen zu widerlegen, die die Künste auf eine knechtische Nachahmung der Natur, auf jene strenge Wahrheit einschränken, die aus der Aehnlichkeit der Sache, die sie nachahmen will, die Sache selbst machet, und das Genie in einen bloßen Copisten verwandelt.

Florenz. Del vero Pittore Luca S. e del tempo del suo fiorire. Lezione di Domenico Maria Manni uno degli Accademici sepolti di Volterra, letta in un'Adunanza di essa Accademia. Della stamperia di Pietro Gaetano Viviani, 1764. 4to. (24. pag.). In dieser kleinen mit vielen artigen Nachrichten angefüllten Schrift wird bewiesen, daß der Evangelist Lucas niemals gemalt habe, daß hingegen im eilften Jahrhunderte einige Bilder der Jungfrau Maria von einem gewissen Lucas dem Heiligen gemalt worden, welches er aus einer Legende beweiset, und daß dieses also zu der gemeinen Sage Anlaß gegeben habe.

Ebend. Serie di Ritratti di celebri Pittori dipinti di propria mano, in seguito a quella publicata nel Museo Fiorentino, esistente appresso l'Abate Antonio Pazzi, con brevi Notizie in-

intorno a' medesimi, compilate dall' Abate Orazio Marrini. 1764 (in fol. grande). Der Abt Pazzi fährt mit den Originalbildnissen fort, die er bereits von den berühmtesten Malern herausgegeben. Der Abt Marrini hat ihre Lebensbeschreibungen und kurze Erläuterungen hinzugethan. Dieser Band enthält 25 Bildnisse: als 1) Pietro Paolini, von Lucca; 2) Andrea Scacciati, 3) Giovanni Becallini; 4) Alessandro Gherardini, alle dreyer Florentiner; 5) Antonio Burino, ein Bologneser; 6) Giovanni Maria Ciocchi, von Florenz; 7) Pietro de Spanier, von Limosini; 8) Franzesco Riviera, von Paris; 9) Giov. Camillo Sagrestani; 10) Nicolo Lapi; 10) Benedetto Veracini, eben daher; 11) Girolamo Kastner, von Königsberg; 11) Giuseppe Renelli, von Certaldo, in Toscana; 13) Tommaso Redi; 14) Antonio Domenico Gamberini, beyde Florentiner; 16) Christofano Monari, von Reggio in Modena; 17) Giovanni Cinqui, von Scarperia in Toscana; 18) Felice Torelli, von Verona; 19) Francesco Petrucci; 20) Francesco Soderini; 21) Vincenzio Bacherelli; 22) Pietro Pertichi, alle von Florenz; 23) Piet. Leone Ghezzi, ein Römer; 24) Nicolajo Nannetti, von Florenz; 25) Aureliano Milani, ein Bologneser. Der zweyte Band wird unverzüglich folgen, und ist bereits unter der Presse.

Lucca. Von der von uns in vorigen Theilen angezeigten Bibliotheca teatrale di Sgr. Ottaviano Diodati ist wieder der 10te und 11te Band erschienen. Der 10te enthält folgende Stücke: I. Oreste; von Filippo Renita. II. Triumvirato di Cesare, Grasso e

Pom-

Pompeio, ein musikalisches Drama von Ott. Diodati. L'Ispana in Tauris - Abas, ein Lustspiel von ebend. Il Testone, aus dem Plautus in toscanische Verse übersetzt von Rinaldo Angelieri Alticozzi.

Der 11te Band. I due Shiavi, eine Uebersetzung aus dem Plautus von Alticozzi. Celidonia e Corimeo, eine Komödie in zwey Akten von Ottavio Diodati. Eine Uebersetzung der Racinischen Iphigenia von Lorenzo Guazzesi. Montezuma, ein musikalisches Drama von Vittorio Amadeo Cigna Santi. Philoctet, ein aus dem Französischen übersetztes Trauerspiel.

Venedig. Bey dem Buchhändler Colombani kömmt eine vollständige Uebersetzung des Lucian in acht Bänden heraus, von denen bereits zweene fertig sind.

Neue witzige Schriften aus Frankreich.

Lyon. Recueil des Oeuvres de Madame du Boccage, 3 Vol. petit in 8. chez les Freres Perisse. Die ersten beyden Theile der Werke dieses witzigen Frauenzimmers, enthalten das irrdische Paradies, eine Nachahmung des Milton, die Amazoninnen, ein Trauerspiel, den Tempel des Ruhms nach dem Pope, die Colombiade und andere kleinere Gedichte, die den meisten Lesern schon bekannt gewesen. Der dritte und letzte Theil liefert Briefe über England, Holland und Italien, die mit ungemein viel Anmuth und Geschmack geschrieben sind: sie streut kleine Gedichte mit ein, und wenn ihre Betrachtungen auch nicht allezeit nach der strengsten Kritik sollten Stich halten, so wird es doch niemand

würden gereuen, die angenehme Dichterinn auf ihrer Reise begleitet zu haben.

Paris. Essai sur l'union de la Poesie & de a Musique, à la Haye & à Paris chez Merlin. 765. Dieses kleine Werk ist voll feiner und gründ- cher Anmerkungen, die so wohl den Dichtern als onkünstlern nützlich seyn können. Die ersten wer- en unterrichtet, wie sie ihre Ausdrücke nach den Be- ürfnissen der letztern einrichten, und bisweilen selbst Schönheiten ihrer Kunst vernachlässigen müssen, wo e Musik nicht im Stande ist, ihnen einen höhern rad des Reizes zu geben; die Tonkünstler hinge- n, wie sie nicht mit der blossen Kenntniß der Quel- ihrer Kunst zufrieden seyn dürfen, sondern mit ih- n Schönheiten Haus zu halten haben, daß sie nicht s Ohr durch eine zu überhäufte Harmonie belästi- n, unter der man weder Gestalt noch Zeichnung ennen kann, um nicht dem Maler aus dem Alter- me zu gleichen, welcher die Helena in einem sehr chtigen Aufzug vorstellte, da er sie schön zu malen t im Stande war.

Ebend. Traité de Peinture, suivi d'une Es- sur la Sculpture, pour servir d'introduction ne Histoire universelle relative à ces beaux s. Par M. *Dandré Bardon*, l'un des Pro- eurs de l'Académie Royale de Peinture & lpture &c. chez Desaint, Libraire, 1765. begnügen uns hiermit der blossen Anzeige des s eines Buches, das in seiner Art wichtig ist, n wir unsern Lesern mit ehesten davon eine weit- gere Nachricht vorzulegen gedenken.

La

La Théologie des Peintres, Sculpteurs, Graveurs & Dessinateurs &c. par Mr. l'Abbé Méry &c. chez H. C. de Hansy, Libraire, 1765. Dieß Werk ist eigentlich aus dem Werke des Johann Molan, Professors auf der Universität Löwen, entlehnt, und erscheint hier in eine neue Form gegossen. Es werden darinnen die Gründe und wahren Regeln angegeben, die Geheimnisse der Religion, die heilige Jungfrau und die Heiligen ins besondere, verschiedene Züge aus ihrem Leben und andere Gegenstände der Andacht vorzustellen. Man zeigt die besten Gemälde so wohl als Werke der Bildhauerey an, die sich von dieser Art in den Kirchen und Cabinettern von Paris befinden, und dieß ist das Beste, was wir in ganzem Buche gefunden haben.

Lettre de Pétrarque à Laure, suivie de Remarques sur ce Poëte, & de la Traduction de quelques-unes de ses plus jolies pieces. A Paris chez Sebastian Jorry. 1765. (40 pag.) Dieses Schreiben soll ein Gemälde eines empfindlichen und zärtlichen Herzens seyn, das von dem angebeteten Gegenstand so voll ist, daß es außer ihm keinen Wunsch, kein Glück und keine Freuden kennet. „Alle Menschen, sagt der Verfasser im Vorberichte, würden glücklich seyn, wenn sie durch ein aufmerksameres Nachdenken über die Quellen des wahren Glücks, den Zauberreiz zu verlängern wüßten, mit dem die Liebe die erste Empfindung, die sie einflößt, zu schmücken weiß. Die Unschuld, der Enthusiasmus der Tugend, die gewöhnlichen Gefährten des ersten Seufzers, von dem sie der Urheber ist, würden

den sie wenigstens auf lange Zeit vor einer Menge andrer Leidenschaften, die sie verfolgen, um sie unglücklich zu machen und öfters zu erniedrigen, in Sicherheit setzen. Ihr Herz würde weit länger geniessen, und nichts kömmt seinem Genusse gleich. Diese Empfindungen, setzt der Verfasser in der Note hinzu, gehören zwar unter die glücklichen Chimären der platonischen Ideen: aber es bleibt immer ein bezauberndes System, das allezeit die Wollust der schönsten Seelen seyn wird. — Diesem glücklichen Zustande, in den Petrarch bis an den Tod der schönen Laura versenkt war, dankte er das Glück, das er zwanzig Jahre lang hindurch genoß.,, Der Innhalt dieses erdichteten Sendschreibens ist folgender:

Petrach, Ambassadeur am Hofe des Alphonsus, Königs von Castilien, begab sich öfters in eine Einöde um seiner Liebe nachzudenken. Eingeschlafen in der, wo er die Nacht über zugebracht hat, erwacht er bey dem ersten Strahle des aufgehenden Tages und fängt seinen Brief noch voll von einem Traume an, der darinnen erzählt wird. Wir wollen ein einziges Gemälde als eine Probe hersetzen, wo der Verfasser des Petrachs Empfindungen auszudrücken suchet.

Un jour, un jour luira, (j'en vois naître l'aurore,)
Qui rendra pour jamais ton Amant à sa Laure.
L'air pur s'éclairera du flambeau de l'Amour.
Le Ciel plus coloré t'apprendra mon retour:
Pour ce moment heureux la sensible Nature
Paroîtra s'embellir sous sa fraiche parure.

Un

Un parfum plus exquis s'exhalera des fleurs:
Tu verras s'animer leurs brillantes couleurs.
A ces signes certains, que ma Laure attentive
Courre d'un pas léger m'attendre sur la rive,
Là, du côteau voisin, mes regards arrêtés
Devanceront encor mes pas precipités;
Et si l'eloignement te déroba à ma vue,
Mon coeur à ses transports t'aura bientôt connue.

Lettre du Lord Velford à Milord Dirton, son Oncle. Précédée d'une lettre de l'auteur. Chez Esclapart. 1765. Zu dieser Heroide hat ein kleiner englischer Roman, den Herr Darnaud unter dem Titel Fanni, oder die glückliche Reue übersetzt, Gelegenheit gegeben: es sind sehr rührende und lebhafte Stellen darinnen. Ein liebenswürdiges Mädchen, das mit der größten Schönheit die Unschuld, die Aufrichtigkeit, und jene naife Tugend vereiniget, die die Reizungen eines ländlichen Lebens so sehr charakterisiren: ein Greiß, ihr Vater, der mitten auf seiner Flur, diese rührende Einfalt des goldnen Zeitalters mit ihr theilet: ein Mann, der von Natur tugendhaft ist, aber der mit dem Eintritte in dasjenige Alter, das man den Sturm der Leidenschaften nennen könnte, durch einen Bösewicht unter dem Schein der Freundschaft zu allen Arten der Ausschweifung verführet wird, und das unglückliche Mädchen unter dem Vorwand der Liebe ins äußerste Elend gestürzet, aber endlich durch einen großmüthigen Menschen wieder zur Empfindung der Tugend gebracht, und dadurch glücklich wird: dieß sind die Gegenstände dieser Poesie. Die beyden Kupferstiche von Eisen gezeichnet, und de

ingvell gestochen, nebst den schönen Vignetten geben
diesem Briefe, so, wie auch das Aeusserliche des Wer-
kes gehörig, eine ihnen gewöhnliche Zierde.

Heloïse à son époux, par M. Garon Dou-
cigné; und Lettres de Biblis à Caunus précé-
dée d'une lettre à l'auteur par M. Blin de
Sainmore. Diese Heroiden empfehlen sich eben-
falls durch die schöne Kupfer und feinen Vignetten;
die übrigen Werke dieser Art von eben diesem Ver-
fasser, als Gabrielle d'Estrees an Heinrich den Vier-
ten, Sapho an Phaon, und Eclas an seine Frau, wer-
den ebenfalls durch die Arbeiten der berühmtesten
Künstler, der Gravelots, Eisen, Longueils, und Alla-
mets nach und nach verziert erscheinen.

Anthologie Françoise, ou Chansons
choisies depuis le treizième siècle jusqu'à
présent, 3 Vol. 8vo. avec fig. Par les meilleurs
dessinateurs & par les plus habiles graveurs.
(Prix 36 livr.) chez Barbou &c. 1765. Diese
Sammlung auserlesener Lieder ist vom Herrn Mo-
... Sie sind mit einer außerordentlichen Sauber-
keit gedruckt, und die Noten in Kupfer gestochen.
Vor dem ersten Theile steht das Bildniß des Her-
ausgebers vom Herrn Cochin gezeichnet. Einer
kritischen Abhandlung über den Franz. Chanson,
vom Herrn Meusnier de Querlon ist ein 2tes Kupfer
vorgesetzt, welches den Graf und die Gräfinn von
Provence vorstellet, wie sie an ihrem Hofe Trouba-
dours aufnehmen. Das dritte zu Anfange der
... zeigt den Thibault, Grafen von Champagne
seinen Dichter, der zu singen scheint. — Die

3 Grazien und 3 Kinder, ein Liebesgott, der eine Leyer hält, ein Kind als Silen, und ein anders als ein Satyr, der eine Panpfeife hält, machen den Innhalt des 4ten aus, welches vor den 2ten Band steht. Amor, Venus und Bacchus, nebst einem Tanze der Nymphen sind auf den 5ten vorgestellet.

Epitre à Hymen. chez Seb. Jorry. Der Verf. dieses artigen Schreibens ist M. Collet, dem man die wüste Insel, eine kleine Komödie zu danken hat. Das reizende Bild, das er von dem Hymen machet, wird dem Leser eine Idee von dem Werthe dieser angenehmen Kleinigkeit geben.

— Quel objet s'offre à ma vue?
O charme, o joie inattendue!
Tout brille de nouveaux attraits,
Tout s'embellit dans la Nature,
Les champs ont repris leur parure,
De ce bois l'ombrage est plus frais.
C'est l'hymen, c'est lui qui se montre,
Mon coeur me rapelle ses traits;
Les vertus vont à sa rencontre,
Il est entouré de bienfaits,
Devant lui marche la Sagesse,
Le devoir est à son côté,
Et l'heureuse tranquillité,
Qui près de lui sourit sans cesse,
Des roses de la Volupté
Couronnent encore sa vieillesse.

Der

Der Buchhändler Panckoucke hat eine neue Ausgabe von des la Bruyere und Theophrast Characteren in 4to geliefert, sie ist mit des Verfassers Bildnisse und sehr schönen Vignetten gezieret, und kostet 17 liv.

Isabelle et Gertrude, ou les Sylphes supposés. Comedie en un Acte mêlée d'Ariettes, répresentée sur le théatre de la Comédie italienne, pour la premiére fois le 14 Août dernier. Par M. Favart, chez la Veuve Duchesne. 1765. Diese artige komische Oper aus des Voltaire Contes de Vadé genommen, führet daselbst den Titel: L'education des filles. Herr Favart hat ihr allen Reitz gegeben, den man an seinen übrigen Stücken bewundert.

Nachrichten die Künste betreffend von 1765.

Junius. Collection de Villes, Chateaux, Edifices, Théâtres, Places publiques, Colonnes & ce qu'il-y-a de plus remarquable dans toute l'Europe, avec leur explication; ouvrage dedié par ses agrément & son utilité aux Voyagers & Amateurs des Arts. Premiére Partie, in folio de Librairie broché en carton, nom de Jesus sur fin. Prix en blanc, liv. enluminé 108. liv. Cette curieuse collection ne se trouve que chez Jacques Chereau fils, rue St. Jacques au coq; chez Deslaloin Libraire même rue St. Jacques à Paris. Der Titel erkläret schon den Inn

 halt

heit genug, als daß wir etwas mehrers hievon zu sagen brauchen.

Traité des couleurs pour la Peinture en émail & sur la porcelaine, précédé de l'art de peindre sur l'email, & suivi de plusieurs mémoires sur différens sujets intéressans, tels que le travail de la porcelaine, l'art du Stuccateur, la manière d'exécuter les camées & les autres pierres figurées, le moyen de les perfectionner, la composition du verre blanc, & le travail des glaces &c. Ouvrage posthume de M. d'Arclais de Montamy, Premier Maitre d'Hôtel de Mgr. le Duc d'Orleans, à Paris, chez Cavelier, 1765. 1. Vol. in 12. d'environ 390 pag. Herr Diderot hat den Auftrag gehabt, dieses wichtige Werk ans Licht zu stellen. Herr von Montamy soll das Geheimniß darinnen entdecket haben, das Porcellan so schön zu malen, daß die Farben es dem Sächsischen und Chinesischen am Glanze, wo nicht zuvor, doch gewiß gleich thun sollen.

Den 15ten Jul. des vorigen Jahres starb der berühmte Carl Vanloo, erster Hofmaler des Königs von Frankreich, Director der Königl. Maler- und Bildhauer-Akademie. Herr Boucher ist an dessen Stelle erster Maler des Königs geworden. Herr Pierre hat die Gobelins bekommen, und Hr. Michel Vanloo ist der königlichen Malerschule vorgesetzet worden. Seine Witwe hat einen Gnadengehalt von 100 neuen Louisd'or nebst freyer Wohnung für sich und ihre Familie auf Lebenszeit erhal-

ten.

em: Herr Dandre' Bardon hat in der Ver-
sammlung der Akademie den 7ten September eine
Lobschrift abgelesen, aus der wir mit ehsten einen
Auszug liefern werden. Sie ist unter dem Titel,
Vie de Carle Vanloo, bey Desaint abgedruckt,
und enthält 68 Seiten.

Julius. Herr Flipart hat ein paar neue
Blätter geliefert, La vertueuse Corinthienne,
und la jeune Athenienne nach Herrn Vien, die
ieser beyden Künstler würdig sind.

Der Kupferhändler Buldet hat die Platte von
em Bildnisse des Herrn Denestier, von de Larüe
emalt, und Daullé gestochen, an sich gebracht, und
erkauft das Blatt um 6 Liv.

August. Fables choisies mises en Vers,
ar Jean de la Fontaine, nouv: édition, gra-
ée en taille-douce; les Figures par le Sieur
essard; le texte par Sr. Montulay; Tome I.
ie Ausführung dieser vortrefflichen Ausgabe der
fontainischen Fabeln übertrifft noch die Erwartung.
an wird wenig Bücher in einem so glänzenden Ge-
de sehen. Der berühmte Fournier hat die Buch-
ben zum Drucke besorgt. Jede Fabel, die in
e kleine Einfassung gesetzt ist, hat einen Kupfer-
h an der Seite, und trägt eine Vignette an der
pitze und zu Ende. Die Zeichnung und der Stich
z von der äußersten Feinheit. Durch Subscri-
on wird das ganze Werk, das aus 6 Bänden
stehen wird, auf 48 Liv. kommen, für die-
gen aber, die nicht unterschrieben haben, auf
Liv.

Herr Marillas hat eine Lage unter dem Titel herausgegeben: Nouveaux trophées ou Cartouches representant les Arts & les sciences, composés avec les attributs, qui les caracterisent, und sie seinem Lehrer, Herrn Morlot, Maler, zugeeignet.

September. Herr Lempereur hat 2 sehr angenehme Blätter ans Licht gestellet le Triomphe du Silene nach einem Gemälde von Carl Van loo, und Titon & l'Aurore nach Pierre.

October. Estampes nouvelles, gravées d'après M. Vernet. Herr Catelin hat es unternommen, folgende dem König zugehörige Gemälde, die bey der neuesten Gemäldeausstellung im Louvre so sehr bewundert worden, auf Subscription unter der Aufsicht des Herrn Vernet zu stechen: 1) Der Morgen, oder der Sonnen Aufgang, der durch die Vorstellung eines sehr schönen Himmels und eine angenehme Landschaft charakterisiret ist: man sieht darauf eine Brücke, Felsen, und Fischer. 2) Der Mittag, ihn bezeichnet ein Sturm und heftiger Wind. Der Hintergrund stellet ebenfalls eine Landschaft vor; wo man eine Kirche, eine Mühle und Wäscherinnen erblickt. 3) Der Abend oder die untergehende Sonne bey einem heitern Himmel. Die Landschaft ist in der Entfernung aus einer Wasserleitung, einer Reihe von Felsen, wo sich hin und wieder das Wasser herabstürzet, zusammen gesetzet: Alles bezeichnet darinnen die Trockenheit und Hitze des sterbenden Tages. 4) Die Nacht, die durch den Mondenschein angedeutet wird. Man sieht einen Seehafen, wo

ver-

verschiedne Schiffe vor Anker liegen: am Ufer bereiten sich die Schiffsleute ihre Küche zu. Die Wirkungen des Lichts sind ausnehmend wohl ausgedrückt. Die Kupferstiche werden 22 Zoll Breite, und 17 Zoll Höhe haben. Er verspricht diese 4 Blätter binnen 2 Jahren zu liefern. Zwey im October 1766. und eben so viel in dem nachfolgenden Jahre. Der Subscriptionspreiß ist 16 liv. wovon die Hälfte im Voraus, und der Nachschuß bey Ablieferung der Kupfer bezahlet wird. Nach der Zeit werden sie nicht anders als um 24 liv. verkauft.

Man hat bereits Miniaturbilder in Oel von einer außerordentlichen Kleinheit gesehen, aber ein Künstler Blaramberg treibt dieses noch viel höher. Er malet im Umfange eines ordentlichen Ringes Scenen aus verschiedenen Schauspielen, oder auch andere Süjets auf eine unglaublich feine Art. So hat er das Ballet aus der neuen Weiberschule, wo der Marquis, Melite und ihr Mann, der Hymen und die Liebe, und sieben bis acht Figuranten erscheinen, gemalet, und so daß sie deutlich in die Augen fallen. Nachdem der Kasten hoch ist, machet er auch verschiedene Veränderungen, die man nach Willkühr einschieben kann.

Oeuvres d'Architecture, contenant differens projets d'édifices publics & particuliers & plusieurs bâtimens construits par M. ...re, Architecte & Inspecteur des bâtimens du Roi. Diesem Werke sind noch die Plane von den Bädern des Diokletian und Caracalla beygefügt,

fügt, die der Verfasser in Rom aufgenommen; dieß Buch machet einen Band in groß Folio aus, und kostet 18 liv.

November. Herr Ouvrier verkauft ein Blatt, von ihm nach Schenau gestochen, unter dem Titel: Lanterne Magique, ingleichen zwey andere nach Eisen dem Vater: la jolie Charlataine, und le beau Commissaire.

Beym Herrn Wille findet man Kupferstiche nach den besten Zeichnungen des Guercino. Es sind ihrer 6 an der Zahl und von Herrn Bartolelli in Kupfer gebracht.

Observations historiques & Géographiques sur les Peuples Barbares qui ont habité les bords du Danube & du Pont-Euxin. Par M. de Peyssonnel, ci-devant Consul pour S. M. auprès du Khan des Tartares, puis Consul General dans le Royaume de Candie, aujourdh'ui Consul à Smyrne &c. Vol. in 4to, avec Cartes & figures en taille-douce, à Paris chez Tilliard. 1765. Dieß wichtige Werk enthält 3 Abschnitte. Im 1sten untersuchet er den Ursprung der sklavonischen Sprache. Im 2ten stellet er historische Betrachtungen über den Ursprung der verschiedenen Völker in Europa an. Der 3te und für uns der wichtigste ist eine Vorstellung alter Monumente, Inscriptionen und Münzen, die zum Theil noch niemals bekannt gewesen sind. Das Buch ist sehr schön abgedruckt und kostet 14 liv.

Vues des environs de Paris par le Sr. Daniel Heinrlech, in 4to. Diese kleine Samm-

nng von Aussichten um Paris besteht aus zehn sehr
ialerischen und wohlausgeführten Blättern; sie
ostet 1 Liv. 10 S.

Peintures, Sculptures & Gravures exposées au salon du Louvre (à Paris) le 25 Août.
765. Von dieser Gemähldeausstellung müssen wir
egen Mangel des Raums eine weitläuftigere Anzeige so wohl als verschiedene andere angenehme
achrichten aus dem Reiche der Kunst und des Wis bis auf das nächste Stück unserer Bibliothek
ersparen: eine Kritik darüber geben einige Brie- die unter folgenden Titel erschienen sind:
ettres à M.. sur les Peintures les sculptures
les gravûres exposées au Salon du Louvre
1765. par M. de la Cour. Es sind 4 Briefe,
Verfasser folget der Ordnung der Nummer,
ch der die Gemälde aufgestellet sind: er kritisiret
mlich frey, doch zweifelt man, ob er eine genugaere Kenntniß von der Malerey habe, um rich- davon geurtheilet zu haben. Noch eine andere
ne Schrift über diese Ausstellung von 33 Seiten,
ret den Titel: Critique des Peintures & Sculres de Mrs. de l'Academie Royale. L'an
5. Die Beschreibungen darinnen sind kurz und
tlich, aber die Urtheile darüber ziemlich unbedeut.

Nachtrag zu den neuen Kupferstichen von 1764.

Nach St. Quentin hat Herr Littret noch im anigten Jahre zween angenehme Blätter gestochen:

Venus endormie, mit folgenden Versen von Mr. de Varennes.

> Tout languit quand Venus sommeille,
> Les oiseaux cessent leurs concerts;
> Et jusqu'à ce qu'elle s'eveille
> Tout repose dans l'Univers.
> L'onde suspend son doux murmure,
> Mais le moment délicieux,
> Où Cypris ouvre ses beaux yeux
> Est le reveil de la nature.

Und Diane endormie:

> Insensibles beautés, souvenez-Vous qu'un jour
> Il faut sacrifier au Dieu de la tendresse.
> Le sommeil abusant cette fière Deesse,
> Ne lui retrace point ses chiens, ses traits, sa Cour;
> L'image d'un Berger l'agite & l'intéresse
> L'heureux Endymion la soumet à l'Amour.

Herr de Lorraine hat nach einem schönen Gemälde von Fr. Boucher, welches sich in Hrn. Eberts Cabinet befindet, folgenden Kupferstich geliefert: Venus se preparant pour le jugement de Paris, reçoit d'avance la pomme des mains de l'amour.

Regi-

Register.

A.

B.

Biblio-

de Greiss,

Home-

Lopez

Minia-

Nackende,

S.

Nach-

Nachstehende Bücher, sind in der Dyckischen Handlung zu haben.

les Amours de Zeokinizul Roi des Kofirans, Ouvrage traduit de l'Arabe du Voyageur Krinelbol. Amst. 8. 10 gl.

Banniers, (Ant.) Erläuterung der Götterlehre und Fabeln, aus der Geschichte, aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. A. Schlegel, 4 Bände, gr. 8. jeder Band à 2 Thlr. 8 gl.

Ejusd. 5ter u. letzter ist unter der Presse

Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, 12 Bände nebst 2 Anhängen, gr. 8. 10 Thlr. 20 gl.

Desselben Hauptregister ist unter der Presse.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste, 1 B. 1 u. 2tes St. jedes 10 gl.

Boehmeri (D. G. R.) Flora Lipsiae indigena, med. 8. 18 gl.

Chrysostomus (Joh.) Predigten über wichtige Wahrheiten der christlichen Religion und verschiedene Theile und Texte des alten und neuen Testaments ꝛc. mit D. Rem. Tellers Vorrede, 10 Theile, mit vollständigen Registern, herausgegeben von Joh. Andr. Cramer, 8. 8 Thlr. 6 gl.

Ciceronis Epistolae Daumii. 8. 2 gl.

Compendium Logices, secundum Principia S. R. D. Crusii, in Usum Tironum adornatum a D. C. Chr. Krause, 8. 8 gl.

Conradi (D. L.) Jus civile, 2 Tomi, 8. 1 Thlr.

Crusii (D. Chr. Aug.) Sammlung geistlicher Abhandlungen oder X. auserlesene Predigten, gr. 8. 18 gl.

Home, Grundsätze der Critik in 3 Theilen, 1ster und 2ter Theil, aus dem Englischen übersetzt, 1 Thl. . gl.

Ejusd. 3ter Theil ist unter der Presse.

Hommelii (D. C. E.) Oblectamenta Juris feudalis cum fig. 4. 16 gl.

Jerusalem (M. I. F. W.) Recueil de Six Discours, prononcez en allemand, traduits par un anonyme, et precedez d'une preface de Mr. le Baron de Wolff, gr. 8. 18 gl.

Kennicotti (Benj.) Dissertationes super Ratione Textus hebraici V. T. ex Anglico latine vertit Guil. Abr. Teller, gr. 8. 1 Thlr. 4 gl.

item 2ter Tom. gr. 8. 2 Thlr 8 gl.

Rabeners (Gottl. Wilh.) Satyren, 4 Theile, neue vermehrte Auflage, gr. 8. 1763 2 Thlr. 16 gl.

Desselben Satyren, 4 Theile, in kl. 8. 1766. 1 Thlr. 8 gl.

— — Mährchen vom 1sten April, neue vermehrte Auflage, gr. 12. 4 gl.

Weissens, Beytrag zum deutschen Theater, 4 Theile, 8. à 16 gl.



ISMAEL MENGS

Der Churf. Sächs. Academ. der Künste Prof. Senior

geb. in Kopenhagen 1690. gest. in Dresden 1764

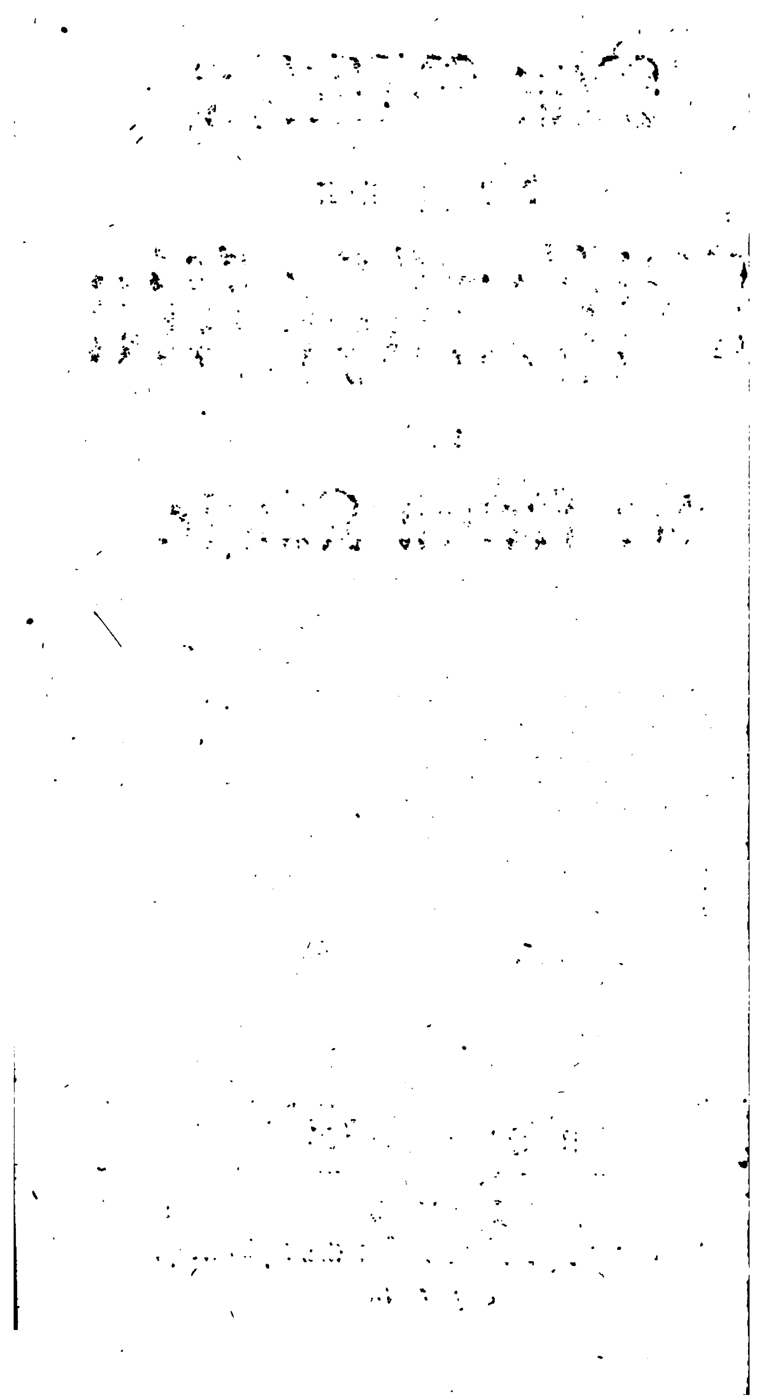
Se ipse pinx. B. Folin. inc.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Zweyten Bandes erstes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1766.



Innhalt.

)(2

Der

Innhalt.

Nachtrag von neuen englischen Büchern.

I.

[...]andlung des Herrn Cesarotti über den [U]rsprung und Fortgang der Poesie. Aus [d]em Italienischen übersetzt.

Alle die Künste, welche der Bedürfniß oder dem Vergnügen des Menschen gewidmet sind, sprossen, so zu sagen, aus der Wurzel irgend eines natürlichen Vermögens, ei[ner] Kraft seiner Seele, die geschickt ist, sie hervor[zubr]ingen, und vollkommen zu machen. Aber wie [die] noch ungebildeten Glieder einer unreifen Frucht [im L]eibe der Mutter, so sind auch in den Menschen [der] kaum entstandenen Welt die Kräfte der Seele versteckt und ohne Leben, und geben sich der [See]le selbst, die sie enthält, nicht zu erkennen. Die[jeni]gen gleichwohl, die uns zur Erhaltung des Le[bens] dienen, entwickeln sich geschwinder und leich[ter,] weil die Natur, die aufmerksam über die Er[haltung] ihrer Werke wacht, alle Triebfedern der [See]le in Bewegung setzt, damit sie die Künste er[finde], durch die sie die Bedürfnisse sich verschaffen, [und] die Uebel entfernen könne, die uns bedrohen. [Nicht] ist es nicht mit denen Kräften der Seele, deren [Bes]timmung es blos ist, uns Vergnügen zu schaf[fen.] Da sie uns weniger nöthig sind, so ist es der [Zeit] und den Umständen überlassen, sie zu entwickeln; sie pflegen sich nicht eher zu entwickeln, als bis [eine] glückliche Gelegenheit, oder eine zufällige Beob[acht]ung, wie der Stahl aus dem Kiesel, die frucht-

baren Samen der verborgnen Flamme hervortreibt. Obgleich also die Künste, die wir vorzüglich die schönen nennen, nur so viel verschiedne Zweige des allgemeinen nachahmenden Vermögens sind, so haben sie dennoch ihren Ursprung keiner innerlichen vorhergängigen Kenntniß von diesem Vermögen, sondern bloß dem Instinkt, einem Zufalle, oder besondern Beobachtungen zu danken.

Ehe die Menschen noch in Gesellschaften verbunden waren, da sie bloß sich überlassen, den Bedürfnissen ausgesetzt, mit dem Hunger, der Kälte, den Unbequemlichkeiten kämpfend, in beständigem Kriege mit wilden Thieren, sich von diesen nur noch durch die Fähigkeit unterschieden, Menschen zu werden, da hatten sie an ganz andre Dinge zu denken, als, zum Exempel, an die Biegsamkeit und den Umfang ihrer Stimme, und die Harmonie, die daher entspringen konnte. Ihre noch rohen und starren Organen machten sie weit geschickter, das Geheule der Wölfe, das Brüllen der Löwen, als den Gesang der Nachtigallen nachzuahmen. Aber wenn erst einmal die ungestümen Foderungen der Natur, durch die Erfindung der nothwendigsten Künste befriedigt, eine Art von Gesellschaft errichtet, der Grund zu einer Sprache gelegt war, dann mögen die Menschen den Trieb zum Vergnügen Gehör gegeben haben, dann mögen sie auf das Säuseln gelinder Winde, auf das Gemurmel der Quellen aufmerksam geworden seyn, und zuerst die Empfindung von einem angenehmen Tone bekommen haben. Der Gesang der Vögel wird sie entzückt haben, und einige Töne, die

sie

:lbst in der Entzückung der Freude vorgebracht,
)en ein angenehmes Gefühl in ihnen erregt, und
uf die menschliche Stimme und auf diese unver-
hete Lieblichkeit derselben aufmerksam gemacht
n. Dieß mag der Ursprung der Musik gewe-
eyn. Aber welche Entfernung ist noch von ei-
Folge, so zu sagen, noch unbeseelter Töne, bis
ener nachahmenden Harmonie, die mit dem
drucke der Leidenschaften über die Herzen herr-
? Nach meiner Meynung ist sie gewiß nicht ge-
:r, als die Entfernung zwischen einem wilden
)rey, und der articulirten Stimme; und folg-
nuß auch von diesen Tönen bis zur Erfindung
Musik nicht weniger Zeit vergangen seyn, als
dem ersten wilden Geschrey bis zu diesen Tönen
ngen war. Ungefähr um dieselbe Zeit wer-
le Menschen auf die Schatten aufmerksam ge-
en seyn, welche die festen Körper machen, wenn
egen die Sonne stehn; da mag zuerst ein
nd, oder vielmehr ein Liebhaber, der begierig
das Bild des geliebten Gegenstandes zu erhal-
(wie es eben der Fall ist, den man vom Dibu-
erzählt) sich bemüht haben, den Umriß des
ttens mit irgend einem groben Instrument nach-
hnen; diese rohen Zeichnungen werden allmäh-
llkommener geworden seyn, bis sie endlich zur
erbaren Kunst wurden, die Natur zu ver-
ln.

Inter allen nachahmenden Künsten ist die Poe-
s den meisten Theilen zusammen gesetzt; und
an gleich aus einer genauen Untersuchung der

Nachahmung, welche ihr Wesen ausmacht, und der Natur des Werkzeuges, mit dem sie nachahmt, entdeckt, daß sie nicht anders, als durch alle die Theile, aus denen sie itzt zusammengesetzt ist, ihre Vollkommenheit erreichen konnte, so muß man doch bekennen, daß von diesen Theilen jeder ohne die andern bestehen kann, und daß keine nothwendige und unauflößliche Verbindung zwischen ihnen ist. Eben dieses Gefühl der Freude, welches, wie oben bemerkt worden, die musikalischen Töne in dem Munde des Menschen mag hervorgebracht haben, mag sich auch in einigen Worten ausgedrückt haben, die zufälliger Weise in eine gewisse Ordnung gestellt, das Ohr ergötzten; die Töne, die aus den Hölen wiederschallten, werden ihm eine Idee von übereinstimmenden Tönen gegeben haben; und diese beyden Zufälle konnten ihm zeigen, daß die Worte einer Harmonie fähig sind, die von der Harmonie der Töne verschieden, und so viel schätzbarer ist, als diese, da diese nur an das Ohr reichet, da jene noch weiter, bis in das Herz und in die Seele dringt. Von einer andern Seite treibt uns die Bosheit der Eigenliebe, auch in Kleinigkeiten andre zu erniedrigen, um uns über sie zu erheben; daher forscht man aufmerksam nach andrer Mängeln, man offenbart sie, und um sie fühlbarer zu machen, ahmt man Reden, und Stellungen mit Worten und Geberden nach. Diesem in der That wenig rühmlichen Ursprunge (da wir hier die zufälligen Entwicklungen suchen) haben wir die ersten merklichen Spuren der Nachahmung zu danken. Ein andrer Grund, der natürlicher und

allgemeiner ist als jener, obgleich seine Wirkun-
weniger merklich sind, bringt sie gleichfalls, aber
inem weitern Umfange, hervor. Dieser ist das
langen, das alle Menschen fühlen, andern die
ige zu erzählen, die sie gesehen oder gehört, und
einigen Eindruck auf sie gemacht haben. Es
int, daß der Mensch für sich alleine weder denken
) empfinden könne oder wolle; er sucht andrer
lfe dazu, und glaubt, sich selbst zu vervielfälti-
, wann er seine Gedanken und Empfindungen
ndre versetzt. Nach dem nun die Sache mehr
r weniger intereßirt, und nachdem die Einbil-
ngskraft mehr oder weniger lebhaft und hell ist,
springt hieraus entweder die Erzählung, die eine
de ist, welche uns die Sache erkennen läßt, oder
Nachahmung, die eine Rede ist, welche uns
Sache fühlen läßt. Beyde Gattungen der Nach-
nung, sowohl diejenige, die andrer Fehler nach-
cht, als diejenige, die uns überhaupt einen Ge-
stand, oder eine Sache vorstellt, ergötzen uns; bey
einen gefällt man sich selbst, indem man von den
hlern frey zu seyn glaubt, die an andern verhöhnt
rden, und den Sieg über sie mit dem Spötter zu
ilen scheint; bey der zweyten lernen wir ohne An-
engung, wir werden ohne unsern Schaden ge-
hrt, und erstaunen darüber, wie wir ohne Augen
ien, und fühlen, ohne zu greifen. Dieß ist die
Wirkung der Nachahmung, wenn die Einbildungs-
aft wohl eingerichtet, und glatt und helle wie der
Spiegel ist, der die Gegenstände mit allen ihren na-
rlichen Zügen zurück giebt. Aber wenn die Ein-

bildungskraft, zwar lebhaft, aber verzogen und in Unordnung ist, oder wann die Leidenschaften mit ihrem dampfenden Feuer sie entzünden und verdunkeln, so wird die Nachahmung sehr verschieden. Gleich einem gefärbten Glase, oder einem unebenen Spiegel, verändert alsdann die Einbildungskraft die natürlichen Farben der Gegenstände, und giebt ihnen ihre eignen; sie vergrößert sie, verkleinert sie, verstellt sie, und verwandelt sie auf tausend verschiedne Weisen; und wie zuweilen cylindrische Spiegel thun, macht sie, aus unförmlichen und zerstückten Umrissen von Gegenständen und Ideen, bald eine regelmäßige, bald eine ungeheure Figur. Wenn nachher die Religion, oder die Unwissenheit, oder die gemeine Tradition diese Werke begünstigen, so bekommen sie eine solche Stärke, daß die Einbildungskraft sich ihnen überläßt, und sie für wirkliche Wesen ansieht. Die Ausdrücke eines Menschen von einer solchen Einbildungskraft haben den Eindruck der Stärke, mit der er sich die Dinge vorstellt; daher dringen sie mit mehr Heftigkeit in die Seelen der andern, und prägen sich tief ein; die Elektricität der Phantasie geht von dem einen zum andern über, und das wunderbare Glaubliche setzt die Zuhörer mehr in Bewegung, und giebt ihnen mehr Vergnügen. Hier haben wir alle Theile der Poesie natürlich entstehen gesehn: Versification, Ikastische oder beschreibende Nachahmung, und phantastische oder schöpferische Nachahmung, welche nothwendig die enthusiastische Sprache, das Wunderbare und die Erdichtung mit sich führt. Aber

wir

haben schon bemerkt, daß diese Theile von ein-
r abgesondert bestehn können, indem jeder für
ein Vergnügen giebt, welches verhindern kann,
man nicht an ihre Verbindung denkt. Wir
noch alle Tage in Italien, daß Bauern und
vom Pöbel ihre natürlichen Empfindungen in
Verse ohne alle poetische Farbe bringen, und
an diesen Versen ergötzen. Auch im gemeinen
räche schildern einige eine Begebenheit nach al-
hren Umständen, andre erfinden ein Mährgen,
e reden in einer figürlichen und phantastischen
ache, alle zum Vergnügen ihrer Zuhörer.
Auf gleiche Weise wird jeder dieser Theile, durch
ihm eigne Schönheit, lange Zeit diese noch un-
lifftnen Seelen ergötzt haben; bis endlich ein
liches Kopf, der mit diesen verschiednen Talen-
ugleich begabt war, natürlich, und ohne zu den-
daß daher eine höhere Gattung entstehn würde,
Wirkung und den wechselseitigen Einfluß ihrer
nigten Kräfte zu fühlen gab. Das Vergnü-
mußte in gleichem Verhältnisse steigen; die Ent-
nhaltung des Bessern mußte dasjenige itzt miß-
g machen, was vorher angenehm gewesen war;
bald fieng man an, keinen mehr für einen Poe-
zu erkennen, der nicht die Seele mit diesen ver-
dnen Arten von Vergnügen, in ein einziges ver-
t, entzücken konnte. Hier haben wir endlich
Kunst vollständig. Aber wie sollen wir jeden
l derselben vollkommen machen? wie sollen wir
n eine regelmäßige Bewegung geben? wie sollen
ihn brauchen? in welcher Ordnung? in welcher

Verhältniß? mit welcher Wahl der Gegenstände? Das ist es, was das poetische Vermögen, ohne Hülfe der Philosophie, niemals entdecken kann. Eine Kunst, welche den Menschen und die Wesen nachahmt, kann nicht ohne die vollkommne Kenntniß der Natur des Menschen und der Wesen, und der Verhältniß zwischen beyden, vollkommen werden. Da diese Kenntniß in den ersten Jahrhunderten nothwendig fehlte, so mußte folglich die Verbesserung der Kunst dem Zufall, oder dem Instinkte selbst, der sie hervorgebracht, überlassen bleiben. — Gleich jenem Amerikaner mußten diese ersten rohen Poeten sich dieses großen Feuergewehrs wie eines Stückes Holz bedienen, und es blindlings auf andere werfen. Keine Verbindung zwischen den Ideen, keine Feinheit in den Empfindungen, keine Wahl der Worte, kein Plan im Ganzen, kein Verhältniß in den Theilen. Ihre Phantasie war wie ein Chaos, aus dem von Zeit zu Zeit Funken Licht sprangen, die denjenigen, der Augen dazu gehabt hätte, nur gedient haben würden, die Unförmlichkeit des Ganzen besser zu sehn. Nachdem endlich die Menschen sich nach und nach schliffen, wurde auch die Kunst feiner, die Sprache bekam einige Regelmäßigkeit, Stärke und Harmonie; verschiedne neue Arten von Nachahmung wurden erfunden; die Beobachtungen häuften sich. Unter diesen glücklichen Umständen erschienen einige seltne Geister, die mit allem poetischen Genie einige Kenntniß des Menschen überhaupt, die Kenntniß der Charaktere, der Sitten, der Gebräuche ihrer Landsleute, und die Kenntniß andrer Künste

ver-

rhanden. Diese schufen eine neue Gattung von
oesie, gegen welche diejenige, die vorher gefallen
tte, nichts mehr als ein kindisches Lallen, oder
ich den Träumen eines Fieberhaften war. Diese
nies wurden die Götter der Poesie, jeder wandte
Augen auf dieses neue Licht, jeder ließ sich von
ier so ergötzenden Zauberey bezaubern. Hier se-
n wir die Wälder und die wilden Thiere vom Or-
eus beseelt und gezähmt. Das Beyspiel dieser
ichter ward ein Führer für andre; ihre Werke
urden der Probierstein poetischer Sachen; der
ößte Ruhm war, ihnen ähnlich zu seyn; die Grund-
ze des Geschmacks entwickelten sich, und wurden
mer feiner; Nachahmer, Beobachter und Aus-
ger kamen in Menge. Zuletzt kam irgend ein
nkender Kopf, der, feiner als die andern, die klein-
n Theile dieser Werke, die Wirkung, die sie tha-
, beobachtete, die Ursachen derselben aufspürte,
unter allgemeine Grundsätze brachte, Regeln fest-
te, die auf Beobachtungen gegründet waren, und
f diese Weise, so zu sagen, einen poetischen Codex
sammenbrachte, der einem jeden, der nach dem
amen eines Poeten strebte, zur Leitung dienen
nnte.

Dies sind die wesentlichen Grundsätze, dies die
ntwicklung, der Fortgang, das Wachsthum, so-
ohl des poetischen Vermögens, als der Kunst, bey
en Nationen, die sie üben; und auf diese Weise
nn man glauben, daß sich künftig noch einmal die
rborgnen Samen derselben bey denen Völkern ent-
ckeln werden, die sich noch wenig verfeinert ha-

ben. Aber mit dieser natürlichen und fast nothwendigen Entwicklung entstehen, sowohl im Gebrauche, als in der Theorie der Dichtkunst, eine Menge Vorurtheile, zu deren Ausrottung viele Jahrhunderte und die vereinigten Bemühungen scharfsinniger Köpfe nöthig sind. Und zuerst ist es gewiß, daß ein Poet, (er mag das nachahmende Vermögen auch im höchsten Grade besitzen) niemals mehr als einen unendlich kleinen Theil der Natur erschöpfen wird. Der Gegenstände sind unendlich viel; und ihre Theile, ihre Stellungen, die kleinen Verschiedenheiten, die sie von einander unterscheiden, die alle dem Auge eines guten Nachahmers nicht entwischen dürfen, sind unzählbar. Alle diese Gegenstände haben ferner unendliche Verhältnisse gegen einander. Jedes Ding ist einem andern ähnlich oder unähnlich; eine unsichtbare Kette verbindet alle Geschlechter der Wesen, und die Wesen eines jeden Geschlechtes, und unterordnet sie eines dem andern. Aber keine Rechnung kann alle die Beziehungen dieser Gegenstände auf den Menschen erreichen. Diese machen eine neue intellectuale und fühlbare Welt, die noch ausgedehnter und mannichfaltiger ist, als die sichtbare Welt. Welche unendliche Verschiedenheit von Gedanken, Schlüssen und Urtheilen über dieselbe Sache! Wer kann hoffen, mit seinem Geiste alle die möglichen Abartungen der Gesinnungen und der Leidenschaften zu fassen? ihren sich widersprechenden und doch so regelmäßigen Mechanismus, ihre Stufen, ihre Gleichgewichte, ihre unmerklichen Verkleidungen, ihre Verwandlungen der einen in die andre,

die

bisweilen so unsichtbar geschehen, daß sie der
eele selbst, in der sie geschehn, entwischen, oder
rch so gekrümmte und verwickelte Wege, daß der
lick, der ihnen folget, sich verirrt und ihre Spur
rliert? Ferner, wenn kein Auge ganz genau den-
ben Gegenstand sieht, den ein andres sieht, so ist
eben so gewiß, das keine zween Menschen seyn
nnen, welche dieselbe einzle Gesinnung oder Leiden-
aft haben. Hieraus folgt, daß die Natur aus
zähligen Gesichtspunkten betrachtet, und aus ih-
n allen gleich gut vorgestellt werden kann; aber
ß, diesem ungeachtet, jeder, der sie nachahmen
ill, durch den Trieb und die Bewegung der
ßerlichen und innerlichen Kräfte, die auf ihn wir-
n, gezwungen wird, sie nur aus einem bestimmten
esichtspunkte zu betrachten, und folglich auch vor-
stellen, welches derjenige ist, unter dem sie ihm er-
heint. Wenn man also die Kunst der Nachah-
ung überhaupt nach dem Muster der Nachahmung
gend eines besondern Autors bestimmen will, so
ird leicht daher das Vorurtheil entstehn, daß man
aubt, nichts als der kleine Theil der Natur, den
eser Autor vorgestellt, könne glücklich nachgeahmt
erden, und dieser dürfe auf keine andre Art nach-
ahmt werden, als er ihn nachgeahmt hat. Nichts
nn der Poesie nachtheiliger seyn, als eine solche
Meynung. Dann ist keine Mannichfaltigkeit, keine
Neuheit mehr, in den Subjecten, oder im Styl; der
sondre Geschmack dieses Autors wird der Ge-
hmack eines ganzen Volkes; eine unschmackhafte
Einförmigkeit herrscht in den Werken aller ihrer
Scri-

Scribenten. Fruchtbare Genies vertrocknen, indem sie das Vorurtheil zwingt, mit der Phantasie eines andern zu sehen, mit eines andern Herz zu empfinden, sich selbst zu verleugnen, um ein andrer zu seyn; sie werden nicht mehr die Miene der Wahrheit, den Nachdruck der eignen Empfindung haben, welche selbst Ausschweifungen, Glauben und Gunst erwerben; ihre Werke werden nicht mit denen starken Farben, mit dem Stempel gezeichnet seyn, den eine feurige Phantasie auf ihren Ausdruck prägt; sie werden nicht von dem belebenden Feuer entflammt seyn, daß man, wie Prometheus, aus der Sonne schöpfen muß; der schöpferische Geist wird sich nicht durch sie ergießen, der seine Fruchtbarkeit bis in die Seele des Lesers verbreitet; man wird die ersten Nachahmer bewundern, als diejenigen, die aus der ersten Quelle geschöpft haben; aber die nachfolgenden, die wieder Nachahmer von Nachahmern sind, ohne Nerven, ohne Farbe, verkleidet, diese müssen den Zwang, die Mattigkeit, den Frost in jeden bringen, der fähig ist, die Augen auf die lebenden Schönheiten des großen Originals der Natur zu heften. Gleichwohl kann die Nachahmung, so weit sie auch unter der wahren ursprünglichen Nachahmung ist, diejenigen noch ergötzen, die nicht fähig sind, die mannichfaltigen Abartungen des allgemeinen Schönen zu muthmaßen. Alles was einem Gegenstande ähnlich ist, der uns gefällt, hat auch ein Recht, uns zu gefallen. Ein Liebender betrachtet auch den Schatten der Geliebten mit Vergnügen. Die Seele fliegt schnell von dem nachahmenden

:n Gegenstande zum nachgeahmten; die Schönheit
:s letztern, die uns unerwartet erscheint, wird dem
stern mitgetheilt, und füllt seine Mängel aus;
nd durch eine angenehme Verblendung glauben
ir uns an der Kopie zu ergötzen, wenn wir in der
hat nur ihre Muster bewundern.

Unter dieser eingeschränkten Art zu denken wird
e Poesie schmachten, wenn der herrschende Poet
ich vollkommen seyn sollte: Aber wenn oder wo ist
einer vollkommen gewesen? Wenn nichts Mensch-
hes vollkommen ist, wie wird es je ein Autor seyn?
lan kann beweisen, daß es Talente giebt, die sich
thwendig einander ausschließen. Eine große Ein-
dungskraft vereinigt sich nicht mit einer starken
theilskraft; der Witz ist der Empfindung schäd-
); die Erhabenheit erträgt nicht die Bande der
:gelmäßigkeit; wer die kleinen Umstände glücklich
ildert, ist ungeschickt einen großen Plan anzule-
n, und wer mit einem ausgedehnten Geiste einen
)ßen Umriß zu zeichnen und zu ordnen weiß, ist
itt im Coloritt. Und wo ist überdem der Dich-
, der beständig den Gott in sich findet, der ihn
jeistert, der niemals den Menschen fühlt? dem
er Tag heiter ist, der nie schläfrig wird, nie sich
gißt, nie schlaff wird, nie wenigstens seine herr-
:nde Tugend übertreibt? der wie ein vollkomm-
Feldherr (ein eben so chimärisches Wesen, als
vollkommner Poet) das kalte Blut, welches ord-
, und die Hitze, welche schafft, beständig in rich-
:m Gleichgewicht hält? Sind Fehler dieser Art
den Dichtern jeder Zeit und jedes Volks noth-
wen-

wendig, wie vielmehr bey den Dichtern der ersten Jahrhunderte? Aber was wird die Folge dieser Fehler seyn, wenn die Kunst nach der oben angezeigten Art sich entwickelt? Man wird lange Zeit sie gar nicht bemerken. Das zu starke Licht läßt uns die Flecken der Sonne nicht sehn. Wenn die Augen sich an dasselbe gewöhnt haben, so werden sie vielleicht etwas von den Flecken gewahr werden; aber man wird nicht darauf achten; die Seele, die von der angenehmen Seite eines Gegenstandes ganz eingenommen ist, denkt sich kaum das Daseyn der andern. Aber man lasse sie die fehlerhafte Seite beobachten; was folgt daraus? sie wird wenig dadurch beleidigt werden, sie ist schon daran gewöhnt; die Fehler, die uns anfänglich nicht anstößig waren, weil wir sie nicht kannten, werden es nachher auch nicht mehr seyn, weil wir schon daran gewöhnt sind. Aber dieß ist noch zu wenig; man wird gar so weit gehn, daß man sie in Schönheiten verwandelt. Die überwiegende Schönheit oder Unförmlichkeit eines Gegenstandes verbreitet ihre herrschende Kraft auch über die andern Theile, und nimmt ihnen fast ihre Natur. Kömmt noch gar die Leidenschaft der Bewunderer hinzu, so ist nichts natürlicher, als die Verblendung. Die Fehler einer Geliebten werden Reizungen, weil sie Theile von einem Ganzen sind, das wir lieben, und das uns gefällt. In diesem Fortgange werden allmählig selbst die Fehler eines Autors vergöttert, wie die alten Helden mit ihren Lastern zusammen vergöttert wurden. Die Fehler werden immer mehr Nachahmer finden, als die

Schön-

Schönheiten, und durch diese werden sie zur Gewohnheit werden. Wenn nach langer Zeit endlich mand von einem feinern Geschmack, und weniger om Vorurtheile beherrscht, sich einfallen läßt, mit iner überlästigen Vernunft die Mängel aufzudeken, so ist es zu spät. Das Vorurtheil, der Nate kämpft wider ihn; konnte der Genius der Poesie ch irren? Je ausschweifender der Fehler scheint, esto weniger scheint er glaublich. Man wetteifert i Thorheit mit dem Autor, durch Vertheidigunen, durch Allegorien und geheimen Sinn, die man findet; und zum Beschlusse geht man auf den Tadr los; als auf einen Ungläubigen und Beleidiger r poetischen Majestät.

Aber noch weit größer ist der Nachtheil, den e Poesie von dem besondern Geiste des Volkes leit, welches sie übt. Jedes Volk hat seine Religion (*), seine Gesetze, Sitten, Meynungen, Gebräuche, seinen Wahn. Wer in diesem Chaos rundsätze, Zusammenhang, Vernunft suchen ollte, würde sich sehr irren. Wie können diese h in Dingen finden, die der Zufall, die Leidenschaft, e Unwissenheit hervorgebracht? Gleichwohl sieht des Volk seine Sitten als die vollkommensten und elsten an; und wie soll es sie anders ansehn, da die seinigen sind? Ein Poet, der seinen Lands-

leuten

(*) Man darf nur die Ideen, die uns die alten Poeten, welche die Gottesgelehrten des Heydenthums gewesen, von der Gottheit gegeben, mit den Ideen der hebräischen Poesie vergleichen. In dieser allein sieht man Gott, in den andern die Ausschweifungen der Menschen.

leuten gefallen will, muß sich zu diesen Umständen bequemen; aber eine gesunde Philosophie, die sich über Nationalvorurtheile erhübe, die sich unter andre Völker zu versetzen, ihre Sitten in der Nähe zu betrachten, und mit den unsrigen zu vergleichen wüßte, die müßte uns lehren, mit den Vorurtheilen unsers Volkes Nachsicht zu haben, nicht sich ihnen zu unterwerfen; zum Gegenstand der Nachahmung die Gebräuche zu wählen, die weniger wider die Vernunft sind, nicht sie ohn Unterschied alle vorzustellen; die Augen des Lesers auf die schöne Seite derselben zu heften, und die unförmliche zu verbergen oder zu verschönern; endlich die großen Veränderungen vorher zu sehn, welche die Cultur der Vernunft endlich in der Masse des menschlichen Denkens hervorbringen würde; zuweilen einen Blick auf die Nachwelt zu werfen, das Vergnügen der Zeitgenossen zu suchen, ohne die Bewundrung der Nachkommen aus dem Gesicht zu verlieren; zu versuchen, ob man nicht schon seiner Nation einen Vorschmack von dieser glücklichen Veränderung geben könne, und indem man die Wahrheit in die schönsten und lebhaftesten Farben kleidet, die Menschen durch Verblendung vernünftig zu machen. Dies würde der höchste Grad des Ruhms seyn, nach welchem ein Poet streben könnte; und der Lorbeer würde ihm ganz anders gebühren, als den Helden und den Eroberern. Aber zu einem solchen Endzwecke ist ein zu durchdringender Geist, ein zu zartes Gefühl, eine zu edle, zu große Seele nöthig. Die Fabeln mögen dies immer von einem Dichter rühmen, ein abergläubischer

Com-

mmentator kann diese moralischen und politischen
sichten seinen Lieblingsautor zueignen; aber der
tor selbst widerlegt seinen Lobredner. Entweder
ben die alten Dichter nie darauf gedacht, die See-
ihrer Landesleute zu heilen; oder haben sie diesen
ten Endzweck gehabt, so muß man bekennen, daß
sehr ungeschickte Aerzte gewesen, und daß sie sehr
derbare Arcana gehabt haben. Die ersten Poe-
mußten also ihrer Nation schmeicheln, ihre Vor-
theile nähren, so ausschweifend sie auch seyn moch-
, sie durch das Wunderbare noch vergrößern und
n Wachsthum bringen. Eine solche Poesie, so
trefflich sie auch in den andern Theilen seyn mag,
nicht nur fehlerhaft von der Seite des Subjects,
ches mit der Abgeschmacktheit, dem Barbarischen,
von es voll ist, nie wohlgemachten Seelen gefal-
kann, sondern widerstrebt auch dem innern We-
der Nachahmung, deren richtig erkannte Re-
i vollkommen mit der gesunden Vernunft über-
immen. Das Volk, welches alle seine Gesin-
gen gebilligt sah, war indeß nicht sparsam mit
sprüchen und mit Ehrerbietung. Bald darauf
de eine Menge von Manieren, von Ideen, von
dern, die sich auf diese Gebräuche beziehen, ge-
mlet; welche die Elemente der poetischen Spra-
ausmachten. Man sah die Natur aus keinem
ern Gesichtspunkte mehr, als aus dem Gesichts-
kte der Nation, man glaubte die Leidenschaften
er andern Bestimmungen mehr fähig, als die
von ihr und ihren Umständen bekommen hatten.
s ist hiervon die Folge? Entweder erheben sich

menste Poesie wird, in diesem Falle, nichts als ein schöner Leichnam seyn; sie wird Bilder ohne Körper, todte Leidenschaften, Schatten von Vergnügen hervorbringen. Das Vorurtheil wird durch die Gewohnheit zu der Stärke gelangen, daß, wenn mit der Zeit das System der Religion und der Regierung sich ändert, doch noch immer die alten Manieren, das alte Wunderbare behalten werden, eben so, wie meistens in einem Staate, dessen Sitten sich verändert haben, die alten Gesetze noch beybehalten werden. Das Vergnügen der Poesie wird allmählig sich immer vermindern; wie ein köstlicher Spiritus, der verraucht ist, wird die alte Poesie nicht mehr das belebende Feuer einflößen (*); man wird fühllos dabey staunen, aber man wird sich nicht unterstehn, es sich selbst, geschweige denn andern zu sagen; man wird sich selbst zu beweisen suchen, daß man Vergnügen empfinden muß, und wenn man es lange genug geglaubt, wird man sich endlich einbilden, es zu empfinden, aber man wird es nie wahrhaftig empfinden. Wenn irgend ein guter Kopf, durch die Abgeschmacktheit der Sache bewegt, eine Reformation wagen sollte, und es fehlt ihm an Feuer und poetischen Genie, sie glücklich auszuführen, so wird man, statt die praktische Ungeschicklichkeit dieses Autors zu beschuldigen, seinem Vorhaben selbst die Schuld geben; und man wird den Schluß machen, daß, alles gerechnet, mehr

*) Der Autor kann, auch in der größten Strenge, dieses unmöglich anders als mit Ausnahmen verstehn.

mehr zu gewinnen ist, wenn man bey der alten Manier bleibt. Erhebt sich endlich bey der Nation ein großer, zugleich poetischer und philosophischer Geist, (ohne welche Mischung nie eine vollkommene Poesie seyn kann) und wagt er, der schmachtenden Kunst ein neues Leben zu geben, und thut es auch glücklich; so wird er doch noch wider das langweilige und oft schädliche Geschrey des großen Haufens der falschen Kunstrichter ringen müssen.

Es ist noch ein andrer Umstand zu bemerken, der zwar der Kunst nicht unmittelbar schadet, aber doch Gelegenheit giebt, die Dichter zu fesseln, und mit unnöthigen Regeln einzuschränken. Unter den Irrthümern, die nach des großen Bacons Urtheil der Philosophie schädlich sind, ist dieser einer, daß die berühmtesten Autoren ihrem Vortrage dieser Wissenschaft einen Anstrich von andern Wissenschaften gegeben haben, die ihnen besonders am Herzen lagen, wie Plato, sagt er, gethan hat, der die Theologie, Aristoteles, der die Logik, Proklus, und die andern von der zweyten platonischen Schule, welche die Mathematik eingemischt haben. Eben dies wird auch in der Poesie geschehen. Ein Dichter, der zugleich eine andre Kunst oder Wissenschaft mit Beyfall übt, wird einen gewissen Geschmack derselben in seine Werke bringen, und wird ihn den Lesern angenehm machen. Ueberdem wird sich bey der ersten Entwicklung der Poesie irgend ein blos zufälliger Umstand mit ihr vermengen, der mit dem Wesen der Kunst nichts zu thun hat. Das Publicum, welches sich an diesen Werken ergötzet, die mit dieser

chen, sie werden ohne Flügel fliegen, ohne Feuer entzünden wollen; und wenn sie nur vermittelst einer mechanischen Befolgung der Vorschriften einen richtigen Plan entwerfen, und den Ruhm sich erwerben, ihre Leser nach den Regeln zu ermüden, so werden sie das Monopolium des Geschmacks sich anmassen; ein eben so gegründeter Anspruch, als wenn man verlangte, daß wir uns in Mumien und anatomische Skelette verlieben müßten, weil man den ganzen Bau des menschlichen Körpers in ihnen sieht. Die zweyten aber werden, wie die Wächter der sibillinischen Bücher, den heiligen Text ihres Autors nie aus der Hand lassen, den sie mit einem Dornengesträuche sophistischer und eitler Untersuchungen und abgeschmackter Auslegungen umwinden; sie werden mit höhern Genies in einem beständigen Kriege leben, sie werden nach ihrer Willkühr die Hochachtung der Welt leiten, und nicht erlauben wollen, daß ein Werk gefalle, wenn es nicht zu ihren magern Grundsätzen paßt; und wenn alle Stimmen sich zum Vortheile dieses Werkes vereinigt haben, werden sie die Empfindung, als incompetenten Richter, vor ihren Richterstuhl fodern, und in gehöriger Form beweisen, daß dieses Werk nicht gefallen darf. Durch ihre stets wiederholten und so zuversichtlichen Machtsprüche werden sie endlich die kleinen Geister sich unterwerfen, die den großen Haufen ausmachen; die höhern Genies werden einige Zeit ihren Ruhm entbehren müssen, und zuweilen werden gar, aus Furcht vor diesen Wespen, die Bienen nachlassen, ihr Honig zu zeugen.

Eine

Eine unendliche Menge Beyspiele beweist was wir gesagt haben. Homer machte die Ilias. Die Lehrer der Kunst nahmen aus ihr die Regeln des epischen Gedichtes. Aber er machte auch die Odyssee, ein Gedicht von einer ganz verschiednen Art. Homer konnte nicht irren; es war also nöthig, ihn itzt mit sich selbst zu vereinigen; man mußte die Regeln, so gut es sich thun ließ, drehen, und ihnen eine andre Gestalt geben, wie ein Töpfer, der denselben Thon bald dehnt, bald drückt, aus einem Topf eine Schüssel macht. Laßt uns itzt annehmen, Homer habe nichts als den Zorn des Achilles besungen; können wir glauben, daß nach der Vollendung des Kunstgebäudes ein andrer den Muth gehabt haben würde, die Reisen des Ulysses zu besingen? und wenn er es gewagt hätte, würden die Kunstrichter ihm diese Freyheit nachgesehn haben? Wie viel scheinbare Gründe, ihm den Titel eines epischen Dichters abzusprechen! Ohne des großen Unterschiedes des Orts, der Zeit, und der Handlung der beyden Gedichte zu erwähnen, Dinge, die den Kunstrichtern so wesentlich sind, was für ein armseliges Subjekt, (würde man gesagt haben) das der Majestät der Epopee ganz unwürdig ist! In der Ilias belagert die Blüte der griechischen Helden die Hauptstadt ganz Asiens; in der Odyssee reist ein Mann, der eher ein Hausvater als ein König ist, in Gesellschaft eines Haufens unedler Leute, unbekannt, in elenden Umständen, um sein magres Vaterland wieder zu sehn; dort ziehen Götter und Helden zum Streit, hier schlägt sich ein verkleideter

König auf Faustschläge mit einem Bettler; dort besiegt der Sohn einer Göttinn, der tapferste der Menschen, in dem einzigen Hektor ganz Troja, hier tödtet der Held mit Beystand eines Schweinhirten einige Nichtswürdige, die sein Haus plündern. Sicherlich ist zwischen der Ilias und der Odyssee der Unterschied nicht kleiner, als zwischen der Komödie und der Tragödie. Wie viele Kunstrichter sind nicht gewesen, und wie viele sind noch, die sich es lächerlich in den Kopf gesetzt haben, Milton sey kein epischer Dichter, aus keinem andern Grunde, als weil Adam nicht Achilles, und die Verbannung aus dem Paradiese nicht die Belagerung von Troja ist? Wäre Dante nach dem Tasso geboren worden, in dem Jahrhunderte, da die Regeln und die Exempel der Alten zu einer Religion geworden waren, so würde der weite Umfang und die Stärke seiner Einbildungskraft Ausschweifung und Tollheit geschienen haben. Der Titel allein würde den Kunstrichtern zu einem Folianten Kritiken Materie gegeben haben. Aber da er in einer Zeit geblüht hat, da es ein Beweis einer ungemeinen Gelehrsamkeit war, den bloßen Namen der Poetik des Aristoteles zu kennen, da er in der allgemeinen Barbarey, aus der nur Italien eben anfieng sich zu heben, sich als den größten Dichter der Erde betrachten konnte, da endlich, wenn er gleich sagte, daß die Aeneis seine Säugamme sey, sehr wenige fähig waren, das Kind gegen die Amme zu stellen, so haben diese Umstände weit mehr noch, als sein innerliches Verdienst, ihm einen dauerhaften und allgemeinen Ruhm verschafft.

Tasso

Tasso hingegen, der regelmäßigste aller italienischen Dichter, und der mehr, als alle die andern, den Spuren der Alten gefolgt, weil er in der Zeit des zu seiner Vollkommenheit gediehnen gelehrten Aberglaubens lebte, wurde selbst von den Götzendienern des Ansehns und des Exempels getadelt. Die Vorurtheile achten es nicht, daß sie gegen sich selbst kämpfen, wenn sie nur der Vernunft Abbruch thun können. Die Tragödie war bey den Griechen meistens nichts anders, als die Vorstellung eines verhängten und unvermeidlichen Unglücks, welches mehr schreckte als interessirte. Der Aberglaube für das Alterthum hat eine Menge Subjekte vom Theater ausgeschlossen, die feiner, interessanter, lehrreicher gewesen wären, und uns eine neue Art von Vergnügen hätten geben können. Italien hat sich besonders noch nicht recht, weder in der Theorie noch in der Praxis, aus diesem groben Irrthume gerissen, und man sollte Mühe haben, vier Kunstrichter zu finden, von denen, die auf guten Geschmack Anspruch machen, die nicht anstehn würden, vielen vortrefflichen Werken des Corneille und des Racine den Namen wahrer Tragödien zu geben, und die nicht einem Mahomet die fehlerhafteste Tragödie des Euripides vorziehen würden. Die Komödie war zur Zeit des Plautus und des Terentius, ein oft übertriebnes Gemälde der gröbsten Fehler und Lächerlichkeiten der Menschen, oder höchstens eine Nachahmung gewöhnlicher Begebenheiten unter Personen vom mittlern Stande. Da viele Jahrhunderte nachher Herr de la Chaussee in Frankreich

das Theater mit einer neuen Art von Komödien bereicherte, indem er sie auf die Nachahmung einer interessanten und lehrreichen Begebenheit im Privatleben richtete, wie viel Tadler giengen nicht da auf ihn los. Sie erfanden für ihn den höhnenden Namen des weinerlichen Komischen, und sahen dergleichen Werke als Ungeheuer an, die aus ungleichartigen Theilen zusammen gesetzt, und dem Alterthume wegen seines äußerst feinen Geschmacks unbekannt geblieben wären. Petrarca, der das feinste Gefühl, eine edle und tugendhafte Seele, einen durchdringenden und durch die Wissenschaften aufgeklärten Verstand, und die anmuthigste Phantasie hatte, empfand eine Art seltsamer, oder wenigstens sehr seltner Liebe, von der man bey den griechischen und lateinischen Dichtern nicht eine Spur findet. Er schilderte sie, wie er sie fühlte, er gab sein großes poetisches Genie seiner Leidenschaft zum Werkzeuge, nicht die Leidenschaft seinem Genie, und konnte dadurch eine Sache glaublich machen, die nach der allgemeinen Art zu denken beständig für chimärisch war gehalten worden, und seine Poesie Lesern reizend machen, die kaum die Möglichkeit einer solchen Liebe geträumt, geschweige sie jemals empfunden hatten; die stärkste Wirkung, wie mich däucht, deren die Poesie fähig ist. Da Petrarca der einzige lyrische Dichter in Italien war, so glaubte man bald, daß man in Versen nicht anders, als nach seiner Manier, lieben könnte; und hier sehen wir Italien auf einmal mit einer Sündfluth von Reimern überschwemmt, die

alle

alle den Petrarca auf der Feder, aber keiner vielleicht im Herzen hatten. Da diese Leidenschaft nicht bey ihnen entstanden, sondern anders woher geholt war, so konnten sie folglich nicht in ihrem eignen Vorrathe die Gedanken, die Empfindungen, die Ausdrücke finden, die geschickt sind, sie lebhaft zu schildern. Daher waren sie gezwungen, zum Petrarca selbst zurückzukehren, und bey ihm die Farben zu entlehnen. Aber diese geborgten und angeflickten Zierrathen, die sie bisweilen gar auf der unächten Seite sich ansetzten, machten bey ihnen eine seltsame Figur, eben wie ein schönes Kleid, das einem ansehnlichen und wohlgebildeten Körper angemessen ist, selbst seine Schönheit verliert, wenn ein kleiner und ungestalter Mensch sich es anzieht. Der zierliche Gang und die unnachahmbaren Stellungen des Petrarca wurden bey ihnen convulsiv und grimaßirend; die Gestalt eines gemeinen Weibes schien unter der Kleidung einer Gottheit hervor. Man liebte wie Anakreon, und wollte reden wie Plato; kein andrer Weg war mehr zum Himmel, als auf der Leiter der Augen der Schönen, und diese platonische Sprache, welche, in die Poesie des Petrarca versetzt, so reizend ist, weil man sieht, daß sie der natürliche Ausdruck seiner Empfindung ist, wurde bey seinen Nachahmern ein frostiges und dunkles Schulgeschwätze, das Lesern ohne Vorurtheil nicht weniger lächerlich war, als die metaphisische Galanterie, mit welcher viele Franzosen selbst die ernsthaftesten und pathetischsten Subjekte schmücken. Daher ist auch der größte Theil der petrarchischen

Poe-

Poeten, die sich, vorzüglich vor allen Poeten ihrer und andrer Nationen, die wahre Feinheit des Geschmacks in verliebten Materien anmaßen, und immer von Natur reden, dem ungeachtet unnatürlicher, als alle die andern, weil die Leidenschaft, die sie nachahmen, weder in ihnen noch in andern ist, und nur so viel zeigt, daß vor vier Jahrhunderten ein Mann lebte, der nicht weniger ein außerordentlicher Liebhaber als Poet war.

Wenn man nachher gerne sehn will, wie die Fehler eines Autors zu Tugenden erhoben werden, so darf man nur einen Blick auf die Daciers, die Bossus, die Mazzoni, und die andern unzählbaren kritischen Alchimisten werfen, welche in der Poesie den Stein gefunden haben, mit dem sie Eisen in Gold verwandeln; nur Schade, daß man dieser so wie der andern ihren Betrug über kurz oder lang entdecket.

Was die Fehler betrifft, die aus den Sitten und Gebräuchen der Nation in den Poeten übergehn, so kann jeder sie leicht gewahr werden. Der Charakter der Götter und Helden des Homer, die, so zu sagen, noch rohen Leidenschaften der tragischen Dichter der Griechen, die romanischen Abentheuer und die Zaubereyen des Ariost, das Leere, die weitschweifigen Ausdrücke der italienischen Reimer, die schwülstigen Ausschweifungen der Spanier, die langweilige Galanterie und die übertriebne Feinheit der Franzosen, die Unregelmäßigkeit und die Mörderey des englischen Theaters, dieß sind alles Dinge,

deren

deren Grund in der Religion, dem politischen und moralischen System der verschiednen Völker liegt.

Ein Nationalgeschmack, in andre Länder versetzt, ist noch niemals glücklich gewesen. Man kann den Italienern den Ruhm nicht absprechen, daß sie die Künste und Wissenschaften wieder erweckt haben. Sie gaben dem alten Griechenlande ein neues Leben, welches sie vollkommen kannten, aber sie kannten ihr eignes Vaterland nicht genug. Wären ihre tragischen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts nach Athen versetzt worden, so würde Griechenland nicht geglaubt haben, daß es seine Sophokles und seine Euripides verlohren hätte; aber Sophokles und Euripides, nach Italien versetzt, fanden da keine Athenienser. Gleichsam als wenn eine Nation der andern ihre Thorheiten zu beneiden, und nicht jede genug an den ihrigen hätte, wollten die komischen Dichter der Italiener ihren Landsleuten die Fehler der Griechen und Römer mittheilen, und eine Begebenheit, als zu ihren Zeiten geschehen, vorstellen, die aus weit ältern Jahrhunderten war. Italien fehlte noch die enthusiastische Poesie, deren Endzweck die Bewunderung ist. Das Vorurtheil hatte den Wahn ausgebreitet, das Genie der Sprache nähme diesen Styl nicht an. Chiabrera zeigte das Gegentheil, und Italien bekam in ihm seinen Pindarus. Man hat ihm ohne Zweifel eine sehr große Verbindlichkeit; aber sie würde noch größer seyn, wenn er lieber diese Art Poesie hätte schaffen, (und er war der Mann dazu) als sie erneuern wollen; wenn er nicht so ganz in die

Nach-

Nachahmung seines Original sich versenkt, wenn er seine Werke nicht mit so viel Fabeln angefüllt hätte, die mit der Religion, dem Interesse des Volkes keine Verbindung haben, die bey ihm keinen Glauben finden, und folglich den größten Theil ihrer bezaubernden Kraft verlieren; wenn er sparsamer mit gemeinen Moralen, mit allgemeinen Sentenzen, mit weitschweifigen Lobsprüchen gewesen wäre. Ronsard, mit weit weniger poetischem Genie, that zuerst in Frankreich, was Chiabrera in Italien that. Er blendete einige Zeit; aber da der Geschmack vollkommner wurde, schien seine Poesie so barbarisch und seltsam, als sie anfangs wunderbar geschienen hatte. Desportes, und andre französische Dichter der Liebe trugen kein Bedenken, mit den Italienern um die Wette den Petrarca zu plündern; aber die pathetische und feine Zärtlichkeit dieses Dichters, mit der Art Witz vermengt, die beständig der herrschende Geschmack der Franzosen gewesen, machte ein sehr seltsames Ganzes. In unsern Zeiten, da Europa, wie in philosophischen Sachen schon gänzlich, so in den schönen Wissenschaften grossentheils, das Joch der sklavischen Anbetung der Alten abgeworfen hat, streiten drey Nationen um den poetischen Sieg, die Italiener, die Franzosen, und die Engländer. Einige wenige erhabne Genies ausgenommen, welche, den Geschmack ihrer Nation zu reinigen, sich besonders an die allgemeinen Schönheiten der Natur gehalten haben, die das Recht haben, allen Nationen zu gefallen, und überall erkannt und hochgeschätzt werden, welche Verachtung haben nicht wechsels-

weis

Weise die einen für die andern? Den Franzosen scheint die englische Poesie giganteſk, unregelmäßig und verwegen, die italienische mager, reich an Worten, und leer von Gedanken. Die Engländer sehen von ihrer Seite die Franzosen für Petits Maitres, in der Poesie so wohl, als in den Manieren, an; und die Italiener glauben, daß die einen und die andern, obschon auf verschiednen Wegen, gleich weit von der Bahn der Natur entfernt sind, die sie allein, nach den Griechen und Römern, betreten haben.

Der größte Theil dieser Fehler ist verstärkt, und auf lange Zeit unheilbar gemacht worden, durch die Regeln der Kunst, die ein sehr ehrwürdiger Philosoph, der aber deswegen weder die Natur noch die Vernunft war, mit zu viel Eile gebildet, und in einer systematischen Methode mit einem entscheidenden Tone vorgetragen. Diese waren die Ursache der Sklaverey poetischer Genies, sie verschlossen den Zugang zu jeder neuen Beobachtung und Erfindung, daher kamen die ausschließenden Ansprüche auf den guten Geschmack, daher die ungerechten Aussprüche über das Verdienst der Dichter, die eitlen gelehrten Cabalen, die bisweilen grausame Verfolgungen wirkten, daher ganze Bibliotheken, um eine Stelle von zwo sehr gleichgültigen Zeilen zu entziffern, die gleich lächerlichen Commentaren, Kritiken und Schutzschriften, voll gelehrter Einfalt, und kindischer Kleinigkeiten, welche die gesunde Vernunft in einem Meer von Dinte ersäuften, und so viele Pedanten zu großen Männern machten. Ob außer-

dem die Regeln zureichen, einen Poem zu machen, kann uns das Beyspiel des Herrn Aubignac zeigen, der nach einem gelehrten Werke über die Kunst, Tragödien zu machen, selbst eine ziemlich frostige machte. Da er zu ihrer Vertheidigung anführte, daß sie nach den Regeln des Aristoteles gemacht wäre, sagte der Prinz von Conti mit Vernunft und Lebhaftigkeit, ich muß nothwendig den Herrn Aubignac rühmen, daß er dem Aristoteles gehorcht hat, aber ich will es niemals dem Aristoteles verzeihen, daß er den guten Herrn Aubignac eine so elende Tragödie hat machen heissen. Aber wie viel Aubignacs hat nicht Italien gehabt! Welcher Vergleich zwischen den Regeln des Gravina, und seinen Tragödien! Jene sind von einem Philosophen, diese von einem Juristen.

So vielem Nachtheil würde gänzlich, oder großentheils vorgebeugt worden seyn, wenn bey der ersten Entwicklung der poetischen Nachahmung ein ausgebreiteter, durchdringender und feiner Geist es unternommen hätte, die wahren Quellen des Vergnügens, das sie hervorbringt, die Natur ihrer Gegenstände, den Zustand des Menschen, für sich betrachtet, und seinen Zustand in verschiednen Gesellschaften, zu erforschen. Er würde bey dieser Untersuchung deutlich gesehn haben, daß die Natur unerschöpflich ist, daß die unendliche Verschiedenheit der Gegenstände, aus verschiednen Gesichtspunkten betrachtet, verschiedne Eindrücke in den menschlichen Seelen macht, nach der unendlichen Verschiedenheit ihres innerlichen und äußerlichen Zustandes, und

daß,

daß, obgleich diese Eindrücke, die so verschieden bestimmt sind, wegen der äussersten Dürftigkeit der Sprachen, nur unter einem einzigen Namen begriffen werden, sie dem ungeachtet von einander innerlich unterschieden sind, wie alle Thiere von einander unterschieden sind, ob sie gleich unter einem einzigen Geschlechtsnamen begriffen werden; er würde gesehn haben, daß jede Leidenschaft ihre eigne Sprache, ihre eignen Farben hat, und daß sie allzeit gefallen wird, wenn sie lebhaft mit diesen Farben geschildert ist; daß das menschliche Herz ein Recht auf alle die verschiednen Ergötzungen hat, die aus der Nachahmung der verschiednen Leidenschaften entspringen können, und daß eine Art der Nachahmung die andre nicht ausschließen, noch von ihr die Farben entlehnen muß; daß folglich die Epopee und die Tragödie in die Gränzen gewisser bestimmter Subjekte einzuschränken, und, zum Exempel, zu behaupten, daß die verschiednen Arten der Liebe, wie sie durch einen Mißbrauch nur einerley Namen haben, so auch nur einerley Ausdruck und einerley Farben haben müssen, nichts anders ist, als wenn man sagte, ich habe ein schön gemaletes Pferd mit Vergnügen gesehn, folglich kann die Malerey entweder kein andres Thier schildern, als das Pferd, oder alle Thiere müssen so geschildert werden, wie dieses Pferd. Er würde eben so wohl gefunden haben, daß die Ergötzung der Nachahmung in zusammengesetzter Verhältniß der Schönheit der Nachahmung selbst, und der Schönheit der nachgeahmten Gegenstände besteht; daß die Dinge der Natur, oder die

den Menschen betreffen, niemals oder selten vollkommen sind, und daß folglich, zu Hervorbringung des grösten möglichen Vergnügens, es nothwendig ist, zu wählen, oder zu verschönern; daß, da die Unvollkommenheit von zweyerley Art ist, deren eine in der Mittelmäßigkeit des Schönen, die andre in der Einmischung des Häßlichen besteht, man in diesen beyden Arten nicht weniger die Gegenstände, als die Charaktere, die Leidenschaften, die Handlungen vollkommen machen muß. Er würde endlich entdeckt haben, daß in den Dingen, die uns in der Nachahmung ergötzen, zwo Arten von Ergötzung sind, deren eine von der Natur, die andre von der Erziehung, der Gewohnheit, von Vorurtheilen kömmt. Die erste ist unbedingt, allgemein, unveränderlich, die andre wirkt nur in gewissen Verhältnissen bey einem gewissen Volke, und ist tausend Verändrungen unterworfen. Jene glänzt unauslöschlich, wie die Sonne, der ganzen Welt; diese schimmert, wie ein Meteor, kurze Zeit, in einem Lande, und verschwindet. Auf diese letztere gründet sich grossentheils die Erdichtung und das Wunderbare. Jede Nation hat ihre von andern verschiedne Religion, Sitten und Meynungen, und folglich auch ein verschiednes Wunderbare, welches, in die Poesie eines andern Volks versetzt, ausschweifend und seltsam scheinen muß. Derjenige folglich, der nach dem Ruhme eines allgemeinen Dichters aller Völker und aller Jahrhunderte strebt, muß sich an die grossen und allgemeinen Schönheiten der Natur halten, und sich der andern nur, wie einer Kleidung, bedie-

ieren, die eine schöne Gestalt nicht verbirgt, son-
n vielmehr zu ihrem Vortheile zeigt; er muß
rdem die rohe Masse der Meynungen und Ge-
uche des Volkes untersuchen, sie reinigen, unter
en diejenigen wählen, die am meisten mit der
rnunft, die allen Menschen gemein ist, überein-
umen, und folglich allgemeiner gefallen können.
) da die allerseltsamsten Gebräuche nicht ganz
e einen vernünftigen Grund sind, muß er diesen
haft fühlen lassen, und mit Geschicklichkeit das
geschmackte, das ihn begleitet, verbergen, und
lich die Vorurtheile selbst verschönern und ver-
n, und sie so bestimmen, daß sie entweder sich
Tugenden verwandeln, oder, wenn sie mit der
: für das erkannt werden, was sie sind, diejeni-
selbst, die sie mißbilligen, von der Schönheit
Poesie bezaubert und gerührt, den glücklichen
thum segnen, der ihnen ein so vernünftiges Ver-
gen verschafft hat. Wenn auf diesem Wege
schönsten Genies der verschiednen Nationen, je-
nach seinem Geschmacke, dieser einen, jener ei-
andern Theil der Natur zur Nachahmung ge-
hlt hätte, so würden sie bald eine unendlich ver-
dne, aber allgemeine Poesie hervorgebracht ha-
, die mitten unter den unzählbaren Veränderun-
der Religionen und der Regierungsformen im-
: ihren vollen Glanz erhalten hätte; ein vollstän-
er Cursus poetischer Erfahrungen würde die
ahrheit der ächten Grundsätze bestätigt, die Kritik
rdnet, und den Künstlern und Liebhabern zu ei-
n sichern Führer gedient haben.

Diese philosophische Entwicklung scheint einem großen Denker unsrer Zeit, dem Herrn Hume, unmöglich. Es ist offenbar, sagt er in seinem vortrefflichen Discurs über die Regel des Geschmacks, „daß keine von den Regeln, denen man in der Ausarbeitung folgt, a priori entdeckt werden konnte; „diese Regeln sind nicht von denen abstrakten Folgerungen, die der Verstand aus den ewigen und „unveränderlichen Verhältnissen der Ideen zieht; „ihr Grund ist kein andrer, als der, den alle praktische Wissenschaften haben, die Erfahrung; sie „sind nichts anders, als allgemeine Beobachtungen „über dasjenige, was zu allen Zeiten und in allen „Ländern gefallen hat.„ Mich däucht, man hätte von jedem andern eher eine solche Meynung erwarten sollen, als von einem Scribenten, der sich der Philosophie in Materien des Geschmacks so glücklich zu bedienen, und mitten unter so viel scheinbaren Widersprüchen standhafte Grundsätze festzusetzen gewußt. Wenn er unter Erfahrung die Beobachtungen verstünde, die man über die Natur und über die menschliche Seele gemacht hat, so ist es in der That offenbar, daß ohne diese keine Regeln der Kunst jemals existirt hätten; aber wenn er glaubt, wie es scheint, daß die Kunst, um sich zu entwickeln, nothwendig den Gebrauch und das Exempel der Scribenten erwarten muß, so gesteh ich frey, daß ich diese Nothwendigkeit nicht entdecken kann. Obgleich die Kunst der Poesie eine praktische Wissenschaft ist, so ist sie gleichwohl von andern sehr unterschieden. Die Heilungskunst, die Kunst der

-schaft, die Kriegskunst, gründen sich großen-
ils auf zufällige Beobachtungen, die es unmög-
war, vorher zu muthmaßen. Aber so ist es
ht mit der Poesie; sie hat keine fremden Werk-
ge nöthig, sie hat ihren Grund in nichts Aeußer-
em, er ist ganz in der menschlichen Seele, aus
sie stammt; die Leidenschaften erwecken sie, die
nbildungskraft bekleidet sie. Wer seine Seele
d sein Herz recht erforscht, wird alle die Regeln
Poesie in sich selbst geschrieben finden, und wird
n, daß sie, ohne fremde Hülfe, ganz gebildet und
lkommen, wie Minerva aus dem Haupte des
piters, hervortreten kann. Ueberdem bestreitet
Erfahrung selbst diese Meynung. Man wird
iß nicht glauben, daß Homer die Ilias ohne
an verfertigt habe. Ohne ihm die moralischen
d politischen Absichten der Ausleger zuzuschreiben,
m man versichert seyn, daß in Homers Seele das
odell vor dem Gebäude da gewesen, wie der Ka-
n des Poliklet vor seinen Statuen. Er hat ohne
eifel von der Maschine und den Theilen seines
dichtes Rechenschaft geben, und sie aus gewissen
ünden herleiten können. Er hatte also die Re-
n der Kunst gefunden, eh er sie ausübte. Aber
hat er sie gefunden? Nicht in den Exempeln an-
r Dichter, weil vor ihm keiner war, welcher der
eister eines solchen Schülers hätte seyn können;
d war einer, so müssen wir bey diesem die Frage
un, wo hat er die Regeln gefunden? In der
eobachtung der Natur, in der mehr oder weni-
r richtigen Erforschung der ewigen und unver-

 änder-

änderlichen Verhältnisse zwischen den Gegenständen und dem Menschen. Wäre Homer so sehr Philosoph als Dichter gewesen, so ist es offenbar, daß er das vollkommene System der Kunst hätte finden können, da er in jedem Falle immer ein System gefunden hat. Wie also der Instinkt die Poesie hervorgebracht hat, so konnte und mußte die Kunst von dem philosophischen Geist hervorgebracht werden; und der geschwindern oder langsamern Entwickelung dieses Geistes muß man den Fortgang und den Verfall, die Rauhigkeit und die Feinheit, die Verfinsterung und Wiederherstellung dieser Kunst zuschreiben.

Diesem zu Folge war es unsern Zeiten vorbehalten, in denen dieser Geist, durch den nahen Umgang mit verschiednen Völkern und durch die Cultur der Sitten verfeinert, seinen beseelenden Hauch durch den ganzen Körper aller Gelehrsamkeit athmet, eine für das Herz so interessante Kunst von den Vorurtheilen befreyt, gereinigt, und auf ihre wahren, allgemeinen und fruchtbaren Grundsätze befestigt zu sehn. Hier, däucht mir, wird es nicht weniger nützlich als angenehm seyn, den Ursprung und den Fortgang der Kunst wieder zu übersehen, und den Charakter der vornehmsten Lehrer derselben zu bemerken. Plato ist der erste, der von der Poesie gesprochen hat, aber weitschweifig und zweydeutig. Am deutlichsten erklärt er sich in seiner Republik, wo er die poetische Nachahmung mit Gründen verkleinert, die seiner Philosophie nicht viel Ehre machen. Er kannte die Unschicklichkeiten der Göt-

ter

und der Helden des Homer; aber indem er sie
n der theologischen und moralischen Seite ver-
rft, billigt er sie als poetische Geschöpfe, und
gt dadurch, daß er keinen richtigen Begriff von
r wahren poetischen Nachahmung hatte; und thut
chher nicht weniger der Philosophie, als der Poe-
, Unrecht, da er die Epopee und die Tragödie
s seiner Republik verbannt, diese Dichtungsarten
; durch ein wohlgeordnetes Spiel der Leidenschaf-
ı die wirksamsten Triebfedern der Tugend seyn
nnen. Aber man kann ihn entschuldigen. Die
dyssee war nicht der Telemach, und der Oedipus
ht die Alzire.

Aristoteles gab ein System der Kunst, das
er, die Wahrheit zu sagen, sehr unvollkommen,
nkel und verwirrt ist. Die lyrische Poesie ist
rnachläßigt, von der Epopee kaum der Umriß ge-
ichnet; fast überall findet man Gebote statt Grün-
n. Seine Idee von der Tragödie ist unvollstän-
g; seine Lehren über das Subjekt, den Protago-
sten, sind mehr aus seiner Phantasie als aus der
ernunft gezogen. Seine Reinigung der Affekten
selrsam und wunderlich. Er ist ein Arzt, der
r eine oder zwo Krankheiten heilen will, und der
vermittelst der Krankheit selbst heilen will. Sein
on ist entscheidend, die Methode nur anscheinend.
r hat, in der That, richtige, feine Beobachtun-
n, über die Einheit, die Vertheilung und Regel-
äßigkeit der Fabel; aber im Ganzen ist sein Werk
ll von grammatikalischen und scholastischen Klei-
gkeiten, von weitschweifigen und verwirrten Be-

griffen, von nominalen und ausschließenden Erklärungen, von überflüßigen Distinktionen und Divisionen, und geschickter, das Genie zu fesseln und zu erkälten, als es zu leiten, den Verstand zu verwirren, als ihn aufzuklären, den Geschmack eigensinnig ekel zu machen, als ihn zu reinigen und zu erleuchten. Gravina bezeigt dem Aristoteles mehr Verehrung, als alle seine Lobredner; er glaubt nicht, daß die Poetik ein Werk dieses Philosophen ist, oder er hält sie höchstens für einen Haufen noch unbearbeiteter Materialien.

Horaz, ein schöner Geist, und ein Hofmann, berührt in seinem Briefe, der nach meiner Meynung eine Antwort auf die Fragen zween seiner edlen Schüler ist, die gemeinsten, aber deswegen nicht die unwichtigsten Regeln der Kunst, mit Lebhaftigkeit, mit gesunder Vernunft, und mit Richtigkeit. Aber da er sie nicht aus ihrer Quelle herleitet, nicht sie mit Gründen bestärkt, (eine Methode, die sich besser in einen Traktat, als in einen Brief schickt) so sind seine Lehren wohl zureichend, das Urtheil und das Gefühl eines Weltmannes zu leiten, aber nicht, einen philosophischen Kenner zu bilden, der den ganzen Umfang der Materie in seinem ganzen Lichte sehen muß.

Die Wiederherstellung der Wissenschaften in Italien ist dem Fortgange der Kunst nicht sehr günstig gewesen. Versichert, daß Aristoteles schon genug gedacht hätte, wollten seine Ausleger sich die Mühe nicht nehmen, selbst zu denken, und ihre Fähigkeiten erhielten sie bey dieser Gesinnung; sie er-

laub-

ihten auch nicht andern, zu denken, die Auslegkunst diente statt der Philosophie, die Regel statt des Genies. Da der Despotismus in Anarchie ausartet, so folgte auf diese Zeit des Aberglaubens eine Zeit der Unbändigkeit und der Ausschweifung, die noch schlimmer war, als die erste Sklaverey. Jeder machte sich selbst seine Regeln, oder erkannte vielmehr gar keine mehr, und die übertriebne Strenge der falschen Kunst wurde der rechtmäßigen Herrschaft der wahren Kunst nachtheilig.

Der erste, der ein philosophisches Licht über diese Kunst verbreitet, ist Gravina, einer der erhabensten Geister unter den Italienern. Er bemühte sich nicht weniger, die Kunst von dem verderbten Geschmacke seiner Zeit zu reinigen, als sie von der Sklaverey der magern und willkührlichen Regeln zu befreyen. Er veredelte und verschönerte die Poetik, und machte sie aus einer pedantischen Kunst zu einer Wissenschaft für Philosophen, indem er durch sein Beyspiel zeigte, daß ein wahrer Kenner nicht weniger Lob verdient, als ein vortrefflicher Dichter, und daß ein richtiger Beurtheiler schwerer zu finden ist, als ein mittelmäßiger Scribent. Sein Werk ist voll scientifischer, heller und fruchtbarer Grundsätze, und voll von denen zuversichtlichen und starken Zügen, die selbst in Irrthümern einen erhabnen Geist, von ungewöhnlicher Einsicht, bezeichnen. Ueberdem ist es beständig von einer Hitze des Styls belebt, welche zur Poesie begeistert, indem das Werk sie lehret, so daß man, mit Erstaunen und Vergnügen, den Autor, der in Versen mittelmäßig und pedantisch

schrieb,

schrieb, in Prosa zu einem edlen Poeten werden siehe. Aber wenn ich mich nicht irre, so hat dieses Werk an verschiednen Stellen mehr einen prangenden philosophischen Anstrich, als wahre Philosophie, mehr Enthusiasmus als Richtigkeit, mehr Heftigkeit als Ordnung. Statt des dialektischen Geschwätzes des Aristoteles braucht der Autor von Zeit zu Zeit ein metaphisisches Geschwätze; er zerstört einige Vorurtheile, aber er befestigt andre, und macht sie so viel schädlicher, als sie von ihm durch philosophische Gründe verstärkt, und mit poetischer Pracht verziert, eindringender und reizender werden. In solchen Urtheilen könnte man bisweilen weniger Partheylichkeit, und eine feinere Zergliederung wünschen. Seine majestätische Beredsamkeit, die aber etwas trüb ist, blendet und erhitzt mehr, als sie erleuchtet. Bey allen diesem macht seine Poetik Italien und der Kunst Ehre; und seine Irrthümer haben so viel Schein, sie gränzen so nah an die Wahrheit, daß der Leser, der sich von ihnen hinreissen läßt, nicht weniger Hochachtung, als derjenige Ruhm verdient, der sie widerlegt.

Mit einem mäßigern Vorrathe von Kenntnissen, aber mit viel gesunder Vernunft spürte Muratori die Quellen des poetischen Schönen auf, und entwickelte vortrefflich die ganze Arbeit der Einbildungskraft und des Verstandes in denen Theilen, wo der Poet sich ganz zeigen kann. Aber da er durch eine Wirkung seines Temperamentes sowohl, als seines Standes, die Leidenschaften mehr verstund, als aus Erfahrung kannte; da ihm überdem

das

s zärtliche und feine Gefühl fehlte, welches die
insten Verschiedenheiten bemerkt, und gleichsam
r Blüte des Geschmacks kann genannt werden; so
ißte er auch wenig von der Poesie der Empfin-
ng, und, was noch mehr ist, verwechselte sehr oft
Sprache der Leidenschaft mit der Sprache des
erstandes und der Einbildungskraft, welche nur
er die Leidenschaft nachdenken und arbeiten, aber
ht sie ausdrücken. Er liebte die Schönheiten des
yls; aber mehr diejenigen, die an die Fehler grän-
, mehr die lebhaften als die schicklichen Farben,
prangende und unbescheidne Kunst, mehr als die-
ige, die mit einer reizenden Bescheidenheit sich
ter der Natur zu verbergen und in sie zu verklei-
weiß; sein Werk scheint, in der That, oft mit
üblen Geschmacke seiner Zeit zu capituliren.

Kurz vorher hatte Frankreich an Peter Cor-
le den Vater seiner Tragödie nicht weniger, als
Stifter der tragischen Kunst gehabt. Seine
ischen Untersuchungen über seine eignen dramati-
n Werke verdienen das Ansehen der Commen-
des Cäsars, und der militärischen Betrachtun-
des Marschalls von Sachsen. Er ist ein Feld-
, der mit offenherziger Großmuth nicht weniger
seinen Niederlagen, als von seinen Siegen
ht, und mit den einen so gut unterrichtet, als
den andern. Es wäre zu wünschen, daß alle
e Künstler uns mit gleicher Aufrichtigkeit von
Werken hätten Rechenschaft geben wollen.
ihrer eignen Erfahrung hätten sie uns die ge-
en Vortheile der Kunst, und die unerwarteten

Wen-

Wendungen lehren können, welche die feinsten Beobachter nur undeutlich wahrnehmen, und von fern anzeigen können.

Das Beyspiel des Corneille ist in Italien zum Theil vom Abt Conti nachgeahmt worden, in dessen gelehrten Vorreden man sieht, wie sehr ihm eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, der Geschichte und der Politik genutzt hat, um in seinen Tragödien die drey verschiednen Perioden und Charaktere des römischen Reiches, mit einer Würde, mit einer Simplicität des Styls vorzustellen, die sich weder über das Subjekt erhebt, noch unter ihm bleibt.

Aber wenn wir wieder nach Frankreich zurück sehen, so finden wir da, durch die anfangenden Streitigkeiten zwischen den Bewunderern und den Verächtern der Alten, alle Geister in Bewegung, die Gründe der Kunst zu erforschen. Der Streit zwischen Perrault und Boileau war nur ein Scharmützel zwischen Vortruppen. Perrault, mit einer, zuweilen wenig feinen, gesunden Vernunft, verstund weder die Sprache, noch die Gebräuche der Griechen; er war ein Fremder, der ein Land beurtheilen wollte, eh er es kannte. Aber Boileau, von der andern Seite, glaubte, daß ein witziger Einfall, eine zuweilen ein wenig boshafte Bemerkung eines oft gleichgültigen Fehlers seines Widersachers, schon genug wäre, seiner Partey den Sieg zu erstreiten.

Die Partey des Perrault wurde nachher von weit tüchtigern Anführern unterstützt: Herr de la Motte wagte über die Poesie viele kühne Urtheile,

und

nd vertheidigte sie mit einer starken Vernunft. Er
ußte die Logik, aber er wußte nicht, daß die Poe-
ihre eigne Logik hat; er hatte viel Witz und Ver-
and, aber er war unempfindlich für alles andre,
id schien nicht einzusehn, wie weit eine sinnreiche,
die lebhafteste Prosa noch von der Poesie entfernt
. Der wahre Homer, mit seinen angenehmen
ehlern, wird allzeit mehr gefallen, als des Herrn
la Motte verfeinerter Homer, mit seiner frostigen
id gezwungnen Artigkeit.

Die kritische Abhandlung des Herrn Terrasson,
er die Ilias, enthält die vollkommensten Regeln
s epischen Gedichts; er zeigt vortrefflich die Feh-
des Homers, aber sein großer Fehler ist es, daß
die Schönheiten nicht fühlt. Aus dieser Ursache
elleicht sagt Herr von Voltaire von seiner Kritik,
wenig streng in der That, daß sie ohne Ge-
smack sey. Ueberhaupt kann man von den er-
irten Tadlern des Homers sagen, daß sie zu viel
essen und rechnen, und zu wenig fühlen. Die fa-
tischen Bewunderer hingegen glauben, daß sie
ehr fühlen, als sie wirklich fühlen, und zeigen, daß
weniger verstehn. Jene verfahren mit dem Ho-
er immer, wie mit einem neuern Poeten, und ei-
m Franzosen, sie machen einem Amerikaner seinen
roceß nach den europäischen Gesetzen. Diese miß-
auchen zu sehr die Entschuldigung, die seine Zeit
d ihre Sitten ihm in der That geben; aber die
esetze der Vernunft sind Gesetze aller Zeiten und
er Länder. Wer sie übertritt, kann vielleicht Ver-

zeihung

zeihung verdienen; aber wer Verzeihung verdient, ist der Verdammung schon nahe.

Eines der besten Bücher, die wir über diese Materien haben, ist das Werk des Abt du Bos über die Poesie und die Malerey. Seine Beobachtungen sind eben so fein als vernünftig; sie zeigen ein fühlendes Herz, und einen denkenden Kopf. Keiner hat jemals besser gewußt, als er, welches die wesentlichen Eigenschaften eines Poeten sind, und ihm die Unsterblichkeit versichern, noch auf welche Gründe die Beurtheilung poetischer Sachen gestützt werden müsse. Er wagte, an das Gericht des Volkes, das von der Natur unterrichtet ist, von dem unrechtmäßigen Richterstuhle frostiger Kunstrichter zu appelliren. Diese, denen es an Empfindung fehlt, welche die Seele des Geschmacks sowohl als des Genies ist, können nicht anders urtheilen, als wie der blinde Philosoph, welcher entschied, daß die rothe Farbe dem Schall der Trompete ähnlich sey. Gleichwohl scheint es, daß Herr du Bos, da er einen Fehler ausrotten will, bisweilen in den entgegengesetzten fällt, daß er bey den Scribenten gar zu leicht die Flecken unter den Schönheiten übersieht, und dadurch übermüthigen Köpfen Gelegenheit geben kann, sich dem Instinkt und der Phantasie zu überlassen. Poeten müssen in der That nicht, wie kleine Vögel, am Faden gehalten werden; sie mögen immer frey, wie der Falke, die Luft durchstreichen, aber sie müssen nur bey dem ersten Winke auf die Hand zurückkehren.

Des

Des Herrn Fontenelle Betrachtungen über die [...]esie sind von diesem Fehler frey, sie sind methodi[...]r, und eben so vortrefflich. Man merkt in ihnen [...] philosophischen Geist, den man sich hüten muß, [...] dem geometrischen, wie viele thun, zu verwirren. [...]s Urtheil des Herrn Clement, welcher sagt, daß [...] Fontenellens Poetik kein Geschmack der Poesie [...] kann nicht anders als seltsam und ungerecht [...]inen.

Des Herrn von Voltaire Versuch über die epi[...] Dichtkunst ist des Dichters der Henriade wür[...] Die richtige Vernunft in seinen Grundsätzen, Unpartenlichkeit und Feinheit in seinen Urthei[...] sind geschickt, einen Poeten aller Nationen zu [...]en, wie er selbst es ist, wenn nämlich ein poe[...]es Genie sich findet, das dem seinigen gleich ist.

Das Werk des Herrn Batteux ist äußerst näh[...] den Geschmack der Anfänger zu bilden; und [...] Discurs, den er dem Werke vorgesetzt, kann [...] Erfahrnen aufklären. Aber in der Anwendung [...]r Grundsätze, besonders auf die Tragödie, und [...] epische Gedicht, zeigt er sich ein wenig zu einge[...]men für die gemeinen Meynungen.

Viele Grundsätze des Geschmacks, viel philoso[...]hes Licht, viele feine und richtige Beurtheilun[...] sind in des Herrn Pamiers Theorie der ange[...]en Empfindungen verstreut, in den Discoursen [...] Vorreden des Abes Conti, in dem englischen [...]hauer, in des Herrn Pope Versuch über die [...]ik, und seinen Anmerkungen und Abhandlungen [...] den Homer, in dem Discours des Ritters Tem[...]ple

ge über die Poesie, in dem Buche des Herrn Helvetius, und in der Abhandlung des Herrn Hume über die Regel des Geschmacks, die ein wahrer Leitfaden durch dieses verwickelte Labyrinth ist, in welchem, beym ersten Anblicke, sich der Ausgang unmöglich zu finden scheinet.

Durch die Bemühungen dieser berühmten Männer scheint die Poetik, in unsern Zeiten, den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit erreicht zu haben. Diesem ungeachtet däucht mir, daß noch, besonders in Italien, ein mehr methodisches, allgemeineres Werk, von einem weitern Umfange, fehle, in welchem, unabhängig von allen Exempeln, von aller Authorität, und allem eingeführten Gebrauche, die ersten Spuren der Poesie in der Seele und in dem Herzen des Menschen aufgesucht, Schritt vor Schritt, unter Anleitung der Vernunft, die man nie aus den Augen verlieren dürfte, verfolgt, und die Regeln aus ihrer ersten Quelle hergeleitet werden müßten, indem man dabey die wesentlichen, in der Natur liegenden, von denen unterschiede, die erst ein feineres Nachdenken und die Schicklichkeit hervorgebracht. Diese Regeln müßten in eben der Ordnung vorgetragen werden, in der sie entdeckt worden sind, ohne die Seele des Lesers durch Definitionen einzuschränken, oder zu unsern Meynungen vorzubereiten, da Definitionen, ohne vorhergehende Beobachtungen, weder richtig gemacht, noch verstanden werden können. Ein solches Werk müßte die allgemeinen Schönheiten der Natur nach ihrem innerlichen Werthe schätzen, und von den örtlichen und besondern unterschei-

helden lehren; es müßte endlich einmal die läslichen Vorurtheile für Alte und Neuere, für mde und Einheimische, verbannen, die Religion, Gesetze, die Sitten aller bekannten Völker unteren, und den Einfluß, den sie nothwendig auf Poesie haben müssen, die Vortheile, und die theile, die daher entspringen, und den vernünfn Gebrauch, der davon gemacht werden kann, igen. Und diesen Gebrauch der verschiednen ten, nicht die Sitten selbst, müßte eine vernünf Kritik der vornehmsten Poeten treffen, eine Kri welche das Genie leiten, und den Geschmack so en könnte, daß mitten unter dem Kampfe so viel chiedner Meynungen und Sitten, und in der en Entfernung der Länder und der Zeiten, die kommne Poesie durchgehends erkannt und emnden würde, und dasjenige, was sie Fremdes nicht uns abscheuchte, sondern vielmehr diente, in unsern Augen den Reiz der Neuheit zu ge- sie lehrreicher und ergötzender zu machen. Vermelst einer solchen Methode würde man über die ren Regeln ein Licht streuen, das dem Zweifel, Zweydeutigkeit einer ungewissen Kunst keinen m mehr ließe, die sich auf weitschweifige und ttelte Grundsätze stützt; man würde eine Wissenft daraus machen, die der Demonstration fähig e; man würde sich gleich weit von der Ausweifung entfernen, die alle Regeln verwirft, und der, die mit dem Zirkel in der Hand poetische önheiten messen will; von der, die alles durch nde Sitten zu rechtfertigen glaubt, und von der,

 die

„die von allem nach den Sitten unsrer Nation ur-
„theilt; man würde tausend willkührliche Regeln
„verwerfen, und tausend eitlen Streitigkeiten
„vorbeugen; man würde die lächerlichen ausschließen-
„den Ansprüche, und den eklen Geschmack verban-
„nen, und dadurch tausend ungerechte Urtheile ver-
„hindern; man würde endlich jedem Dichter den ver-
„dienten Grad des Ruhms sichern, dessen ihn das
„Vorurtheil gemeiniglich bey seinem Leben beraubt,
„und den wenige, selbst nach ihrem Tode, in gerechtem
„Maaße erhalten.

Unter solchen Aussichten habe ich mir den Plan eines Werkes entworfen, von welchem ich mich itzt begnüge, der Welt den bloßen Umriß vorzulegen. Das Werk sollte in zwey Bücher, und das erste Buch in zween Theile getheilt werden. Im ersten würde man von dem Fall anfangen, da noch keine Poesie, keine Poetik existirt, und würde sich bemühen, die Spur zu erforschen, auf welcher ein aufgeklärter denkender Kopf, (von welcher Nation ist gleichgültig,) die Möglichkeit einer solchen Kunst hätte gewahr werden, und wie er auf demselben Wege sie zur Vollkommenheit hätte bringen können. Jeder würde die Poesie sich, so zu sagen, in den Händen entstehn und wachsen sehn, und sich von der Wahrheit der Grundsätze durch das Zeugniß seiner eignen Empfindung versichern können. Im zweyten Theile würde man, unabhängig von allem was wirklich geschehen, bloß vermittelst der Vernunft erforschen, welche Bestimmungen die Poesie von den verschiednen Religionen, den verschiednen

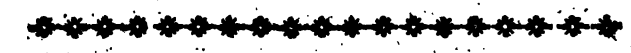
mora-

ralischen und politischen Systemen verschiedner
lker bekommen muß. Das zweyte Buch würde
Geschichte der Poesie aller Nationen, und eine
arteyische Zergliederung der Werke der berühm-
n Dichter enthalten, die zum Exempel und Be-
s desjenigen dienen würde, was im vorhergehen-
Buche blos durch Schlüsse entdeckt worden
e. Den Vorsatz, eine philosophische Geschichte
Poesie zu entwerfen, hatte schon der Abt Conti
ßt, welcher in der Vorrede zu seinen Werken
n prächtigen Prospekt dieser Geschichte eröffnet,
seiner ausgebreiteten Litteratur, und seinem syste-
ischen Geiste gleich ist. Auch noch itzt würde
r uns die gelehrte Feder des vortrefflichen Herrn
astian Molino fähig seyn, diese weite Laufbahn
urchlaufen. In einem Manuscripte, das er
vielen Jahren entworfen, und sehr würdig ist,
Welt bekannt zu werden, handelt er von dem
rung der Poesie, mit Erhabenheit in den Grund-
, in einer edlen Schreibart, und mit einer un-
hnlichen Gelehrsamkeit. Man würde wünschen
en, daß er wieder ganz zu diesen Studien zu-
ehren möchte, wenn ihn nicht seine Würde
wichtigern und heilsamern Gegenständen zu-
ielte.

Was mich betrifft, so erkenne ich wohl, daß ein
s Unternehmen weit mehr Genie und Gelehr-
eit erfodert, als ich besitze; doch ist es nicht
glich, daß ich mich nicht einmal noch zur Aus-
ng entschließe. Diesem ungeachtet soll es mir
verdrüßlich seyn, wenn ein andrer mir zuvor-

 kömmt,

kömmt, und ich werde mich befriedigen, den Weg angezeigt zu haben, den ich für den besten und den sichersten halte.



II.

Reliques of ancient english Poetry, consisting of old Ballads, Songs and other Pieces of our earlier Poets, chiefly of the lyric Kind together with some few of later date. Vol. I. II. III. London printed for J. Dodsley 1765. 8vo. Ueberbleibsel von der alten englischen Poesie rc.

Wir haben zwar in dem ersten Stücke dieser unsrer neuen Bibliothek schon eine kurze und vorläufige Nachricht von dieser merkwürdigen Sammlung gegeben, da wir aber hernachmals noch näher damit bekannt geworden sind, und gefunden haben, lectam placere bis lectam placituram, so wollen wir sie unsern Lesern nach ihrem Werthe und Innhalte gleichfalls bekannter zu machen suchen.

Der Herausgeber derselben, Herr Thomas Percy, hat es an nichts fehlen lassen, was ihr zur Empfehlung gereichen konnte, denn außer zweyen vor dem ersten und dritten Bande befindlichen sehr lehrreichen Vorreden, hat er am Ende eines jeden Bandes ein sehr brauchbares und nothwendiges Glossarium über die veralterten Wörter hinzugefügt, und jedem Stücke ungemein gründlich geschriebne

bewiesene Nachrichten vordrucken lassen, aus
her Bibliothek, Handschrift oder Sammlung
enommen, und wie weit sie in der alten Ge-
hte gegründet oder daraus zu erklären sind. Er
ber auch kein bloßer Antiquarius, dem alles
ist was alt und verlegen ist; nein, er hat die
auigkeit eines Kunstrichters und die Liebhaberey
Alterthums mit einem feinen Geschmacke in der
hl der Stücke zu verbinden gewußt, so daß seine
mmlung dem Liebhaber alter Sprachen und Ge-
iche, und den eklern Freunden der Dichtkunst
h angenehm und willkommen seyn wird.

Hinter der Vorrede des ersten Bandes steht ein
such über die alten englischen Minstrels oder
stersänger. Sie sind, wie unsre deutsche Mei-
änger, die Nachfolger derer bey allen Völkern,
schen Ursprunges, so bekannten und hochgeschätz-
Barden: denn hörte man bey der Einführung
Christenthums gleich auf die Barden, und ihre
er für göttlich und heilig zu halten, so blieb den-
ein ganzer Stand der Nation, der sich theils
Verfertigung, theils mit Absingung verschiedner
Geschmacke der Zeiten gemäßer Lieder auf eine
ändige Art nähren konnte. Dieses waren die
pers, minstrels, jongleurs oder Meistersän-
die man in den mittlern Zeiten bey allen Völ-
mit ihren Harfen, und aller Orten, vornehm-
an den Höfen und bey feyerlichen Gelegenheiten
kommen findet. Sie sangen und spielten für
Gebühr und die Kost, doch dies benahm ihrer
re und ihrer Kunst nichts.

O! how fall'n! how changed
From what we were before!

wird mancher hungriger Gelegenheitsdichter hiebey denken, dem seine Verse .... doch was gehen uns die unsrigen an. Die, von denen wir reden, hatten noch vieles von dem Ansehen der alten Barden beybehalten. Ihre Kunst war eine höfliche Kunst. Sie ward von Königen und Fürsten getrieben und geschätzet. Sie wurden aller Orten frey bewirthet, und selbst ihre Person war bey den Sachsen, Dänen und andern Völkern heilig. Alfred der Große (Sec. XI.) gieng als ein Meistersänger gekleidet fingens se joculatorem assumpta cithara ---- sub specie mimi ---- vt joculatoriae professor artis, ins dänische Lager, um es auszukundschaften, und ward daselbst, ob man gleich an seiner Sprache merken konnte, daß er ein Sachse sey, aller Orten ohne Bedenken, ja selbst zur Tafel des Königes zugelassen. Sechzig Jahre nachher bediente sich der dänische König Anlaff derselben List gegen den englischen König Athelstan. In eben solcher Verkleidung zog ein König Estmer in einem alten Heldenliede dieser Sammlung, welches wir hernachmals mittheilen wollen, der Liebe und Abentheuern nach, und Froissard sagt Kap. 140: daß Herolde und Minstrels sicher in Feindes Landen reisen könnten. Vor der normannischen Eroberung (Sec. XI.) findet man übrigens nicht, daß das Wort Minstrel in England gebräuchlich gewesen. Unter König Richard II. (Sec. XIV.) haben sie eine besondre Zunft

aus-

sgemacht: denn zu Tuttbury in Staffordshire
rd ein jährlich zu haltendes Meistersängergericht
sgerichtet, und ihnen das Recht ertheilet, sich alle
hre einen König nebst vier Beamten zu erwäh-
l. Die hieher gehörenden Urkunden finden sich
Plott's Geschichte von Staffordshire. Sie hat
eine sehr bunte und zierliche Kleidung, wodurch
sich von allen übrigen Ständen unterschieden, und
ren unter sich selbst von verschiednem Stande, An-
en und Würde, denn einige hießen Squire min-
els, andre Yeomen minstrels, einige waren
großen Herren oder angesehenen Familien als
re Ministeriales in Hofdiensten, andre zögen
s Gerathewohl im Lande herum. Nach und
h aber verlohren sie ihr Ansehen, vielleicht weil
der Geschmack der Großen änderte und sie sich
falls zu geringern Leuten halten mußten, denn im
n und dreyßigsten Jahre der Königinn Elisabeth
rden sie durch ein besondres Statut zu lüder-
jen Gesindel und Landstreichern erkläret.
re deutschen Meistersänger scheinen sich ehrbarer
agen, oder vielmehr unsre Großen in Deutsch-
scheinen später einen Geschmack an den Latei-
n und Griechen gefunden zu haben; denn nur die
ruchsprecher, eine Art von Gelegenheitsdichtern
dem Stegreife, hat in Karl V. und Rudolph II.
iceyordnung ein ähnliches Schicksal betroffen,
jt aber die so Meistergesang singen.

Nach Elisabeths Zeiten findet man zwar keine
ur mehr von ihnen in England; der Geschmack
hren Liedern hat aber nicht aufgehöret. Viele

derselben singt der gemeine Mann noch itzo, und ihre Nachahmer waren unter König Jakob I. so häufig, daß eine Balladensammlung über die andre unter dem Titel von Garlands zum Vorscheine kam. Diese enthalten nebst einigen alten umgeschmolzenen, und wie unser schönes Heldenbuch verdorbnen verschiedne neue in altem Geschmacke gemachte Heldenlieder, die zwar in der Sprache und Versifikation reiner sind, doch nicht immer die Schönheit und Stärke der alten erreichen. Dieses müssen wir noch hinzufügen, daß die mehresten englischen Meistersänger aus den nördlichen Provinzen waren, und daß sie in alten lateinischen Chroniken immer mimi, histriones und joculatores, niemals aber citharoedi oder cantatores genannt werden, daher sich vermuthen läßt, daß ihr Singen mit einer Gesticulation oder Vorstellung begleitet gewesen, unsre Bänkelsänger, wenigstens die man als die ausgeartetesten Nachkommen und Abkömmlinge der Meistersänger ansehen kann, pflegen die gemachten Abbildungen ihrer Mordgeschichte nicht zu vergessen.

Der vor dem dritten Bande befindliche Versuch über die gereimten Romanzen hängt mit dem vorigen so genau zusammen, daß wir auch diesen durchgehen wollen, ehe wir von der Sammlung selbst ein mehreres sagen. Die älteste Geschichte aller Völker ist gesungen worden. Zwischen Römern, Deutschen und Nord-Amerikanern ist hierinn kein Unterschied. Von den nordischen europäischen Nationen weis man zuverläßig, daß jeder König, jeder Feldherr, und fast jede edle Familie ihren Barden

hatte;

, und daß deren Lieder durch die mündliche Ue-
ferung zum Theil beybehalten worden sind;
kann daher viele in dieser Sammlung stehende
r als sehr alte Denkmaale der sächsischen und
schen Geschichte ansehen. Zwar können sie, wie
ns Fingal und Temora, auf die Zeiten der al-
Brittannier keinen Anspruch machen; allein, ver-
dne schreiben sich wahrscheinlich aus denen an-
chsischen und dänischen Zeiten her, und dienen
die alten Sagen der Einwohner von Scandi-
en, zu einem unumstößlichen Beweise, daß lange
den Zeiten der Kreuzzüge und der Ritter-
t bey den ältern Völkern, celtischen Ursprun-
eben dieselbigen Irrthümer, Vorurtheile, und
gläubische Gewohnheiten und Meynungen ge-
chet haben, die man hernachmals bey den
lichen Rittern und Romanenschreibern in so über-
englichem Grade antrifft; dieselbige Verachtung
Todes, dieselbige Neigung zum Kriege, zum
ykampfe, zu Abentheuern, und zu der den
chen und Römern so unbekannten Galanterie ge-
das Frauenzimmer, eben derselbige Glaube an
en, Zwerge, Zauberer und Drachen rc. Müs-
wir also den Provenzaldichtern und Franzo-
lleine die Erfindung der Ritterlieder, und der
anen zu schreiben? Den Namen sind wir ih-
schuldig und weiter nichts: denn daß sie und
Nachfolger nach und nach mehr von der Wahr-
bgegangen, macht nach unserm Bedünken kei-
Unterschied, weil der Beweis schwer, ja ohn-
ich fallen möchte, daß sie sich blos mit erdich-
teten

teten Helden und Thaten, die alten Barden und Minstrels aber mit der lautern Wahrheit beschäfftigt hätten. Auch thut dieses nichts zur Sache, daß nach den Zeiten der Kreuzzüge der Ritterstand ein förmlicher Orden, und häufiger ein Gegenstand der Dichter geworden sey, denn nicht alle Gedichte der Meistersänger sind der Ritterschaft und ihren Abentheuren gewidmet gewesen. Wir wollen aber diese unsre Vermuthung hier nicht weiter ausführen, um dagegen von der Geschichte der merkwürdigsten alten englischen Romane noch etwas erwähnen zu können. Als Wilhelm der Eroberer (Sec. XI.) die Schlacht bey Hastings liefern wollte, sangen seine Soldaten die Thaten des großen Roland. Von dem gehörnten Ritter (Hornechild. Child bedeutet einen jungen Rittersmann, oder Knapen, oder Infanten) vermuthlich Siegfried, findet sich in der harleianischen Bibliothek eine Handschrift in alten angelsächsischen Versen, die Herr Percy mit Recht für ein ursprünglich sächsisches Stück ansiehet, wie die Geschichte des Königs Arthur, des Ritter Guy und Bewis, nebst vielen andern, die in dieser Sammlung entweder eingerückt oder beschrieben sind, für ursprünglich englische. Was Roland für die Franzosen, und ihre Nachahmer die Spanier und Italiener war, ist Arthur für die Engländer. Seine Ritter findet man in hundert andern Liedern und Gedichten wieder, und immer mit einer sehr genauen Beybehaltung ihres Charakters. Sir Gawain ist immer höflich, artig und galant. Sir Kay grob und gerade

de 2c. Lancelot loyal, sans peur & sans re-
proche, u. s. w. Des Herrn Herausgebers Wunsch
zwar, daß die vielen in den englischen Biblio-
eken herumsteckenden größern und auch prosaischen
omane, deren er sehr viele namhaft macht, be-
nnter gemacht werden möchten; er hat sich jedoch
n auf die kleinern Balladen und Lieder einge-
ränkt. Von diesen kann man nun größtentheils
gen, daß die edlern Adern des Ariost und Tasso
er Orten durch den Wust der barbarischen Zeiten
rchschimmern. Wem diese schätzbar sind, wen
rauhe ungekünstelte Majestät und Einfalt der
atur und des Genies reizet, oder wer mit forschendem
ge der Wahrheit und den Sitten in allen Jahr-
nderten nachspüret, und aus einer vernünftigen
lligkeit keines, und also auch die Ritterzeiten
ht verachtet, weil sie in den lateinischen Schu-
, und eben oftmals darum barbarisch gescholten
rden, weil man sie so wenig als die neuere Welt,
der wir leben, kennet; dem kann diese Samm-
g nicht anders als höchstschätzbar seyn. Den
orischen Nutzen solcher Lieder und der Romanen
rhaupt schildert Selden meisterlich, wenn er sagt:
n leicht in die Luft geworfner Spreu sieht man bes-
woher der Wind gehe, als an einem schweren
teine: und die Beschaffenheit, die Sitten und Den-
ngsart der Zeiten lassen sich aus nichts besser
nen, als aus Gassenliedern, Pasquillen, u. d. g.
Im unser Urtheil über den poetischen Werth der
resten in dieser Sammlung befindlichen Stücke
echtfertigen, erinnern wir unsre Leser an Addi-

sons

sons Lobsprüche der Chevy-Chace, welche in dem englischen Zuschauer stehet, und versichern sie, daß sie mehrere gleich alte und schöne Stücke darinn antreffen werden. Chaucer, Shakespear, und alle die seinen Fußtapfen gefolgt sind, haben es gewußt, und auf diese Lieder, die vor Zeiten der Zeitvertreib und die Lust der größten Männer waren, theils hundert Anspielungen gemacht, theils auch sich mit vielen daraus erborgten Federn geschmücket, oder durch ihre Schönheit zu einem ähnlich schönen Enthusiasmus hinreissen lassen. Der Herausgeber hat daher oft Gelegenheit, den armen Shakespear aus diesen Balladen gegen die oft unbarmherzigen Kritiken des Theobald und Pope zu rechtfertigen und zu erklären, wie er denn in dem ersten Bande eine ganze Reihe Balladen that illustrate Shakespear hat abdrucken lassen, die er mit einer lehrreichen Abhandlung über das englische Theater begleitet hat. Von letzterer wünschten wir, daß sie allen unsern Kunstrichtern, besonders den jüngern bekannt seyn möchte. Sie würden daraus lernen, daß die französischen Regeln des Schauspiels nicht die einzigen sind; daß die Mysteries, Moralities, Masks, Histories, Comedies and Tragedy's ihre eignen Regeln haben, und daß es eben so ungerecht seyn würde, Shakespearn, der oft nur eine dramatische Historie hat schreiben wollen, nach denen ihm unbekannten neuen französischen Regeln der Tragödie zu beurtheilen, als wenn man die Geschichtschreiber Tacitus, Livius und Hume darum tadeln wollte, weil sie in ihrer Erzählung nicht so einfach und geschmückt

...ückt sind, als es die neuern Romanenschreiber ... sollen.

In search of Wit they lose their common sense,
And then turn Critics in their own defence.
Each burns alike, who can or cannot write,
Or with a Rival's or an Eunuchs spite.

...ser der ebenerwähnten Chevy-Chace, davon ... sehr alte und eine neuere Abschrift abgedruckt ...den, sind Sir Caulme, King Estmer, Child ... Elle, Lancellot, die geduldige Gräfinn, der Ab... ...d an die Liebe, Alcanzor und Zayda im ersten ...nde, der andern nicht zu erwähnen, ungemein ...e Stücke. Im zweyten sind ein Pasquil auf Kaiser Richard, spätestens zu König Richards Zweyten Zeiten gemacht, ein Siegeslied auf die ...lacht bey Azincourt, Rosamunde, die Bettlers... ...ter, verschiedne von der Königinn Elisabeth, Jakob und Karl dem Ersten und Jane Shore merkwürdig. Im dritten sind es the maria... ...f Sir Gawain, Glasgerion, the boy and the ...tle, Child Waters, the lady turned a se... ...g man und George Barnwel eben so sehr. ...it man nicht nöthig habe, es uns blos auf un... ...Wort zu glauben, so wollen wir einige Proben ... einrücken.

I. King

I. King Estmere, Vol. I. p. 56. &c.

Hearken to me, gentlemen,
Come and you ſhall heare;
Ile tell you of two of the boldeſt brethern,
That ever born y-were.

The tone of them was Adler yonge
The tother was King Eſtmere;
The were as bolde men in their deedes,
As any were farr and neare.

As they were drinking ale and wine,
Within Kyng Eſtmeres hall;
Whan will ye marry a wyfe, brother,
A wyfe to gladd us all?

Eſtmers Antwort iſt, er wüßte keine die ſich zu ſeinem Stande ſchickte; Adler erwiedert:

Kyng Adland hath a daughter, brother,
Men call her bright and ſheene;
If I were Kyng here in your ſtead
That ladye ſholde be queene.

Um durch den Unterhändler nicht hintergangen zu werden, entſchließen ſie ſich ſelbſt hin zu reuten:

Thus the reniſht them to ryde
Of twoe good reniſht ſteedes,
And when they came to Kyng Adlands halle,
Of red gold ſhone their weedes.

And

nd when they came to Kyng Adlands halle
Before the goodlye yate,
her they found good Kyng Adland,
Rearing himselfe theratt.

Ohngefähr so wie beym Homer ein fremder Kö
in der Thüre des Ulysses wartend und sich anleh
, Odyss. I. v. 105. vorgestellet wird. Sie brin
hr Gewerbe an; erfahren aber, daß die Prin
n den Tag vorher dem Könige Bremor aus
nien eine abschlägige Antwort gegeben habe,
man befürchte, es würde ihnen nicht besser
, Bremor

is a foule paynim (Heyde, Ungläubiger)
And pleeveth on Mahound (Mahomed)

hatte gedrohet, er wolle dem König Adland
Feuer und Schwerd seine Tochter abzwingen:
d ist also nicht damit zufrieden, daß seine Toch
en Estmern einige Neigung empfindet. Sie
tet aber:

r castles and your towres, father,
re strongly built aboute;
therefore of that foule paynim
Ve neede not stande in doubte.

ht me your troth, nowe Kyng Estmere,
heaven and your righte hand,
you will marrye me to your wyfe,
d make me queene of your land.

Es geschieht. Er reiset sogleich ab, um seine Vasallen gegen den König von Spanien und zu Adlands Schutze aufzubieten. Kaum aber hat er den Rücken gewandt, so ist letzterer schon da with many a grimme barone. Es muß also Estmern ein Page nachreuten, damit er so gleich zurück komme

and fighte
Or goe home and lose his ladye.

Sein Bruder hat einen Einfall. Er sagt:

My mother was a westerne woman,
And learned in gramarye (Grammatik oder Zauberey.)

And when I learned at the schole,
Something shee taught it me.

There groweth an herbe within this fielde
And if it were but knowne,
His colour, which is whyte and redd,
Itt will make blake and browne.

His colour, which is browne and blacke,
It will make redd and whyte,
That sword is not in all Englande,
Upon his coate will byte.

An you shall be a harper, brother,
Out of the north countree;
And Ile be your boye, so faine of fighte,
To tear your harpe by your Knee,

And

And you ſhall be the beſt harpèr,
  That ever took harpe in hand;
And I will be the beſt ſinger,
  That ever ſung in this land.

It ſhall be written in our fourheads
  All and in Gramaryè,
That we towe are the boldeſt men,
  That are in all Chriſtentyè.

So kommen ſie unerkannt an Adlands Schloß.
en Pförtner beſtechen ſie. Er erkennet ſie, und
ſſet ſie auf den innern Schloßhof reuten, wo ſie
n König Bremor antreffen. Eſtmer reutet ihn
chte auf dem Leib.

Kyng Eſtmere he light of his ſteede
  Up att the fayre hall board;
The frothe, that came from his brydle bitte,
  Light on Kyng Bremors beard.

Sayes, ſtable thou ſteede, thou proud harper,
  Goe ſtable him in the ſtalle;
Itt doth not beſeeme a proud harpèr
  To ſtable him in a Kyngs halle.

My ladd he is ſo lither he ſayd,
  He will do nought that's meete;
And aye that I cold but find the man
  Were able him to beate.

Bremor verspricht, den Mann herbeyzuschaffen. Esmer antwortet:

O lett that man come downe, he sayd,
A fight him wolde I see;
And what hee hath beaten well my ladd,
Then he shall beate of mee.

Er kommt, der herbeygerufne Held; aber es vergeht ihm der Muth.

He sayes, Itt is written in his forhead
All and in gramaryè,
That for all the gold that is under heaven
I dare not neigh hym nye.

Kyng Estmere then pulled forth his harpe
And played theron so sweete:
Upstarte the ladye from the Kynge
As hee sate at the meete.

Nowe stay thy harpe, thou proud harpèr,
Now stay thy harpe I say;
For an thou playest as thou beginnest,
Thou'lt till my bride away.

He stroke upon his harpe agayne
And playd both fayre and free;
The ladye was so pleasde ther att,
She laught loud laughters three.

Nowe

Nowe fell me thy harpe, sayd the King of
Spaine,
They harpe and ftryngs each one,
And as many gold nobles thou fhalt have
As there be ftryngs thereon.

Nowe fell me, Syr King, thy bryde soe gay,
As fhee fitts laced in pall,
And as many gold nobles I will give
As there be rings in the hall.

Hee played agayne both loud and fhrille
And Adler he did fyng,
„O ladye, this is thy owne true love,
„Noe harper but a Kyng.

„O ladye, this is thy owne true love,
„As plainlye thou mayeft fee;
„And Ile ride thee of that foule paynim,
„Who partes thy love and thee.

The ladye louked, the ladye blufhte,
And blufhte and lookt agayne,
While Adler he hath drawne his brande,
And hath Syr Bremor flayne.

Kyng Eftmere threwe the harpe afyde,
And fwith he drew his brand;
And Eftmere he and Adler yonge
Right ftiffe in ftour can ftand.

Wir empfehlen den Kennern der englischen Sprache, dieses sehr alte Stück nicht als ein Meisterstück der Poesie, sondern wegen der Einfalt der Sitten und des Ausdrucks. Schöner noch, aber etwas neuer ist die schöne Rosamunde.

II. Fair Rosamond. Vol. II. p. 133.

When as King Henry rulde this lande,
The second of that name,
Besides the queene, he dearly lovde
A fair and comely dame.

Most peerlesse was her beautye founde,
Her favour and her face;
And sweeter creature in this worlde
Could never Prince embrace.

Her

Als König Heinrich, dieses Namens
Der Zweyte noch dieß Land beherrscht,
Liebt er ein schön und liebliches Mädchen
Noch ausser seiner Königinn.

Ihr Reiz fand nirgends ihres gleichen,
So wie ihr Wesen und Gesicht;
Kein Fürst auf dieser ganzen Erde
Umarmt ein süßeres Geschöpf.

Ihr

Her crisped lockes like threads of golde,
Appear'd to each mans ſight;
Her ſparkling eyes like Orient pearles,
Did caſt a heavenlye light.

The blood within her cryſtal cheekes,
Did ſuch a colour drive,
As though the lillye and the roſe
For maſterſhip did ſtrive.

Yea, Roſamonde, fair Roſamonde
Her name was called ſo,
To whom our queene, dame Elinor,
Was known a deadlye foe.

Ihr krauſſes Haar ſchien jedem Blicke
Den reinſten Fäden Goldes gleich:
Ihr glänzend Aug warf wie die Perlen
Aus Morgenland ein himmliſch Licht.

Das Blut trieb eine ſolche Farbe
Auf der cryſtallnen Wange vor,
Als ob die Lilie und Roſe
In Wettſtreit um den Vorzug war.

Ja Roſe, ſchöne Roſamunde,
Ihr Name ward alſo genannt,
Der unſre Königinn Leonore
Bis auf den Tod gehäßig war.

The King therefore, for her defence,
Againſt the furious queene,
Ad Woodſtock builded ſuch a bower,
The like was never ſeen.

Moſt curiously that bower was built,
Of ſtone and timber ſtrong,
And hundered and fifty doors,
Did to this bower belong.

And they ſo cunningly contriv'd
With turnings round about
That none but with a clue of thread
Could enter in or out.

And

Zu Woodſtock baut alſo der König,
Sie wider der Gemahlinn Wuth
Zu ſchützen, eine Burg, dergleichen
Man noch niemals vorher geſehn.

Sie war ſo wunderbar gebauet,
Von Steinen und von Holze feſt,
Und dreymal funfzig Thüren giengen
In dieſe ungeheure Burg.

Mit ſo viel künſtlich ſchlauen Krümmen
War alles umher angebracht,
Daß nur durch einen Knaul von Fäden
Hier ein und aus zu gehen war.

Um

And for his love and ladyes fake
That was fo faire and brighte
The keeping of this bower he gave
Unto a valiant knight.

But fortune, that doth often frowne
Where fhee before did fmile,
The Kinges delighte and ladies joy
Tull foon fhee did beguile.

For why, the Kinges ungracious fonne,
Whom he did high advance,
Againft his father raifed wares
Within the realm of France.

Um feiner liebften Lady wegen,
Die fo fehr fchön und prächtig war,
Vertraut er einem tapfern Ritter
Die Wache über diefe Burg.

Allein das Glück, das oft ergrimmet,
Wo es zuvor gelächelt hat,
Betrog mit aller feiner Tücke
Des Königs Glück, der Schönen Luft.

Der undankbare Sohn des Königs,
Den er zu großer Ehr erhob,
Erregte wider feinen Vater
Krieg in dem Reiche Galliens.

But yet before our comelye King
The english land forsooke,
Of Rosamond his lady faire,
His farewell thus he tooke.

My Rosamonde, my only Rose,
That pleasest best mine eye:
The fairest flower in all the worlde
To feed my fantasye.

The flower of mine affected heart
Whose sweetness doth excelle:
My Royal Rose a thousand times
I bid thee now farewelle!

For

Doch eh noch unser süßer König
Sein Engelland verließ, nahm er
Von seiner schönen Rosemunde
Sein letztes Lebewohl also:

O Rosemunde, meine Rose,
Du meiner Augen höchste Lust,
Die schönste Blum in allen Landen,
Zu nähren meine Phantasey!

Du meines fühlbarn Herzens Blume,
Was gleichet dir an Süßigkeit,
Du meine königliche Rose
Leb wohl, zu tausendmalen wohl!

Dich

For I must leave my fairest flower,
My sweetest rose a space
And croſſ the Seas to famous France
Proud rebelles to abaſe.

But yet my Roſe, be ſure thou ſhalt
My coming ſhortly ſee,
And in my heart, when hence I am,
Ile beare my Roſe with mee,

When Roſamond, that ladye bright
Did heare the King ſaye ſoe,
The ſorrow of her grieved heart
Her outward lokes did ſhowe;

And

Dich, ſchönſte Blume, ſüßſte Roſe,
Muß ich verlaſſen einge Zeit:
Nach Frankreich jene See durchkreuzen,
Des Aufruhrs Stolz zu bändigen.

Doch meine Roſe, glaub in Kurzem
Sollſt du mich wieder bey dir ſehn:
Bin ich gleich fort, in meinem Herzen
Nehm ich doch meine Roſe mit.

Als Roſamunde, dieſe Schöne
Des Königs Worte kaum gehört,
Erklärten ihre äußern Blicke
Den Kummer, der ihr Herz durchdrang.

Aus

And from her clear and cristall eyes
The tears gusht out a pace,
When like the silver-pearled dew
Ran downe her comely face.

Her lipps, erst like the corall redde,
Did waxe both wan and pale,
And for the sorrow she conceivde,
Her vital spirits faile;

And falling down all in a swoone
Before King Henryes face,
Full oft he in his princely armes,
Her body did embrace.

And

Aus ihren hell crystallnen Augen
Stieg Thräne über Thräne vor,
Und lief gleich silberperlen Thaue
Ihr durch das glänzende Gesicht.

Die Lippen, roth erst wie Korallen
Entfärbten sich und wurden bleich:
Und ihre Lebensgeister flohen
Vor Jammer, der sie überfiel.

Und sank in eine Ohnmacht nieder
Vor König Heinrichs Angesicht;
Er schlang in seinen Helden Waffen,
Die Arme brünstig um sie her;

Und

And twentye times, with watery eyes,
He kiſt her tender cheeke,
Until he had revivede again
Her ſenſes mild and meeke.

Why grieves my Roſe, my ſweeteſt Roſe?
The King did often ſaye,
Becauſe quoth ſhee, to bloodye warres
My Lord muſt part awaye.

But ſince your grace on forrayne coaſtes,
Among your foes unkinde,
Muſt goe to hazard life and limbe,
Why ſhould I ſtay behind?

Nay

Und küßte waſſervoll die Augen
Die zarte Wang ihr zwanzigmal,
Bis ihre ſanft und weichen Sinnen
Zum Leben er aufs neu erweckt.

Was trauert meine ſüße Roſe,
Du meine Roſe, ſagt er oft?
Dieweil, verſetzt ſie, mein Geliebter
Zu blutgen Kriegen reiſen muß.

Doch da mein Herr auf fremden Küſten
Dort unter wilden Feinden muß
Sein Leben, ſeine Glieder wagen,
Warum denn blieb ich hier zurück?

Nein

Nay rather, let me like a page
Your ſword and target beare;
That on my breaſt the blowes may lighte,
Which would offend you there.

O lett me in your royal tent,
Prepare your bed at nighte,
And with ſweete bathes refreſh your grace;
At your returne from fighte.

So I your preſence may enjoye
No toil I will refuſe;
But wanting you my life is death;
Nay death I'll rather chuſe!

Content

Nein, gieb, gleich einem Edelknaben
Dein Schwerd und deine Tartſche mir,
Daß meine Bruſt die Streiche fange,
Dich zu verwunden abgeſchickt.

Des Nachts laß mich dein Bett bereiten
In deinem königlichen Zelt
Und dich mit ſüßen Bädern letzen,
Wenn du aus dem Gefechte kömmſt.

So kann ich deiner doch genießen,
Und will gern keine Arbeit ſcheun:
Doch fehlſt du, ſo iſt Tod mein Leben;
Ja lieber wähl ich ſelbſt den Tod. —

Beruhige

Content thyself, my dearest love;
Thy rest a home shall bee,
In Englandes sweet and pleasant isle;
For travell fitts not thee.

Faire ladies brooke not bloodye warres;
Soft peace their sexe delightes;
Not rugged campes, but courtlye bower;
Gay feastes, not cruell fightes.

May Rose shall safely here abide,
With musick passe the day;
Whilst I, among the piercing pikes,
My foes seeke far away.

My

Beruhige dich, beste Liebe;
Zu Hause sollst du ruhig seyn
In Englands lieblich süßer Insel;
Denn Reisen, sprach er, ziemt dir nicht.

Der blutge Krieg ist nicht für Schönen,
Und Fried entzückt nur ihr Geschlecht,
Nicht rauhe Lager: prächtge Lauben,
Und Freudenfest', nicht harter Kampf.

Ja, Rose soll hier sicher bleiben,
Der Tag verfließ ihr in Musik,
Indeß such unter spitzen Speeren
Ich in der Ferne meinen Feind.

In

My Rose shall shine in pearle and golde
Whilst I in armour dighte;
Gay gaillards here my love shall dance
Whilst I my foes goe fighte.

And You Sir Thomas, whom I truste
So bee my loves defence;
Be carefull of my gallant Rose
When I am parted hence.

And there withall hee fetcht a sigh,
As though his heart would breake:
And Rosamonde for very griefe
Not one plaine word could speake.

And

In Perl und Gold soll Rose glänzen,
Indem der Panzer mich umschließt
Hier soll mein Liebchen lustig tanzen
Wenn mit dem Feind ich kämpfen geh.

Und du, Sir Thomas, den ich wähle,
Zum Schutz für mein geliebtes Kind,
Wach über meine schöne Rose,
Wenn ich von ihr entfernet bin.

Hier schöpft er einen tiefen Seufzer
Als bräch ihm gänzlich nun sein Herz,
Sie aber bracht aus großen Kummer
Nicht mehr ein deutlich Wort hervor.

Und

And at their parting well they mighte
In heart be grieved sore:
After that daye faire Rosamonde
The King did see no more.

For when his grace had past the seas
And into France was gone;
With envious heart, queen Elinor
To Woodstocke came anone.

And forth shee calles this trustye knighte
In an unhappye houre;
Who with his clue of twined thread
Came from this famous bower.

And

Und ihre Herzen wollten brechen
beym Abschied tiefer Wunden voll:
Seit diesem Tag sah nie den König
Die schöne Rosemunde mehr.

Denn kaum hat er die See durchstrichen,
Und war in Frankreich angelangt,
So kam die Königinn Leonore
Voll bittern Neid in Woodstock an.

Und rief zur unglückselgen Stunde
Den treuen Ritter zu sich hin,
Der mit dem Knaul gewundner Fäden
Aus dieser Burg hernieder kam.

And when that they had wounded him
The queene this thread did gette,
And went where ladye Rosamonde
Was like an engell sette.

But when the queen with stedfast eye
Beheld her beauteons face,
She was amazed in her minde
At her exceeding grace.

Cast of from thee those robes, shee said,
That rich and costlye bee;
And drink thou up this deadlye draught
Which I have brought to thee.

Then

Und als sie den verwundet hatten,
Gewann die Königinn den Knaul
Und gieng, wo Lady Rosemunde
Geschmückt gleich einem Engel war.

Doch als sie hier mit starren Augen
Ihr schönes Angesicht erblickt,
War sie ob ihrer seltnen Anmuth
In ihrer Seele hocherstaunt.

Herab mit diesen schönen Kleidern
Sprach sie, sie sind zu reich und schön,
Und trink dieß tödtliche Getränke
Das ich hier für dich mitgebracht.

Gleich

Then presentlye upon her Knees,
Sweet Rosamonde did fall;
And pardon of the queen she craved,
For her offences all.

Take pity on my youthfull yeares,
Faire Rosamonde did crye;
And lett me not with poison stronge
Enforced bee to dye.

I will renounce my sinfull life,
And in some cloyster byde;
Or else be banisht if you please
To range the world soe wide.

F 2 And

Gleich fiel die schöne Rosamunde
Auf ihre Knie demuthsvoll,
Und bat die Königinn, ihr alle
Beleidigungen zu verzeihn.

Ach, schrie, die schöne Rosemunde
Erbarm dich meiner Jugend doch,
Laß mich den starken Gifft nicht trinken
Der mich zu tödten ist bereit.

Ich will mein sündlich Leben bessern,
Und irgend in ein Kloster gehn:
Wo nicht, laß mich die Welt durchirren
Und banne mich, wohin du willst.

Und

And for the fault, which I have done,
Though I was forced theretoe,
Preserve my life and punish mee,
As you think meet to doe.

And with these words, her lillie handes
She wrunge full often there,
And downe along her lovelye face,
Did trickle many a teare.

But nothing could this furious queene
Therewith appeased bee;
The cup of deadlye poison stronge
As she knelt on her Knee.

She

Und für die Schuld, die ich verbrochen,
Ob ich sie gleich aus Zwang verbrach,
Schenk mir das Leben und bestrafe,
Mich, wie es dir am besten dünkt.

Und ihre Lilien weissen Hände
Rang sie bey diesen Worten oft,
Indem vom reizenden Gesichte
Ihr manche Thräne tröpfelte.

Doch nichts von diesem allen konnte
Der Königinn Wuth besänftigen;
Sie gab die tödtend giftge Schale,
Indem sie kniend vor ihr lag,

Der

She gave this comelye dame to drincke,
Who took it in her hand,
And from her bended Knee arose
And on her feed did stand:

And casting up her eyes to heaven
Shee did for mercy calle;
And drinking up the poison stronge,
Her life shee lost withalle.

And when that death through everye limbe
Had showde its greatest spite,
Her chiefest foe did plaine confesse
Shee was a glourious wight.

F 2 Her

Der Liebenswürdigen zu trinken,
Die nahm es denn in ihre Hand,
Erhob die tiefgebeugten Kniee
Und trat auf ihre Füße hin.

Und hob die Augen hoch gen Himmel,
Indem sie um Erbarmung bat,
Und diesen starken Gifft austrinkend
Gab sie alsbald ihr Leben auf.

Und als der Tod durch alle Glieder
Sich in der grösten Wuth gezeigt:
Gestand selbst ihre ärgste Feindinn,
Daß sie nichts herrlichers gekannt.

Als

Her body then they did entomb
When life was fled away,
At Godstowe, near to Oxford towne
As may be seene this day.

Alsdenn begrub man ihren Körper,
So bald ihr Leben war entflohn,
Bey Godstow, das bey Oxford lieget,
Wie heutigs Tags zu sehn noch ist.

Addison hat aus diesem rührenden Stücke eine Oper gemacht, welche unsern Lesern vielleicht schon bekannt ist.

Zum Beschlusse wollen wir aus dem dritten Bande noch ein kleines Stück anführen. Es heißt:

III. The Shepherd's Resolution, Vol. III. p. 120.

Shall I wasting in dispayre
Dye because a woman's fayre?
Shall my cheecks look pale with care,
Because anothers rosye are?
Be she fayrer than the daye
Or the flowerye meades in Maye,
If she think not well of mee
What care I how fayre she bee?

Shall

Shall a womans goodneffe move
Mee to perifh for her love?
Or her worthye merits knowne
Make mee quite forget my owne?
Be fhe meeker, kinder, than
The turtle dove or pelican
If fhe be not fo to mee,
What care I how Kind fhe bee?

Be fhe good, or kind or fayre
I will never more dispayre,
If fhee love mee, this believe
I will dye ere fhe fhall grieve;
If fhe flight mee, when I woe,
I will fcorne and let her goe;
If fhe be not made for mee,
What care I for whom fhe bee?

Sollt ich in Verzweiflung schmachten
Weil ein Mädchen reizend ist?
Mir der Gram die Wangen bleichen,
Weil auf ihren Rosen stehn?
Sie sey schöner, als der Tag
Blühend wie die Flur in May,
Wenn sie mich nicht lieben will,
Was frag ich, wie schön sie ist?

Sollt ich sterben ihr zu Liebe,
Weil sie voller Güte ist?
Oder ihr Verdienst nur schätzen,
Um für meines blind zu seyn?

Turteltaub und Pelikan,
Sey nicht sanfter, gütiger;
Wenn sie es für mich nicht ist,
Was frag ich, wie gut sie ist?

Sie sey gut, holdselig, reizend,
Nein, verzweifeln thu ich nicht!
Liebt sie mich, so kann sie glauben,
Ich sterb eh sie trauern soll.
Doch verachtet sie mein Weh,
So lach ich und laß sie gehn:
Ist sie nicht für mich gemacht,
Was frag ich, für wen sie ist?

Ein ähnliches Stück hat der Herr Hofr. Kästner aus Vanbrughs provoked wife nachgeahmt.

Wir wünschen am Ende, daß unsre Landesleute aus dieser Sammlung, welche mehrentheils lauter kleine Romanzen, so schön als Taßo's Klang, als Ariostens Lieder enthält, die wahre Würde und Natur der Romanze verehren und kennen lernen, und wenn sie selbst Romanzen schreiben wollen, sich diese lieber und die eben erwähnten Italiäner, als die traurigen Mordgeschichte unsrer Bänkelsänger zu Mustern wählen möchten: aber alsdenn müssen wir auch bitten, die Sitten der romantischen Zeiten besser zu studieren als es der Verfasser der Selinde, einer Geschichte aus den Ritterzeiten, welche im vorigen Jahre zu Augspurg gedruckt worden, gethan hat. Dieser Mann dichtet seiner Selinde, die doch in den Ritterzeiten gelebt haben soll, alle cerimonieusen Bedenklichkeiten einer

ehr-

...eren Jungfrau aus den schwäbischen Reichs-
...ten an; und ihrer Zofe, mit der sie sehr lang-
...lige Berathschlagungen hält, alle Leichtfertigkeit
... Plauderey einer gereiseten Trutschel. Auch
... dieser Ursache wünschten wir, bald eine Samm-
...g alter deutscher Heldenlieder und Muster zu er-
...ten. Von unsern Vorfahren sind wir über-
...gt, daß sie in den alten Ritterzeiten, wie in
...em Stücke, also auch in der Dichtkunst nicht un-
... unsern Nachbaren gewesen sind; und wer wird
...en itzo den Vorzug mit kalten Blute einräumen?

R.

III.

...danken über das Natürliche und Unnatür-
...liche in der menschlichen Denkungsart, Re-
...den und Handlungen, von M. Johann
Friedrich Gensken. Dresden, in der Gröll-
...chen Buchhandlung, 1765. (168. S.).

Wenn wir zugeben, daß wir in diesem Büchel-
gen viel gute Anmerkungen, die nützlich und
...r sind, gefunden haben, so müssen wir auch ge-
...en, daß viel bekanntes, triviales und unbe-
...mtes darinnen vorkömmt. Gleichwohl scheint
Herr Verfasser zu glauben, daß er der erste sey,
über das Natürliche nachgedacht und geschrie-
habe. „Man findet, sagt er im Vorberichte,
viel Kritiken über die Werke des Geschmacks,

„die einander vielmals zu widersprechen scheinen,
„und das vermuthlich daher, weil der Geschmack so
„verschieden ist. In dieser Betrachtung fiel ich dar-
„auf, ob es nicht möglich sey, einen allgemeinen
„Grundsatz anzunehmen, um daraus das vornehm-
„ste in diesem Fache zu beurtheilen. Ich stellte mir
„vor, daß das Schöne nur alsdenn das sey, was es
„seyn soll, wenn es der Natur gemäß ist, ohnge-
„achtet das Natürliche noch nicht das Schöne alleine
„ausmacht — als ich die Sache durchgedacht
„hatte, setzte ich mir vor meine Gedanken aufzu-
„setzen ꝛc.„ — Vermuthlich muß der Herr Verf.
wenig mit den alten und neuern Schriftstellern be-
kannt seyn, und vorzüglich den Batteux in seiner
Einschränkung der schönen Künste auf einen einzi-
gen Grundsatz, nämlich auf die Nachahmung der
schönen Natur, oder auch die Schlegelschen Ab-
handlungen von der Nachahmung gar nicht gelesen
haben: sonst würde ihm, was er vorbringt, so neu
nicht vorgekommen seyn. Wir wollen uns hier
nicht auf eine Untersuchung einlassen, in wiefern der
Begriff des Natürlichen in der Anwendung vie-
len Mißdeutungen unterworfen seyn könne, da er
in gewisser Einschränkung an guten Anmerkungen
immer noch sehr fruchtbar ist: sondern den Innhalt
gegenwärtiger Abhandlungen, und unsere Bedenk-
lichkeiten darüber anzeigen. Die erste handelt von
der natürlichen und unnatürlichen Denkungs-
art überhaupt.

Der Herr Verfasser sagt uns hier wieder:
„ich habe lange nachgedacht was man eigentlich

„natür-

natürlich und unnatürlich nennen könne, und bin endlich darauf gekommen, daß das natürlich sey, was dem Wesen und Eigenschaften einer Sache gemäß ist. Unnatürlich werden wir also, wenn wir denken und etwas thun, was wider unsre Eigenschaften läuft, oder auch mit dem Vorwurfe mit dem wir uns beschäftigen, nichts gleiches hat, auch wohl gar mit dem vorgestellten Endzweck streitet, u. s. w.„ In der That dieser Mühe lange nachzudenken hätte er nicht gebraucht: er hätte nur die Alten, insbesondre den Cicero de Finibus und de Officiis, wo der Begriff vom Natürlichen überall angegeben wird, oder wenn er sich diese Mühe nicht geben wollte, das herrliche Büchlein, welches er doch zu kennen scheint, wir meynen Ernesti initia doctrinae solidioris nachlesen dürfen, in welchem der Grundsatz der Alten naturae conuenienter viuendum esse zum Grundsatze des Rechts der Natur angenommen und der Länge nach deutlich genug ausgeführet wird: vielleicht würde er vieles daraus haben nützen und seine Einsichten bereichern können. Aus dem sonst ganz wahren Satze, daß es der Natur gemäß sey, den kürzesten und leichtesten Weg zu Erlangung unsers Endzwecks zu gehen, zieht er die seltsame Folge „daß die Werke des Witzes und Geistes die besten wären, welche nicht ein mühsamer Fleiß hätte ausschwitzen müssen.„ Diesem zufolge würden die Werke der Stegreifs- und Tagepoeten und Redner sich einer große Empfehlung rühmen können: er frage doch die größten Dichter und Redner, ob ihnen nicht ihre besten

Werke

Werke viel Schweiß und Mühe gekostet: Die Wege der Natur liegen nicht allezeit so auf der Landstraße, daß man sie gleich entdecken kann, und Longin, Horaz und Quintilian werden ihm sagen, daß man sie oft erst nach vielem Schweiß und Mühe findet. Cicero behauptet freylich, daß man einem Werke des Genies die saure Mühe des Verfassers nicht ansehen müsse, und daß jeder, wenn er sie liest, denken sollte, er würde es eben so machen können, aber ob sie dem Verfasser deswegen nicht schwer geworden, ist eine andere Frage? Eben so ungewiß und zweydeutig ist es, wenn die Lust, das vorzügliche Vergnügen an etwas, zu einem sichern Wegweiser angegeben wird, daß wir auch von Natur dazu geschickt seyn. Das innere Gefühl an etwas, das gut und schön ist, zumal wenn man es auf die mechanischen und andere Künste anwenden will, ist noch kein Beweis für die Fähigkeit; die Sache ist auch viel zu betrüglich, als daß man daraus einen sichern Schluß machen könnte, und es möchte manchen wie den Klosterjungfern gehen, die in einem Anfalle von Frömmigkeit, oder weil sie die Welt nicht kennen, einen Beruf für den geistlichen Stand fühlen, oder wie den Aeltern bey Rabenern, die aus ihrem kleinen Jungen einen Superintendenten machen wollen, weil er auf seinem Stühlchen eine sehr ernsthafte Miene zu machen pflegt. In Num. II. beleuchtet der Herr Verfasser das Natürliche und Unnatürliche im Schreiben: er redet im Anfange vom Mangel des Geschmacks, und wir fürchten, daß er selbst nicht den besten verrathe. Voltaire, sagt er, hat

eine

ine besondre Abhandlung vom Geschmacke geschrie-
en, welche er den Tempel des Geschmacks über-
hreibt. Wer dieses Stück das erstemal zu Ge-
chte bekömmt, der freuet sich darüber, in der
offnung, einmal einen gesetzten Begriff von dem
eschmack und wahren Schönen zu bekommen, zu-
al, da kein Gelehrter, der Geschmack und schöne
Zissenschaften besitzet, ihm diese Denkungsart ab-
rechen kann:„ er wundert sich also in der Folge
zlich, daß er darinnen keine Definition vom Ge-
nacke gefunden habe: wir wundern uns aber,
ß er sie darinnen gesucht hat: denn wer wird sich
fallen lassen, in einem allegorischen Gedichte,
keine Absicht hat, als den Rednern und Dich-
n ihre wahre Stelle anzuweisen, dergleichen auf-
ichen, es wäre eben so, als wenn er in Popens
npel des Ruhms, oder in Bukinghams Tempel
Todes Beschreibungen vom Ruhme und Tode
en wollte. Noch verkehrter ists, wenn er dar-
schließt: „Ich werde also in meiner Meynung
tärkt, daß sich vom Geschmacke nichts eigent-
es bestimmen lassen„ — ey, warum denn
t? weil Voltaire ihn nicht in seinem Gedichte
rieben hat? er durfte nur die Alten lesen; wenn
as Wort gustus nicht fand, so fand er das
rt sensus, und wenn er beym Cicero las:
nes tacito quodam sensu, sine vlla arte,
ratione, quae sint in artibus ac rationibus
a ac praua, diiudicant: idque cum fa-
it in picturis -- tum multo ostendunt ma-
in verborum, numerorum vocumque iu-
dicio:

dicio: so konnte er leicht schließen, daß sie schon dazumal wußten, was man darunter verstehen sollte: war ihm das zu mühsam, so durfte er nur die meisten neuen Lehrbücher über die schönen Künste und Wissenschaften, oder auch die philosophischen Lehrbücher nachschlagen: der oben angeführte Batteux hätte ihn allein mit ganzen Kapiteln vom Geschmacke dienen und sagen können, daß er darunter eine Fähigkeit verstünde, das Gute, Schlechte und Mittelmäßige zu empfinden, und gewiß zu unterscheiden. — Der Herr Verfasser kömmt selbst auf diese Vermuthung, und, was er sonst von Natürlichen und Unnatürlichen in der Schreibart saget ist für Leute, die sonst nichts davon gelesen haben, ganz gut und nützlich. Wenn er die Henriade für das beste Heldengedichte unter den neuern ausgiebt, so wird es ihm allenfalls ein Franzose zugeben: andere kleine Unrichtigkeiten wollen wir nicht rügen: doch das ist uns wieder zu seltsam vorgekommen, daß wenn er von Briefen, und insbesondere von Gellerts Briefen redet, er folgenden Seufzer ausstößt: „nur ist es ein Unglück, daß die allgemein eingeführte Kanzleyschreibart es gleichsam verbietet, ihn „zum Muster zu erwählen und nachzuahmen, und „weiter unten beschließt:„ Aus dieser Anmerkung „siehet man, daß man schwerlich Rechnung auf gute „deutsche Briefe machen könne, so lange der Kanzeleystilus die Oberhand behält.„ Hat man denn sonst keine Briefe zu schreiben, als wo man des Kanzleystilus benöthiget ist, und kann man sich denn nicht auch darinnen natürlich ausdrücken, der

gewöhn-

öhnlichen Formeln unbeschadet? würde es selbst
t lächerlich seyn, wenn man darinnen eine ga-
e Schreibart affektiren wollte? haben diese die
icht den Geschmack zu verbreiten, oder haben die
nzosen, die er zu unserer Beschämung aufzustel-
suchet, keinen Kanzleystyl? man könnte, wo er
Beyspielen redet, noch viele dergleichen Fragen
ı, aber wir merken, daß der Herr Verfasser in
Litteratur sehr unbekannt seyn muß. Im fol-
den Absatze, der von Natürlichen und Unna-
lichen in den Rednern handelt, stellt er in Ab-
auf die allgemeine Beredsamkeit die Werke ei-
Cicero und Plinius zu Mustern auf: ein anderer
de den Demosthenes für den Plinius genannt
en, da der letzte sehr leicht zu einem falschen Ge-
nacke verführen kann: was er sonst hauptsächlich
der geistlichen Beredsamkeit saget, sind meistens
z gute, aber sehr bekannte Sachen, wir würden
r einen angehenden Redner doch in eine andere
hule als die seinige schicken, wenn wir aus ihm
n großen geistlichen Redner zu bilden gedächten.
Abhandlung Num. IV. Von dem Natürli-
n und Unnatürlichen bey den Dichtern, hät-
wir ihm gerne geschenkt: es ist nichts ordentli-
, nichts bestimmtes. „Ich wage mich, fängt
r Verfasser an, an die so genannte Göttersprache.
er Grund ihrer Schönheit ist die Natur.
s will er damit sagen? man vermuthet, daß er
it meyne, ein Gedichte sey schön, wenn es
Natur glücklich nachgeahmt habe, aber aus dem
enden sieht man, daß er damit meyne, man

müsse

müsse zum Dichter geboren seyn: Wenn wir ihm dieß zugeben, so glauben wir ihm doch deswegen das noch nicht, was er daraus folgert. „Wird es „ihm schon sauer ein Dichter zu werden, so thut er „am besten, er wird keiner.„ Die größten Dichter haben es für ein arduum Opus gehalten, und wir möchten denjenigen noch sehen, dem es ohne saure Mühe gelungen, ein unsterbliches Werk hervorzubringen. Das Genie überwindet freylich die Schwürigkeit, aber das zum Probierstein unsers Genies zu machen, ob es uns sauer wird, ist eine sehr betrügliche Sache: Wir kennen viele, denen das Mechanische der Kunst so leichte wird, stans pede in vno, fünf Bogen voller Nichts mit Jauchzen auszuhecken, da einem andern vielleicht zwey Zeilen so viel Zeit kosten, daß man natürlicher Weise jenen nach des Herrn Verf. Regel für einen weit größern Dichter halten sollte. Kennt er denn die bekannten Verse des Horaz nicht:

> Natura fieret laudabile carmen, an arte,
> Quaesitum est: ego nec studium sine diuite vena;
> Nec rude quid possit video ingenium: alterius sic
> Altera poscit opem res, et coniurat amice.
> Qui studet optatam cursu contingere metam
> Multa tulit fecitque puer; sudauit et alsit.

Eben so schwankend ist es, wenn er saget: „Sitten„gedichte, Fabeln, Heldengedichte, Lobgedichte, „Trauerreden, alle erfodern fast einen besondern

„Mann;

m; „ wenn er nicht der Natur der Sache selbst
nken wollen, so hätten ihm die Beyspiele eines
l, Horaz, Voltaire u. a. m. widerlegen kön-
ein oder der andere kann ein vorzügliches Ta-
t etwas haben, oder einen gewissen Humour,
h zu der oder jener Dichtungsart am meisten
aber ein Genie brauchet sich nicht in einem
herum zu drehen, und Virgil mag den Ae-
n die Hölle, oder einen Landmann hinter den
herbegleiten, so wird er Virgil bleiben. Wie
udend sind endlich seine Anmerkungen, die er
sung verschiedener Dichter, und vornehmlich
einischen Dichter gemacht zu haben vorgiebt;
wollen die Prüfung und Widerlegung den
überlassen, da nicht viel Kopfbrechens dazu
t. „ Die Absicht eines Dichters muß seyn;
n oder Vergnügen zu schaffen, oder auch bey-
ugleich. Wenn er diese Absicht vor Augen
t, so wird er allemal natürlich bleiben: ist
ne richtige Folge, so kann der elendeste Dich-
f diesen Ruhm Anspruch machen. — „Die
lischen Gedichte, worunter auch die Fabeln
Satyren gehören, haben hierinnen einen Vor-
daß sie natürlicher als andere sind —
s lauft mehr wider die Natur und Absicht der
kunst, als wenn sich Menschen damit abge-
Sachen zu schildern, die weder einen Nutzen,
bey gesitteten Menschen ein Vergnügen stiften;
diesem Grunde nennet er die schmuzigen Gra-
dernatürlich, weil es uns zwar vergnügen,
nur edle und nicht thierische Empfindung her-

„vorbringen soll.„ — Kennt der Herr Verfasser den Lafontaine? „Ovid, Günther, Hofmannswal„dau werden aus dieser Ursache selbst andern Dichtern mißfallen.„ — Aus dieser Ursache? weiß der Verfasser keinen andern Grund, warum sie mißfallen? „Ein Dichter muß dichten, aber nicht „offenbare Unwahrheiten sagen, und aus diesem „Grunde sind diejenigen zu verdammen, die für „Geld loben:„ also kann man einen Mäcen nicht schön loben, wenn er es nicht verdient? — „Die „Dichtkunst hat mit der Malerey einerley Gesetze, „dieser drücket mit Worten aus, was der Maler „mit dem Pinsel ausdrückt — Die Natur liebt die „Kürze, und hat einen Ekel vor Ausschweifungen. „Ein Dichter wird also der Natur am nächsten kom„men, wenn er kurz ist: die Kürze muß aber so be„schaffen seyn, daß dadurch die Deutlichkeit nicht „wegfällt.„ — Die Sprache des Dichters unter„scheidet sich von der Prosa hauptsächlich dadurch, „daß der Dichter viel erhabner reden muß, als je„ner:„ — alle diese und dergleichen Anmerkungen sind so schielend, daß wenn sie auch etwas Wahres enthalten, sie doch ohne gehörige Einschränkung, Bestimmung und Erläuterung von schlechtem Nutzen seyn werden. Eben so geht es, wenn er uns von der natürlichsten Methode zu studiren unterrichten will. Wir wollen uns gar nicht darauf einlassen, ob seine Methode in der Ordnung, wie er mit seinen Schülern verfahren will, die beste sey, da dieß viel zu weitläuftig seyn würde, sondern Stellenweise zeigen, ob der Leser Lust haben möchte, sich

seiner

er natürlichen Methode zu studieren zu bedienen.
'er der Nothwendigkeit, daß man auch die neuern
rachen erlernen müsse, führt er folgendes, als ei-
Beweis an: „Terenz läßt lange nicht das
chöne empfinden, wenn wir ihn blos lateinisch
'en, als wir bemerken, wenn wir ihn französisch
it den Noten der Dacier in die Hände bekommen:
erhält in dieser Sprache gleichsam einen neuen
'eschmack, und wird den Komödien des Moliere
)nlich.„ Wenn dieß ein Kammerjunker oder
Frauenzimmer sagte, so könnten wir es übersehen,
r für einen Gelehrten — nein, da können wir
m glauben, daß er den Terenz im Originale ge-
n habe. — Nach der Art und Weise, wie man
Lateinische erlernen soll, hätte er sich bey einem
nesti und Heynen Raths erholen sollen: sie wür-
gewiß nicht mit ihm übereinstimmen, wenn er be-
iptet: „Was würde es schaden, wenn man mit
:m Kempis, mit des Gerhards heiligen Gedan-
n, und mit Hutters Lehrbuche den Anfang
achte? Wäre man geschickt, leichte Autores zu
:rstehen, so könnte man alsdenn zu schwerern
hreiten, die Regeln erweitern, und auch das
ierliche kennen lernen:„ sie würden ihn lieber
ich zu den Quellen führen, und ihren Schüler nicht
ren was er in der Folge mit vieler Mühe wieder
lernen müßte — Nichts ist aber lustiger, als
Anlage zu einer kleinen und auserlesenen Bi-
othek: Wir wollen sie so kurz, als möglich her-
ien, und dem Leser Anmerkungen darüber zu ma-
n, selbst überlassen: „1) Hollmanns überzeugenden

„Beweis von Gott und der Schrift — Zur Er-
„bauung die Bibel und Arnds wahres Christenthum.
„2) Zur Philosophie, Ernesti initia doctrinae so-
„lidioris. Wollet ihr einen hinlänglichen Begriff
„von der Weltweisheit haben, so kauft Gottscheds
„Weltweisheit. Wollt ihr weiter darinnen gehen,
„so nehmt Wolfs Schriften vor euch. 3) In der
„Beredsamkeit leset den Cicero, Chrysostomus, Bour-
„daloue, Bossuet, Saurin, und einige Deutsche ꝛc.
„— 4) Unter den Dichtern macht euch Klassen. In
„geistlichen Gedichten ist Broks der beste. In an-
„dern Gedichten sind Horaz und Virgil unter den la-
„teinischen: unter den deutschen Gellert in morali-
„schen: Haller, Hagedorn und Kleist in verschiede-
„nen Arten: Zachariä in der malerischen Dichtkunst.
„Im Heldengedichte lasse ichs aufs euren Geschmack
„ankommen. Es sind deren wenig und alle in ihrer
„Art gut. In der Historie nehmt zum Skelet den
„Freyer, und zur Erweiterung eurer Erkenntniß
„Histoire vniuerselle de Puffendorf. 6) Un-
„ter den moralischen Schriften, in welchen Ge-
„schmack herrschet, ist Charron de la Sagesse und
„Caractéres de la Bruyere zu empfehlen —
„7) Zur Belustigung in den Werken der Natur die-
„nen euch die Schriften des Reaumur. Um nun
„in allen diesen besser fortzukommen, so kauft euch
„von jeder Sprache ein gutes Lexicon, und zum
„Hülfsmittel in den Wissenschaften Stollens Historie
„der Gelahrheit. Das ist meines weniges Er-
„achtens eine kleine und zur natürlichsten Methode
„geschickteste Bibliothek. Sie besteht aus nicht
mehr

jr als dreyßig Werken, die Wörterbücher ausge-
ımen. Ich setze voraus, daß einer auch noth-
ftig die Geographie verstehet. Wer diese Bü-
oft und stets lieset, wird geschickt werden, das
ıhre und auch das Schöne in den Wissenschaf-
kennen zu lernen — Er wird freylich dadurch
) kein Gelehrter, aber er erlangt doch eine An-
: es zu werden.„ In Wahrheit, eine artige Bi-
:e von Bibliothek! ja ja, ein Leser wird dar-
das Wahre und das Schöne in den Wis-
haften kennen lernen, wie es — der Herr
. zu kennen scheint. Was er in den folgen-
Absätzen VI. Von der Art und Weise, sein
e kennen zu lernen. VII. Von den Natürlichen
Unnatürlichen in den Sitten. VIII. Von den
hen des Natürlichen und Unnatürlichen in der
hlichen Denkungsart, Reden und Handlun-
ıgt, ist noch das Erträglichste. Wir sagen es
inmal, für einen, der weder selbst jemals nachge-
, noch wichtigere Schriften darüber nachgele-
ann dieses Büchelchen etwas brauchbares enthal-
ber auch dem werden Kenner des guten Ge-
cks doch noch bessere anzupreisen wissen.

IV.

de Carle Vanloo à Paris, 1765. (S. 68.)

iese Lobschrift verdient einen weitläuftigern Aus-
zug. Sie enthält das Leben eines verdien-
Künstlers, der sein Andenken durch viele preis-

 wür-

würdige Werke seiner Geschicklichkeit, in seinem Vaterlande verherrlichet hat, und ist von einem Manne abgefasset, der die Feder und den Pinsel mit gleichem Ruhme zu führen weis, wir meynen den Herrn Dandré' Bardon; sie hat also Vorzüge, in Ansehung so wohl des schönen Vortrags, als auch der Einsicht, mit der sie geschrieben ist; ist beydes für die Leser so wohl angenehm als nützlich, und enthält die feinsten Anmerkungen, indem der Verfasser durch ein gutes Beyspiel unterrichten zu wollen, geschienen hat.

Karl Andreas Vanloo, ein Sohn Ludewigs Vanloo und der Maria Fosse, war zu Nice in der Provence, im Februar 1705 geboren. Das Jahr darauf belagerte der Herzog von Berwick Nice: sein ältester Bruder, Johann Baptista, der aus der Richtung der Bomben sah, daß ihr Haus in Gefahr wäre, rettete seinen jüngsten Bruder zwo Minuten vorher, ehe eine glühende Kugel dessen Wiege verbrannte. Dieser sein Bruder wurde für ihn Vater, Lehrer und Freund: er gieng auf den Ruf des Herzogs von Savoyen nach Turin, und von daraus nach Rom, wohin ihm seine Familie zwey Jahre hernach folgte. Hier that er den jungen Karl, dazumal 9 Jahr alt, nachdem er ihn in den ersten Gründen des Zeichnens unterrichtet, in die Schule des Benedetto Lutti. Mit Vergnügen so wohl als Erstaunen sah dieser den Fortgang seines neuen Schülers: er redete davon mit dem berühmten Bildhauer Le Gros, der ihn bald darauf seines Unter-

richtes

s genießen ließ: es währte nicht lange, so führte
n Meisel so gut, als die Reißfeder, schon arbei-
:r in Stein und Holz, und es fehlte nicht viel,
äre er an den Marmor gekommen.

Le Gros starb 1719. Die Familie der Van-
:ehrte in diesem Jahre wieder nach Paris zu-
:. Karl war 15 Jahr alt, allein schon hatte er
lnticken und die Zeichnungen der größten Meister
eret: er besaß schon diese markichte, sanfte und
te Führung des Röthels, die die Römer der wil-
glänzenden und kühnen, deren sich andre gute
ulen rühmen, vorziehen. In den zierlichen
inen unterrichtet, die das schöne Ideal der Na-
giebt, erkannte er diese interessanten Wahrheiten,
die unverweigerlichen Zeugnisse der Eindrücke
, denen das Naturel die verschiedenen Bewegun-
unterwirft. Der junge Schüler muß das Mo-
fleißig studiren, wenn er zu der Erkenntniß dieser
hrheiten gelangen will: Karl versäumte niemals
Akademie, und kaum war er 18 Jahr alt, so er-
: er die erste Preismedaille in der Zeichnung:
se Leichtigkeit, das Modell wohl zu zeichnen, ver-
ffte ihm eine eben so große, seine Zusammen-
ingen aufs Papier zu werfen. Wir müssen
: eine gute Lehre für die Malerschüler hersetzen,
Herr Bardon dem ältesten Bruder in seinem Un-
ichte in den Mund leget. Du magst, sagte er oft
Karln, noch so viel Genie haben, wenn es nicht
ch die Kenntniß richtiger Grundsätze geleitet wird,
oirst du auf tausend Abwege gerathen, und je
ßer der Fortgang ist, den du in der weiten Lauf-

bahn der Einbildungskraft machen wirst, desto mehr wirst du dich von dem wahren Schönen, und den wesentlichsten Theilen der Malerkunst entfernen. Suche allezeit den Grund auf, warum du so und nicht anders verfahren willst, halte dieß mit deinen Grundsätzen zusammen, und sieh sie ja nicht als beschwerlich und gefährlich an, sondern glaube vielmehr, daß sie nebst dem Genie zu deinem Talente den Hauptgrund legen. Ohne diesem werden zwar die Schüler oft Ideen voller Feuer hervorbringen, und sie auch auf eine blendende Art ausdrücken: aber die uneingeschränkte Wildheit, die Unordnung, die Uebertreibungen, die Unschicklichkeiten, von denen sie voll sind, zeigen die Früchte eines Genies, das die wahren Grundsätze der Kunst nicht kennt.

Vanloo suchte nun auch ein guter Maler zu werden. Man weis nicht wo seine ersten Malereyen hingekommen sind. Die Skize des Samaritaners, im Kabinette des M. Lebrün, eines seiner ersten Arbeiten mit Farben, bekräftiget die gute Vorstellung, die wir uns von seinen ersten Gemälden machen. Er unterstützte seinen Bruder, indem er dessen Gemälde nach schönen Skizen entwarf, die Gewänder und andere Dinge nach der Natur hinzuthat, endlich auch die Arbeit bey Ausbesserung der Gallerie zu Fontainebleau mit ihm theilte. Bald darauf begab er sich zur Oper, wo er Entwürfe zu Verzierungen machte, und dieses glänzende Schauspiel durch seine sinnreichen Einfälle befördern half. Inzwischen ließ er seinen Hauptzweck nicht aus den Augen. Bey dem ausgesetzten Malerpreise 1724 wurde er zuge-

lassen,

issen, und gekrönt. Sein Gemälde, welches die Sodomiten, die mit Blindheit geschlagen wurden, vorstellte, zeigte eine richtige, freye Zeichnung, ne neue, wohlgeordnete Zusammensetzung, eine blicher und glänzende Farbengebung, eine harmonische und verführerische Zusammenstimmung aller heile zum Ganzen.

Um so viel zu gewinnen, daß er wieder nach om gehen konnte, verfertigte er jene gezeichneten ildnisse, die, ob sie gleich sehr klein, doch sehr ntlich waren, und da er eine erstaunende Leichtigkt darinnen hatte, so brachte ihm dieses sehr viel i. Er gieng also mit seinen beyden Neffen, uis und François Vanloo, nebst dem Herrn Bouer, der ihm itzt in verschiedenen seiner Würden gelget ist, 1727 dahin ab. Hier füllte er seine Caras mit getreuen Nachahmungen der größten Selheiten und den schönsten Kopien von Bildsäulen, asreliefs, und den großen Ueberbleibseln des gerten Alterthums an.

Es wurde dazumal der Zeichnungspreiß in om angekündiget, und er auf eine Skize, Adam d Even vorstellend, wie ihnen Gott ihren Ungehorsam vorhält, von den Akademisten zu St. kas zugelassen. Auf diesen erhielt er durch seine ichnung, das Fest des Belsazar. Der Carnal Polignac, der die französischen Angelegenhei in Rom besorgte, meldete es dem Herzog von itin, der ihm zu einem Gnadengehalte beym Köge verhalf. Seinen Ruhm vermehrte auch in gland ein Gemälde, das er dahin verfertigte.

 Dieß

Dieß stellte eine orientalische Frau in Lebensgröße vor, die an ihrem Putztische saß und im Geschmacke des Paul Veronese gemalt war. Er war damals 24 Jahr alt, und malte noch daselbst die Heyrath der heil. Jungfrau, die Apotheose des heil. Isidor in dem Plafond der Kirche dieses Heiligen, den Aeneas und Anchises, welches sich itzt im Kabinette des M. de la Live befindet, einen heil. Franziskus und eine heil. Martha, in der Kirche der Kapuziner von Tarracona: Ganz Rom war von seinen Talenten voll, und der Pabst selbst belohnte sein Verdienst, indem er ihn 1729 mit dem Cordon eines Chevalier belohnte. Nun gieng er mit seinem Neffen, Franciskus Vanloo nach Turin zurück: dieser machte sich durch seine große Fähigkeit der Liebe seines Onkels würdig; der Triumph der Galathe im Kabinette seines Bruders Louis Michel Vanloo, zeiget von seinen großen Talenten. Karl war darüber ausser sich vor Freuden. Ein unglückliches Schicksal aber vernichtete dieselbe bald: sie fuhren in einer Chaise. Franz führt die Pferde: sie giengen durch, er fiel herab, und blieb in einem Bügel hängen, und wurde aufs erbärmlichste zerrissen: Der Onkel wollte ihn mit Gefahr seines eignen Lebens losmachen: aber alle Wunden waren tödtlich, und er gab im 22sten Jahre seines Alters seinen Geist in Turin auf.

Der König von Sardinien trug ihm verschiedene Arbeiten auf: unter andern 2 Thürstücke, wo die Sujets aus des Tasso befreyten Jerusalem genommen

n waren (*). Er heyrathete hier die Tochter des
ßen Tonkünstlers Sommis, die Philomele von
rin: ein berühmter Dichter richtete folgende ar-
e Verse an ihm:

Que ne puis-je à ton air, ô charmante Chri-
stine
Disoit Vanloo, joignant ta voix divine,
Sur la toile animer ton gosier enchanteur!
Mais l'Art résiste à mon envie.
Avec la voix, les graces, la douceur
L'Amour grava ton portrait dans mon coeur;
Et je veux que l'Hymen m'en fasse une copie.

ir die Kirche St. Philipp von Neri fertigte er ein
oßes Gemälde, die unbefleckte Empfängniß:
r das Chor der Nonnen zum heil. Kreuze, das
Bendmahl des Heylands und die Vervielfälti-
ing der Brode: Zu Stupingi, einem Lusthause
s Königs, 3 Meilen von Turin, sieht man einen
afond, die Diane, die mit ihren Nymphen von
r Jagd wiederkömmt, von ihm. Eine heil.
ungfrau, im Geschmacke des Karl Ma-
t wird für ein Wunder der Kunst gehalten. Im
ahre 1734. gieng er nach Paris zurück. Die
öne Stimme seiner Frau flößte zuerst den Fran-
sen den Geschmack an der italiänischen Musik ein:
aber übertraf noch die Erwartung seiner Lands-
ute in Ansehung seiner Talente. Unter einer Menge
von

*) S. Voyage d'Italie par M. Cochin, Vol. I.
pag. 14.

von Gemälden, die er machte, suchte er sich hauptsächlich 1735. den Weg zur königlichen Akademie durch das große Gemälde des Marsyas, wie er auf Befehl des Apollo geschunden wird, zu bahnen: er wurde das folgende Jahr zum Adjunkt eines Professors, und das Jahr darnach zum Professor selbst ernennet.

Wenig Zeichner haben die zierlichen Formen der Antike so in ihrer Gewalt gehabt, als er: denn er wußte sie fast alle auswendig. In seinen Gemälden hat er sich verschiedner Manieren bedienet, einige haben einen kräftigen Styl, andre einen silbernen und lieblichen Ton. Bald ahmte er die Farbengebung des Guido, bald die Schmelzung des Corregio nach: hatte er eine Landschaft vor sich, so nahm er bald den Benedetto Castillon, bald den Salvator Rosa zu Mustern: malte er Thiere, so wählte er bald den Sneyder, bald den Desportes.

Unter seinen Kabinetsstücken zeiget sich vorzüglich, die Auferstehung des Heilandes, das Concert, die Allegorie der Parcen, die spanische Unterhaltung, Aeneas und Anchises u. s. w. Unter den Stücken in öffentlichen Gebäuden der heil. Karl, der denen von der Pest angesteckten das Abendmahl reichet, die heil. Clotilde, die Auferstehung, die Predigt des heil. Augustin, u. a. m.

Der König von Preußen rufte ihn nach Berlin: allein er überließ diesen Ruf seinem geschickten Neffen, dem Herrn Amadäus Vanloo, und er hatte nicht Ursache sich solches reuen zu lassen, da ihn sein Hof mit vorzüglicher Achtung beehrte. Er hatte

[illegible]ite des Königs und der Königinn Bildniß zu ver-
[illegible]tigen. Vom Hotel de Ville war ihm einige
[illegible]hre vorher der Auftrag gegeben, die Bekannt-
[illegible]chung des Friedens im Jahre 1739. durch seinen
[illegible]nsel zu verewigen. Er hatte verschiedene große
[illegible]mälde für die Hauptkirchen in Paris und könig-
[illegible]e Kapellen zu liefern, und verschiedene königliche
[illegible]schlösser waren mit Malereyen von ihm verzieret
[illegible]rden.

Im Jahre 1749 wurde er zum Direktor
[illegible] königlichen Malerschule der Pensionairs er-
[illegible]nt: im Jahre 1751 erhielt er vom Könige den
[illegible]den St. Michael. Die Akademie ernannte ihn
[illegible] zum Adjunkt. Der Eifer, mit dem er alle
[illegible]e Posten begleitete, wird vom Herrn Dandre'
[illegible] den lebhaftesten Farben geschildert, und mit
[illegible]lichen Anmerkungen für lehrende und lernende
[illegible]eitet.

Ein charakteristischer Zug von ihm, der ihm
[illegible]z eigen, war, daß er von seinen Arbeiten blos
[illegible]nigen aufbehielt, die ihm die meiste Ehre ma-
[illegible] konnten. Er vernichtete alles wieder, was er
[illegible]r machen zu können glaubte. Das Gemälde
[illegible] Grazien von der Liebe gefesselt, welches
[illegible]. im Louvre mit ausgestellet war, und unge-
[illegible]et einiger Fehler tausend Schönheiten enthielt,
[illegible]die Kenner um einen großen Preis gekaufet hät-
[illegible] opferte er seiner Delikatesse und seinem Eigen-
[illegible] auf: er zerriß es in Stücken und ließ auch
[illegible] eine Spur davon übrig. Sein Porus, den
[illegible]ir den König von Spanien gemacht hatte, und
der

der 1738 ausgesetzet war; sein eigen Bildniß von ihm selbst gemalt und 1753 ausgestellt, haben eben dieses Schicksal gehabt, einer großen Menge der schönsten Compositionen, die verschwunden sind, nicht zu gedenken.

Er hatte den Auftrag in der Kuppel einer Kapelle bey den Invaliden die Hauptzüge aus dem Leben des heil. Gregorius zu malen. Wenn man nach den vortrefflichen Skizen urtheilen soll, die alle nach der Natur ausgeführet, und im vorigen Jahre bey der Gemäldeausstellung bewundert worden, so würde dieses Werk allein seinen Ruhm verewiget haben. Herr Dandre' erzählt die ganze Zusammensetzung, sie ist aber zu weitläuftig, als daß wir ihm folgen könnten: die 1ste Skize stellt den heil. Gregorius vor, wie er sein Vermögen unter die Armen vertheilet. Auf der 2ten erhält er, da er nur noch Diakonus war, durch eine allgemeine Procession die Aufhörung der Pest in Rom. Die 3te, Gregorius, um einer römischen Dame die Transsubstantiation zu beweisen, erhält von Gott, daß die geweihte Hostie Fleisch und Blut sehen läßt. Die 4te, wie er zum Pabst erwählt wird und dieser Würde zu entgehen sucht. Die 5te ist der Augenblick seiner Installation, wo er die Ehrenbezeigung der Kardinäle und seiner Geistlichkeit empfängt. In der 6ten diktirt er seine Homilien seinem Sekretair. Die letzte enthält endlich seine Apotheose. — Ganz Paris bedauert, daß er nicht die Ausführung dieses Plafonds überlebt hat. Die strenge Kritik hat ihm einen Mangel des Costume

ne vorgeworfen, indem er die Päbste, Bischöffe,
ırrer u. s. w. nach der heutigen Art gekleidet, da
) die Päbste damals keine Tiaren, die Bischöffe
ıe Mützen, die Kardinäle keinen Purpur trugen:
:r Dandre' entschuldigt ihn damit, daß da Kir=
ıgemälde Bücher für das Volk seyn sollen, der
nstler ihnen diese Muster der Nachahmung noth-
dig unkenntlich würde gemacht haben.

Er war in solchem Ansehen, daß alle Personen
ı Stande und von Geschmack seine Freundschaft
ten. Um zu seiner Erholung etwas beyzutragen,
eten ihm die Komödianten ihre Schaubühnen,
als er nach einer langen und gefährlichen Krank-
, an der ganz Paris Antheil nahm, zum ersten-
e wieder in der Loge erschien, fieng das ganze
'terre an, ihm seine Freude, durch ein allgemeines
ıdeklatschen zu bezeigen.

Als die Fürstinn Galliczin der Mamsell Clai-
, dieser großen Schauspielerinn, ihre Freund-
ft durch ein Geschenke von kostbaren Geschirr,
oelen und reichen Zeugen, zu erkennen geben
te, und sie fragte, was ihr vorzüglich angenehm
e? antwortete sie, mein Bildniß von der Hand
Karl Vanloo? Die schleunige Erfüllung folgte
r Bitte, und sie wollte als Medea, ihrer Favo-
ıle gemalt seyn. Die ganze Welt kennet das
htige Kupfer, das auf Befehl und Kosten des
ıiges gestochen worden.

Im Jahre 1762 wurde er vom Könige zum
n Hofmaler ernannt. Wegen seines unsägli-
Fleißes und stets beschäfftigten Einbildungs-
kraft,

kraft, die seiner Gesundheit schadete, riethen ihm seine Freunde, um ihn zu zerstreuen, eine Reise nach England. Er willigte ein, und blieb einen Monat daselbst: aber er kehrte zurück, um mit desto mehrern Eifer an seine Arbeit zu gehen. Sein Ehrgeiz, sich selbst zu übertreffen, minderte endlich seine Kräfte, und ehe man sichs versah, starb er am 15ten Julius 1765. an einem Blutstürze.

Der Styl dieses Künstlers war eine Zusammensetzung vom Geschmacke vieler großen Künstler. In Ansehung der Zeichnung war er so strenge, daß er nichts vorbrachte oder änderte, als bis der Umriß durch einen correkten Zug bestimmt war. Er griff niemals eher zum Pinsel, als bis die Reisfeder nichts mehr zu thun fand: so gar machte er noch mit der Farbe alle Spuren der Kreyde fest. Sein Genie war nur oft zu verschwenderisch gegen ihn. Aus dem Ueberflusse der Ideen, die sich unter seiner Hand beynahe wider seinen Willen erzeugten, entstand oft eine Ungewißheit, die ihn quälte, weil er sich nicht entschliessen konnte. Das Malerische der Zusammensetzung, diese schöne Anordnung, die den Reiz und Reichthum davon ausmachet, schien ihm nichts zu kosten. Man hätte beynahe sagen können, daß die Schönheiten sich auf der Leinewand von selbst bildeten, oder daß er sie maschinenmäßig erzeugte, so leicht wurden sie ihm. Die Lieblichkeit und Anmuth der Farbengebung war ihm eben so natürlich. Ordentlich überließ er sich nicht den zu kräftigen Wirkungen, die durch die Vereinigung und Verbreitung dick stark aufgetragener Massen erzeuget wer-

n: er war mehr gewohnt, ein sanftes und angenehmes Licht zu suchen, das dem Auge mehr schmeichelt, als es in Erstaunen setzet. In Ansehung der Führung des Pinsels, der Mischung und Verschmelzung der Farben, hatte er wenig seines gleichen; das Malen war ein Spielwerk für ihn. Er wandte eine unglaubliche Sorgfalt, wohl zu runden, die geringsten Kleinigkeiten mit dem äussersten Fleiße zu suchen und alle Feinheiten der Natur darinnen zu suchen. Bisweilen sah man ihn die freye und kühne Manier des Rembrandt nachahmen: doch ließ er sich nicht, wie dieser, dem Enthusiasmus zu Ausschweifungen hinreißen. Seinen moralischen Charakter schildert Herr B. auf eine sehr liebenswürdige Art. In einem wichtigen Anhange liefert er noch ein Verzeichniß der vornehmsten Werke, die er hinterlassen, mit den Jahren, in welchen er sie verfertiget, den Orten, wo sie aufbehalten werden, und den Kupferstechern, die sie gestochen. Er selbst hat in Rom eine heilige Jungfrau nach dem Carrach gestochen: in Frankreich ist ein einziges Exemplar davon in der Sammlung des Herrn Mariette: ingleichen eine Folge akademischer Zeichnungen.

V.

Lobreden und Gedichte auf Franz den Ersten, Röm. Kaiser. Wien, 1765.

Es ist für uns kein geringes Vergnügen, daß wir in Wien einen Mann über den andern auftreten

treten sehen, der sich die Verbesserung des Geschmacks angelegen seyn läßt, und durch sein Beyspiel zeiget, was wir ins künftige bey solchen fortdauernden Bemühungen von dortaus zu hoffen haben. Noch ist der Geschmack in Deutschland auf wenige Städte eingeschränkt gewesen:

inter nitentia culta
Infelix lolium et steriles dominantur avenae.

Aber wenn die Hauptstädte in unserm Vaterlande anfangen, sich der Barbarey zu entreissen, so werden wir den guten Geschmack bald weiter um sich greifen, und den glücklichen Einfluß auch auf die übrigen Künste und Wissenschaften sehen. Unter einer ziemlichen Anzahl von Gedichten und Reden auf des verstorbenen Kaisers Majestät haben wir doch keine ganz schlechte gefunden, dieß ist von Gelegenheitsschriften viel gesagt. Vorzüglich unterscheiden sich zwo Trauerreden: die eine ist von Herrn Ignaz Wurz, der G. J. Priester, der Gottesgelahrheit Doctor und der geistlichen Beredsamkeit öffentlichen Lehrer: sie ist auf 36 Seiten abgedruckt. Durch die ganze Rede herrscht eine edle und männliche Beredsamkeit. Die Handlungen des Verstorbnen werden mit den kräftigsten Farben geschildert: der Styl ist glänzend, ohne schwülstig zu seyn, die Sprache ist den Sachen überall angemessen, und natürlich und harmonisch: keine witzigen Gegensätze, womit die Lobredner so gern ihre Perioden verzieren, keine abgedroschenen loci communes, weit hergeholte Gleichnisse und chrienmäßige

Beweise

weise von Exempeln, Geschichten und Sinnbil-
wie man sonst von katholisch deutschen Univer-
en häufig zu lesen gewohnt ist; man glaube
sche Maßillons und Bourdalous zu hören. Wir
en nur einige Stellen daraus zur Probe anfüh-
so schwer uns auch die Wahl werden wird. Der
r Verfasser hat nach der in seiner Kirche gewöhn-
n Art einen biblischen Text zum Grunde gelegt,
y welchem er seinen Monarchen von drey Seiten
achtet. Erstlich, wie ihn die Vorsehung durch
e Geburt und die Tapferkeit seines Muthes zu
m erhabenen und des Thrones würdigen Prin-
: durch seine vortreffliche Regierung zu einem
sen und gütigen Beherrscher, und durch seine auß-
rdentliche Frömmigkeit zu einem heiligen und ge-
ten Christen machte. Hier ist der Anfang von
Ausführung seines ersten Theils:

Wenn die Vorsehung große Seelen auf den Thron
t, so sind ihre gewöhnlichen Wege Geburt und Tu-
). Jene giebt einen Vorzug, den die Menschen
eingekommen sind, zu erkennen: diese giebt einen
zug, der aus ihrer eignen Geburt herfließt. Die
urt überliefert uns die Verdienste der Ahnen; die
gend verherrlichet die Ahnen durch unsere eignen Ver-
iste. Beyde sind das kostbarste Geschenk des Him-
s: aber nur derjenige macht den rechten Gebrauch
ihnen, welcher der Geburt das Recht, ihn auf den
on zu heben, entreißt, um alleine der Tugend ihre
hte geltend zu machen. Gott hat auch in Ansehen
ers höchseligen Kaisers eben diese Wege gewählet,
r auf eine so wunderbare Weise, daß wenn wir die
en Umstände mit den Augen der Welt ansehen, seine

 Geburt,

Geburt, ungeachtet seiner Tugend, eine Hinderniß der zukünftigen Größe schien, und daß seine Tugend, auch ohne die hohe Geburt, ihn des Thrones würdig machte. Es ist wahr, er war aus einem der erhabensten Geschlechte Europe:is entsprossen: und wenn ich sage, daß er aus dem Hause Lothringen hervorgetreten, so habe ich alles, was die Geburt großes geben kann, genennet. Dieses Haus, welches gleich den andern königlichen Häusern der Erde seinen Ursprung in der Dunkelheit der entferntesten Jahrhunderte findet, hat seinen schimmernden Ruhm durch alle Reiche verbreitet. Da es selbst keine Kronen trug, so lehrte es doch seine Prinzen, wie sie fremde Kronen tragen sollten. Es gab andern Reichen Könige, auswärtigen Königen vortreffliche Gemahlinnen, zahlreichen Kriegsheeren die erfahrensten Feldherrn, der Kirche Gottes die verehrungswürdigsten Vorsteher. Klugheit, Tapferkeit, Gottesfurcht und Eifer für die Religion waren häusliche Tugenden, und machten jederzeit seinen wahren Charakter aus. Von mächtigen und kriegrischen Monarchen umzingelt, besaß es die feinste Staatskunst, seine Staaten gesichert zu halten und sein Ansehen zu behaupten. Wer mag alle die berühmten Feldzüge, die kühnen Unternehmungen, die gelieferten Schlachten, die ungemeinen Siege, die bestürmten Städte, die eroberten Provinzen, die entrissenen Trophäen erzählen? Wien wird jederzeit das vortreffliche Denkmaal des Eifers für Gott und den Staat, des Muthes und der Kriegskunst eines Karl Leopolds seyn, und die Kirche kann ihre herrlichen Verfechter nicht bewundern, ohne einen großen Gottfried von Bouillon an die Spitze derselben zu stellen. Unter dem Glanze dieser unsterblichen Namen erschien unser Monarch: allein der Himmel wollte, daß er der zweyte Sohn des weisen und friedfertigen Leopolds seyn sollte: und ihr wisset, hochansehnliche Zuhörer, wie vieler Vor-

dieser Ort beraubet. Ja, Gott that mehr. Er
nachmals dem fürchterlichen Kriege, um Deutsch-
zu beunruhigen, und seine mächtige Hand lenkte
Schicksal unsrer Waffen also, daß der Preis des
ens die Abtretung des väterlichen Erbes der Her-
von Lothringen seyn mußte."

Wenn er von dessen nachfolgender Vermählung
, so schildert er die beyden hohen Personen auf
ide würdige Art ab:

„Ihr weiten Königreiche und Länder, welche
e überschwemmte damals eure Gränzen? Und
berühmter Sitz der Kaiser, großes Wien,
sahest du in dem Bezirke deiner Mauern?
schönste Band, das noch jemals der Erdkrais ge-
hat; die Vereinigung zweyer der herrlichsten Häu-
einen Prinzen, dessen zur Hoheit gebildete Seele
eln Reize seines Körpers ankündigten, und eine
eßinn, welche mit allen Schönheiten ihres Ge-
es alle Tugenden des andern vereinbarte; einen
unzähliger Tugenden seiner großen Ahnen, und
Erbinn vieler glücklicher Provinzen; einen Helden,
Muth fähig war, viele Kronen zu verdienen, und
Heldinn, deren Tapferkeit, Macht und Ansehen
ie herrlichste unter allen aufsetzen konnte; einen
ftigen Beherrscher Deutschlandes, der alle Vor-
des Hauses Oesterreich aufrecht erhalten konnte,
ne zukünftige Regentinn, welche durch die Größe
Unternehmungen allen Ruhm ihrer kaiserlichen
hren hinterlassen sollte. — Das vortrefflichste
was dieses hohe Eheband an sich hatte war, daß
ht so wohl die Hände, als die Herzen selbst ver-
te, und daß, wenn es alle wichtige Vortheile, die
von einer Staatsheurath, wenn ich so sagen
erwarten kann, mit sich brachte, es auch beyde
: alle die Süßigkeiten jener Vermählungen,

bey denen nur die Liebe alleine die Wahl hat schmecken lieſs."

Wir würden mit Abschreiben nicht fertig werden, wenn wir alle feinen Züge, mit denen dieser Lobredner jede Handlung seines Helden zu schmücken und zu erheben weis, anführen wollten: und man weis, wie viel eine aus dem Zusammenhang gerissene Stelle von ihrer Würde und Annehmlichkeit verlieret: eine einzige aus dem Beschlusse dieser Rede mag statt aller übrigen gelten.

„Ich habe euch die Absichten des Allerhöchsten über unsern verblichenen Kaiser entdecket, um ihn der grösten Hoheit würdig, durch dieselbe verherrlichet, und in derselben heilig zu machen. Euere Pflicht ist nun, bey den langen Schmerzen, den ihr über seinen Verlust empfindet, ihn immer zu bewundern, und sein Andenken ewig in eurer Brust zu bewahren. Wer ist dieser Bewunderung mehr würdig, als derjenige, den der Mund von tausend Völkern, Vater, Schutz, Stütze, Hoffnung und Liebe der seinigen genennt hat, und allezeit nennen wird? als derjenige, der alles, was die Religion und Welt hohes in sich begreift, in seiner Seele versammelt, seine Kronen durch Tugenden erworben, und seine Tugenden durch Kronen verschönert hat; bey welchem allezeit die Verdienste seine Würden, die Thaten seinen Ruhm, das Herz seine Hoheit übertreffen? als derjenige, dessen Weisheit in den Geschäfften scharfsinnig, ohne auf eitle Spitzfündigkeiten zu gerathen, dessen Klugheit fein und eindringend, ohne Ränke zu gebrauchen, dessen Vorsicht behutsam gewesen, ohne den Entschlieſsungen ihren Nachdruck zu nehmen? als derjenige, dessen Vergnügen die Sorge für sein Volk, dessen Beschäfftigung unsre Ruhe, dessen Regierung unsere Glückseligkeit gewesen ist; der sich selbst vergessen

können,

ten, um an seine Völker allein zu denken: sich seiner
theile beraubet, um sie zu bereichern; den Glanz
er Größe von sich geleget, um sich ihnen ganz mit-
eilen? als derjenige, der gewußt hat, die Majestät
der Gnade, den Ernst mit der Leutseligkeit, die
echtigkeit mit der Nachsicht, die Tapferkeit mit der
dfertigkeit zu verbinden, alle königliche Tugenden
h die sanfte Schönheit seines Geistes liebenswür-
und alle stillere Tugenden durch den Adel seiner
le verehrungswerth zu machen: der dem Glücke
h Mäßigkeit eben so Einhalt gethan, als er dem
cke durch Standhaftigkeit getrotzet, und der den
) und die Eifersucht durch die Güte seines Herzens
so beschämet, als er den Betrug und die Heuche-
durch seine Aufrichtigkeit entlarvet hat? als der-
ge endlich, welcher die ganze Reihe seiner vortreff-
n Thaten durch die reinen Absichten seines Christen-
ns erhoben: eben ein so großer Gerechter als Mo-
h geworden, und sich desto würdigere Lobeserhebun-
verschaffet, je weniger er sich bestrebet hat, diesel-
aufzusuchen?„ Würden wir diese Stelle nicht ei-
der besten aus einem Flechier entgegen setzen
nen.

Bey dieser Gelegenheit müssen wir auch einen
thum widerrufen, der sich in dem vorigen
nde der Bibliothek eingeschlichen. Wir hatten
Herrn Pater Dennis, auf eine falsche Nachricht,
den Verfasser des Lustspiels der Vorwitzige an-
ben: es ist aber solches der Herr Wurz, von
die obgedachte Rede ist: übrigens haben wir
ersten als den Verfasser des mit so viel schönen
llen angefüllten poetischen Sendschreibens an den
rn Klopstock kennen lernen, welches die ham-

 bur-

hamburgischen Zeitungen bekannt gemacht: eine neue angenehme Nachricht für uns, daß wir die schönen Geister in Wien sich vervielfältigen sehen!

Wir kommen zu der zweyten Trauerrede, die von einem andern Jesuiten, dem Herrn Karl Mastalier, in der Kirche des Königl. adelichen Theresianischen Collegiums gehalten worden: sie ist auf 30 Seiten abgedruckt, und ebenfalls voll glänzender Stellen, die dem Verfasser Ehre machen. Er stellt nach Art des Plutarchs eine Vergleichung zwischen dem Augustus und den verstorbenen Kaiser an: wir müssen uns aber auch nur einige Stellen daraus anzuführen begnügen, da eine völlige Zergliederung derselbigen zu weitläuftig seyn möchte.

„August ward durch den letzten Willen des Julius Cäsar von demselben an Kindesstatt angenommen, und als der Erbe seiner Reichthümer und siegreichen Armeen hatte er nun Recht und Mittel genug, sich bis zum Gipfel des römischen Kaiserthums hinaufzuschwingen: unser Kaiser wurde zu einem Reiche gerufen, wozu ihm die Geburt kein Recht gab, zu andern gewählet und gebeten, wo er so gar fremd war: desto mehr Ruhm für Ihn, daß Ihm seine seltenen Verdienste und erhabenen Fürstengaben den Weg zur höchsten Würde öffneten, den sich August über einen Haufen Leichen seiner Mitbürger bahnen mußte. Zwar jene berufene Schlacht bey Actium war das entscheidende Verdienst, das ihm die Oberherrschaft Roms, und der Welt in die Hände spielte. Ich will nichts von Agrippen und andern unver-

leichlichen Feldherrn reden, welche vielleicht siegen
hen zu haben, sein größter Sieg gewesen: wer wa
seine Feinde? Ein gezwungenes und aus verschie
n Theilen der Welt zusammengerafftes Volk: ein
ischer Römer, der die Tapferkeit der Scipionen bey
Weichlichkeiten Aegyptens verlernet hatte, und eine
lose Königinn, die ihren Anbeter in der Mitte des
echtes schändlich verließ. Wenn nun dieser Sieg
en Augen der Welt so schimmernd ist, wie viel herr
r muß uns nicht jener Sieg in die Augen leuchten,
unser höchstsel. Kaiser noch als Großherzog bey
nea erfochten! Es war nicht hier um die Oberherr
ft der Welt zu thun, die sich der Ueberwinder durch
erdrückung eines unabhängigen Volks in dem
hnsitze der Freyheit, zu Rom befestigen will, ein
enstand, der jedes ehrgeizige Gemüth in tausend
esgefahren hinreissen würde: nein unser junge Held
tet allein für das Erbe seiner Gemahlinn, für das
e seines Gutthäters, und die Sicherheit eines
ks, dessen Liebe ihn weit mehr als Reiche
e rc.„

Wir wollen dieser nur noch eine einzige Stelle
ügen, wo von den Schutze, den der Kaiser den
ssenschaften angedeihen lassen, geredet wird.
gust schützte die Wissenschaften, und wenn hat ih
unser große Kaiser seinen Schutz versaget? Ihr
ren Künste, die ihr das Lob euers Octavians so
ich erhoben, und durch die lange Reihe so vieler
rhunderte bis zu unsern Zeiten herab gebracht habt,
fodere ich eure Dankbarkeit, ihr seyd euerm Au
nicht minder schuldig. Er hat euch in eurem Lieb
slande Toscana mit so vielen Freyheiten begabt,
solchen Belohnungen aufgemuntert, mit solcher Huld
äzet, daß ihr nie schöner geblühet, saget vielmehr,

nie völlig geherrschet habet. Du Meisterinn der Zeiten, und das einzige Licht in den Finsternissen der vergangenen Jahre, ewige Geschichte! Du bist es verpflichtet, sein Gedächtniß bey der letzten Nachwelt zu verewigen. Seinen unermüdeten Sorgen und seiner kaiserlichen Großmuth hast du es zu verdanken, daß Er unsern Zeiten, alle Merkwürdigkeiten des Alterthums, alle Perioden, Könige und Selbstherrscher der entferntesten Jahrhunderte, alle seltsamen und kostbaren Stücke der Städte und Völker, und jene allen Werth übersteigende Folge der Kaiser, von Karl dem Großen bis zu seinen ruhmvollen Tagen, in den ächtesten Münzen gesammelt und aufgedecket hat. Du Räthsel der finstern Jahrhunderte, und Schmuck unserer Zeiten, unerschöpfliche Naturkunde, zeige uns einen Monarchen aus allen Weltaltern, dem Du mehr bekannt, oder verbunden wärest! Er hat alle Reiche der Natur durchforschet, alle Wunder ausgespüret, und alle Seltenheiten aus den entlegensten Gegenden eingehohlet. Dieser neue Salomon hat uns alle Pflanzen der Welt in einem Garten gezeiget, auf seinen Wink zogen sich die fremdesten Thiere und Bäume in unsre Himmelsgegend, und von ihm geschützet blühten hier Ahorn und Palmen, wie in ihrer Mutterschooße. Nur Ihm kann man diese ausserordentliche Lobrede machen, daß wer seine verschiedene Sammlungen gesehen, der habe alles gesehen, was die ältesten Zeiten Unbekanntes, was die Natur Prächtiges und die Welt Seltnes haben. Du himmlische Wissenschaft der Sternsehekunst, wann wirst du ein Gestirn nach Seinem Namen nennen? War jemals eine seltenere Erscheinung, eine wichtigere Beobachtung, oder ein neuer Auftritt in dem unendlichen Raume des Himmels, wo er Sich nicht auf deinen unersteiglichen Warten gezeiget hätte? Seine Wißbegierde

macht

it dir Ehre. Seine Uebung und Anwendung adelt
ie Arbeiten, und seine Gegenwart ist Dir die merk-
digste Erscheinung gewesen. Ihr Wissenschaften alle,
hr aus dem Staube der Verlegenheit herausgehoben,
nicht nur euern Wohnsitz, sondern Tempel habet,
t für die Unsterblichkeit jenes Namens, der mit dem
nen eures Schutzgottes vereinet, euch von allen Sei-
:ures Athenäums belebet und beschützet, und verkün-
es den unbilligen Anbetern des Alterthums, wie
fältig, wie allgemein unser August sich euere Auf-
ne und Erhaltung ließ angelegen seyn." — Die Kri-
wird vielleicht einige unbestimmte Ausdrücke ta-
, die der Verfasser bey einer sorgfältigern Prü-
g gewiß selbst bemerket haben würde. So schei-
der Gegensatz, „die Wissenschaften haben nie schö-
geblühet, „ oder vielmehr nie völler geherrschet,„
ch zu seyn, weil in dem Gegensatz „mit Bezie-
ig auf die Blüte stehen sollte," oder vielmehr, nie
ere Früchte getragen: Eben so schicken sich in der
ge, die Wörter sammeln und aufdecken nicht
den Perioden, Königen und Selbstherrschern
unersteigliche Warten würden auch von dem
iser nicht haben erstiegen werden können. Der
aub der Verlegenheit ist fremd, so gut man
h der Staub der Niedrigkeit sagen kann: allein
kennen den Herrn Verfasser schon aus andern
nen Werken des Witzes zu gut, als daß wir
he Fehler nicht blos auf Rechnung der Uebereí-
g schreiben sollten.

Wir müssen noch ein paar Gedichte vom Hrn.
Sonnenfels auf diesen Tod erwähnen; aus de-
ren

ren einstern wir eine vorzüglich schöne Stelle unsern Lesern nicht mißgönnen können: es ist eine Rede an des itzigen Kaisers Majestät, die er seinem verstorbenen Vater, den er als Schutzgeist Germaniens erscheinen läßt, in den Mund legt;

Er ist nicht mehr! so tönt das Klaggeschrey
Germaniens, das nun auf Dich den Blick
O Joseph kehrt, und den entrissenen
Nicht ganz entrissen schätzt, weil Du ihm folgst.
Erfülle nun die Hoffnung Deines Volks!
Es hoffet viel, es fodert viel von Dir,
Dem Sohne Franzens und Theresiens.

Wie? welch ein feyerliches Licht
Umfließt den Erdenball? es öffnet sich
Der Seligkeiten Sitz — er steigt herab
Zum Genius Germaniens verklärt,
Um den Du trauerst — horch! er ruft Dir zu!

„Herrsch über Bürger die nicht Knechte sind!
„In ihren Herzen gründe Deine Macht!
„Erwirb Gehorsam Dir, nicht durch die Furcht,
„Durch Weisheit der Gesetz erwirb sie Dir!
„Es strafe, der Dir nicht gehorcht, sich selbst!
„Laß jeden Tropfen Bluts Dir heilig seyn!
„Du zählst dem Herrn der Könige sie einst
„In seine Hand, woraus Du sie empfiengst.
„Verschwende nicht der Unterthanen Gut!
„Es ist nicht Dein! es ist ihr Eigenthum:
„Dieß zu beschützen ist der Fürsten Pflicht.
„Es segne Dich der Landmann bey dem Pflug,
„Der einst bey einer unverdorbnen Welt,
„Selbst königliche Hände nicht entehrt.

„Durch

„Durch Dich geschätzt, erheb die Handlung sich!
„Der Ueberfluß folgt ihren Schritten nach:
„Den Wissenschaften hold, befördre die,
„Durch deren Licht der Menschheit Wohlstand wächst!
„Versage Schmeichlern stets — der Wahrheit nie
„Den Zutritt zu dem Thron! Ehr Tugenden
„Im Kittel! — Strafe Laster im Pallast.
„Der Unschuld Stimm verstumme nie vor Dir,
„Die Ungerechtigkeit scheu Deinen Blick!
„Nicht niederträchtige Gefälligkeit,
„Verdienst empfehle Dir die Lieblinge —
„Sie seyn zugleich die Lieblinge des Volks! —

„Erfüllst Du Deiner Abkunft würdig, so
„Des Thrones eigene Bestimmung; Sohn!
„Dann lohne Dir die königliche Lust,
„Der Bürger blühend Wohl durch Dich gegründet,
„Und innre Ueberzeugung: Du verdienst
„Den unverstellten Ruf der Deinigen,
„Wann Väter wünschen, ihrer Enkel Jahre
„Verkürzt, und Deinen Jahren zugelegt.
„Und wann Du einst, der Sterblichkeit entrückt,
„An meiner Seit den Lohn empfängst, so sey
„Der Schmerz des Volks, das um Dich weint, wie itzt
„Um mich, die prächtigste Lobrede Dir —

as 2te führet den Titel: Das Gesicht des
ns Sela Haschemesch, das er gesehen hat
Franzen den Ersten, Römischen Kaiser.
müssen zwar gestehen, daß uns diese Erdich-
nach orientalischem Geschmack zu der Absicht ei-
nes

nes solchen Gedichts nicht gefallen will, indem uns der petit Prophete de Boemishbroda und andere solche Werkchen dabey eingefallen sind, wir auch diesen Geschmack gern von unsrer deutschen Dichtkunst entfernt wissen möchten; daß uns ferner die beständige Wiederholung des Verbindungswörtleins und nebst der Versetzung der Wörter mehr ein Fehler der biblischen Uebersetzungen, als ein charakterisches Zeichen der orientalischen Poesie zu seyn scheint: inzwischen leuchtet doch ein Dichter hervor, der den übrigen Charakter dieser Art von Dichtkunst durch hohe und glänzende Metaphern wohl zu beobachten gewußt: Der Dichter sieht Gott, wie er die Seelen der Fürsten wäget:

Sieh! ich ward erhoben über die Berge Gottes, und ich schwebte zwischen den Himmeln und der Erde, und ich ward getragen von einer unsichtbaren Hand.

Und ich sah den Erdenball unter mir, einen Punkt in ungemessenem Raume, und ich sah ihn nicht mehr; und ich wandelte zwischen Sonnen, und kam zum Throne des Ewigen, und ich fiel auf mein Angesicht nieder, und betete an, und zehntausendmal zehntausend mit mir.

Und zu den Füssen des Throns war ein güldner Altar, und von dem Altare rauchte empor das Gebet der Heiligen, und das Seufzen der leidenden Tugend, und Vergebung, und Erbarmen der Menschenkinder, und dankbares Stammeln der Unschuld, dem Ewigen ein süßer Geruch.

Und der Thron war in furchtbare Dämmerung gehüllet, und feyerliche Stille herrschte um denselben: und die Seraphim sangen nicht ihr ewiges Hallelujah.

Aber

Aber die rollenden Donner verkündigten Jehovah
er Dämmerung; und seine Blitze fuhren umher, und
jörte: und wie das Brüllen der Wogen, die an Fel-
zerschellen, und wie das Rauschen des mitternächt-
n Sturmes in dem Eichwalde Ephraims war seine
mme.

Und es stürzte Schrecken über mich, und kein Odem
in mir: und ich lag auf meinem Antlitze schaudernd
kraftlos, und erkühnte mich nicht aufzublicken zu dem
rheiligsten.

Da ward ich berühret von einer Hand, und eine
'e-Stimme, wie das Wehen der Mittagsluft in den
gängen Eden, lispelte mir Stärke zu: und mein Geist
zurücke, und ich stund auf meinen Füssen, und ich
b mein Angesicht und sah:

Er saß in schreckbarer Herrlichkeit auf dem Throne,
ist, und ein Regenbogen war über seinem Haupte
gespannet; und die vorübergehende Sonne milderte
Glanz seines Angesichts, und sein Fuß stand auf
end Welten.

Und eine güldne Wage war in seiner Rechten; und
ielt die Linke hoch empor, und die Vesten des Ab-
des erbebten, und es erschallte eine Stimme: Er
den Königen Gericht, der Richter der Welt.

Und alsobald traten vor das Angesicht des Rich-
glänzende Schaaren: und ihre Gestalt war gleich
Jünglingen, die von Weibern geboren werden; und
waren bekleidet mit der Morgenröthe, und hatten
en auf ihren Häuptern, und Gefäße in ihren Hän-
auf denen gezeichnet waren die Namen der Fürsten
Mächtigen der Erden.

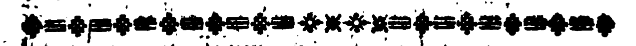
Und in den Gefäßen werden gesammelt die Ver-
e der Fürsten, und das Gute, das sie bringen über

die

die Völker, über welche sie der Herr verordnet hat, zu wachen und gegeben in ihre Hand das Recht und Gerechtigkeit und das Leben.

Und es trat herbey, der da hielt das Gefäß, das bezeichnet war mit dem Namen Franzens des I. ꝛc.

Das Gedichte geht in diesem Tone bis ans Ende fort, und man wird dem Verfasser ein poetisches Genie nicht absprechen können? der Gedanke: die vorübergehende Sonne milderte den Glanz seines Angesichts, scheint uns den Glanz der Herrlichkeit Gottes auf das erhabenste auszudrücken.



VI.

Vermischte Nachrichten.

Erzählungen zum Scherz und Warnung entworfen von J. C. A. London 1765. (80 S.) Diese Erzählungen sehen völlig den Büchelchen gleich, die man vormals unter den Titel: Seltsame und kurzweilige Histörchen häufig herausgab: der Verfasser hätte sie mit gutem Rechte auch nugas canoras, gereimte Possen nennen können. Er scheint eine gute Gabe zu haben, lustige Schwenke aufzulesen und sie schnackisch zu erzählen, und wir zweifeln nicht, daß er unter rohen Studentenbrüdern, die er hin und wieder so natürlich beschreibt, schon etwas kann zu lachen machen:

Sie taumeln itzt auf stiller Gasse
Und geben ihr Anathema,

Rd,

Neid, Lästersucht und Menschenhasse,
In ihnen steht das Bild der Nächstenliebe da!
Hier ist Parmenio so gut wie Alexander,
Herr Doctor Schwein nichts mehr, als Meister Lüderlich.
Man hält den Strauchelnden, und alle hängen sich
Wie Froschgerecke aneinander.

Wir wollen nur eine kleine Probe von des Verf. ...e zu erzählen, wie sie uns in die Augen fällt, ...tzen: Der kritische Bauer.

Ein Bauer sah zu Hulst an einem Haus ein Schild
Und fand darauf ein Roß mit Aufputz abgebildt,
Und las daran: Allhier sind Pferde zu verleihen,
In gleicher Reihe stand die Jahrzahl beygefügt.
Hum, knurret Michel Klotz: Das sind doch Prahlereyen!
So lügt ihr Bürgervolk! Ihr Bürgervolk, so lügt!
Da will ich meinen Hals verwetten!
Hier Pferde, siebzehnhundert Stück!
Das möcht ich sehn auf einen Blick,
Wo die hier alle Stallung hätten.

Verfasser hat eine leichte Versification, und ...iner bessern Anwendung würde seine Muse noch eine Aufmunterung verdienen.

Briefe, der Lady Juliette Catesby an ...y Henriette Ihre Freundinn. Aus dem ...nzösischen übersetzt. Pirmasens, gedruckt ... Gustav Rost. Wir kündigen in dieser Ueber...ig einen Mann an, der seiner Muttersprache ei... ganz neuen Schwung zu geben denkt: denn

das er dieß in Willens hat, ist offenbar. Wir erhielten bey der ersten Erscheinung der Briefe des Catesby eine Uebersetzung aus der Weidemannischen Handlung in Leipzig, die auch der Sammlung von Frauenzimmerbriefen eingerückt ist, und die wir für schön, natürlich und leicht hielten: der neue Uebersetzer aber muß davon ganz anders urtheilen, weil er sich die Mühe noch einmal gegeben hat. In der That ist er so original, daß wir nicht anders glauben können, als daß er mit an dem babylonischen Thurme gebauet habe. Der Seltenheit wegen müssen wir doch ein Pröbchen davon anführen, wenn etwan jemand unter uns Lust hätte, diesen neuen galanten Styl nachzuahmen. Wir dürfen nur von der ersten Zeile anfangen abzuschreiben, und um zu zeigen, wie der Verfasser redet, wenn er nicht übersetzet: so folget seine Zueignungsschrift.

G . . . F . . .!

Man will wissen, daß die längst entseelte Schriftsteller bereits die entworfene Gedanken ihren Freunden zugeeignet (*). Ew. G... lassen mir die Gerechtigkeit wiederfahren, daß auf denen folgenden Blättern Befindliche vor meine Uebersetzung zu erkennen. Dero Güte ist es, welche mir das Urbild anvertrauet. Dieser nämlichen Gesinnung verdanke die Erlaubniß, meine erstere Bogen am 15. J . . . 176 . . ablesen zu dörfen. Erhalten Sie mir die Gnade U . . D . ., auch V . . G . ., entziehen

*) Oe . . d. M . . . d. V . . . T. V . . . Les Grecs & les Romains addressoient leurs ouvrages, sans la vaine formule d'un Compliment, à leurs amis & aux Maîtres de l'art.

‍n Sie mir nie Dero schätzbare Gewogenheit, so wird der Eifer meiner Wünsche vervielfältigen, in Anru- des Himmels um Dero Erhaltung. Dieser gebe o schönen Augen zu einer Ihnen beliebigen Stunde n Gemahl, der des besten Herzens würdig.„

e. a. e.

Wir hoffen, daß das Gnädige Fräul-- (bey : hätten wir uns verleiten lassen, die geheim- vollen Punkte zu enträzeln!) ihm die Gerech- eit wird wiederfahren lassen, diese Ueber- ng für die Seinige zu erkennen: (und wie t, da er sich nicht genannt hat, möchte es einem eizigen Schriftsteller einfallen, sich für den Ue- ßer auszugeben!) es möchten sich sonst ihre nen Augen um den Gemahl zur selbstbelie- n Stunde sehr leicht bringen: und wie lau- enn diese Uebersetzung? hier ist der Anfang des n Briefs:

„In vollem Trabe sechs starker Pferde, mit wohl- ordneter Unterlegung, der Art einer Eilfertigkeit, daß ich sehr geschwind reise, begleitend von Leuten, welche mich wenig bekümmere, begebe mich zu an- nach welchen ganz nichts frage.„ —— Glückliche e, Herr Uebersetzer! es schüttelt uns so sehr, wir weiter nicht mitfahren mögen.

Versuch eines Anhangs zu den Rabneri- Satyren. Frankfurth und Leipzig, 1765. . S.) Dieß ist eine ganz neue Art vom Ver- , sich an berühmte Schriftsteller anzuhängen, offnung, daß sie uns mit zur Unsterblichkeit schlep- ollen, oder sie wieder zurückzuziehen: aller Ver-

 muthung

muthung nach wird dem Herrn Versucher keines von beyden glücken. Er mag es aber auch wohl in der Folge gemerkt haben, denn anstatt sich anzuhängen, hockt er andern Schriftstellern in Uebersetzungen auf und läßt sich hinter her tragen: er verwandelt also auch den Titel über seine Arbeiten und nennet sie: Den neuesten Zuschauer nach dem Geschmack Rabners und Swifts. Ob diese Uebersetzungen schlecht oder gut sind, darum haben wir uns weiter nicht bekümmert, und eben so wenig haben wir Lust gehabt, die Recension, die er den Kunstrichtern, als einen Stoff zur Ausfüllung einer halben Seite, über sich selbst an die Hand giebt, abzuschreiben: denn wir haben schon viel zu viel davon gesagt.

Leipzig. Bey Crusius sind zu haben Contes moraux, par M. Marmontel. 3 Vols. avec figures. Wir zeigen diesen Nachdruck nach der vollständigsten Pariser Ausgabe hauptsächlich wegen des schönen Nachstichs der Gravelottischen Kupfer an, die die beyden Herrn Crusiusse zu Verfassern haben. Es sind ihrer, ausser dem Titelkupfer und dem Bildnisse des Herrn M., so viel als Erzählungen, und ohne die beygesetzten Namen wird es schwer seyn, sie vom Originale zu unterscheiden.

Der Patriot, ein Vorspiel am Friedrichstage aufgeführet mit dem Codrus. Leipzig, bey Rumpf. (3 Bogen). Dieses Vorspiel hat Vorzüge, deren sich wenige rühmen können; es sind nicht versus inopes rerum, oder Glückwünsche, die ein paar allegorische Personen aushauchen: Der Herr Verfasser hat würkliche Personen eingeführet: im

Auftritte erscheinet ein Patriot, der über den
n Charakter des Patriotismus nachdenket:

riotismus, nein! was auch der Leichtsinn spricht,
fühle deine Macht, du bist kein leer Gedicht,
1 Traum der Phantasie — Erniedrigt und verachtet
der, der nach dem Ruhm dich zu verläugnen
trachtet,
ankbar einen Staat, der ihn wohlthätig nähret,
durch ihn die Natur und Welt und Gott entehrt.
geb es zu, daß oft, wenn sie ihn auch nicht fühlte,
deinem Edelmuth die falsche Staatskunst spielte.
trug ein Bösewicht, von Eifersucht entbrannt,
aufgebrachten Staat die Fackel in der Hand,
schwur beym Dolch, den er ins Blut von Bür-
gern tauchte,
m Tempel und Altar, der im Ruin noch rauchte;
n jugendlicher Stolz und kühner Hochverrath
Eifer für die Welt und Liebe für den Staat;
rf Fürsten von dem Thron und um es zu erretten,
freygebornes Volk tyrannisch in die Ketten. —

Patriotismus gehört nicht Stärke und Macht.

ich nicht, um groß zu seyn, fehlt Reichthum mir
und Macht —
läugne sichern Stolz, entsage leerer Pracht,
zu der Einfalt dich von deinen Vätern nieder,
für dein Vaterland und stirb für deine Brüder,
wisse, niemand ist so klein in einem Staat,
dient als Patriot durch Eifer und durch Rath.
Macht der Nation beruht nicht in Galeeren,
siegenden Armeen, die Süd und West verheeren,
sind Eroberer der sichern Macht Ruin,
stürzen mit dem Staat, den sie erweitern, hin.

Was hilfts? daß, Hannibal, vor dir die Alpe zittert,
Und Cäsars Legion die Gallier erschüttert.
Wer Fluch in Länder trägt, und Fluch auf sein Geschlecht,
Und wär er Herr der Welt, ist auch im Purpur Knecht.

Des Patrioten Gedanken führen ihn natürlich auf das Glück der Sachsen unter der itzigen gesegneten Regierung. Im 2ten Auftritte kömmt ein Freund der Künste: dieser verlangt des Patrioten Gedanken über die Gelehrsamkeit, über die Künste:

So lange, sagt der Patriot, jede Kunst nicht aus den Schranken weicht,
Von ihr kein tödtend Gift in unsre Sitten schleicht,
So lange sie nicht Gott und die Vernunft beleidigt,
Wird sie von mir geliebt, und, hab ich Macht, vertheidigt.
Doch hebt sie sich zu stolz, spricht sie Gesetzen Hohn,
Hält sie sich rührender als die Religion,
Benimmt sie uns den Muth zu glücklichern Geschäfften,
Und schmeichelt sie das Herz, es heimlich zu entkräften,
Ist sie nichts als ein Spiel beym lachenden Pokal;
So haß ich sie zum Ruhm der höheren Moral.

Der Freund der Künste suchet dem Patrioten die Schaubühne zu empfehlen, und meldet zwo Schauspielerinnen eine tragische und eine komische, die sich seinen Schutz erbitten: sie werden vorgelassen, jede erkläret den Innhalt ihrer Kunst und die Absicht derselbigen, und, was dieser Scene eine besondere Lebhaftigkeit giebt, erläutert sie durch Beyspiele, die so gleich

in Handlung gebracht werden. Z. E. die tra-
Schauspielerinn will dem Patrioten zeigen,

: ein verruchtes Herz, wenn es nach Rache lüstet,
) selbst, sein Vaterland, sein eignes Haus ver-
wüstet!

ählt das Beyspiel der Medea:

k eine Königinn, von ihrer Majestät
iedrigt, aufgebracht, von dem Gemahl verschmäht,
grausam von Natur; die Rache zu vollstrecken,
kt sie mit Grimm umher, und waffnet sich mit
Schrecken.
ihren Füßen flehn zwey Kinder — ihr zur Quaal
sie in jedem Zug den schrecklichen Gemahl.
ttre! der Entschluß ist furchtbar; doch verehre
Kunst, sieh die Natur in der Medee, und höre:
lächelt? führt sie weg; denn dieser stumme Blick
rchbohrt mein Herz — doch nein, gehorcht —
bringt sie zurück,
will sie tödten! — Sie? — ja, dieß elende
Leben,
glückliche Geburt, wer hät es dir gegeben?
Jason, ein Barbar — stirb, lehr den Bösewicht,
ß man nicht ungestraft Medeens Fessel bricht.
ch ach! Natur! Natur! vor wem soll ich erröthen?
n, ich will den Gemahl in seinen Kindern
tödten! —
s wankst du Dolch? vor wem erzitterst du mein
Herz?
vor dir selber — Gott, welch ein geheimer
Schmerz!
die ich sie gebahr, an dieser Brust sie nährte,
soll sie tödten? — ja! — denn der, der mich
entehrte,
Jason, ein Barbar, ihr Vater x.

Die komische Schauspielerinn versicht nun auch ihre Sache vor dem Patrioten: auch sie lehret durch Beyspiele —

Herr Jourdain, der durch Glück zwo Tonnen Golds gewann,
Erkauft ein Marquisat, und wird ein Edelmann,
Trägt seinem Schneider auf, ihn zum Marquis zu kleiden
Und wird in seiner Hand beredt und unbescheiden,
Ein Thor als Vater, und ein Thor als Ehgemahl
Verzehrt er bürgerlich sein adlich Kapital.
Ich nehm Herr Jourdain, und entlehne seine Mine,
Da steht er, wie er lebt, auf Molierens Bühne
Und schwört beym Federhut, den er seit gestern trug:
Jourdain — du siehsts wohl ein — Jourdain, du bist nicht klug.

Man kann leicht denken, daß der Patriot einer so angenehmen Kunst nicht seinen Beyfall versagen werde; inzwischen sagt er ihnen auch die Einschränkungen, unter denen er sie billiget. Wir würden ein Mißtrauen in den Geschmack der Leser verrathen, wenn wir ihnen erst die angeführten Stellen als schön anpreisen wollten. Wer wird nicht mit uns wünschen, daß der Herr Prof. Clodius, der die Kenntniß der Alten so glücklich mit den Neuern zu verbinden weiß, sich selbst an die Schaubühne wagen, und ihr den Verlust, den sie durch den Tod der Schlegel und Cronegke erlitten, und er gelegentlich in diesem Vorspiele beklaget, ersetzen möge.

Lebens-

bensbeschreibung Herrn Johann-Elias Riedingers in Augspurg.

Dieser brave Künstler ist in Ulm im Jahre 98. den 16ten Febr. geboren, und sein Vater, in der Schreiberey, auch sehr geschickt in erfertigung artiger und künstlicher Figuren, i Personen, Pferden, Hunden und andern Thie- war *), ließ nichts an seiner Erziehung fehlen, und mete ihn wegen seiner geäußerten Fähigkeit, den udien, wie er es dann in der lateinischen Spra- zu einer großen Fertigkeit brachte, aber auf ein- l entschloß er sich, dem Triebe zur Malerey zu gen und sein Glück bey dieser Kunst zu suchen. ine Freunde suchten ihn zwar wegen der wenigen htung, in der die Künste daselbst stunden, zu- k zu halten; allein sein Vater unterstützte seine gierde, und übergab ihn im 14ten Jahre seines Alters

*) Sie waren 6 bis 7 Zoll hoch, wohl gezeichnet, und die Pferde nach verschiednen Stellungen, mit natürlichen Vorder- und Hinterzeug auch Decken versehen, und so sauber von einer schönen Zusammensetzung, als ob sie poußirt wären, doch waren sie in meßingnen Formen gedruckt. Ein Augspurger Bürger ließ bey 300 Stück von ihm, nachdem er sich hieher gezogen, verfertigen, worunter sich ganze Compagnien von Cüraßier, Dragoner und Husaren sammt völliger Feld-Equipage, mit Kutschen, Sänften, Proviantwagen rc. befanden, nur schade daß die Materie nicht dauerhaft, sondern den Mälben und Würmern unterworfen war! Es war keine Kleinigkeit, sondern nach der Kunst gearbeitete Sache, so sich auf tausend Gulden belief. Nachgehends kamen die meisten nach Venedig.

Alters einem in Ulm wohnenden guten Maler, Christoph Resch, in die Lehre; weil aber der Meister in Ermanglung guter Arbeiten sich zu allerhand niederträchtigen Geschäfften, als Fassen, Anstreichen, Wachsmahlen herablassen mußte, so wurde der junge Mensch durch eben so schlechte Arbeiten in seinem Eifer gehindert und versäumet; doch gewann er von einer andern Seite von seinem Lehrmeister, der gute Einsichten in allen Theilen der Mathematik besaß, und er brachte ihm so wohl in der Geometrie, Architectur und Perspectiv, als auch andern dahin einschlagenden Wissenschaften richtige Begriffe bey, deren Nutzen er erst bey mehrern Jahren recht kennen lernete. Zu einer Zeit erkaufte sein Lehrherr die Sandrartischen akademischen Werke, wollte aber seine Frau solches nicht wissen lassen, und verabredete mit seinem Lehrlinge, selbige heimlich in das Haus zu bringen, mit Versprechung daß er alle Morgens von 5 bis 7 Uhr in einem verschlossenen Zimmer darinn lesen dürfte, welches treffliche und voll Kunstfeuer angefüllte Buch aber, die Begierde des jungen Menschen auf solche Art anflammten, daß er seinen geringen Fortgang, und die bey diesem Künstler mangelnde Gelegenheit betrübt einsah, und auf den kühnen Entschluß verfiel, heimlich nach Italien zu gehen. Seinen Gedanken nach brauchte er hierzu sehr wenig, und da sein Lehrmeister ihm einen Sparpfennig von zugefallnen Trinkgeldern gesammlet, so hatte er schon Hammer und Steineisen in Händen sich dessen zu bemächtigen. Nur seine zärtliche Denkungsart hielt ihn noch zu-

rück;

k: er suchte also ein ander Mittel. Man er-
ubte ihm jährlich einen Spatziergang zu einem
eund, etliche Stunden von Ulm, und da er zu
Zeit kurz vorhero einige 30 Kreuzer von jemand
Farben und Pinsel geschenkt bekommen, so glaubte
sich schon im Stande zu seyn, die Reise nach
alien anzutreten; legte auch würklich einige Stun-
zurück: hier nöthigte ihn der Hunger, um sich
einer Herberge eine Suppe machen zu lassen, als
aber der Wirth auch Fleisch darzu brachte, und
e Zeche von 12 Kreuzer machte, so fand er erst,
man zu einer solchen Reise mehr brauche, um
ht zu verhungern: er war also noch einmal genö-
get, den Weg nach Ulm zurück zu nehmen, und
Verlangen zu unterdrücken.

Als nun seine Lehrzeit zu Ende war, und ihm
Herr frey sprach, um nach Gewohnheit einen
gen tragen zu dürfen, so preßte solches dem jun-
Maler Thränen aus, und er beklagte sich öffent-
, daß er dieß Ehrenzeichen nicht verdiene, weil
nicht so viel gelernt habe, sich als einen wahren
nstler zeigen zu können; seinen Lehrherrn verdroß
es, und er bedeutete ihn, hin zu gehen, wo
mehr lernen könne.

Seine Umstände nöthigten ihn also in Aug-
rg bey einem zünftigen Maler, Herr Johann
ich, (welcher auf Hamiltonische Art Düsteln,
hlangen, Vögel, Insekten u. s. w. malte) und
hgehends bey einem andern, welcher bischöflicher
ler und Verguldер war, in Dienste zu treten:
r auch hier fand er seine Erwartungen nicht er-
füllet,

füllet, außer daß er Gelegenheit hatte, zuweilen etwas Gutes zu kopiren. Einsmals sollte der Hofmaler einen Staatswagen malen, worzu er einen Riß machen mußte, aber des jungen Ridingers Modell wurde vorgezogen, und zum Vergnügen des damaligen Oberhofmarschalls, Herrn Grafen von Vollheim, verfertigt.

Da ihm nun seine Neigung besonders zu Zeichnung und Malung von Pferden und Thieren überhaupt führte, so machte er schon hier den Anfang mit Verfertigung verschiedner artiger Stücke, welche ihn auch bey dem damaligen in Regenspurg befindlichen churbrandenburgischen Comitialgesandten, Herrn Grafen von Metternich, empfahlen, (hierzu kam die besondere Unterstützung seines lieben und unvergeßlichen Freundes des berühmten Portraitmalers, Gabriel Spitzel, welcher den Grafen eben malte, als die eingesandten Probestücke anlangten;) der Graf ließ ihn zu sich kommen, und hier hatte Herr Riedinger schöne Gelegenheit, seinem Hange zu folgen, indem er sich die Reitschule und Jägerey so wohl zu Nutz machte, daß als er nach drey Jahren wieder zurück kam, alle Kenner die große Fähigkeit bewunderten, die er in so kurzer Zeit sowohl in historischen Figuren als Thierstücken erlangt hatte: besonders malte er 2 große Stücke für Hrn. Joh. Daniel Herz, wovon eines einen Viehmarkt, das andere eine Pferdeweyde vorstellte, mit vielem Verstand und Geschicklichkeit; doch dünkte er sich nicht zu groß zu seyn, von dem damals lebenden Herrn Georg Philipp Rugendas, berühmten

Batail-

Bataillenmaler noch mehr Unterricht anzunehmen. Einige Jahre darnach, die er in dem rühmlichen Fleiße und beständiger Besuchung der Malerakademie zugebracht, verheyrathete er sich 1723 mit der Wittwe des verstorbenen Johannes Saiters, Portraits- und Historienmalers, Fr. Jakobina Zürcle. Diese hatte bereits von ihrem ersten Manne einen Sohn und eine Tochter, deren er sich als ein leiblicher Vater annahm. Die Tochter, die sich mit einem Kattunfabrikanten verbunden, war eine geschickte Zeichnerinn. Der Sohn, Johann Gottfried Saiter, hatte es aber durch dessen Unterricht so weit gebracht, daß er als ein sehr geschickter Kupferstecher nach Italien gieng, und besonders in Florenz vortreffliche Stücke verfertigte, auch nach 14 jährigem Aufenthalte daselbst, wie auch zu Rom und Venedig, sich seit einigen Jahren wieder in Augsburg befindet, und mit vielem Ruhme in der Kupferstecherkunst arbeitet, besonders wenn er seinem eigenen Geschmack folgen kann; auch malt er zuweilen mit Oelfarben eigne Erfindungen.

Er selbst mußte unter diesen Umständen die vorgehabte Reise nach Italien um so vielmehr aufgeben, da sich seine Geschäffte sowohl im Malen als Zeichnen für dasige Verleger *), Goldschmiede **) und Kunstlieb-

*) In allen guten Kunstverlägen sind Stücke von ihm zu finden.

**) Zu der großen Silberarbeit, so an den Königl. Preußischen Hof im Jahre 1724 allhier gemacht wurde, zeichnete er die Figuren zu den Wandleuchtern und Tischen ꝛc. so die 12 Röm. Kaiser und Götterwagen, fast halb Lebensgröße vorstellten.

liebhaber vermehrte. Sein Fleiß war so wohl in der Kunst als in den schönen Wissenschaften unermüdet. Selbst die Nacht ließ er nach dem Runden oder Antiken zeichnen, wie denn der Verf. dieser Nachricht selbst einen Winter lang das Glück seines Unterrichts genossen hat. Er legte sich auch auf das Radiren in Kupfer, und wie weit er es darinn gebracht, zeiget das Verzeichniß von dessen vortrefflichen Blättern.

In Betrachtung dieser Kunst so wohl, als seiner Malereyen und Zeichnungen, wird ihm niemand den Ruhm eines großen Meisters streitig machen können, eines Künstlers, welchen Italien, Frankreich und Deutschland samt den Niederlanden in dieser seiner ganz eigenen Sache der Thiere, Pferde- und Jagdstücke, auf solche Art bishero nicht aufweisen können: der irrige Schluß fällt also auch in Herrn Riedingers Person weg, wenn man glaubt, es könne kein Künstler groß werden wenn er nicht in Italien studiret habe, und man kann mit Recht auch auf ihn anwenden, was unser vortrefflicher Landsmann in Paris, Herr Wille, in seinem Briefe an Herrn Fuißli in Zürch schreibt: „Ich bewundere Sie mehr, da Sie es (Italien) nicht gesehen „haben, und so groß geworden sind, als ich Sie „bewundern würde, wenn sie es gesehen hätten, und „größer geworden wären; die Schwürigkeiten, wel„che sie in ihrem Vaterlande angetroffen, überwie„gen die Schwürigkeiten der römischen Maler un„endlich.„

Daß ich aber eben nicht zu viel gesagt, getraue ich mir allezeit zu beweisen, da ich unter allen

Sammlungen von französischen, niederländischen, wälschen und deutschen Kupferstichen, deren ich eine große Menge gesehen, keine von dieser Art der Thiere gefunden, welche der Künstler nicht nur erfunden und zugleich in Kupfer gestochen, sondern auch als Autor eine vorzügliche Beschreibung darzu gemacht hätte. Denn wenn man die Riedingerische Thierstücke mit Aufmerksamkeit betrachtet, so findet man nicht nur die natürliche Gestalt der Thiere nach ihrem Alter, Jahrszeiten und gewöhnlichen Stellungen in Licht und Schatten, sondern es zeigen sich auch die Arten der Haare des Balgs, der Federn in den verschiedenen Thierarten, ja der Glanz der Haare in den Vertiefungen und Runden der Körper selbst: Wie lebhaft zeigen sich die Affekten der Thiere in Stärke und Mattigkeit, in Geschwindigkeit und Trägheit, in Ruhe und Flucht, Furcht und Listigkeit, in Hitze und Brunst, in Zorn, Grimm und Wuth, in Schmerz und Todesangst! man besehe das Werk von 41 Blat, med. folio. Betrachtung der wilden Thiere, worzu der sel. Brokes die Verse gemacht, als auch zu Blat Thierkämpfen. Sollte ein Rubens seinen grimmigen Löwen und fangenden Leoparden in dem ersten Blat der Churfürstl. Sächsischen Dresdner Gallerie von Riedingers Hand und Verstand so schön nachgeahmt sehen, so würde er ihm gewiß Gerechtigkeit wiederfahren lassen, seinen Geist (auch in Vorstellung reissender Thiere) zu bewundern. Allein, nicht nur der Freund der Kunst sieht dieß mit Vergnügen, sondern ein jeder Liebhaber von Reiten und Jagen,

Jagen, findet in seinen Werken in Reiten, Bejagung, Behetzung und Fang der Thiere, in ihren Spuren und Fährden einen getreuen Unterricht; wie majestätisch sind auf einer andern Seite seine Portraits großer Herren zu Pferde, wie reizend und einsichtsvoll sein Paradies, wie sinnreich seine Fabeln, wie unterscheidend seine Nationalpferde, was für Kenntniß in der alten und neuen Historie, zeigen nicht die großen Blätter der Belagerung von Halicarnaß und Alexander des Großen Thaten, als auch der Untergang des Pharao im rothen Meere! Die Liebe zu dieser Art von Malerey, ich meyne der Thiere, äußerte sich schon in seiner frühen Jugend, indem er, ohne noch zu wissen warum? sein größtes Vergnügen bey öfterm Aufenthalte seiner Verwandten auf dem Lande fand, in Wäldern so groß als kleinem Wilde und Federviehe nachzuschleichen, um sie recht betrachten zu können, er setzte auch diese Beschäfftigung über seine männlichen Jahre hinaus fort, und hielt diese Stunden für die vergnügtesten seines Lebens. Seine Malereyen werden mit der Zeit sehr rar werden. Denn nach Verhältniß seines großen Fleißes in andern Werken hat er deren nicht gar viel verfertiget, seit einigen Jahren her aber gar keine. Sechs große Jagdstücke in der Breite, welche unter den letzten von dieser Art waren, sind nach Petersburg an den Hof, und 2 davon nach Zürch gekommen.

Ich würde fürchten müssen, seine Bescheidenheit zu beleidigen, wenn ich von seinen übrigen Verdiensten, seiner großen Belesenheit, Kenntniß in

Spra-

achen und Wissenschaften, gesitteter und guter
isart und übrigen moralischen Tugenden hinzu-
wollte.

Im Jahre 1757. wurde er Assessor des löbli-
Ehegerichts der Augspurgischen Confeßionsver-
iten, und 1759. Direktor der hiesigen Maler-
mie. Seine rühmlichen Eigenschaften, seine
ühungen, seine Werke der Kunst werden seinen
en bey der Welt unvergeßlich und seinem Va-
ide ewig theuer machen, und jeder Freund der
nd wird ihn mit uns ein glückliches und ruhi-
Alter wünschen. Er ist gegenwärtig in dem
n Jahre, und arbeitet an den 2 letzten Blättern
anmuthigen Paradieses.

Herr Riedinger hat das Vergnügen zween Söhne
ine Tochter zu haben, die beyden ersten widme-
h von Jugend auf der Kunst, und vermehren
Kunstverlag ihres Vaters. Der ältere, Mar-
tias, mit gestochener, der jüngere aber, Johann
, mit schwarzer Kunstarbeit; und belohnen
rch ihre gute Aufführung für seine sorgfältige
hung.

K.

Kunst- und Ehrengedächtniß Herrn Jo-
Holzers, weitberühmten und hochschätz-
Historien- und Frescomalers in Aug-
. Eben da wir im Begriffe waren das leben
braven Künstlers nebst des Herrn Riedingers
nach den uns gütigst mitgetheilten Nachrich-
liefern, erhielten wir dasselbe in obangezeig-
druckten Bogen. Wir glauben aber dem un-

geachtet, daß es nicht überflüßig seyn werde wenn wir es auch hier mittheilen, da dergleichen einzelne kleine Brochüren, theils in wenig Hände kommen, theils sich bald vergreifen und verlohren gehen. Hr. K. der Verfasser giebt in einem kleinen Vorberichte die Gründe an, die ihn zur Ausgabe desselbigen bewogen, und entschuldiget sich wegen seines Vortrags, welchen ihm jeder, dem mehr an wichtigen Nachrichten aus der Geschichte der Kunst, als an der bloßen Einkleidung gelegen ist, gern übersehen wird.

Johann Holzer, war zu Burgrieß, eine Viertelstunde von dem Kloster Marienberg, welches eine Tagereise von Meran in Tyrol liegt, 1709 geboren. Sein Vater war Klostermüller daselbst; er hatte also eine gleiche Abkunft mit Rembrandt und van der Werf. Wegen der Fähigkeiten, die er an seinem Sohne bemerkte, wollte er ihn dem Studiren widmen, und schickte ihn deswegen in gemeldetes Kloster: allein der ausserordentliche Trieb zur Zeichenkunst und Malerey verrieth sich gar bald; man glaubte demselben Einhalt zu thun, indem man ihm die Mittel zu Erkaufung der Farben benahm: er preßte aber Blumen und Kräuter aus, sammelte Blut, Kalk, Rothstein, Ofenruß und dergleichen, und bemalte Leinewand, Papier und Wände, so, daß endlich sein Vater sich entschloß, ihn seiner Neigung zu überlassen. Er brachte ihn in dieser Absicht zu einem Maler, unweit Meran, Niklas Auer, einem Schüler von Johann Georg Bergmiller. Bey diesem brachte er es in kurzem, theils

in

ignen Erfindungen, theils in andern Theilen
ist so weit, daß er nach den bestimmten Lehrjah
nach Straubing in Bayern von dem Maler
z verschrieben wurde, um die Kirche zu Ober-
ch zu malen, und zeigte hier unwidersprechlich,
ihn die Natur zum Künstler geschaffen habe.
r dar gieng er nach Augspurg zu einem Maler
lez in die Kost, wo er anfangs für sich malte:
Bergmiller, ein geschickter Historien- und Fresco-
r suchte bald bey seinen überhäuften Arbeiten ei-
Gehülfen auf, und Holzer ergriff diese Gelegenheit
desto begieriger, jemehr er seinen Talenten ein
eres Feld öffnete. Er blieb sechs Jahre bey ihm,
als Schüler, sondern als ein treuer Gefährde.
hrend dieser Zeit machten sie verschiedene Kir-
und andere Gebäude so wohl in frischen Kalk,
uch Altarblätter in Oel, die ihren beyderseiti-
Ruhm sehr vermehrten: auch radirte Holzer
Stück, so wohl nach eignen als Bergmillerischen
nungen auf Rembrandtische Beleuchtungsart,
: Geist und Geschmack, den er sich durch fleißi-
Studiren eines Rubens und van Dyck gebildet
. Da Bergmillers Wunsch, in ihm seinen
Schwiegersohn zu sehn durch einige Bedenklichkeit
einer Tochter fehl schlug, setzte er sich in Frey-
las und trieb fleißig die schönen Wissen-
ten, besuchte Gelehrte und Künstler, und be-
erte Augspurg binnen 4 Jahren mit den äusser-
sten Werken seiner Kunst, theils durch Fresco-
ilde an öffentlichen Gebäuden, theils durch Oel-
reyen; die schönen Zeichnungen ungerechnet.

Unter den ersten verdient vorzüglich das Wirthhaus zum Bauerntanze bemerkt zu werden. Der Platz war enge und unbequem; dem ungeachtet wußte er eine ganze Baurenhochzeit in Figuren über Lebensgröße mit so vielem Geist und Geschicklichkeit darauf zu ordnen, daß es noch heut zu Tage das Auge des Kenners reizt, wobey er zugleich ein kleines optisches Blendwerk anbrachte: denn da dieß Gebäude ein Eckhaus ist, an dem seit vielen Jahren ein Hirschkopf steht, so malte er nach dem Studio seines Freundes, des Herrn Ridingers, das Auge gegen die Ecke gerichtet, drey Hirsche zu einem Kopfe, so daß man von jeder Seite einen völligen Hirsche im Schuß und Sprunge sieht. Eben so viel Aufmerksamkeit verdient das Opfer Abrahams an dem Wagnerischen, itzt Probstischen Hause auf dem Weinmarkte, die Gränzgötter am Gasthofe zur goldenen Traube, zwo biblische Geschichte an dem Ruprechtischen Hause auf dem Brodmarkte, die vier Evangelisten an dem Lutzischen Hause gegen den Dom zu, vor dem Frauenthurme den Gasthof zu den 3 Kronen, an dem Klinker Stadtthurme ein treffliches Ecce homo über Lebensgröße: vor allen aber die Geschichte des Castor und Pollux an dem Pfefflischen, itzo Carlischen Hause gegen St. Ulrich gelegen, an dem man zweifelhaft wird, ob man die Anordnung und Zeichnung, oder die feine Haltung am meisten zu bewundern habe. In dem Gartensaale desselbigen Hauses verdienet auch das Deckenstück von ihm angezeiget zu werden.

Unter

Unter den Oelmalereyen sind vorzüglich von
zwey Altarblätter in der Dominikanerkirche,
ein Deckenstück, die Mercatur vorstellend, im
gerischen Kaufgewölbe zu bemerken. Verschie-
Privatpersonen, besonders Künstler und The-
erleger besitzen viele von dessen Erfindungen und
hnungen, grau in grau gemalt, und der Kupfer-
er und Miniaturmaler, Joh. Esaias Nilson hat
its einen Anfang gemacht, die Holzerischen
istwerke in seinem Verlag, in Kupfer gestochen
uszugeben. Dem Herrn Hieronymus Sper-
und dessen Frau, einer gebornen Hecklinn, die
durch Miniaturbilder bekannt gemacht, welche
e er seiner vorzüglichen Freundschaft würdigte,
te er den alten und neuen Menschen, zwey
ne Kabinetsstücken zum Andenken. Wie groß
: Stärke in Bildnissen gewesen, davon zeugen
Herrn Moehern, von Köpfisch, und die Bin-
und Bergmillerische Bildnisse.

An auswärtigen Orten malte er zu Barthen-
in Bayern die St. Antonienkirche: nach Eich-
t aber lieferte er in die dasige Jesuiterkirche ein
liches Altarblatt über die Worte: Tuum est
num et potentia et gloria, auch malte er da-
t den fürstlichen Gartensaal, und erhielt den
rakter als Bischöfflich-Eichstädtischer Hofmaler.
Vorzüglich aber fand er zu Kloster-Schwarzach
Franken am Mayn Gelegenheit, seine Kunst in
em Glanze zu zeigen. Er erhielt den Auftrag,
Kirche daselbst in Fresco zu malen, die bereits
t nur verschiedene Altarblätter von den berühm-

testen deutschen Künstlern, sondern auch 2 von Van Dyck, 1 von Piazetta und 1 von Tiebolo zieren. Er verfertigte also nach seiner Skizen, die den Preis vor andern, welche sich um dieß Geschäffte bewarben, erhielt, sieben Füllungen, als in die Kuppel, die Glorie des heil. Benedikts, die heil. Felicitas mit ihren sieben Söhnen, die Verklärung Christi auf dem Berge Thabor, die Marter des St. Sebastian, 2 Fundationen, und endlich die päbstliche Confirmation darüber. Kenner wissen, ob sich die Arbeit des jungen 29jährigen Künstlers neben den Denkmälern jener großen Meister, zu erscheinen schämen darf. Dem ungeachtet fehlte es ihm nicht an Neidern. Er erhielt den Auftrag an einem gewissen deutschen Hofe einen prächtigen Pallast zu malen, verfertigte auch seine Skize nicht ohne den verdienten Beyfall: doch soll sie dem Herrn vorenthalten und Holzern der Antrag gemacht worden seyn, zuvor Italien zu besuchen, unter welcher Bedingung man ihm den großen Saal und die Haupttreppen aufbehalten wolle.

Desto mehr Glück schien seiner an den Churcöllnischen Hofe zu erwarten. Ein englischer Abgesandter, der Holzers Kunst zu schätzen wußte, erhob ihn so sehr, daß man ihn 1740 nach Bonn berufte. Um die Stärke seiner Einbildungskraft zu zeigen, malte er gleich aus dem Kopfe des Churfürsten Bildniß in Lebensgröße auf ein Bret, das er nach dem Umrisse ausschneiden ließ; es wurde in das churfürstliche Zimmer gestellet, und viele wurden

beym Eintritte so getäuschet, daß sie es für den
ırfürsten selbst hielten.

Da der Churfürst Clemens dazumal an den
ändischen Gränzen ein Lustschloß, Clemens-
:th, ingleichen ein Hospitium für die Kapuciner
ıute, ward Holzern die Ausmalung desselbigen
ʒetragen, und er gieng in Gesellschaft eines ge-
en Herrn Schlane von Aachen, einem chur-
tlichen Officianten dahin ab. Schon in Mün-
befand er sich an einer Verstopfung nicht wohl,
: zu Clemenswerth brach die Krankheit völlig
. Sein Reisegefährte ließ aus der Nachbar-
ft einen geschickten Arzt holen, der sie für ein hi-
:s Fleckfieber hielt; aller angewandten Mühe
;eachtet spürte man keine Besserung, und Holzer
:erte seine Furcht, daß er hier wohl sein Be-
bniß finden würde, gegen einen daselbst befind-
en Architekter, Kurigher, von Augspurg; ver-
sich mit den geistlichen Mitteln, und wollte zum
rtheil seiner ledigen Schwester, die in den geist-
en Stand treten wollte, und seiner Braut, Jgfr.
ıria Anna Bauhöfinn, ein Testament verfertigen.
ein, der Tod übereilte ihn am 9ten Tage seiner
ınkheit, und er starb im 31sten Jahre seines Al-
, von jedermann bedauert. Sein Leichenbe-
ıgniß war ansehnlich, und von seinem oberwähn-
Reisegefährten und den Kapucinern daselbst, die
in seiner Krankheit bey sich gepfleget hatten, auf
ırfürstl. Kosten veranstaltet.

Er hinterließ das hohe Altarblat nach Kloster-
hwarzach untermalt, welches die heil. Felicitas

mit ihren 7 Söhnen in der Marter vorstellet. Sein alter Gönner und Freund, Bergmiller, malte solches vollends aus, ohne von der Holzerischen Anordnung abzugehen, und errichtete es in eigner Person in Schwarzach. Seine hinterlaßnen Zeichnungen, Skizen, Malereyen und Kunstsachen hat Matthäus Günther, ein geschickter Historien- und Frescomaler und der Malerakademie in Augspurg Direktor an sich gekauft.

Das falsche Gerüchte, als ob Holzer durch Gift aus der Welt geschafft worden sey, ist aus zween Originalbriefen zu widerlegen, die damals von Münster, einer an Hrn. Syndicus in Marienberg vom 29sten Julius, der andere an Holzers hinterlassenen Bruder, Joseph Lucius Holzer, Pfarrer in Silz in Tyrol vom 17ten September 1740. durch obgedachten Herrn Schlane geschrieben worden, und die von dessen Krankheit und Tode eine zuverläßige Nachricht geben: eben so ungerecht ist das Vorgeben, als ob er durch ein unordentliches Leben seine Tage verkürzt, und den oberwähnten Bauerntanz zu Bezahlung einer in demselbigen Wirthshause verbliebenen Schuld verfertiget habe: sein Charakter war mehr zur Sparsamkeit als zur Verschwendung geneigt, und sein mäßiges und nüchternes Leben, welches er nach der Aussage aller, die ihn gekannt haben, geführet hat, ist die größte Rechtfertigung für diesen Vorwurf: sein Andenken aber wird durch die vortrefflichen Werke der Kunst, die er hinterlassen hat, bey jedem Kenner und Freund der schönen Wissenschaften in Ehren bleiben.

* * *

Anmerkung zu dem, im letzten Bande der
B., im Eichlerischen Leben, angeführten
ohann Heiß. Dieses Künstlers gedenket Sand-
art: er ist aber von einem gewissen Elias Chri-
oph Heiß, aus welchen beyden das Füeßlysche
Malerlexicon eine Person machet, wohl zu unter-
heiden. Beyde waren große Künstler, aber nicht
einerley Art. Denn der letztere, Elias Chri-
oph, ein Vetter und Schüler des erstern, wandte
inen größten Fleiß auf die damals in England,
der vielmehr in Hessen aufgekommene schwarze
unst, und brachte sie in große Aufnahme. Durch
n großen Abgang, den er hauptsächlich darinnen
r katholische Universitäten zu den Disputationen
atte, brachte er es zu einem großen Vermögen,
nd kaufte sich ein Ritterguth, Drombelsberg bey
Memmingen, er starb in Augspurg 1731. der erstere
ber, der auch in Memmingen geboren war, starb
enfalls in Augspurg 1704.

Dresden. Am 5ten März hatte die nach
chster Absicht des Hofes an dem hohen Namens-
ste Sr. Churfürstl. Durchl. zu Sachsen von dem
Generaldirektor, Hrn. geh. Legationsrath von Ha-
edorn angeordnete Gemäldeausstellung der beyden
nter den Namen der Akademie der Künste, verei-
igten Akademien der Architektur und der bildenden
Künste im Akademiehause ihren Fortgang. Am
ten ward dieselbe von Sr. Churfürstl. Durchl. der-
lben höchsten Protektor, der Churfürstinn Königl.
oheit, dem Durchl. Administrator, und sämmt-

lichen höchsten Herrschaften in hohen Augenschein genommen, und schon am 10ten hatten sich die drey jüngsten Churfürstl. Prinzen bereits dahin verfügt. Von fünf Zimmern waren dreye der Ausstellung der Kunstwerke der Herrn Direktoren, Professoren und übrigen Mitglieder gewiedmet, und in dem innersten zog das auf einer Staffeley gestellte Bildniß Ihro Königl. Hoheit der Churfürstinn im Traueranzuge, von Höchstderoselben eigner Hand in Pastell gemalt, das Auge des Kenners, mit so viel größerer Theilnehmung auf sich, als es, wenn es die wichtigsten Kunstwerke in diesem Zimmer betrachtet hatte, allemal auf das erste zurück zu gehen, sich gleichsam genöthiget fand. Die Hauptwand nahm ein großes Gemälde des Direktors der Akademie der bildenden Künste, Hrn. Hutin, vorzüglich ein: die Auferstehung unsers Heilandes, wie die drey Weiber zum Grabe kommen, und den Engel beym Eingange der Gruft, zwar nicht glänzend und in weissen Kleidern nach dem Evangelisten, sondern zum beschatteten Contraposten des starkbeleuchteten Grabmaals, und dieses nicht offen, sondern mit dem Deckel verschlossen, finden. Der in die Gruft zeigende Engel würde auch mehr die Worte: Siehe da die Stätte rc. als die vorhergehenden Worte: er ist auferstanden rc. auszudrucken scheinen, wenn der nicht abgewälzte Stein diese Auslegung der Liebhaber, nicht zu widerlegen schien. Die Faltenordnung fand in diesem Gemälde, wie auch der Ausdruck an einer Geldüberzählenden Köchinn in einem Seitengemälde von eben dieser

Hand

)and viel Beyfall, nicht weniger, eine andere m-
en ihrem Kopfe sitzende und die Hände faltende Kö-
)inn, der ein paar von dem Herrn Direktor nach
em Runden gezeichneten Köpfe an eben dieser Wand
ugesellet waren. Die übrigen Wände nahmen
ie Arbeiten unserer Kupferstecher ein, die als Pro-
ssores und Mitglieder bey der Akademie stehen.
amerata hatte eine bey ihrer Heerde schlafende und
on dem Schäfer belauschte Schäferinn nach Joseph
respi geliefert; es ist Sr. Excellenz dem Kabinets-
inister Herrn Grafen von Einsiedel zugeeignet, des-
n Name dem Künstler wie dem Patrioten vereh-
ungswürdig ist. Von Zucchi sah man zur Fort-
ßung der sieben Sacramente von eben diesem Mei-
er, der auch lo Spagnuolo di Bologna genennt
irb, die Vorstellung des heil. Abendmahls: das
rbild hängt in der Churfürstl. Gallerie. Herr
rof. Canale hatte das Bildniß der höchstseligen
öniginn, ein rühmliches Zeugniß seiner Kunst,
ach Rotari ausgestellt. Von Boetius sah man
ebst einigen andern vorher schon verfertigten aber
cht ausgestellt gewesenen Kupferblättern das Bild-
ß des Churfürsten nach einer Zeichnung von Jo-
ph Casanova zu einer Vignette, ferner das Grab-
aal mit Architektur, und der in der Durchsicht
igebrachten Landschaft von Bartholomäus Breen-
rg, ein Blat, das dem Erfinder und dem Kupfer-
echer Ehre macht, und die Nachahmung zwoer mit
r Schilffeder von Rembrand gemachte Zeichnun-
n; eine derselben, so wohl als jenes Gemälde von
reenberg aus den Hagedornischen Sammlungen.

Die-

Dieses Gemälde widerlegt vermöge der neben dem Namen des Künstlers angedruckten Jahrzahl 1663. einen kleinen Irrthum gewisser Schriftsteller, als ob Breenberg schon drey Jahre vorher gestorben sey. In Ermanglung neuer Kupferblätter des berühmten Wille, welcher auch dieser Akademie, wie den Deutschen überhaupt zur größten Zierde gereichet, und von dem in wenig Wochen in Dresden zu erwartenden A. Zingg, der mit allgemeiner Einstimmung als Mitglied aufgenommen worden, hatte man von jenem die Musiciens ambulans, und von diesem die Bergeres nach Dieterich ausgehängt. Auf einem Tische lag der erste Band des Canalischen Werks von Zeichnungen und Verhältnissen, nebst radirten Blättern von unserm Oeser, deren wir zum Theil schon Meldung gethan haben: unter andern der Psyche, dem Herrn Generaldirektor zugeeignet, nach einem großen doch unbekannten Künstler, und einer biblischen Geschichte nach Rembrand. In dem folgenden Zimmer erschien ein großes Gemälde von Dieterich, ein Nachtstück von ausserordentlicher Wirkung, die Flucht in Aegypten vorstellend, und Ihro Königl. Hoheit der Churfürstinn unterthänigst gewidmet. Vom vorerwähnten Herrn Direktor Oeser bey der Akademie in Leipzig ward das Familienstück seiner vier Kinder, deren zwey mit Zeichnen, die andern mit Zusehen beschäfftiget sind, und welches dem Verlaut nach für die Akademie bestimmt ist, nicht nur wegen der schönen Anordnung und Zeichnung fleißig betrachtet, sondern der darinnen herrschende Ausdruck einer stillen Aufmerksamkeit theilte

eilte sich unvermerkt dem Beobachter dieses ange-
hmen Gemäldes mit, und man bedauerte nur,
ß es wegen der Eil noch nicht ganz ausgemalet
erden können. Ein Gemälde des siebenzigjähri-
n Professors honorarius Raymond: Loth zwi-
en seinen Töchtern vorstellend, zeigte wenigstens
is man von diesem Manne in jüngern Jahren für
utzen hätte ziehen können, wenn ihn die Liebhaber
tten beschäfftigen wollen. Zwischen besagten Ge-
älden hiengen die Risse zu einem Landhause ausser
m Hoflager von der geschickten Hand des Herrn
abersang in Leipzig, Mitglieds der Akademie der
chitektur. Die höchsten Orts aufgegebene schö-
n Entwürfe beyder Professoren, des Herrn Land-
umeisters Exners und Hofbaumeister Krubsacius,
einem gewissen Prachtgebäude haben diesesmal
cht aufgestellet werden können. An der nächsten
Hand sah man verschiedene Zeichnungen und Er-
dungen von Casanova, und in der Mitte das
oße Kupferblatt von Canaletto nach seinem Ge-
ilde, das den eingefallenen Kreuzthurm mit den
rumstehenden Gebäuden vorstellet: Ferner, beym
isgange aus diesem Zimmer vom Herrn Prof.
oudray das Modell eines aufrechtstehenden Helden,
d an der Wand ein überaus schönes Miniaturgemäl-
von Camerata, das Bildniß dieses Künstlers von
n selbst. Das dritte Zimmer prangte mit einem
rch alle Reizungen eines schönen Colorits und ver-
molzener Tinten belebten Gemälde unsers Diete-
hs, welches er der Akademie zum Andenken ge-
enkt, den Aeneas vorstellend, wie er von der Ve-
nus

nus die Waffen empfängt. Man glaubt, das Schild des Achilles, wie ihn ein Homer schildert, in den Händen der schlauesten Liebesgötter zu sehen, wie sie in der Beschreibung des Lucian an einem bekannten Gemälde des Aetion erscheinen. Die Nachbarschaft dieses Gemäldes verdiente das Bildniß des Herrn Graaf, aus Winterthur gebürtig, Mitglieds der Akademie, der in wenig Wochen in Dresden eintreffen wird. Es ist ein Kniestück, von dem Künstler selbst gemalt; er sitzt in einer ruhigen Stellung vor seiner Staffeley mit der Reyßfeder in der Hand und beyden Händen übers Knie gelegt, als ob er über die Anlage seines vorhabenden Gemäldes nachsönne. Der Beyfall dieses Bildnisses ist allgemein gewesen. Zwischen besagten Gemälde hieng, nebst einem für den Kabinetsminister Herrn Grafen von Einsiedel gefertigten Gemälde, eine architektonische Erfindung, die aber mit der Ansicht des Pavillons im Zwinger, ausserhalb der Stadt betrachtet, einige Verwandtschaft hat, ein anders Stück vom eingestürzten Kreuzthurme durch Herrn Belotto, genannt Canaletto, welcher sich so wohl in diesem, als in der Ansicht der Elbbrücke und der der Neustadt, wo der Künstler seinen Stand gewählt, gegen überstehenden katholischen Kirche, bey sinkendem Sonnenlichte, selbst übertroffen zu haben scheint. Zwo schöne Gemälde vom Prof. Roos nahmen den Platz der nächsten Wand ein: man bedaurete dabey nichts, als daß sie nicht in Dresden bleiben sollten. Sie sind nach Mayland bestimmt. Eines stellte eine Heerde an einem durch einen durchbrochnen Fel-

sen

stürzenden Wasserfall vor: das andere eine ru-
de Heerde in einer angenehmen Landschaft. Der
ıstler ist kürzlich von der Clementinischen Aka-
ie in Bonanien, als Mitglied aufgenommen
den. In dem Erker sah man noch ein kleines
hstück von diesem Künstler, das nebst dem Ge-
bilde dem Hrn. Wille nach Paris zugedacht ist.
hatte solches ein merkwürdiges Gemälde, den
ius der Akademie, ein Kniestück vom Prof. Ca-
ova zum Nachbar. Nachdem dieser Künstler
inem, in dem zweyten Zimmer ausgestellten
chbilde, den Jesaias vom Raphael, dessen Urbild
Rom hängt, gezeigt, was er nach einem solchen
rgänger leisten könne, machte er uns durch das
e Gemälde mit dem Ideal seiner eignen Zeich-
ıg, mit seiner angenehmen und wahren Farben-
ung, und mit der Verbindlichkeit des Künstlers,
s wie aus einem Teig zu bilden, bekannt, ob-
ıl dieses Gemälde nur zu wichtigern Erwartun-
und zu größern Stücken, welche seine gegen-
rtige Wohnung verbietet, Anlaß giebt. Hier-
hst sieht man die Zeichnung eben desselbigen,
che in Rom den großen Preis gewonnen hatte,
Opfer des Elias neben dem Opfer der Baals-
ffen, ein Werk von der größten und wichtigsten
sammensetzung. Man konnte die Beobachtun-
in diesem Zimmer nicht würdiger beschließen,
mit einer vortrefflich modellirten und der Aka-
nie zum Andenken gewiedmeten, auf einem Po-
nente gestellten Gruppe vom Prof. Knöfler, den
ldhauer vorstellend, der das Brustbild des Apollo
und

und der Minerva opfert, die ihm die Krone dar-reicht. Darneben ist ein Grund mit andern zu die-sem Gegenstande gehörigen Beywerken. Der all-gemeine Beyfall hat die große Mühe des Künstlers in diesem Werke belohnet, und wir beschließen hier die Beschreibung der Kunstwerke der eigentlichen Mitglieder. Im nächsten Vorzimmer sah man ausser den Gemälden, Kupferstichen und Zeichnun-gen der besten Scholaren, besonders verschiedene ge-schickte Originalwerke einiger Unterlehrer und anderer Aspiranten. Dahin gehört ein gutes Architekturstück mit Durchsicht durch eine vertiefte Säulenstellung vom jungen Canaletto, welcher große Hoffnung giebt in die Fußtapfen seines Vaters zu treten. Zwo Landschaften mit Vieh in Wasserfarbe von Johann George Wagner, einem Neffen des berühm-ten Dieterichs, der sich in diesem Theile der Kunst schon besonders hervorthut: ingleichen ein Minia-turgemälde von der in ihrer Kunst zunehmenden Mademoiselle Dinglingerinn; ein anders eine Mag-dalena, von Wagner, dem Vater des genannten jungen Künstlers dieses Namens in Meissen, auch andere dergleichen von Dolsten, welcher über die Kupferstiche und Zeichnungen der Akademie gesetzt ist: ein Pastelgemälde und eine Zeichnung vom Un-terlehrer Mietsch: ein Kupferblatt vom Unterlehrer Felber nach dem geschickten Direktor der Akademie in Berlin, le Süeur, einen Kopf vorstellend auf die neue Art, eine getuschte Zeichnung nachahmend. Herr Sahler, welcher die Erlaubniß erhalten, ein Kunstwerk von seiner Hand hier aufzuhängen, lie-

ferte

te eine durch gehämmerte Arbeit, bis zum Tu-
n nachgeahmte Zeichnung, ein Viehstück nach
errn Roos, und wenn man die ausgestellten Zeich-
ngen und Kupferstiche vieler anderer Schülern
eine kleine Unvollkommenheit auslegen wollte;
st es eine solche, die zur Vollkommenheit des Gan-
gereicht, immaßen nebst der Aufmunterung der
enden Jugend das allgemeine Urtheil von der
nehmenden Zunahme und Verstärkung der Aka-
ie daraus hervorgesprossen. In dem Seiten-
mer rechter Hand erblickte man lauter Erfindun-
der geschicktesten Schüler bey der Dresdner Ar-
ikturakademie, als fürstliche Schlösser, Kirchen,
ke Tempel und neuere Brücken, denen man eine
licheErfindung aus Leipzig zugesellen können, wenn
t diese eine besondere Abtheilung einzunehmen
ibt, welche der Sorgfalt der dortigen Lehrer nicht
ig Ehre machen. Die Zeichnungen einiger Un-
hrer, Modelle und radirte Blätter des Herrn
legels, Geysers, Liebe, des jungen Oesers, in-
hen was Herr Lindemann, ein in Leipzig studi-
er hoffnungsvoller Sohn des Hrn. Vice-Cam-
räsidenten nach Rembrandtischen Zeichnungen,
. m. geliefert, waren besonders ausgebreitet,
man weiß, daß nach dem Maaße, als die an-
nden jungen Künstler über einerley Aufgabe an-
en werden, Originalwerke auszustellen, man
auf Belohnung des würdigsten und vorzüglich-
werde bedacht seyn.

Ebend. Von Herrn Michael Keyl ist hier
sauberes Kupferblatt, eine Bauernkirmiß, da-

von das Urbild von einigen Kennern den berühmten Ferg, doch nicht mit hinlänglicher Gewißheit beygemessen ward, ingleichen von Hrn. Follin, ein Philosoph nach Joseph Ribera, Spagnoletto genannt, fertig geworden. Das Urbild des letztern hängt in der Churfürstl. Gallerie.

Aus England.

Nachricht von dem verstorbenen Maler Hogarth.

Den 26sten October 1764. hat England den sinnreichen Maler Hogarth im 67sten Jahre seines Alters verloren, der sich, ob er gleich in den mechanischen Theilen seiner Kunst, keine vorzügliche Größe besaß, doch einen ausgebreiteten und nicht unverdienten Ruhm erworben. Er war ein unrichtiger Zeichner und schlechter Farbengeber, er verstund wenig den Abfall des Helldunkeln und war selbst in der Zusammensetzung nachläßig: allein er ersetzte diese Fehler durch die Verschiedenheit von Gedanken, durch die Wahrheit und das Leben, das er seinen Charakteren gab, durch die Kunst das Lächerliche zu ergreifen und nach der Natur auszudrücken, durch den Reichthum und die Feinheit des Detail, und hauptsächlich durch den wahren moralischen Charakter, den er seinen Zusammensetzungen gab.

Er war in dem Kirchspiele St. Bartholomä in London geboren, und in der Folge, so viel in seinem Vermögen war, auch sein Wohlthäter. Sein Vater war ein armer Handwerksmann, der für seinen Sohn keine höhern Absichten hatte, als daß

hn bey einem Manne, der Verzierungen in
erne Gefäße grub, in die Lehre that: er
t schien dazumal keinen edlern Zweck zu su-
. Doch als er seine Lehrjahre überstanden,
z er an sich mit mehr Fleiß aufs Zeichnen zu le-
von dem ihm sein Meister nur eine sehr grobe
e beygebracht hatte. Der Ehrgeiz des Armen
nmer eine Vermehrerinn des Elends: so gieng
uch Hogarthen; indem er zu seinem künftigen
yme einsammelte, fühlte er die ganze Last der Ar-
h und Verachtung: der Verf. dieses Lebens er-
t, von einem seiner Freunde gehört zu haben,
als er einstens um 20 Schillinge in Arrest ge-
men, und von einem Freunde, der für ihn bezahlet,
der in Freyheit gesetzt worden, er sich an seiner
rthinn, die die Ursache davon war, so gerächet,
er sie in Caricatur so häßlich als nur möglich
emalet; und diese einzelne Figur enthielt die
uren eines höhern Genies.

Wie lang er in diesem Stande der Armuth und
Dunkelheit lebte, ist unbekannt. Das erste
ick, wodurch er sich, als Maler bekannt machte,
: in den Figuren von der Versammlung von
andsworth, wo er aber noch nicht seine bur-
e Manier angenommen hatte. Die Gesichter
en ausnehmend ähnlich, und die Farbengebung
er als in seinen übrigen. Sein nächstes Bild
: wahrscheinlicher Weise, der Teich von Be-
sda, ein vortreffliches Stück, das er in das Ho-
al von St. Bartholomä schenkte. Nachdem er
also eine Zeitlang mit ernsthaften historischen
ücken beschäfftiget, fieng er an einen noch unbe-

kannten Weg zu betreten, in dem er alle seine Mitbuhler übertroffen. Die erste Gelegenheit dazu war der Auftrag, zu einer neuen Ausgabe des Hudibras Zeichnungen zu liefern: dieß waren die Vorläufer der burlesken Manier in Gemälden, ob man sie gleich im eigentlichsten Verstande nicht so nennen sollte: denn der burleske oder groteske scheint eine Art von Abweichung in der Natur anzuzeigen, die Hogarth doch so genau beobachtete.

Er hat die gute Komödie in Gemälde gebracht und die Sitten seines Vaterlands auf eine allzeit wahre, beissende, unterrichtende und oft pathetische Art geschildert, vielleicht hat er dadurch nicht nur viele von lächerlichen Angewohnheiten, sondern selbst von Lastern zurückegebracht. Man hat einen Kupferstich von ihm, wo er die verschiedenen Martern, womit man in England die Thiere quält, aufs sinnlichste ausgedruckt hat. Eines Tags peitschte ein Fuhrmann seine Pferde aufs unsinnigste: ein ehrlicher Mann der vorbey gieng, und sich den Schmerz dieser armen Thiere zu Herzen gehen ließ, rufte ihm zu: „Bösewicht! du mußt wohl niemals den Ku„pferstich von Hogarth gesehen haben!„ Dübos beklagt sich an einem Orte, daß sich die Geschichtsmaler so wenig einfallen ließen, in verschiedenen Gemälden, eine Folge von Handlungen zu liefern, in denen man die verschiedenen Augenblicke eines grossen Gegenstandes nach der Reihe vorgestellet sähe: er wünschte, daß der Maler, wie der Geschichtschreiber uns z. B. alle Begebenheiten eines Helden von seiner Geburt an bis zu seinem Tode schilderte. Was

der

Abbt Dubos in einer edlern Art wünschte, hat
garth in dem gemeinen Leben gethan. Seine
sammensetzungen sind kleine Gedichte, die eine
setzung, Entwicklung und Catastrophe haben.
Harlot's Progreſs, welches sein erstes Stück
ser Art ist, zeiget er uns ein junges Mädchen,
durch eine erste Schwachheit in den Strom der
ter geräth, und nach und nach durch alle mög-
e Arten einer lüderlichen Lebensart fortgerissen
d, und endlich mit einem schimpflichen und früh-
igen Tod ihr Leben endiget. In einer andern,
Rake's Progreſs, das nächste auf jenes, folgte
einem jungen Menschen durch alle Auftritte und
glücksfälle, in die ein unordentliches Leben stürzt.
einer dritten stellt er zwey junge Leute in Lehr-
ren bey einem Kaufmanne auf: der eine, ein ar-
tsamer tugendhafter Mensch gewinnt die Freund-
aft und das Zutrauen seines Herrn, heyrathet
sen Tochter, wird ein reicher Mann, Sherif,
lich Maire von London: der andre ein Müßig-
iger und Wüstling, läuft aus der Lehre, ergiebt
der Gesellschaft lüderlicher Manns- und Weibs-
sonen, stiehlt, um seinen Ausschweifungen ein
nüge zu thun, wird durch seine Buhlschwester der
rechtigkeit, wegen seines Verbrechens, das er um
entwillen begangen, in die Hände geliefert: er
d zu seinem alten Kameraden, der ... Rich-
ist, ins Verhör gebracht, und dieser ist genöthi-
, ihn mit thränenden Augen zum Tode zu ver-
nmen. Kann ein Roman rührender seyn, als
se Folge von Gemälden? Hogarth hat viele von

 die-

dieser Art gemacht: nur wenige Künstler haben ihre Kunst auf die Verbesserung der Sitten gerichtet: seine Werke sind ein Buch, das der gemeinste Mann lesen kann, und wo der allezeit sinnliche und in die Augen fallende Unterricht die Einbildung belustiget und ins Herz dringt, ohne den Verstand zu ermüden.

Sein großer Kunstgriff war in Ausfüllung seiner Stücke: er brachte oft in seinen häuslichen Gemälden einen kleinen Umstand an, der der Hauptsache selbst ungemein viel Natur, Aehnlichkeit und Leben gab. So sieht man z. B. in the Harlot's Progress James Daltons Perückenschachtel auf ihrem Betthimmel in ihrer Wohnung in Drurylane stehen: hier muß man sich erinnern, daß dieser James Dalton ein berühmter Straßenräuber dazumal war. Was kann in den Stücken der mariage à la mode satyrischer ausgedrückt seyn, als daß er einen podagrischen Lord einführet, der seinen vornehmen Stolz so weit treibt, daß seine Kricken mit seinem hochadlichen Wappen gezieret sind.

Sein Leben war übrigens an sonderbaren Begebenheiten sehr wenig fruchtbar: er that eine Reise nach Paris und kam wieder zurück, ohne daß daben was bemerkungswürdiges vorgegangen wäre; vielleicht gab er sein Urtheil über den allgemeinen Charakter jener Nation durch den etwas plumpen Ausspruch zu erkennen, daß ihre Häuser vergüldet und be— — wären. Im Jahre 1750 gab er sein Buch von der Zergliederung der Schönheit Analysis of Beauty heraus: er sagt darinn—

ß die geschlängelten Formen für das Auge die an-
nehmsten sind: er hat so gar die Linie bestimmen
llen, welche die Schönheit der Formen ausmacht;
er bisweilen ins chimärische verfällt. Man fin-
inzwischen sehr feine Beobachtungen und neue
ssichten in diesem Werke. Wer ein gesundes
d richtiges Urtheil hiervon zu wissen verlangt,
rf nur die Abhandlungen darüber nachlesen, die
n Anhang zu des Herrn von Hagedorns Betrach-
ngen über die Malerey ausmachen, und auch der
bliothek der schönen Wissenschaften einverleibt
d.

Gegen das Ende seines Lebens gerieth er mit
m bekannten satyrischen Dichter Churchill in Streit.
ie giengen beyde nach Westmünsterhall: Hogarth
n eine recht lächerliche Aehnlichkeit von dem Dich-
r zu machen und Churchill um den Maler durch
ne satyrische Beschreibung zu schildern. Hogarths
emälde von Churchill hat aber eben so wenig Bey-
ll gefunden, als des letztern Sendschreiben auf
nen, der bald mit der ganzen Sache vergessen
urde: keiner hat den andern lange überlebt.

London. Die Liebe zu den schönen Künsten,
elche Se. itztregierende königliche Majestät auf
ehr als eine Weise zu Tage geleget, hat Dieselb-
n unter andern bewogen, eine kostbare Samm-
ng von Originalzeichnungen der grössesten italiäni-
hen Meister anzukaufen, wozu denn der Aufent-
alt des Herzoges von York Königl. Hoheit in Ita-
en eine vortheilhafte Gelegenheit gegeben. So
hr der Reichthum dieser Art Schätze, von England

bereits davon besitzt, durch solche königliche Entschließung vermehret ist, so günstig wird selbige für das Publicum, da diese Stücke ihm durch den Grabstichel mitgetheilet werden. Den Anfang darunter ist mit 82 Blättern vom Guercino geschehen, die in zwey Ausgaben, wiewohl ohne Titel, herausgekommen, und bey dem Buchführer Dodsley um vier Guineen zu Kaufe sind. Ein Italiäner, Namens Bartolozzi, der sich anitzo in London aufhält, und besonders im Radiren große Stärke besitzet, hat sie mehrentheils gestochen, und der Abdruck ist, nach Zeichnungsart, fast von allen in braunem Tusche. Sie enthalten die mehresten Arten malerischer Zusammensetzungen, einzelne Köpfe, auch Landschaften, die in der Manier des Caracci sind. Die Köpfe haben eine besondere Stärke, und jedweder seinen eigenen Charakter, der redend ist. Die starken Schatten sind meisterlich angebracht, und die mehresten Stücke völlig ausgezeichnet.

Eine zwote Sammlung ist dieser gefolget, welche, nach englischem Gebrauche, in Heften ausgegeben werden soll. Sie wird sich auf keine einzelne Meister einschränken, und das erste, noch zur Zeit nur vorhandene Heft enthält acht Stücke, nämlich eines vom Pelegrino Tibaldi, drey vom Hannibal Caracci, eines von der Elisabeth Sirani, eines vom Karl Cignani, eines vom Peter da Cortona, und eines vom Dominichino, allesammt vom Bartolozzi gestochen. Auf dem Umschlage lautet der Titel: *From His Majesty's Collection of Drawings are published by Permission*

ssion &c. und das Königl. Wapen ist, in einer
hl gezeichneten Cartouche, auf einem besondern
latte vorangesetzet. Auch diese Zeichnungen sind
mtlich ganz ausgearbeitet und schön gestochen,
er Kopf des Caracci, eine emblematische Vor-
llung des Pellegrini und die Sendung der Jün-
r des Johannes vom Dominichino entscheiden
besonders. Der Preis von diesem Hefte ist
e Guinee, und beyde Sammlungen von gleichem
losformate.

Robert Strange, dieser große Meister, des-
n in der Bibliothek der schönen Wissenschaften
hrmalen mit dem verdienten Ruhme Erwähnung
chehen, hat nunmehro angefangen, die Früchte
ner, durch einen fünfjährigen Aufenthalt in Ita-
n, erweiterten Vollkommenheiten der Welt dar-
egen. Es ist solches in zwey Stücken nach
phael geschehen, *Iustitia* und *Caritas* betitelt,
von die Urbilder im vaticanischen Pallaste zu
m aufbehalten werden. Beyde, der Mäler und
pferstecher zeigen sich in einer Größe, die auch
n bloßen Liebhaber Bewunderung abzwinget, und
wahren Kenner zur Entzückung fortreisset. Der
abene Styl des Raphaels ist noch nie besser aus-
drücket, und man siehet aus dem ersten Anblicke
ser Blätter, auf welche Muster er sein Ideal ge-
ndet habe. Von der furchtsamen, der geleckten
skünstelung entfernet, zeiget der Grabstichel, wie
das Weiche mit der Stärke, die Vollendung
t der Freyheit verbinden lasse, und daß die Wir-
ng des Helldunkeln, welches den Hauptkun-

 griff

griff des Kupferstechers ausmachet, sich nicht auf eine bloße Absonderung des schwarzen und weissen einschränke, sondern zu einem wahren Ausdrucke der Lokalfarben hinanbringen lasse. Ueberhaupt aber bemerket man den Vorzug, welchen ein Kupferstecher, der dem Originale mit einer Begeisterung folgen kann, über denjenigen hat, der nur nach einer kalten Abzeichnung seine Platte bearbeiten muß. Es sind beyde sitzende Figuren, deren Charakter sich so entscheidend ankündiget, daß sie der Unterschrift nicht bedurft hätten. Die Gerechtigkeit heftet ihren Blick, mit einem Zuge am Auge und an dem Munde, der eine Sorgfalt für die Richtigkeit ausdrücket, auf die in der rechten Hand haltende Waagschaale. Die Sanftmuth aber entdecket, in halbaufgerichteten Augen und etwas aufwallenden Wangen, die weichen Empfindungen, wovon sie ganz angefüllet ist. Zur linken der ersteren stehet ein Strauß in gerader Stellung, welchen sie mit der linken Hand unten am Halse umfasset. Letztere stützet sanft ihre Rechte auf die Lehne eines antiken Sessels, und hält die linke auf die Brust, da ihr Fuß auf ein unter ihr ruhig liegendes Lamm gestellet ist. Die Zierrathen des Hauptes und die Gewänder sind an beyden von der größesten Einfalt und Hoheit. Jede hat eine Schulter, Arm und Brust entblößet, wovon das Fleisch nicht weicher und runder seyn könnte. Der Ausdruck aber und die Haltung der Köpfe ist wunderschön, und besonders bey der Sanftmuth über die Menschheit erhaben. Die Höhe dieser Blätter ist etwa 1 Fuß

7 Zoll

Zoll Französisch, zu 13 Zoll Breite, so daß der
:eis von 15 Schilling für beyde um desto weniger
ertrieben ist. Die Unterschrift des Künstlers ver-
:net auch noch angememerket zu werden: R.
range Academiae regiae artis Graphices Pa-
sis, et Academiarum Romae, Florentiae,
que Bononiae socius, Academiae item re-
ae Parmensis Professor, Romae delineavit,
Aqua forte fecit Ao. 1761, atque Ao. 1765.
re incidit.

Er hat nunmehro vier historische Stücke nach
itian und Guercino unter Händen, die nächstens
scheinen, und billig mit Ungedult erwartet werden.

The plays of Shakespeare, with the Cor-
:ctions and Illustrations of various Commen-
tors. To which are added Notes, by Sam.
ohnson. VIII. Vols. 8vo. Pr. 2. l. 8. s. Ton-
on. Man hat diese Ausgabe des Shakespeare
on dem berühmten Johnson mit der größten Unge-
ult erwartet: keine von den erstern Ausgaben that
en englischen Kunstrichtern eine völlige Gnüge.
owe war ihnen nicht gründlich genug zu Werke
egangen, Pope hatte seinen Charakter nicht genug
ngesehen, der gelehrte Warburton war ihnen zu
erwegen, Hanmer scharfsinnig genug aber zu son-
erbar, Theobald schweifte zu sehr umher — vom
Herrn Johnson aber versprach man sich, daß er alle
ieser ihre Tugenden verewigen würde, ohne in ihre
Fehler zu verfallen: endlich ist diese Ausgabe erschie-
nen: aber wie es bey allzugroßen Erwartungen

geht;

geht; diese Kunstrichter glauben, daß die Erfüllung weit unter derselbigen sey, und fallen Ihn von allen Seiten an: in seiner Vorrede soll er ihn bald von einer Seite gelobt haben, wo er es nicht verdienet und bald wieder eben so getadelt haben: bald in dem Texte unzeitige Veränderungen vorgenommen, bald falsch erkläret haben: so viel Wahres in der Sache seyn kann, so kann man sich doch immer von einem Manne, wie Johnson ist, versprechen, daß diese Ausgabe auch viel vorzügliches haben muß, und den Liebhabern dieses Dichters immer noch wichtig genug seyn wird. Einer von den ungeschicktesten und gröbsten seiner Widersacher ist W. Kenrick in folgender Schrift:

A Review of Dr. Johnson's new Edition of Shakespeare: In which the Ignorance, or Inattention, of that Editor is exposed, and the Poet defended from the Persecution of his Commentators. By W. Kenrick. 8vo. Die Art, mit der er mit dem Herrn J. verfährt, zeigt, daß ihm mehr ein persönlicher Haß, als die Liebe zur Wahrheit die Feder geführt. Zu gutem Glück ist er selbst so unwissend, daß er dem Herausgeber durch seine Kritik keinen Schaden thun wird.

Aus Frankreich.

Paris. Description Historique & critique de l'Italie, ou Nouveaux Mémoires sur l'état actuel de son Gouvernement, des Sciences des Arts, du Commerce, de la Population & de l'Histoire Naturelle. Par M. l'Abbé Richard. 6 Vols. à Dijon & à Paris, 1766.

Wir

Wir haben schon eine so große Menge Reisebeschrei-
ungen von Italien, und nur noch neuerlich die
achrichten vom Herrn Großley angezeiget, daß
an glauben sollte, es wäre für andre Reisende
hts mehr zu bemerken übrig: inzwischen findet
h für einen aufmerksamen Gelehrten in einem
nde, daß so viel Seltenheiten der Kunst enthält;
mer noch genug, das erwähnet zu werden verdie-
, oder dem Leser, von einer andern Seite vorge-
llet, merkwürdig werden kann. Man darf also
h die angezeigte Reisebeschreibung nicht für über-
ßig ansehen: sie enthält zwar viele Compilatio-
 und Wiederholungen, aber auch viele sehr feine
obachtungen über die Malerey, Bildhauer- und
ukunst, wie denn der Verf. in seiner Einleitung
uptsächlich seine Absicht auf die Künstler gerichtet
haben vorgiebt: überall klaget er über den großen
rfall des Geschmacks in Italien, und es ist kaum
ublich, wenn er erzählet, daß er mit seinen Augen
er berühmten Sixtischen Kapelle im Vatikan, die
 Michel Angelo gemalt ist, den größten Theil
kender Figuren von elenden Schmierern bekleiden
hen: Verschiedene Nachrichten die er von den
esten Entdeckungen des Herkulans im 4ten
nde beygebracht, sind merkwürdig; die freymü-
 Art der Erzählung aber machen diese Be-
eibung sehr unterhaltend.

La Mort d'Abel Drame en trois Actes,
vers, imité du Poëme de Mr. Gessner &
ri du *Voeu de Jephté*, Poëme. Par Mr.
bé Aubert. à Paris, chez la veuve Du-

ches-

chesne, 1765. Der Verf. hat dieß interessante Süjet nach dem Gedichte unsers Geßner so glücklich in ein Trauerspiel gebracht, als es nur von einem französischen Dichter gebracht werden konnte. Er hat die Schwürigkeiten in der Vorrede angezeigt, die damit verbunden gewesen, und man kann ihm leicht aufs Wort glauben. Er hatte es erst in 5 Aufzügen verfertiget, einige Kunstrichter riethen ihm aber es auf 3 zurückzubringen, inzwischen hat er, die weggelassenen Stücken angehängt, und die nachgeahmten Stellen, aus dem deutschen Dichter drunter gesetzet.

Les Amours de Paliris & de Dirphé, Poëme en prose en 6 chant. chez Pancoucke, 1766. Ein leichter Styl, angenehme Gemälde, eine fruchtbare Einbildungskraft charakterisiren dieß Werkchen. Die Liebe eines jungen Schäfers für die Dirphe machet den Innhalt aus: Venus, die Nebenbuhlerinn dieser Liebhaberinn, so wie sie es von der Psyche war, läßt dieß Paar die ganze Wuth ihrer Rache fühlen: sie durchbohrt den Paliris, bereut es, und erhält vom Gotte des Todes seine Wiederauflebung. Aber er bleibt seiner Dirphe ergeben: Amor besänftigt endlich diese Göttinn, und sie überläßt der Geliebten ihren Liebhaber, eben da sich diese aus Verzweiflung ins Meer stürzen will.

Les soupirs de Cloitre ou le Triomphe du fanatisme, épitre de feu M. Guymond de la Touche à M. D. D. à Londres. (à Paris) chez les Libraires associés, 1766. Herr de la

Touche,

uche, ein sehr junger Dichter, der in der ersten
lüte seiner Jahre gestorben, nachdem er sich durch
ne Iphigenia in Tauris eine glänzende Laufbahn
ffnet hatte, ist der Verfasser dieses vortrefflichen
dichts. Diese Seufzer gehen hauptsächlich über
Jesuiten, unter denen er sich dazumal befand.
weder er noch diese mehr in Frankreich existiren,
hat es ein Herausgeber gewagt, sie ans Licht zu
len: Das ganze Gedicht, welches aus mehr als
1000 Versen besteht, ist so voll von kräftigen
mälden, starken und heftigen Zügen, als reizen
Bildern und süßen Empfindungen. Wir wol
nur ein paar Stellen auszeichnen. Der Verf.,
Opfer eines vorübergehenden Selbstbetrugs
eibt aus dem innersten seines Klosters. Kaum
t er, kam ich aus den Händen der Natur, als
h der Irrthum in seine Arme nahm und mit sei
Gifte nährte:

De ma raiſon l'obſcur flambeau
Ne jettoit qu'un jour pâle & ſombre,
Et nageoit encore dans l'ombre
Et de l'enfance & du berceau,
Lorsque je vins groſſir le nombre
De ſon mépriſable troupeau.

rblendet durch seine Gleißnerey, verließ ich die
lt und ließ mir seine Fesseln anlegen:

J'entre dans ſon temple homicide,
J'embraſſe l'autel parricide

Du

Du meurtre des Rois ruisselant:
Où du barbare fanatisme
Reposoit le couteau sanglant
Sous la garde du Bigotisme:
Je le saisis, pâle, tremblant;
Et sans songer au sacrifice
Que m'arrachoit son artifice,
Pensant plaire au ciel irrité,
Aux pieds de l'infernale idole
Dévôt & furieux j'immole
La nature & l'humanité &c.

Mit was für schrecklichen Farben malet er weiter unten ihre heuchlerische Treulosigkeit:

Faut-il offrir à ta mémoire,
Ces jours de sang, ces jours d'horreurs,
Ces jours l'opprobre de l'histoire,
Le triomphe de leur fureur,
Où sans remords, sans épouvante,
Ces respectables scelerats
Osoient mettre le ciel en vente,
Pour d'infames assassinats;
Prechant, le blasphême à la bouche,
Sur un tas d'hommes expirans,
Au peuple credule & farouche,
Le meurtre & l'amour des tirans;
Où l'un d'entre eux moins politique
Brulant de signaler sa foi,
Par un parricide heroïque,
Descend de l'autel sans effroi,

Et marche en pieux catholique
Poignarder humblement son Roi?

e reizend ist hingegen die Beschreibung, wenn sich vorstellet, wie glücklich seine Jahre in dem hoos der Freyheit und tugendhafter Freuden ver- sen wären, glücklicher, als nicht der Augen- l ist:

Où plein de son tourment qu'il aime,
Errant au milieu des roseaux,
Zéphir surpris, surprend lui-même
Flore sortant du sein des eaux,
Sans autre habit que le nuage
D'une pudeur tendre & sauvage,
Ou l'or de ses cheveux épars,
Voile tissu par la nature
Pour défendre sa beauté pure
De la licence des régards &c.

Diesem Sendschreiben ist ein anders an die undschaft angehängt, und es ist zu wünschen, der Herausgeber eine vollständige Ausgabe aller r hinterlassenen Gedichte veranstaltete: er hatte fte von einem Trauerspiele Regulus fertig, als arb, und so unvollkommen es auch seyn mag, erdient doch auch das bloße Fragment bekannt ge- ht zu werden.

L'eloge de René Descartes Discours qui mporté le prix de l'Academie Françoise 765. par M. Thomas. Die glänzende Be- mkeit des Herrn Thomas ist schon zu bekannt, daß wir um diese Lobschrift auf den Cart-

 finde

sius anzupreisen, mehr als einer bloßen Anzeige bedürfen.

Oeuvre de Theatre de Mr. Guyot de Merville. 3 Vol. in 12. à Paris chez la veuve Duchesne, 1766. Dieß ist die erste vollständige Ausgabe des Theater von dem Herrn Guyot de Merville. Die ersten beyden Bände enthalten Stücken, die nach und nach auf den französischen und italiänischen Theater aufgeführet worden, als: Les Impromptus de l'amour, in einem Akte, und in Versen nebst einem Divertissement: Achylle à Scyros, eine heroische Komödie, in 5 Aufzügen in Versen: Le Consentement forcé, ein Lustspiel von einem Akte in Prosa nebst einen Divertissement. Les Epoux réunis, ein Lustspiel in 5 Akten, in Versen: diese Stücke gehören dem französ. Theater zu: die folgenden im 2ten Bande dem Italiänischen. Le Dédit inutile, oder Les Vieillards intéressés in 1 Akt und in Versen: Les Dieux travestis, oder L'exil d'Apollon in 1 Akte in Versen nebst einem Divertissement: Le Roman, in 3 Akten, in Versen: L'apparence trompeuse, in einem Akte in Prosa mit einem Divertissement: Les Talens déplacés, in einem Akt, in Versen. Der 3te Band von Stücken, die weder gedruckt gewesen noch vorgestellet worden, enthält: Les tracasseries oder le Mariage supposé, ein Lustspiel in 5 Akten in Versen; Le Triomphe de l'amour & du Hazard, in 3 Akten in Versen: La Coquette punie, in 3 Akten in Versen: Le jugement téméraire,

aire, in 1 Akte in Versen." Den Beschluß machen
erschiedne Poesien.

Nachricht von den Gemälden, welche im vorigen Jahre im Louvre ausgestellet gewesen.

Die Anzahl von den ausgestellten Werken der
unst beläuft sich dießmal auf 261 Nummern: wir
ollen die vornehmsten nach dem darüber gedruck-
n Verzeichnisse hersetzen, ohne uns weiter bey den
ßterwählten Kritiken aufzuhalten, die uns ohne-
eß zu allgemein und nichtsbedeutend scheinen.

Von dem verstorbenen Karl Vanloo. Au-
stus, wie er die Thüren vom Tempel des Janus
rschließen läßt. Die Grazien. Die keusche
usanna. Sieben Skizen für die Kapelle des
il. Gregorius bey den Invaliden. Der Kopf
nes Engels, ein Studium für eben diese Kapelle.
in allegorisches Gemälde: Man sieht auf diesen
e drey Parcen, Clotho, Lachesis und Atropos. Die
ne hält den Knaul, die zwote spinnet, und die dritte
it eine Scheere in der Hand, im Begriffe, den
aden abzuschneiden: über ihnen erscheint das Ver-
ingniß voller Bemühung, dieser Parce Einhalt zu
un und die Tage einer Beschützerinn der Künste
er Marquise von Pompadour) zu verlängern. Die
ünste im äußersten Jammer flehen um die Ver-
ngerung ihrer Tage.

Herr Michel Vanloo. Verschiedne Bild-
sse.

Herr Boucher. Jupiter unter der Gestalt der Diane, wie er die Callisto überfällt. Angelike und Medor. Verschiedene Schäferstücke. Eine junge Frau, die einer Taube einen Brief anhängt. Eine Landschaft mit einer Wassermühle.

Herr Halle. Der Kaiser Trajan, der auf ein sehr dringendes Kriegsunternehmen geht, hat die Menschenliebe, von seinem Pferde abzusteigen, die Klagen einer armen Frau anzuhören und ihr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Der Lauf des Hyppomenes und der Atalante: die letztere im Lauf hat den einen Fuß in der Luft, und Hyppomenes rast einen goldnen Apfel auf: in den Augen der Zuschauer leuchtet die Ungedult hervor, den Ausgang zu wissen. — Zwo kleine Skizen, die Erziehung der Reichen und der Armen vorstellend.

Herr Vien. Marc Aurel, wie er dem Volke Brod und Arzeneyen, in einer Pest und Hungersnoth austheilen läßt.

Herr de la Grenee. Der heil. Ambrosius, der Gott während der Messe den Brief darbringt, worinnen sich der Kaiser Theodosius wegen des Siegs bedankt, den er über die Feinde der Religion davon getragen. — Die Apotheose des heil. Ludewigs. Die Dankbarkeit. Die Gerechtigkeit. Die Güte und die Großmuth unter verschiedenen allegorischen Vorstellungen. Das Opfer des Jephta. Diana und Endymion. Vier Madonnen. Die Wiederkunft Abrahams im Lande Kanaan. Die Caritas Romana, oder Cimon im Gefängnisse, wie ihm seine Tochter die Brust reicht. Eine

Magda-

Magdalene. St. Petrus, der seine Sünde beweinet.

Von den kürzlich verstorbenen Deshays. Die Bekehrung St. Pauls. Der H. Hyeronimus, wie er über den Tod schreibt. Achilles, den der Scamander und Simois ersäufen wollen, wird durch die Juno und Vulkan beschützt: dieser Gott schleudert Feuer umher, welche diese Flüsse austrocknen. Jupiter und Antiope. Verschiedene Zeichnungen, als des Graf von Comminges seine Artemisie bey dem Grabe ihres Gemahls u. s. w.

Hr. Bachelier, Cimon im Gefängnisse, seiner Tochter an der Brust. Ein schlafendes Kind. Verschiedene Blumenstücke, auf die neue Pastelart mit Oel versetzt, gemalt.

Hr. Challe'. Hector, der in den Pallast des Paris geht. Er findet ihn bey der Helena sitzend und wirft ihm seine Flucht aus dem Kampfe vor, den er mit dem Menelaus angefangen hat. Venus hatte ihn der Wuth seines Feindes entrissen. Helena ist eben im Begriffe zur Dankbarkeit ein Opfer zu bringen. Sie klagt dem Hector ihr Schicksal, ihre Weiber sind auf mancherley Weise beschäfftiget, einige sind in einem Concerte begriffen, worinnen sie aber durch die Ankunft des Hektors gestört werden. Ein sehr großes Gemälde.

Hr. Chardin. Drey Gemälde, welche die Kennzeichen der Wissenschaften, der Künste und der Musik vorstellen: eine Menge Fruchtstücken.

Der Chevalier Servandoni. Zwey Thürstücke, wovon das eine, eine Trophee von Waffen

und Ruinen, das zweyte, Felsen, einen Wasserfall und ein Grabmaal vorstellet: ingleichen zwo Gemälde voller alten Ruinen.

Hr. Millet Franzisque. Eine Landschaft, auf welchem die heil. Genevieve von dem heil. Germain, Bischoffe von Auxerre, eigesegnet wird. Verschiedene andere Landschaften, nebst 2 Köpfen in Pastel.

Hr. Monnotte ein Bildniß.

Hr. Boizot. Die Grazien, welche die Liebe fesseln. Mars und Amor die über die Gewalt ihrer Waffen streiten; Venus lächelt und taucht die Pfeile des Amors in Honig, indem sie dem Cupido befiehlt, ihn mit etwas bittern zu vermischen. Der Innhalt davon ist aus dem Anakreon.

Hr. Le Bel. Verschiedene Landschaften.

Hr. Perronneau. Einige Bildnisse in Oel und Pastel.

Hr. Vernet. Der Hafen von Dieppe. Der Verf. hat die Fischerey als den unterscheidenden Charakter dieses Hafens angesehen, und den Vordergrund mit den verschiedenen Fischen der dortigen Gegend angefüllet: die Einwohner sind dabey nach ihren besondern Trachten vorgestellet. Die vier Tageszeiten in vier Gemälden. Zwey Aussichten von der Gegend um Nogent an der Seine. Zwey Gegenbilder: Ein Schiffbruch, und eine Landschaft. Ein Seestück bey Untergang der Sonne. Noch verschiedene andere Seestücken, sieben Landschaften, ein Sturm, und verschiedene andere Gemälde.

Hr.

Hr. Roslin. Ein Vater kömmt auf seinem ndgute an, wo er von seinen ihn zärtlich lieben-n Kindern aufgenommen wird.

Madame Vien. Eine Taube welche brütet, bst etlichen andern kleinen Gemälden.

Hr. Machy. Die Ceremonie der Legung des rundsteins der neuen Kirche von St. Genevieve, rch den König, den 6ten Sept. 1764. Zwey Ge-ilde, die Säulenordnungen des Louvre: und ein ttes, welches den Durchgang der Säulenlaube s Louvre von der Seite der Gasse Fromentau vor-llet. Architektonische Ruinen.

Hr. Drouais. Verschiedene Bildnisse.

Hr. Juliart. Landschaften.

Hr. Casanova. Ein Heerzug. Zwey Ba-llengemälde. Ein Spanier zu Pferde.

Hr. Bardouin. Verschiedene kleine Vorstel-igen und Miniaturbildnisse. Ein Beichtstuhl: ige Weibspersonen sind drinnen, und andere wer-i aussen umher: verschiedene junge Leute scheinen hts weniger, als die Buße dieser Beichtenden zu ördern, sie laufen unter ihnen umher und der eichtiger wird so gestöret, daß er herauskömmt, i sie fortzuschicken. — Die Findelkinder in der rche U. L. F. sie werden von etlichen Damen be-ht, und diese kleinen Kinder geben sich alle Mühe ien zu schmeicheln. — Ein junges Mägdchen, die Mutter ausschilt, weil sie einen Liebhaber sich gehabt. — Verschiedene Bildnisse in asserfarbe.

Hr. Roland de la Porte. Ein Medaillon, der ein altes Bildniß des Königs, in einem nachgeahmten Basrelief vorstellet. Verschiedene Stücken mit Porcelan, Früchten, Kräutern u. s. w.

Hr. Descamps. Drey kleine Gemälde: 1) ein junger Zeichner; 2) ein Schüler, der modeliret; 3) ein kleines Mägdchen, die einen Vogel füttert.

Hr. Bellenge'. Blumenstücken.

Hr. Parocel. 1) Cephalus söhnt sich mit der Prokris aus, die er unter einer Verkleidung ungetreu gefunden: sie giebt ihm einen Pfeil und einen Hund. 2) Prokris wird aus Versehen von dem Cephalus mit eben dem Pfeile getödtet, den sie gegeben: sie beschwört ihm getreu zu bleiben.

Hr. Greuze. Ein junges Mägdchen beweint ihren verstorbenen Carnarienvogel. Das verzogene Kind: ein Kind das Suppe ißt, giebt einem Hunde aus seinem Löffel, die Mutter sieht ihn auf ihrem Stuhle mit einem stillschweigenden Beyfalle zu. — Ein kleines Mägdchen, das eine Puppe, wie einen Kapuziner gekleidet hält. Sehr viele Bildnisse und Skizen.

Hr. Guerin. Verschiedene kleine Gemälde.

Hr. Briard. Die Auferstehung des Heilandes. Der Samariter, ein paar große Gemälde. Zwey kleinere: Psyche und der Fischer, die einander begegnen; die verlaßne Psyche. Eine heil. Familie. Der Wahrsager des Dorfs (le Devin du village.)

Hr. Brenet. Die Taufe des Heilands. Ein
[A]mor, der seiner Mutter seine Waffen abzuschmei-
[ch]eln suchet.

Hr. Loutherburg. Ein Rendezvous des Prin-
[ze]n von Conde auf der Jagd, in einer Gegend des
[W]aldes von Chantilly. Ein Morgen nach einem
[R]egen. Der Anfang eines Sturms bey unterge-
[he]nder Sonne. Eine Caravane — Straßenräuber,
[d]ie Reisende in der Mündung eines Berges angrei-
[fe]n. Ebendieselbige, durch die leztern gefangen ge-
[fü]hret. Eine Menge von Landschaften.

Hr. Le Prince. Ein Theil von der Stadt
[P]etersburg, nach der Natur. Ein Haufen Kosaken,
[T]artern u. s. w. die nach einer Plünderung ihre Beute
[zu]sammen bringen um sich darein zu theilen. Zube-
[re]itung zur Abreise einer Horde. Auf dem Vorder-
[gr]unde sieht man eine Tartarische Frau nebst 2 Offi-
[ci]ers, von denen einer einen Kalmucken die Rüstun-
[ge]n abnehmen läßt. Eine Rußische Pastorale.
[M]an sieht einen Schäfer, der seine Balalaye auf-
[h]ingt, um einen Knaben zuzuhören, der auf einer
[S]chalmey von Baumrinde gemacht, spielet. Die
[B]alalaye ist eine Art von langer Zither mit 2 Say-
[te]n, auf denen sich die Rußischen Bauern auf eine
[se]hr angenehme Art accompagniren. — Eine Fi-
[sch]erey in der Gegend von Petersburg. Verschie-
[de]ne Gemälde Rußische Gebräuche vorstellend. —
[E]inige Bauern die im Begriffe sind, auf einem Boote
[fo]rtzufahren, das sie erwarten, man sieht vorne ei-
[ne]n Wagen, deren sich die Finnländer bedienen, um
[Le]bensmittel nach Petersburg zu bringen. — Eine

Halte der Tartarn. Art im Winter auf Schlitten zu reisen. — Eine Halte der Bauern im Sommer: sie pflegen fast niemals in Wirthshäusern einzukehren: sondern legen sich in oder unter ihre Wagen. Im bösen Wetter schlagen sie ein Zelt auf. — Die Wiegen der Kinder: diese sind eine Art von schwebenden Betten, die man an einem elastischen Stock aufhängt, der an der Wand angesteckt wird. In schönem Wetter hängen ihn die Weiber nach Gutbefinden ausser dem Hause auf. — Eine Bauernstube: ein junger Bauer bietet einer Bäuerinn Eyer an, in der Entfernung steht eine Wiege. Eine Brücke über die Nerva: Eine Mühle in Liefland. Eine Landschaft mit Figuren in verschiedenen Trachten.

Hr. Deshays. Eine große Anzahl von Bildnissen.

Hr. Lepicie. Die Landung Wilhelm des Eroberers auf den englischen Küsten. Dieser Feldherr muntert sein Heer auf zu siegen und zu sterben: um seine Soldaten desto mehr zu bestimmen zeiget er auf seine Flotte, die er in Brand gesteckt. Die Schlacht bey Hasting war der Erfolg dieses Unternehmens. Durch den Tod Haralds, der getödtet ward, erhielt Wilhelm die Krone: dieß ist das größte Gemälde unter allen, und 26 Fuß breit und 12 hoch. Die Taufe des Heilandes durch den Johannes. St. Crepin und Crepinian, die ihre Güter den Armen austheilen.

Hr. Amand. Merkur im Begriffe den Argus zu tödten. Die Familie des Darius. Joseph, der

von seinen Brüdern verkauft wird. Tankred
Herminien verbunden. Rinald und Armide.
ie Sultaninn. Ein alter Kopf. Cambyses wider
Aegypter aufgebracht; tödtet ihren Gott Apis.
ie Skize so wie die folgenden) Psametychus,
:r der 12 ägyptischen Könige bedient sich bey ei-
i feyerlichen Opfer, aus Mangel einer Schaale
es Helms, um die Libation dem Vulkan darzu-
igen. Cambyses, dem der König von Aethio-
ı Gesandten mit Geschenken schickt, um bey die-
Gelegenheit Erkundigung von der Stärke des
des einzuziehen. Dieser König gab weiter nichts
Antwort, als daß er einen Bogen in ihrer Ge-
wart spannte, den ein Preser kaum hätte erheben
nen. — Magon breitet in der Versammlung
Karthaginiensischen Raths die Ringe derer römi-
n Ritter aus, die in der Schlacht bey Canna ge-
ben waren.

Hr. Fragonard. Der hohe Priester Coresus
ert sich, um die Callirhoe zu retten: dieß Gemälde
zu einer Tapete in der Manufaktur der Gobelins
timmt. Eine Landschaft nebst zwo Zeichnungen
ı Aussichten der Stadt Este nach Tivoli. Ein
mälde, welches die Zeitvertreibe des Kindes und
Jünglinge vorstellt. Auf dem Vordergrunde
len Kinder, die einen Hund zwingen wollen
ichte zu essen; in der Entfernung sieht man einen
gen Menschen, der einem Mägdchen einen Kuß
iben will.

Hr. Monnet. Der heil. Augustin, der seine
nfeßion schreibt. Der sterbende Heiland am
Kreuze.

Kreuze. Ein Amor. Unter einer Menge von Zeichnungen, wovon ein Theil schon in den lafontainischen Fabeln gestochen ist, verdient Orpheus und Eurydice vorzüglich angezeigt zu werden.

Hr. Taraval. Die Apotheose des heil. Augustin. Venus und Adonis. Eine Genueserinn, die über ihrer Arbeit eingeschlafen ist. Viele Köpfe.

Bildhauerarbeiten.

Hr. Le Moyne. Verschiedene Brustſtücken, theils in Marmor, theils in Thon.

Hr. Falconet. Eine sitzende Frau. Diese Figur ist zu einem Wintergarten des Königs bestimmt. Sie bedeckt Pflanzen mit ihrem Gewande, und machet sie durch ihre Sorgfalt blühend: auf der Seite steht ein Gefäße, das von gefrornen Wasser gesprungen ist; auf dem Sitze der Figur sieht man den Widder und Wassermann. Der heil. Ambrosius, ein Modell. Alexander, der die Campaspe, seine Beyschläferinn malen läßt: es ist der Augenblick gewählet, wo er dem Apelles mit ihr ein Geschenk machet, ein Basrelief in Marmor. Die sanfte Melankolie, unter der Gestalt einer Frau, die in einem zärtlichen Nachdenken ein Turteltäubchen betrachtet, und die Freundschaft, die in ihrer Hand ein Herz hält und es mit einer freymüthigen Mine darbeut, beydes Figuren in Marmor.

Hr. Vasse. Das Brustbild des Passerat. Ein Kinderkopf in Marmor. Die Komödie, ein Modell in Thon.

Hr.

Hr. Pajou. Verschiedene Brustbilder in Mar-
r. Eine Figur des heil. Franziskus de Sales.
e Bacchante, die einen kleinen Bacchus hält:
des Modelle. — Das Modell zu einer Pen-
hr 4 Fuß hoch. Es stellt den Genius von Dän-
ark vor, der den Ackerbau, die Handlung und
iste in Schutz nimmt. Skize zu einem Weih-
l. Drey Zeichnungen: das 1) eine Bachanale,
ine anatomische Lektion, 3) Entwurf zu einem
bmaale.

Hr. Adam. Eine Gruppe folgendes Inn-
s: Polyphem fleht vor dem Neptun, daß er den
ses, der ihn geblendet hat, nicht entrinnen läßt, in-
er den Widder hält, der dießmal bey seiner
de wider seine Gewohnheit zuletzt geht, und an
n Bauche sich dieser Held angeklammert hält.

Hr. Caffieri. Ein Triton, und die Bildnisse
Rameau, Lulli und Dü Belloy.

Hr. Challe. Zwo liegende Figuren in Mar-
das Feuer und das Wasser vorstellend. Büsten
Zeichnungen.

Hr. D'Hues. Der heil. Augustin, ein Mo-
u einer Bildsäule für die Kirche St. Roch.

Hr. Mignot. Das Modell einer Nayade in
elief, wovon die Figur auf einem Springbrun-
n Paris bereits in Stein gehauen ist.

Hr. Bridan. Der heil. Bartholomäus im
e vor seinem Märtyrertode in Gyps.

Hr. Berrüer. Cleobis und Biton, zween
er, die wegen ihrer kindlichen Frömmigkeit be-
sind: in Ermangelung der Stiere spannen sie

sich

sich selbst in den Wagen ihrer Mutter und fahren sie zum Tempel der Juno, wo sie opfern soll: ein Basrelief in Marmor. Eine marmorne Vase, mit einem Basrelief von Kindern gezieret, die mit einer Weinrebe spielen. Entwurf zu einem Grabmaale, eine Skize von Thon: die Freundschaft auf eine Urne gestützt überläßt sich ihren Schmerzen. Die Reinigkeit umwindet diese Vase mit Kränzen von Lilien. Verschiedene andere Entwürfe zu Grabmälern.

Kupferstiche.

Vom Hrn. Cochin. Eine Zeichnung zu dem Titelkupfer für die Encyclopedie. Man sieht die Wissenschaften beschäfftiget, die Wahrheit zu entdecken. Die Vernunft und Metaphysik suchen ihr den Schleyer zu entreissen. Die Theologie erwartet ihr Licht von einem Strale des Himmels; neben ihr steht das Gedächtniß und die alte und neuere Geschichte: auf der Seite und drunter sind die Wissenschaften. Von der andern Seite nähert sich die Einbildungskraft mit einem Blumenkranze, die Wahrheit zu schmücken. Unter ihr sind die verschiedenen Poesien und Künste. Ganz unten erscheinen die Talente, die den Künsten und Wissenschaften den Ursprung danken. Verschiedene allegorische Zeichnungen über die Regierungen der Könige von Frankreich. Sie machen den Anfang zu einer Reihe von Kupferstichen aus, an denen zu des Präsident Henault Geschichte von Frankreich gearbeitet wird.

Hr.

Hr. Lebas. Die vier Kupferstiche von der
n Lage der Häfen von Frankreich, durch Vernet.

Hr. Tardieu. Das Bildniß des Erzbischoffs
i Bourdeaux, nach Restout.

Hr. Düpuis. Bildniß des Grafen Czer-
iew.

Wille. Die wandernden Musikanten, (les
isiciens ambulans) nach Dieterich.

Hr. Salvador Carmona. Eine Allegorie
). Solimeni.

Hr. Roettiers, der Sohn. Ein Viereck, wel-
verschiedene Schaumünzen für den König vor-
et, und 6 Familienmünzen von Prinzen und
nzeßinnen aus dem Hause Galliczin und Tru-
oi.

Hr. Flipart. Ein Sturm nach Vernet. Die
ndhafte Athenienserinn und die junge Korinthe-
, nach Vien.

Hr. Moitte. Das Monument, das die Stadt
ims dem König errichtet. Die beyden Figuren,
das Fußgestelle begleiten, nach Pigalle. Der
enadenbringer (le donneur de Serenade).
Faule (la Paresseuse) nach Greuze. Zwey
dnisse von dem Abt Chevelin und Hrn. de la
lotais.

Hr. Beauvarlet. Zwey Kinder, die sich be-
tigen einen Hund auf der Cither spielen zu las-
nach Drouais dem Sohne. Ein Opfer für die
us und eins für die Ceres, nach Vien. Zwo
nnungen nach Gemälden des verstorbenen Karl
loo: 1) la converſation Eſpagnole, 2) la
lectu

lecture: diese beyden Stücke werden gestochen werden.

Lempereur. Der Triumph des Silen, nach Karl Vanloo. Titon und Aurore, nach Pierre. Das Bildniß der Mad. Lecomte, vom Hrn. Watelet gezeichnet.

Hr. Melini. Bildniß des Herrn de Polinchove, ersten Präsidenten des Parlaments zu Douay.

Hr. Aliamet. Die arbeitsamen Italiänerinnen und die Feuersbrunst, nach Vernet. Der Kachelofen und zwo Bäuerinnen die einander begegnen, nach Bergheim.

Hr. Duvivier. Ein Viereck mit verschiedenen Schaumünzen: 1. und 2. Medaillen von der Stadt Paris bey der Einweihung der Königl. Statue zu Pferde. Medaille für die 6 Kaufmannszünfte von Paris: die Wiederherstellung der Handlung. Medaille für die Stadt Rheims: die stehende Bildsäule des Königs. Medaille für die Folge von der Geschichte des Königs: das bestürzte Frankreich verläßt seine Siege um durch seine Gelübde die Genesung des kranken Königs zu Metz zu erhalten. Ein andres Viereck mit Medaillen und Schaumünzen. Schaumünzen für den König. Ein neuer Kopf desselbigen und seine Bildsäule zu Pferde. Der türkische Abgesandte übergiebt dem König sein Creditif. Büste der Prinzeßinn Trubetzkoi, auf dem Revers ihr Grabmaal mit Cypressen umpflanzt. Noch eine große Menge anderer Schaumünzen.

Hr.

Hr. Strange. Die Gerechtigkeit und Sanft-
th, nach Raphael. Venus, von den Grazien
ekleidet, nach Guido.

Hr. Cozette. In Haute-Lisse aus der
anufaktur der Gobelins. Das Bildniß des
n. von Montmartel nach dem Gemälde des de la
ur. Die Malerey nach dem verstorbenen Karl
nloo.

Französische Kupferstiche vom vorigen Jahre.

November. Das Grabmaal des Bebe, eines
ergs des Königs von Pohlen, welches ihm in einer
che zu Lüneville, wo er begraben liegt, errichtet
Vor einer Pyramide, die mit einer Urne ver-
et ist, steht die Figur dieses Zwergs auf einen Pie-
all. Drunter ist die Aufschrift.

December. Das Bildniß Heinrich des 4ten,
einem Gemälde von seiner Zeit nach Parbus,
Chenu gestochen.

Venus und Adonis, nach Jeaurat von Gall-
: es ist das Gegenbild von ebendemselbigen nach
ucher. Venus und Adonis nach J. Bethon,
der Dresdner Gallerie: Venus und Aeneas
Boizot: Die caritas Romana nach Coypel:
e drey Bilder sind von Danzel gestochen.

Das Bildniß des Descartes, von Hals gemalt
von Benoit gestochen.

Nachricht von neuen französischen Schauspielen.

Am 13ten Jun. wurde zum erstenmale ein prosaisches Lustspiel von 3 Akten Mariage par depit aufgeführt. Dieses Stück, das viel ähnliches mit des Dancourt Bourgeoises de Qualité hat, ist bey der ersten Vorstellung so gefallen, daß die Schauspieler nicht im Stande gewesen, es völlig aufzuführen.

Le retour favorable, ein prosaisches Lustspiel in einem Aufzuge von Hrn. G * * *. das im Sommer auf dem Theater des Herzog von * * * aufgeführet worden, ist bey dem Buchhändler Fournier gedruckt zu haben.

Im August ist ein neues Trauerspiel Pharamond aufs Theater gebracht worden, das aber einen sehr mittelmäßigen Beyfall erhalten hat.

Am 9ten Sept. hat man ein Trauerspiel von Voltaire Adelaide du Guesclin aufgeführet: es ist eigentlich der Duc de Foix, unter andern Namen. Vendome steht hier an des de Foix Stelle, Nemour, für den Vamir, Adelaide, für Amelie, Couci für den Lisois: es ist mit vielen Veränderungen in Absicht auf die Versifikation erschienen, und hat einen ausnehmenden Beyfall erhalten.

Zu Anfange des Octobers wurde ein neues Lustspiel in 5 Aufzügen: Le tuteur trompé, der betrogene Vormund, aufgeführet, und mit ziemlichem Beyfall aufgenommen: die ganze Intrigue wird durch die List eines Bedienten, Merlin, geführet: einem

in grossen Theil seiner guten Aufnahme mag es
ch der vortrefflichen Vorstellung des Preville zu
ken haben.

Den 7ten Oct. stellten die italiänischen Komö-
nten Le petit Maitre en Province, eine Ko-
die in einem Aufzuge, in Versen, mit kleinen Lie-
n untermengt vor. Das Stück ist von Mr. Har-
Man findet darinnen wohlausgebildete Chara-
e, komische Situationen, und eine gute Ausfüh-
g; sie würde noch mehr gefallen haben wenn sie
dem Mechant und Impertinent erschienen
e, aus dem sie vieles entlehnt hat.

Den 6ten Nov. wurde ein neues Stück in 3
zügen und freyen Versen vom Herrn Saurin
eführet: L'Orpheline leguée, sie ist sehr
geschrieben, die Charaktere wohl gezeichnet, voll
scher Züge, und wohl dialogirt, doch hat sie
den erwarteten Beyfall erhalten: der Verfasser
in dem Vorberichte, (denn sie ist bereits ge-
t,) zur Ursache an, daß die Ausführung dem
, der eine ganz andere versprochen, zuwider ge-
l.

Am 2ten December gaben die französischen Ko-
anten zum erstenmale: Le Philosophe sans le
oir, ein Lustspiel in Prosa und in 5 Aufzügen:
dieses ein moralisches Gemälde in dem Ge-
cke des Diderots. Der erste Titel hieß le
l, und in der That beruht die ganze Verwicke-
auf einem Zweykampf. Walter, ein ehrlicher
mann, hat einen Sohn, der ein Officier unter
Seetruppen ist. Dieser junge Mensch ist mit ei-

nem andern von der Cavalerie in Händel gerathen, und sie haben einander herausgefodert. Das Haus des jungen Walter ist in voller Zubereitung zur Hochzeit seiner Schwester, die an eben dem Tage des Zweykampfs soll vollzogen werden: dieß ist Ursache, warum er früh vor Tage das Haus verlassen will: allein er findet es verschlossen, und zum Unglück ist der Schlüssel in seines Vaters Händen. Dieser erscheint und fragt seinen Sohn, wo er schon so früh hin will? er sucht verschiedene Ausflüchte: nachdem ihm aber der Vater versprochen, daß er ihn nicht zurück halten will, wenn er eine gerechte Ursache habe, entdeckt er ihm die ganze Sache. Der alte Walter setzt dem Vorurtheil Gründe entgegen und eifert wider den Mißbrauch, der einen Mann von Ehre zwischen die Schande und ein Blutgerüste stellet. Dieses ist ohne Zweifel der beste Auftritt im Stücke. Mit Anfange des 2ten Akts hat Walter seinen Sohn unterrichtet, daß er von adlicher Herkunft ist, daß eine ähnliche Geschichte ihm lange Zeit gezwungen habe, seinen wahren Namen zu verheelen, daß aber diese Sache gänzlich abgethan sey. Der Sohn setzt ihm also dessen eigenes Beyspiel entgegen, schleicht sich fort, und begiebt sich an den bestimmten Ort des Zweykampfs. Der Vater hält es nicht für dienlich die Vermählungsceremonie der Tochter durch die Erzählung der Gefahr, in der sich ihr Bruder befindet, zu verschieben: doch unterrichtet er den Anton, seinen vertrauten Bedienten davon, der in der ersten Hitze die Sache überall bekannt machen will: endlich aber den Entschluß

faßt,

st, zu dem Gegner seines jungen Herrn zu gehen,
d ihm zuzureden: aber der Vater befiehlt ihm ei-
n blossen Zuschauer abzugeben, demjenigen beyzu-
hen, der fallen wird und ihm davon Nachricht
geben. Das verabredete Zeichen seiner Zurück-
nft sollen drey Schläge an eine gewisse benennte
üre seyn. Mitlerweile kömmt ein gewisser Mar-
is d'Esparville an, der den alten Walter bittet,
n einen Wechsel auszuzahlen. Nach aller Wahr-
einlichkeit muß er muthmaßen, daß dies der Va-
von dem Gegner seines Sohns sey: doch
let er ihm denselbigen ohne den geringsten Abzug.
zwischen geschehen die 3 Schläge. Walter
rd bestürzt, doch läßt er sich nicht hindern, auf
Bitte des Marquis, ihm das Silbergeld, das
ihm gegeben, wieder gegen Gold umzusetzen. An-
kömmt darzu und machet eine sehr zweydeutige
zählung: die Ankunft des jungen Walters aber
dem jungen D'Esparville kläret das Räzel auf.
yde haben ihre Pflicht gethan: D'Esparville hat
rst geschossen, jener aber, anstatt sich seines Vor-
ls nun zu bedienen, hat seine Pistole in die Luft
edrückt, ihm seine Bewegungsgründe gesagt, und
gefragt ob er mit dieser Genugthuung zufrieden
? Die Aussöhnung ist aufrichtig: der alte D'Es-
ville bewundert die philosophische Standhaftig-
Walters und williget darein, die obangeknün-
e Verbindung mit feyern zu helfen, diese Hey-
hat an dem ganzen Stücke wenig Antheil, und
h eine leichte Veränderung hätte er den jungen
lter zum Bräutigam machen können: Wie weit

 inte-

interessanter wäre es geworden, wenn dieser am Tage seiner Verbindung sich seiner Geliebten hätte entreissen müssen! übrigens hat dieses Stück viele gute Seiten, die den erhaltnen Beyfall verdienen. Hauptsächlich ist die Rolle des Vaters interessant und gut gezeichnet.

Auf dem italiänischen Theater hat man zu Anfange des Decembers: La Fée Urgelle, ein Stück in 4 Aufzügen, mit Arien vermischt, gegeben: es ist aus der Erzählung des Hrn. von Voltaire in den Erzählungen des Vade genommen, die den Titel führet: Ce qui plait aux Dames; das Stück ist interessant und hat sehr feine Situationen.

Den 15ten Dec. wurde ein kleines Stück in einem Aufzuge la Bergère des Alpes, aus den Erzählungen des Marmontel aufs französische Theater gebracht: der Verfasser hätte noch verschiedene interessante Scenen, die ihm die Erzählung an die Hand gegeben, nützen können, inzwischen hat es Beyfall erhalten.

Nachtrag von neuen englischen Büchern.

The Festoon: a Collection of Epigrams, ancient and modern. Panegyrical, Satyrical, Amorous, Moral, Humerous, Monumental. With an Essai on that Species of Composition. Robinson and Roberts. Man sieht bereits aus dem Titel die Anordnung dieser Sammlung von Sinngedichten: die gute Wahl machet des Verf. Geschmack und guter Denkungsart Ehre; sie ist so eingerichtet, daß sie ein Hofmeister seinem Untergebenen, und eine vernünftige Mutter ihrer unschuldigen Toch-

r empfehlen kann. Auch der Versuch, den der
erf. über die Natur des Epigrams vorgesetzet, zei
t von seiner feinen kritischen Einsicht und Delikatesse,
d enthält verschiedene wichtige Beobachtungen über
n wahren und falschen epigrammatischen Witz:
erhaupt ist es unstreitig eine der besten Samm-
ngen in dieser Art.

The Summer's Tale: a Musical Comedy of
ree Acts. Dodsley. Diese Komödie, mit Ge-
ngen durchflochten enthält so wohl in Ansehung der
usführung und des Dialogs viel Gutes, hauptsäch-
h haben die Arien eine angenehme Leichtigkeit, die
ser Dichtungsart angemessen sind.

Pollio: an Elegiac Ode. Written in the
ood near R—Castle, 4to. Payne. Diese
lancholische Ode und die Ideen die sie enthält,
standen, wie der Verf. uns berichtet, als er wieder
ländliche Scene der Freuden seiner ersten Jahre
einem würdigen Bruder, der ihm in ein und
anzigsten Jahre starb, besuchte. Seine Beschrei-
ngen sind von der Natur und sein Schmerz vom
fühl hergenommen, eine sichere Folge, daß sie schön
n muß.

The Equality of Mankind: a Poem. By
. Wodhull. 4to. Becket. Dieß Gedicht ist
t ohne poetisches Verdienst: der Charakter, den
nter andern von seinen Landsleuten darinnen ma-
, scheint viel Wahres zu enthalten.

orn in a changeful clime, beneath a sky
Vhence Storms descend, and hovering vapors fly,
tung with the fever, tortur'd with the spleen,
oist'rously merry, churlishly serene,

By

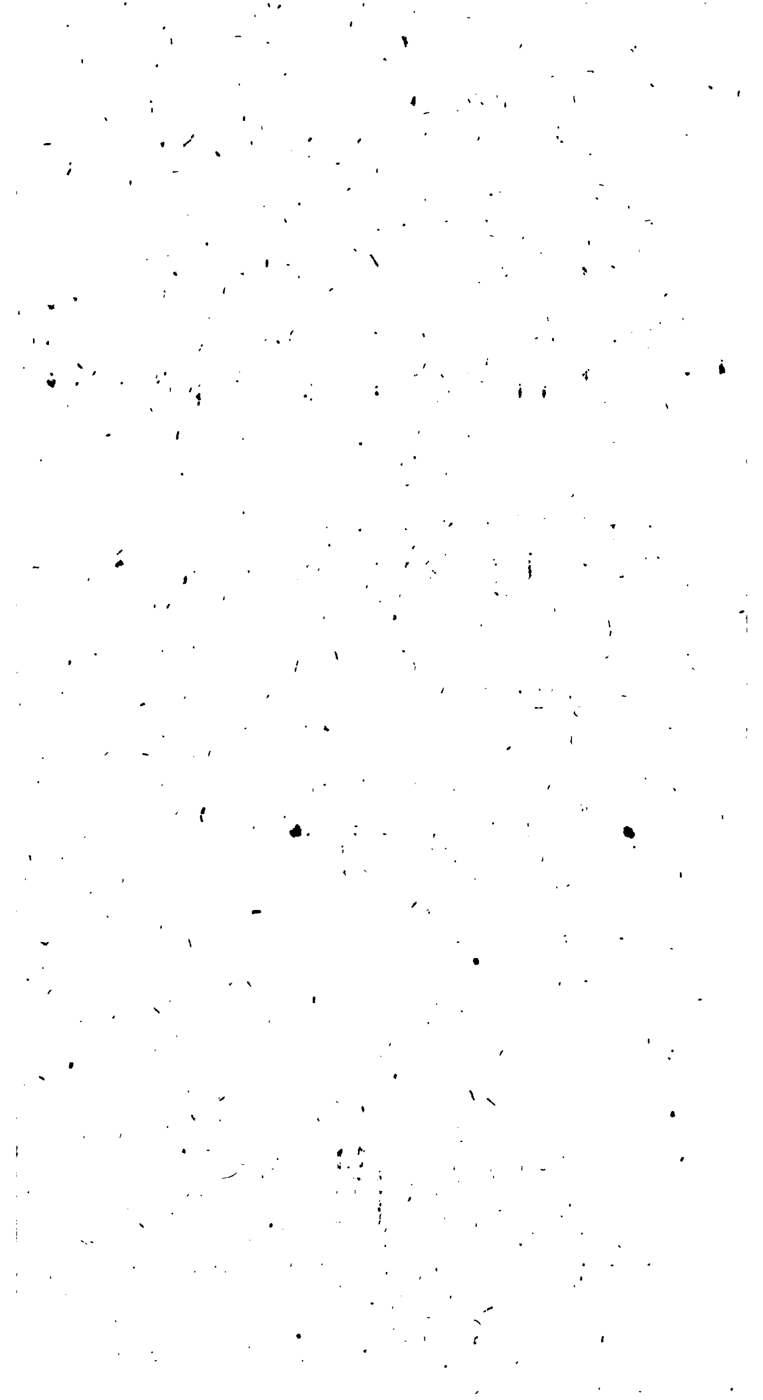
By each vague blast dejected or elate,
Dupes in their love, immoderate in their hate,
With strange formality, or bearish ease,
Then most disgusted, when they strife to please,
No happy mean the sons of Albion know,
Their wavering tempers ever ebb and flow,
Rank contraries, in nothing they agree;
Untaught to serve, unable to be free.

Twenty of the Plays of Shakespeare, being the whole Number printed in Quarto during his Life-time, or before the Restoration, collated where there were different Copies, and published from Originals, by *George Stevens*, Esqu. in four Vols. 8vo. Der Verfasser hat bey dieser Ausgabe dem Shakespear einen guten Dienst geleistet, indem er die ersten besten Ausgaben verglichen, um die Richtigkeit des Textes herzustellen: er hat aber eine neue vollständige Ausgabe vor, wobey er durch eine Nachricht sich den Beystand des Publikums erbittet: jedes fällt itzt über den Herrn Johnson her und tadelt, er hofft von den Kunstrichtern, daß sie ihm lieber ihre Beobachtungen mittheilen sollen, um sie zum Besten dieses englischen Lieblingsautors zu nützen, und wenn diese seiner Erwartung eine Genüge leisten, so kann man sich nach seinem Entwurfe viel Gutes versprechen.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Zweyten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1766.



Innhalt.

Pensées

Innhalt.

Innhalt.

England.

I.

bhandlung über die Wirkung des Lichts in den Schatten, in Absicht auf die Malerey, aus dem Französ. des Hrn. C***.

Ist es für diejenigen, die sich denen auf die Zeichnung gegründeten Künsten widmen, vortheilhaft, wenn man in den Schriftstellern die allgemeinen Grundsätze davon aufhet: so scheint noch weit mehr Ursache vorhanden seyn, daß man, wenn die Frage einen weniger benten Grundsatz betrift, oder einen solchen, der noch ht völlig und allgemein eingeräumet ist, solchen zu handeln und die Erklärung und Beweise davon zu en suche. Ist dieser, den ich hier anführen werde, gewiß, als ich glaube: so habe ich Ursache, dessen kanntmachung zum Besten dererjenigen zu beleunigen, die diese Bemerkungen nicht von sich selbst chen würden, und denen sie doch ein großes Licht en können. Ich habe sie von dem Hrn. Largilliere. e tiefen Erforschungen dieses großen Malers, die in demjenigen Theile der Malerey, den wir das lldunkle nennen, so gelehrt gemacht haben, sind Grund fast von allen Kenntnissen gewesen, die unneue Schule in dieser Wissenschaft besitzet.

Der Grundsatz, von dem hier die Rede ist, ist ender: Die allerstärksten Schatten im Dun sollen nicht auf den Vordergrund des mäldes fallen: im Gegentheil sollen die hatten, die auf diesen ersten Grund liegen, t und gebrochen seyn, die stärksten und

schwärzesten Schatten aber sollen auf die Gegenstände fallen, die auf dem mittlern Grunde sind.

Ich bediene mich des Ausdrucks des erstern und mittlern Grundes (premier & second Plans) die unter unsern Künstlern bekannt genug sind, und die einen gewissen Raum voraussetzen, der von dem untersten Rande des Gemäldes bis an dem Horizont geht, und in Beziehung auf die perspectivische Vertiefung, die sie dem Auge darstellet, in drey bis vier Parthien abgetheilet wird.

Dieser Satz wird anfänglich besonders und der gemeinen Meynung ganz zuwider scheinen, und eben diese Widerspenstigkeit verschiedner Künstler, ihn anzunehmen, hat mich verbunden, ihm tiefer nachzuforschen. Ich würde die Sache, ohne zu zweifeln, ihrer höhern Einsicht überlassen, wenn es möglich wäre, die Augen vor demjenigen zu verschließen, was man so deutlich und unveränderlich in der Natur wahrnimmt.

Ich muß noch anmerken, daß ich in allem, was ich zum Beweise dieser Wahrheit sagen werde, die besondern Farben von dem Gegenstande in Gedanken abziehe, und mir die Natur nur unter einer Farbe vorstelle, um blos meine Aufmerksamkeit auf die Wirkung zu richten, die die Strahlen des Lichts hervorbringen, und auf die Dunkelheit, die die Schatten mehr oder weniger verursachen.

Also, wenn ich sage, ein Schatten ist stärker, als ein andrer, so will ich dadurch nicht sagen, daß er stärker an Farbe, sondern blos stärker an Dunkelheit seyn solle.

Zufolge

Zufolge dieses Grundsatzes, den ich festgesetzt be, und indem ich mir die Gegenstände nur von ei- einzigen oder ähnlichen Farbe vorstelle, wenn n z. E. eine sich entfernende schattigte Wand sieht, r auch einen Schatten auf einen gewissen Raum seiner ganzen Länge fallen läßt, sage ich, daß diese hatten, anstatt daß sie in der Entfernung sich vächen sollten, im Gegentheil immer destomehr an ärke und Dunkelheit zunehmen, jemehr sie sich von ern Augen entfernen: dieser Zuwachs setzt sich sel- bis auf eine ziemlich weite Entfernung fort.

Wenn man eine sich von unsern Augen entfer- de Allee von Bäumen sieht, so wird man eben e Wirkung wahrnehmen, sie müßte sich denn auf allzu weite Entfernung erstrecken. Die Schat- der letztern Bäume werden weit stärker, und die- gen von den erstern Bäumen dieser Allee sehr ge- chen und zerstreuet seyn. Eben dieses wird auch abgehauenen Stöcken statt finden, die, da sie mei- s von einerley Farbe sind, noch mehr Gelegenheit n, sich von der Wahrheit dieses Grundsatzes zu- ichern, wenn man an ihnen gewahr wird, wie sich s in der That so verhält, daß jemehr sie sich entf- en, destomehr Dunkelheit gewinnen sie.

Man wird eben dieses und zwar sehr merklich, en der Einförmigkeit ihrer Farbe, in der Bau- st gewahr. Man stelle sich also eine Colonnade , die aus verschiednen Reihen von Säulen, eine er der andern besteht: der Schatten der erstern ule hebt sich auf den Schatten der nächsten hin- te, dieser ist schon zarter als der Schatten der drit-

 ten,

ten, und so mit allen folgenden, deren Stärke des Schattens, in Absicht auf die Dunkelheit nach dem Maase ihrer Vertiefung sich vermehret, bis auf eine ziemlich weite Entfernung, wo dieser stufenmäßige Fortgang sich verändert, und sich das Gegentheil äusfert, das ist, wo die Schatten mit ihrer Entfernung schwächer werden.

Endlich kann man sich von der Wahrheit dieses Grundsatzes überzeugen, wenn man in dieser Idee alle Aussichten von einem großen Umfange, die uns nur aufstoßen, wahrnimmt. Diese Wirkung fällt noch weit mehr in die Augen, als wenn man sie in Gegenständen aufsucht, die weniger von einander entfernt sind. Denn alsdenn möchte diese Gradation, ob sie sich gleich wirklich da befindet, denenjenigen weniger sinnlich werden, die einen gegenseitigen Grundsatz angenommen haben.

Ich stelle mir auch vor, daß ich mit solchen rede, die ein zureichendes Gesicht haben, um die Gegenstände in einer weiten Entfernung zu unterscheiden: denn diejenigen, die nicht weit sehen, würden sich von der Natur nicht mit so vieler Gewißheit überzeugen können. Für sie würde der stärkste Schatten in einer so nahen Entfernung erscheinen, daß der Abfall zwischen diesem Schatten und demjenigen von dem nächsten Gegenstande fast nicht merklich seyn, und ihnen immer noch die Freyheit lassen würde, an der Wahrheit dieses Grundsatzes zu zweifeln.

Der vollständigste Beweis würde freylich seyn, wenn man, indem man diese Betrachtungen anstellet, ihm die Natur vor Augen stellen könnte: aber in Ermang-

anglung dieses Vortheils werde ich mich ein wenig
iher über die mechanischen Verhältnisse des Lichts
ılassen müssen: und hier hoffe ich zu beweisen, daß
ht nur der Grundsaß von der Wirkung des Lichts,
n ich angekündiget, wahr, sondern selbst, daß er
umgänglich nothwendig sey. Diese Materie ist
wenig abstrakt, und die Beweise, auf die ich mich
stützen glaube, sind auf Begriffe gegründet, die
lleicht nicht allen jungen Künstlern so bekannt sind:
r ich glaube, daß die Fertigkeit das Licht zu be-
chten, wenn man sich auf etliche Grundsätze stü-
, die leicht zu begreifen sind, und wenn man ihm
seinen verschiednen Arten die Gegenstände zu er-
hten folget, von einem großen Nutzen für diejeni-
seyn könne, die eine Kenntniß des Helldunkeln,
ches eine blos speculativische Wissenschaft ist, zu
ngen wünschen.

Ich nehme das erste Beyspiel wieder vor, das
von einer langen sich entfernenden Mauer ange-
et, die gänzlich beschattet ist, und in ihrer ganzen
ge einen Schatten auf ihren Boden wirft, und
sage, daß der Schatten dieser Mauer sich desto-
r vermehret, jemehr er sich entfernet, und daß
en so mit dem Schatten sich verhält, der auf
Boden geworfen wird.

Um es zu beweisen, setze ich zum Grunde meiner
üsse einige Sätze, die, da sie mit einer allgemei-
Uebereinstimmung angenommen sind, für un-
bare Wahrheiten gelten können.

Daß wir die Farbe und Gestalt der Gegen-
e nicht anders, als durch den Widerschein des

Lichts wahrnehmen, der sie trift, der sich zurück wirft und davon ein Bild in dem Grunde unsers Auges malet. Mithin sehen wir diese Gegenstände nicht, wenn alles Licht entzogen wird, sie mögen noch so sehr um uns herstehen: und dies kann aus keiner andern Ursache herrühren, als weil sie keine Lichtstrahlen zurückwerfen, die sie uns malen.

2) Daß nach dem Verhältnisse der mehrern oder wenigern Lichtstrahlen, die Stärke größer oder geringer ist, mit der sie unsre Augen rühren, und in uns die Empfindung eines stärkern oder schwächern Lichts hervorbringen. Mithin entzieht die Abnahme des Lichts die Deutlichkeit und den Glanz, den es unsern Augen malet.

3) Daß die Wirksamkeit der Lichtstrahlen sich durch die weite Entfernung, die sie zu durchlaufen haben, schwächet. Eine Fackel in einer sehr weiten Entfernung scheint uns lange nicht so glänzend, als wenn sie nahe ist.

4) Daß das Licht merklich von seiner Stärke mit jedemmale verliert, daß es zurück geworfen wird: daher kommt es, daß, ob wir gleich ein sehr von uns entferntes Licht deutlich sehen, wir nichts destoweniger die Gegenstände nicht unterscheiden können, die es um sich her erleuchtet: die Lichtstrahlen, die diese Gegenstände zurückwerfen, können nicht bis zu uns kommen, oder sind, wenn sie anlangen, so schwach, daß sie unsre Augen nicht auf eine sehr fühlbare Art rühren. Mithin, was von einem Lichte, wie z. B. dasjenige von einer Fackel, wahr ist, das ist auch von

dem

em Lichte der Sonne, obgleich in einem verschiede-
en Verhältnisse wahr.

Man kann die Wirksamkeit des Lichts mit einer
Billiardkugel vergleichen. Diese, wenn sie gestoßen
wird, prallt an einer Seite an, die sie wieder gegen
ine andre zurückschicket, von der sie wieder zu einer
ritten zurückgeschicket wird. Mit jedemmale, daß
e durch eine Seite abgeprellet wird, verlieret sie von
rer Stärke, und dieses so lange, bis sie von sich selbst
ille steht, ob sie gleich beynahe nur einen so langen
Weg durchläuft, als sie gelaufen wäre, wenn sie keine
Hinderniß vorgefunden hätte.

Die Reflexion des Lichts hat inzwischen diesen
nterschied, daß ein einziger Lichtstrahl, so abgeson-
ert als man sich ihn immer vorstellen will, als ein
Bündel von Strahlen angesehen werden muß, wel-
es durch seine Brechung in die Runde umher ge-
orfen wird, so wie das Licht, welches auf eine Na-
lspitze fällt, längst herum zurückgeworfen wird, und
ese Spitze wird durch die Wirksamkeit des abge-
ellten Lichtes den Augen aller, die es sehen, sichtbar.
Nur polirte Körper werfen es in einer Richtung
rück.

Das Licht kömmt von der Sonne und fähret in
ner Richtung auf einen gewissen Raum. Dieser
aum wirft es in jedem Verstande zurück: ein Theil
r Strahlen fähret in unsre Augen und malet da-
bst das Bild dieses Raums. Dieses Bild ist leb-
ft und hell, weil dieses Licht nur eine erstere Re-
xion erlitten hat.

Ein andrer Theil der Strahlen, die durch diesen Raum zurück geschickt werden, fährt wider die Mauer und erleuchtet sie: dieses nennen wir den Widerschein. Würden diese Strahlen, die die Mauer erleuchten, nicht ein zweytesmal bis in unsre Augen zurückgeschickt, so würden wir nicht die Mauer sehen, oder wenigstens würden wir sie sehr dunkel sehen und nichts darauf unterscheiden: aber diese Strahlen, die anfänglich durch den Raum zurückgeworfen worden, werden es zum zweytenmale durch die Mauer, und malen alsdenn in unsern Augen die Mauer, die Steine, aus denen sie zusammen gesetzet ist, und die übrigen Kleinigkeiten, die dabey vorkommen können. Inzwischen sind diese Strahlen schon zweymal zurückgeworfen, mithin sind sie schwächer, und dies ist die Ursache warum die Mauer uns dunkler als der erleuchtete Raum scheint, der uns sein Licht blos durch eine einfache Reflexion zuschickt.

Von diesen Strahlen, die zum zweytenmale durch die Mauer zurückgeworfen werden, wird ein Theil auf den beschatteten Raum zurückgeschickt, und von dar noch einmal durch eine dritte Reflexion in unsre Augen gebracht, wo er den Theil des Raums malet, der in dem geworfenen Schatten liegt, und die Gegenstände, die sich daselbst befinden. Aber da diese Strahlen erst durch eine dritte Reflexion unsern Augen zugeschickt werden, so sind sie sehr schwach, und das Bild, das sie malen, sehr dunkel. Dies ist die Ursache von dieser Regel des Helldunkeln, daß der geworfene Schatten allezeit stärker als

ils der Schatten der Körper ist, die ihn
verfen.

Diese zween Schatten, der Mauer und des
Raums, auf den sie die Schatten wirft, würden uns
och dunkler scheinen, als sie uns wirklich scheinen,
venn sie kein andres Licht als dasjenige empfiengen,
on dem wir geredet haben, und dies um so viel-
nehr, jemehr es dadurch, daß es zwey bis dreymal
zrückgeworfen wird, schwächer würde. Aber es ver-
niget sich damit noch ein andres Licht, welches von
em ganzen Himmel kömmt: es ist weniger lebhaft,
's dasjenige von der Sonne: inzwischen ist es stark
nug, indem es zureicht uns deutlich alle Gegenstände
i zeigen, wenn der Himmel mit Wolken bedecket ist.
Dieses Licht trift beynahe eben so sehr auf den Schat-
n der Mauer, als auf den von ihr geworfenen
Schatten: von dar kehret es in unsre Augen durch
ie erstere Reflexion wieder, erleuchtet uns alle diese
Schatten, und verringert die Verschiedenheit der
unkelheit, die sonst zwischen ihnen würde gewesen
en.

Durch die verschiednen Reflexionen dieser ver-
iedenen Lichter, sehen wir also diese Schatten.
un aber haben wir gesagt, daß die Strahlen durch
: Entfernung, die sie zu durchlaufen haben, ehe sie
dem Auge gelangen, schwächer werden. Dieje-
gen Strahlen also, die von den Parthien der Mauer
mmen, und uns am nächsten sind, müssen mehr
tärke als diejenigen haben, die von den entfernte-
n Parthien kommen. Haben sie aber mehr
tärke, so sind sie auch lichter, und lassen uns diese

 nähern

nähern Parthien der Mauer weit heller und deutlicher, als diejenigen sehen, die am entferntesten sind.

Das Licht des Widerscheins, das von beschatteten Gegenständen in der Entfernung kömmt, hat nicht Gewalt genug, unsre Augen zu reizen: dies ist die Ursache, warum wir diese beschatteten Gegenstände sehr dunkel sehen, durch Hauptschatten und ohne allem Widerschein, mithin weit stärkere und schwärzere Schatten, als sie nicht seyn würden, wenn sie sich dem Vordergrunde näherten, wo sie durch die Lichter des Widerscheins, die wir wahrnehmen können, würden seyn erleuchtet worden.

Der Schatten der Mauer wird immer dunkler je mehr er sich vertiefet, weil die Lichter des Widerscheins, die sie sichtbar machen, weniger sinnlich werden, je mehr sie sich entfernen. Eben so verhält es sich mit dem auf den Boden geworfenen Schatten: die Strahlen des Lichts, welche verhindern, daß er nicht gänzlich dunkel ist, malen ihn unserm Auge um so viel weniger licht, je weiter sie kommen.

In der Natur ist der Boden von einem gleichen Lichte überall erleuchtet, und der Widerschein, den er an die Mauer wirft, ist auf gleiche Art in seiner ganzen Länge erleuchtet: inzwischen sehen wir diese Schatten nicht in einem gleichen Tone und ohne Abfall: denn wenn dieses wäre, so würden wir nicht sehen, daß sie sich von uns entfernen.

Nun aber kann man die Verschiedenheit der Töne, die wir daselbst bemerken, keiner andern Ursache als der mindern oder größern Stärke zuschreiben, von der unsre Augen durch die Lichtstrahlen, die

uns

uns diese Gegenstände sehen lassen, berühret werden.

Hieraus mache ich den Schluß, daß die Schatten von Gegenständen in einer mittelmäßigen Entfernung, undeutlich und dunkel sind, und daß sie durchsichtiger, weitschweifiger und mehr zurückgeworfen werden, je näher sie unsern Augen kommen.

Es scheint aus diesem Grundsatze zu folgen, daß die Schatten, indem sie ihre Stärke nach dem Verhältnisse ihrer Entfernung vermehren, daß diejenigen, sage ich, die dem Horizont am nächsten sind, die stärksten auf dem ganzen Gemählde werden, und einer vollkommenen Finsterniß in der Natur nahe kommen sollten, welches wir doch in der Natur nicht finden. Im Gegentheil haben die entferntesten Gegenstände sehr schwache Schatten: dies entsteht von der Luft, die zwischen uns und diesen Gegenständen steht, und uns also die Schatten davon schwächet. In der That ist die Luft, so durchsichtig sie auch ist, ein Körper, wenn ihr Volumen stark genug ist, der fähig das Licht zurück zu werfen. Man kann uns hier einwenden, daß zwischen uns und den Gegenständen allezeit Luft ist: aber dieser Einwurf wird wegfallen, wenn man überlegt, wie sehr durchscheinend die Luft ist, wenn der Himmel heiter und rein ist: welches ich hier voraussetze. Die Hinderniß, die sie also bey Vorstellung der Gegenstände verursachet, ist also nur bey einer sehr weiten Entfernung fühlbar: in den Gegenständen aber, die ganz nahe bey uns stehen, muß sie für nichts gerechnet werden.

In

In Absicht auf diese Verringerung aber, die durch ein großes Volumen von Luft verursachet wird, habe ich gesagt, daß, nachdem die Schatten der Gegenstände ihre Stärke, nach dem Verhältnisse ihrer Entfernung, bis auf einen gewissen Punkt, den ich nicht bestimme, vermehret haben, daß sie, sage ich, bis auf diesen Punkt gelangen, wo der Abfall sich in einem gegenseitigen Verstande anhebt, das ist, wo sie wieder anfangen abzunehmen, je weiter sie sich entfernen.

Nach demjenigen, was ich bis hieher vorgetragen habe, scheint es, daß es in allen Vorstellungen der Natur eine gewisse Linie giebt, die sich bis zu einer gewissen Entfernung in dem Gemälde vertieft, wo die stärksten Schatten auffallen: und daß sie alsdenn wieder an Stärke eben nach dem Verhältniß rückwärts abnehmen, so wie sie gegen dem Vordergrund abfallen müssen. Aber es ist unmöglich diese Entfernung zu bestimmen, weil sie nach der Menge der Dünste, mit der die Luft beladen ist, sich so sehr verändert, daß ich in Sommertagen diese starken Schatten bis auf eine Entfernung von mehr als vierzig Ruthen von mir gesehen habe, anstatt daß sie in sehr schönen Herbsttagen kanm vier Ruthen von mir erschienen sind.

Man kann hier einwenden, daß, weil sich Tage finden, wo dieses Gesetz in der Natur so wenig merklich ist, man sich von der Beobachtung desselbigen lossprechen und voraus setzen könne, daß man die Natur in diesen Augenblicken male, weil der Maler Herr

ist,

st, einen solchen Augenblick nach seinem Gefallen zu
wählen.

Aber um dieses mit Wahrheit zu thun, muß
man diese Augenblicke mit allen ihren Umständen
nehmen, und so bald man die Luft mit Dünsten be-
laden vorstellet, so muß man auch die Gegenstände im
Hintergrunde wenig entfernet stellen, und so, als ob
man sie blos durch eine Art von Nebel erblicke.
Wenn man sie deutlich und ausgebildet malet, so ver-
fällt man in die Nothwendigkeit, diesem unveränder-
lichen Gesetze in der Natur, die von einem heitern
und reinen Tage erleuchtet wird, zu folgen.

Ueberdies besteht dies Gesetz allezeit in dem Ver-
hältnisse, das sich zwischen Gruppen findet, zwischen
denen man oft kaum eine Entfernung von 5 bis 6
Fuß voraussetzet.

Uebrigens bin ich auf das gewisseste überzeugt,
daß diejenigen, die die Natur in der Absicht betrach-
ten wollen, diesen Grundsatz darinnen zu entdecken,
ihn fast unveränderlich darinnen finden werden.

Ich sage fast unveränderlich, denn es finden sich
Fälle, wo die Wirkung der Natur verschieden ist:
aber alsdenn wird dieses durch andre Ursachen ver-
anlaßt.

Ich werde einige davon anzeigen, um den jun-
gen Maler auf die Spur zu führen, sie selbst zu ent-
decken. Wenn man eine Laube von Bäumen an-
sieht, wo das Innere des Gebäudes sich nähert und
beschattet, und blos durch zurückgeworfene Lichter er-
leuchtet wird, das ist, wo das Licht, das von dem gan-
zen Himmel kommt, nicht hinein dringen kann, und

außer

außer dieser beschatteten und sich nahen Parthie, ein weiter Grund findet, der ein großes Licht erhält, alsdenn werden die benachbarten Schatten weit stärker und finstrer scheinen, als sie es in der That sind, und die Schatten der Gegenstände, die über den lichten Grund liegen, schwächer seyn, ob sie gleich nicht entfernet sind.

Die Ursache dieser Wirkung kömmt von der Blendung die in unsern Augen die Menge der Strahlen verursachet, die durch diesen lebhaft erleuchteten Grund zurückgeschickt werden: es ist ein gewaltsamer Eindruck, der den schwächern vernichtet. Unsre Augen werden weniger durch Strahlen eines zurückgeworfenen Lichts, die die beschatteten Parthien, welche nahe bey uns liegen, gereizt: mithin scheinen sie uns, durch die Entgegenstellung dunkler, als sie wirklich sind, und mehr als diejenigen, die über den erleuchteten Grund liegen. In diesem Falle, obgleich der Tag noch so helle ist, sind die stärksten Schatten diejenigen, die dem Vordergrunde des Gemäldes nahe sind: nichts destoweniger, damit diese Wirkung entstehe, muß der Zuschauer in der beschatteten Parthie stehen, und wenig von dem erleuchteten Grunde entfernet seyn.

Noch ist anzumerken, daß dasjenige, was in diesem Falle geschieht, keinesweges dem Grundsatze zuwiderläuft, den ich festgesetzt habe: denn die stärksten Schatten sind deswegen gar nicht auch auf dem Vordergrunde des Gemäldes, sie sind blos weniger entfernet, und ihre Wiederscheine sind nicht so sinnlich, als sie es ohnedies seyn würden.

Wenn

Wenn man sich in einem Zimmer in demjenigen Theile befindet, der von dem Fenster am entferntesten liegt: und von daraus die zurückgeworfenen Schatten nahe bey dem Fenster betrachtet, so sind diese Schatten, ob sie sich gleich am meisten von uns entfernen, weit reflektirter, als die in der Nähe; die Ursache davon ist, weil das Licht nicht auf gleiche Weise in die Vertiefung des Zimmers gelanget: es ist so weit stärker bey dem Fenster, und mithin die Widerscheine da am hellsten, wo es am stärksten ist. Ganz anders ist es aber an offnen Orten, wo, wie wir gesagt haben, das Licht auf gleiche Weise herabfällt und auch gleiche Widerscheine zurückschicket.

Ueberdies, wenn man dieses Zimmer genau prüfet, und sich so stellet, daß man das Fenster von der Seite, entweder zur Rechten oder Linken hat, so werden uns die vordersten Theile weit reflektirter, als die Vertiefungen scheinen.

Es finden sich bisweilen in den Gegenständen des Vordergrundes Schatten, oder vielmehr Drücke, die die entferntesten Schatten an Stärke weit überlegen, und man kann sich ihrer, wenn man es zur Wirkung seines Gemäldes für nöthig hält, welche verschaffen: aber diese starken Schatten müssen auf Vertiefungen fallen, wo kein Licht weder vom Himmel, nach durch den Widerschein der herumliegenden Gegenstände gelangen kann. Diese Drücke und Vertiefungen sind in der Natur selten: aber da es der Kunst erlaubt ist, alle Hülfsmittel, die sie nur gebrauchen kann, anzuwenden, so ist es gut, wenn man sich

mit

mit Beybehaltung der Wahrscheinlichkeit und der Möglichkeit ihrer bedienet.

Ich werde noch als einen Beweis meines Vorbringens anführen, daß alle Zeichnungen von Aussichten, Landschaften oder andern Dingen, die nach der Natur beschattet worden, dieser Wirkung gemäß sind, selbst die Zeichnungen der Meister, die sie nicht in ihren Gemälden beobachtet haben: dazumal wurden sie durch die Wahrheit, die sie vor Augen hatten, fortgerissen, ohne daß sie es vielleicht bemerkten.

In der That haben einige, die diese Wirkung nicht aus Grundsätzen kannten, geglaubt, daß es unumgänglich nothwendig sey, auf den Vordergrund sehr schwarze Schatten zu setzen, um sie hervorstechend zu machen: aber diejenigen, die noch diese Gewohnheit haben, müssen eingestehen, wenn sie nur ein wenig Aufmerksamkeit darauf wenden wollen, daß sie diese Drücke mehr, weil es ihnen gut dünkte, hinsetzten, als weil sie dieselben in der Natur sahen.

Es ist dieses selbst ein gewisses Mittel, um zu wissen, ob eine Zeichnung nach der Natur und ohne den Ort zu verlassen, beschattet ist: denn wenn es in einer ganz entgegen gesetzten Wirkung, als diejenige ist, von der ich rede, beschattet ist, so kann man den sichern Schluß machen, daß es blos nach eignem Einfalle und ohne die Natur zu sehen, beschattet worden.

Alles was ich bisher gesagt, ist in Abziehung von allen örtlichen Farben geschehen, und ich habe alle Gegenstände in der Natur betrachtet, als ob sie nur eine einzige hätten, weil es eine Menge besonderer Fälle giebt, die aus der Verschiedenheit der Farben ent-

ntstehen, ob sie gleich allezeit dem allgemeinen Ge-
etze unterworfen sind; nun fallen sie alsdenn weniger
n die Augen. Die hellsten Farben werfen weit
nehr Strahlen, als die braunen zurück: mithin,
venn die braunen Farben sich auf dem zweyten
Grunde des Gemäldes finden, so werden auch ihre
Schatten weit finstrer, als in jenem Falle seyn, die
Wirkung also von Schatten, die in der Entfernung
instrer werden, von denen ich hier rede, wird also
uch sinnlicher werden. Wenn hingegen die dun-
ln Farben auf dem Vordergrunde sich befinden, und
e Gegenstände die auf dem mittlern Grunde sind
it hellen Farben bekleidet, so wird folgen, daß die
inksten Schatten des Gemäldes aus eben dem
Grunde der Verschiedenheit der Farben auf dem
Vordergrunde seyn müssen: aber der Hauptgrund-
ß bleibt allemal: die hellen Localfarben, die auf
m mittlern Grunde sind, werden dunklere Schatten
ben, als sie außerdem nicht gehabt hätten, wenn sie
f dem Vordergrunde gewesen wären, und die
aunen Farben, die auf dem Vordergrunde stehen,
erden mehr reflektirte Schatten haben, als sie ge-
bt hätten, wenn sie sich auf einem entferntern
runde befunden hätten. Ueberdies giebt es alle-
t auf dem Vordergrunde einige Parthien von hel-
n Farben, die dem allgemeinen Gesetze unterwor-
ı sind.

Ich wollte wünschen, daß ich meine Gedanken
rch das Ansehen großer Meister unterstützen
nnte, aber ich muß gestehen, daß wenn ich ihre
erke betrachtet habe, mir nicht allezeit eingefallen,

zu prüfen, ob sie nach diesem Grundsatze gearbeitet haben; inzwischen bin ich doch im Stande, einige sehr empfehlungswürdige Beyspiele anzuführen.

Paul Veronese, einer der größten und gelehrtesten Maler, die jemals gewesen, folget diesem Grundsatze mit solcher Genauigkeit, daß man sich unmöglich kann einfallen lassen, daß es blos von ungefähr so geschehen.

In allen Gemälden, die ich von diesem großen Künstler zu Venedig gesehen, habe ich allezeit bemerkt, daß die Gruppen auf dem Vordergrunde des Gemäldes durch den Widerschein sind behandelt worden. Selbst die darauf befindlichen Drucke sind weit schwächer, als die Schatten der Gruppen auf dem mittlern Grunde: inzwischen thun doch diejenigen Gemälde, die noch wohl erhalten sind, eine große Wirkung, und alle Gegenstände erscheinen auf ihrem eignen Platze.

Guido ist auch dieser Regel in den meisten seiner Gemälde, ich will nicht sagen, in allen gefolget, denn ich habe sie nicht alle in diesem Vorsatze geprüfet: inzwischen ist zu vermuthen, daß dieses auch einer von seinen Grundsätzen in der Wirkung gewesen, wenn man wahrnimmt, daß seine Hauptfiguren, die auf dem Vordergrunde des Gemäldes stehen, allezeit zarte Schatten haben; und daß nichts destoweniger viele von seinem Gemälde eine gewaltige Wirkung thun: ich kann mich wenigstens auf eines der schönsten berufen, das zu Bologna in der Kirche der Mendicanten steht. Es stellet den Hiob vor, der wieder auf den Thron gesetzt ist. Dies Gemälde ist gänzlich

nach

nach diesem Grundsatze erleuchtet, und es ist von einer bewunderswürdigen Wirkung und Uebereinstimmung: diese stufenweise Erhöhung ist aber darauf sehr sanft, weil das Gemälde eins von seiner lichten Manier ist, aber alle Gegenstände auf dem Vordergrunde sind zarte, und die Schatten verdunkeln und schwärzen sich desto mehr, jemehr sie sich in dem Gemälde vertiefen. Ich zweifle nicht, daß es nicht noch andre Meister geben sollte, hauptsächlich unter den Coloristen, die dieser Regel gefolget wären.

Es scheint mir, daß, wenn man diesem Grundsatze folget, viele Vortheile für die Wirkung eines Gemäldes daraus erfolgen.

Ich setze voraus, daß die stärksten Schatten, die man auf den Vordergrund eines Gemäldes setzet, im Verhältniß dererjenigen, die die schwächsten nach dem Horizonte zu sind, eine bekannte Menge von Stufen des Abfalls darbieten, um einem Gemälde alle mögliche Vertiefung zu verschaffen: wenn wir nun anstatt diese größte Stärke auf den Vordergrund des Gemäldes zu setzen, sie auf einen entferntern Grund setzen können, so gewinnen wir allezeit diese stufenweise Erhöhung in seinem ganzen Umfange für die sich solchende Gegenstände, und wir erlangen überdies den ganzen Vordergrund: mithin können wir durch dieses Mittel eine viel weiter ausgebreitete Wirkung der eigen Perspektiv erhalten.

Diese wohlverstandene Kenntniß würde alle schwarze Löcher, Flecken und Striche verhindern, die dem Auge im Wege sind, und die Ruhe und Uebereinstimmung den Gemälden benehmen: denn indem die

stärkern Schatten sich entfernten, würden sie durch Massen, ohne einige Striche und Löcher braun seyn, und der Vordergrund, der durch den Widerschein behandelt wäre, würde nicht sehr merklicher Drücke von nöthen haben, um das Einzelne in den Schatten anzudeuten.

Man vermeidet schwarze Gemälde, wo die Schatten zu finster sind, nicht allein weil sie selbst durch die Länge der Zeit schwärzer werden, sondern auch weil sie den Augen weniger gefallen, die eben so hell in den Gemälden, als in der Natur sehen möchten. Hieraus folget oft, daß man, indem man helle Gemälde verfertigen will, man sie schwach machet, das ist, daß sie an keinem Orte Kraft und wenig Wirkung haben: oder es scheint, daß wenn man sich entschließt, die finstersten Schatten eines Gemäldes in eine weitere Entfernung zu setzen, man die stärkste Finsterniß daselbst anbringen kann, und sich auf dem Vordergrund herumschweifende Lichter und eine angenehme Farbe erhält.

Ich muß hier einen Einwurf beantworten, der sich mir natürlicher Weise entgegen stellt. Man wird vielleicht fürchten, daß wenn man diesem Grundsatze folget, der Vordergrund des Gemäldes nicht genug hervortritt; aber man muß sich wohl erinnern, daß in allem was ich gesagt habe, ich nicht von den Farben geredet, die jeden Gegenstande besonders eigen sind. Wenn ich sage, daß die Schatten schwach und zart sind, so will ich damit nicht sagen, daß die Töne der Farben es auch seyn sollen: jemehr sich im Gegentheile die Farben dem Auge nähern, destomehr haben

sie

e auch Stärke und Lebhaftigkeit, und blos ihr Glanz
icht hinlänglich zu, die Entfernung zwischen den
Gegenständen sinnlich zu machen.

Dies ist eine Folge des Grundsatzes, von dem
h oben bey Gelegenheit der Art geredet habe, wie
h die Gegenstände durch die zurückgeworfenen Licht-
rahlen in unsern Augen malen.

Die Strahlen, die die lichten Parthien von Ge-
nständen, die durch ein gerade auffallendes Licht er-
uchtet werden, malen, zeichnen uns ein weit lebhaf-
tes Bild des Lichts und der Farbe von den benach-
arten Gegenständen, als von denenjenigen, die am
eitesten entfernt sind: mithin vertiefen sich die Lich-
: in dem Gemälde, je schwächer sie werden, und je-
ehr sie in der Farbe abfallen, eben so ist es auch
it den Schatten, wenn sie in der Farbe abfallen
d bis auf einem Punkt, wo die Zwischenstellen der
ft eine gegenseitige Wirkung hervorbringen, grauer
d schwärzer werden.

Ueberdies steht selten zu fürchten, daß die Gegen-
nde, die auf dem Vordergrunde sind, zusammen
halten scheinen, weil man den Grund und die Ent-
nung die dazwischen ist, deutlich sieht: es wird
lt eher bey denjenigen, die entfernt sind, eine solche
eydeutigkeit zu fürchten stehen: öfters verkürzet
der Grund so sehr, daß ohne die Hülfe der lufti-
Perspektiv gar keine Entfernung zwischen ihnen
seyn scheint.

Es kann inzwischen geschehen, daß auf dem Vor-
grunde des Gemäldes kein Grund zu sehen ist, z. B.
in man sich den Horizont unter dem Gemälde vor-

 stellet:

stellet: aber alsdenn sieht man die Entfernung die zwischen den Köpfen ist; diejenigen die tiefer in dem Gemälde stehn, sind niedriger: außerdem läßt die Verkleinerung der Figuren von ihrer Entfernung urtheilen.

Wenn alle Köpfe in dem Horizonte wären, und man dem ungeachtet durch eine oder die andre Hinderniß, den Grund nicht sähe, auf dem die Figuren gestellet sind, so würde man sich nicht wundern dürfen, wenn man schwerer von dem Raume zwischen den Gegenständen urtheilen könnte, weil man vollkommnere Bilder machen müßte, als die Natur selbst, um dieses nicht also zu finden: wir urtheilen in der Natur sehr schwer von der Entfernung eines Gegenstandes, wenn wir keinen Raum zwischen ihm und uns sehen, oder wenigstens einen sehr beträchtlichen Gegenstand, der uns durch die Verschiedenheit der Größe und der Farbe von der Weite des Zwischenraums urtheilen läßt.

Es wiederfährt den Reisenden täglich, daß sie einem Orte weit näher zu seyn glauben, als sie es in der That sind, wenn sie den Weg nicht vor sich sehen, der sie dahin führet, oder einen dazwischen stehenden Gegenstand, der ihnen ihre Rechnung vergewissert.

Um die Natur in diesen Fällen vorzustellen und dem Auge eine Genüge zu leisten, kann es nöthig seyn, die Wirkung von der Lebhaftigkeit der Farben auf dem Vordergründen und ihren Abfall in den Vertiefungen zu übertreiben.

Uebrigens muß ich gestehen, daß das Verständniß des Lichts, das aus dem Grundsatze, den ich festgesetzt,

ſetzt, entſteht, mit dem ſchwarz und weißen ohne
Hülfe der Localfarben ſchwerlich gelingt, und daß
man bisweilen verbunden iſt, auf dem Vordergrunde
einige Drücke oder Umriſſe zu ſetzen, um ſie über ihre
Vertiefung hervorzuziehen. Dies iſt auch einer von
den Mängeln der Kupferſtecherkunſt: und daher
kommt es, daß man nicht allezeit eben die Wirkung,
die die Gemälde verurſachen hervorbringen kann.
Aber die Malerey bedienet ſich, um die Illuſion, wo
ſie hingelangen kann, hervorzubringen, aller Hülfs-
mittel, deren ſich die Natur bedienet, um ſich unſern
Augen zu malen.

Ich habe es für eine Schuldigkeit erachtet, dieſe
Anmerkungen zum Beſten der Schüler bekannt zu
machen, und unterwerfe ſie den Urtheilen der Künſt-
ler, die itzt der Ruhm unſrer Schule ſind: ich bitte
ſie inzwiſchen ſich nicht in ihren Urtheilen zu übereil-
en, und die Natur nach dieſen meinen Begriffen
wohl zu beobachten, ehe ſie entſcheiden. Denn ich
kann kaum glauben, daß dasjenige was ich ohne Aus-
nahme geſehen habe, und erſt nach einer langen Prü-
fung behaupte, ein Irrthum ſeyn ſollte.

II.

Delle Commedie di Carlo Goldoni, Avocato Venezo, Tomo V. p. 331. Tomo VI. p. 527. Tomo VII. p. 323. In Venezia 1761. Per Giambatista Pasquali.

Wir haben von den ersten vier Theilen dieser schönen Ausgabe der Goldonischen Komödien in dem Xten Theile der Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste, das merkwürdigste angezeigt. Endlich haben wir die Fortsetzung in den obangezeigten drey neuen Theilen erhalten, und wir machen uns ein Vergnügen auch aus diesem das Neueste und Vorzüglichste unsern Lesern vorzulegen. Man würde sich irren, wenn man glaubte, daß sie schon so alt wären, als der Titel anzudeuten scheint. Die in dem 5ten Theile hinzugekommene neue Komödie ist erst von ein paar Jahren auf dem pariser Theater zum erstenmale aufgeführet worden, und die Zueignungsschrift an dem venezianischen Gesandten in Paris Hrn. Tiepolo, ist vom Jahre 1763. Es findet sich wie in dem vorigen allezeit eine Anekdote aus seinem Leben, die größtentheils nichts mehr vermuthen läßt, als daß der Verf. sehr eitel seyn muß, wenn er glaubt, daß den Leser diese Geschichtgen sehr interessiren. Er sagt gleich zum Eingange seines fortgesetzten Lebens, er müsse wohl unter einem komischen Gestirne gebohren seyn, weil sein Leben selbst eine Komödie sey, und er nur einen Blick hinein zu thun brauche, um gleich Gelegenheit zu einer Erfindung zu haben. — Sein Vater geht von Perugia weg, und nach Chiozza, einer Stadt, die fünf und zwanzig

ßig Meilen von Venedig liegt. Unterwegens läßt
r unsern Dichter in Rimini unter der Aufsicht ei-
ies Freundes, wo er die Philosophie studiren soll.
Es kömmt daselbst eine elende Komödie an, die ihm
iber ein Marzipan scheint: er machet sich mit den
lkteurs und Aktrizen bekannt, verfertiget für sie
Soliloquien, Dialogen u. d. g. und erhält dadurch
en ihren Vorstellungen überall Zutritt. Da sie
urz darauf nach Venedig gehen, und wissen daß seine
leltern in Chiozza wohnen, so bereden sie ihn leicht,
aß er sie begleitet: zu gutem Glück hat sein Vater
ı der Zeit eine Reise nach Milano gethan, wo er
nen Marchese Goldoni findet, der ihm verschiedne
rtheilhafte Vorschläge für seinen Sohn thut: seine
Mutter aber, die ihn sehr liebt, nimmt diesen indessen
Hause mitleidig auf. Der Vater kömmt zurück,
tfernt ihn von den Komödianten, und verbrennt ihm
ne schönen theatralischen Ausarbeitungen. Nun-
ehro bestimmt ihn der Vater, der ein Medicus ist,
r Arzneykunst: in diesem Vorsatze soll er nach Pa-
ı geschickt werden, um die Theorie zu studiren, mitt-
weile nimmt ihn der Vater mit sich bey seinen
:ankenbesuchen, damit er ihm gleich verschiedne
ıktische Beobachtungen lernen will. Eines Tages
rd der junge Goldoni zu einem Mädchen gerufen,
mehr schön, als keusch ist, und eine Krankheit hat,
er eben nicht nennen mag. Die Mutter erzeigt
tausend Höflichkeiten, und sagt ihm daß, da es
eine geringe Krankheit wäre, die ihre Tochter
verhindere, einer guten Gesellschaft zu genießen,
hne seinem Vater kommen könne. Er läßt sich
nicht zweymal sagen: die Mutter verläßt das

 Zim-

Zimmer unter einigem Vorwande, und der junge Arzt findet sie so artig, daß er in kurzen der Kranke ist. Der Vater kömmt darzu, und verfährt ungefähr mit ihm auf die Art, wie Pantalon in dem Goldonischen Stücke La buona Moglie, als der gute Alte den Pasqualino in dem Wirthshause überfällt. Seit der Zeit wird er nicht mehr mit zum Besuchen genommen, als wo sein Vater erst unterrichtet ist daß sich keine kranken Mädchen finden. Er treibt dies Geschäfte ungefähr zwey Jahre bey seinem Vater, da alsdenn die Zeit erscheint, wo er nach dem Collegio in Pavia geschickt wird, um die Arzneykunst mit der Erlernung der Gesetze zu verändern. Der Dichter saget, daß ihm diese Beschäftigung bey vielen seinen Stücken, wo er sich über die Aerzte lustig gemachet, große Dienste geleistet habe. Die vorher erzählte Anekdote machet den Innhalt des Titelkupfers aus, wo Goldoni bey einem Mädchen am Bette sitzet, und ihr am Puls fühlet: mit der Unterschrift:

> Multa; sed trepidus solet
> Detegere vultus magna nolentem quoque
> Consilia produnt. *Senec. Thyest.*

Die in diesem Bande enthaltenen Stücke sind: La Moglie Saggia. La Vedova Scaltra. Il Servitore di due Patroni. L'amore Paterno, o la Serva riconoscente. Die drey erstern Stücken sind aus den vorigen Ausgaben schon bekannt, ob sie schon hier verändert erscheinen. Das letztere, die väterliche Liebe, oder die erkänntliche Magd, ist, wie oben angezeigt worden, zuerst in Paris aufgeführet worden. Der Verf. giebt in einem

inem kleinen Vorberichte dem Leser von seinem Auf-
nthalte Nachricht. „Ich bin, sagt er, in einem
„großen Orte, auf eine anständige Art versorgt,
„mehr geliebt, als ich verdiene, und höher geschätzt,
„als ich werth bin. Hierzu kömmt noch ein andrer
„Vortheil: ich habe weniger Arbeit. Glaube nicht,
„freundlicher Leser, daß ich den Müßiggang liebe:
„du kannst das nicht glauben, wenn du zurück den-
„ken willst, wie viel ich gearbeitet habe. Ich bin
„eben so fleißig in Paris, als ich es in Italien gewe-
„sen bin, und doch habe ich weniger Arbeit, denn
eine Komödie in zween Monaten zu schreiben, ist
eine Beschäftigung, die angenehm ist: allein eine in
zehn Tagen zu schreiben, ist eine Arbeit, die ermü-
det. Und warum, (wird man sagen) hast du nicht
mehr Zeit darauf gewandt? wer hat dich dazu ge-
zwungen? verdiente dein Vaterland nicht eben die
Hochachtung, eben die Aufmerksamkeit, deren du
dich gegenwärtig rühmst? hättest du dieses gleich
im Anfange gethan, so brauchtest du itzt bey dem
Drucke nicht so viele Mühe, sie auszubessern? Du
hast Recht, Freund: aber die Nothwendigkeit viel
zu machen, um nur einen mittelmäßigen Gewinnst
zu ziehen, hintergieng öfters die gute Absicht. Ich
habe es gethan, wenn ich es habe thun können.
Das Publikum hat bisweilen meine Mühe erkannt,
und sich noch öfterer mit einer glücklichen Leichtigkeit
befriedigen lassen.„ Er giebt uns Nachricht, daß
eses erste Stück in Paris mit Beyfall aufgenom-
en worden. Die spielenden Personen sind:

Pantalon, von Bisognosi.
Clarisse, Tochter des Pantalon.

Ang-

Angelique, zwote Tochter desselbigen.
Celio, Liebhaber der Clarisse.
Sylvio, Liebhaber der Angelique.
Florindo, ein eitler, von sich eingenommener Mensch.
Petronio, ein sehr unwissender Mensch.
Camille, Liebhaberinn des Harlekin.
Scapin, Diener des Pantalon.
Harlekin, Liebhaber der Camille.

Der Schauplatz ist in Paris auf einem Saale in Camillens Behausung.

Erster Akt. Pantalon ein armer, aber sehr ehrlicher Mann kömmt von Venedig mit seinen zwo Töchtern, seinen Bruder den Stefanello in Paris zu besuchen: in Lion erfährt er, daß er gestorben sey. Er setzt dem ungeachtet seine Reise fort, in Hoffnung wenigstens eine ansehnliche Erbschaft zu finden; aber bey seiner Ankunft erfährt er zu seinem Unglücke, daß daselbst keine Erbschaft in fremde Lande verabfolget werde: indessen wird er von Camillen, der Magd und Erbinn des Stefanello gütig mit seinen Töchtern aufgenommen. Harlekin ihr Liebhaber, der bisher auf dem Lande gewesen, kömmt zurück und findet das Haus in dieser Verfassung, hier geht die Handlung an: er ist darüber unwillig, und verlangt, daß seine Braut diese Gäste, die bereits einen Monat da gewesen, unverzüglich fortschaffen soll, nach vielen mitleidigen Vorstellungen giebt er ihr vier und zwanzig Stunden Zeit: Pantalon erhält davon Nachricht von seinen Bedienten dem Scapin. Er kömmt also zu Camillen, und entdeckt ihr voller Erkänntlichkeit für ihre bisherige Güte, daß er, um nicht

den Hausfrieden zwischen ihr und den Harlekin zu
stören, sich so gleich wegbegeben wolle. Er hat aber
weder Geld, noch weis er auch, wo er hin will. Wie,
fragt Camille, wollen Sie aber fortkommen?
Pantalon. Die Vorsehung verläßt niemanden.
Ich will das Wenige, was ich habe, verkaufen: die
Kleider meiner Töchter: die Bücher meiner liebsten
Clarisse und die Musikalien meiner theuren Ange-
lique will ich verkaufen. O Gott! wie weh thut es
mir, daß ich diese armen Kinder ihrer liebsten Sa-
chen auf der Welt berauben soll! Aber es thut
nichts, es ist besser, daß man alles aufopfert, als daß
der Wohlstand, die Ehrbarkeit, und die Tugend ver-
lohren geht. Camille wird dadurch zum äußersten
Mitleid gerühret: sie will ihn durchaus nicht fortlas-
sen, und glaubet auch noch den Harlekin durch ihre
Vorstellungen zu bewegen. In diesem Entschlusse
verläßt sie ihn. Clarisse, seine Tochter, ein sehr
vernünftiges und tugendhaftes Mädchen tröstet ihn
auf das kräftigste. Sie will ihm ein Sonnet von
ihrer Arbeit vorlesen. Harlekin unterbricht sie, und
giebt ihnen auf eine sehr deutliche und lächerliche Art
zu verstehen, daß er ihrer durchaus los seyn wolle: es
kommt seine zweyte Tochter Angelique und erzählt
ihm, daß sie ihrer Schwester Poesie in Musik ge-
bracht habe: sie will sie ihm vorsingen, indem kömmt
Harlekin wieder und sagt, daß die Kutsche morgen
fortgienge: Pantalon wird darüber böse, und er-
kläret ihm, daß er nicht Herr in diesem Hause sey.

Im Anfange des zweyten Akts läßt Camille
den Scapin, Pantalons Bedienten, Stühle, einen

Tisch

Tisch und einen Flügel in Ordnung setzen: bey dieser Gelegenheit bringt er seine Liebe an, die ihm aber schlecht beantwortet wird, worüber er in eine lustige Wuth geräth. Harlekin kömmt darzu, wird eifersüchtig daß er sie mit dem Scapin allein findet, fraget, worzu die Stühle und der Flügel sollen, und erhält zur Antwort, daß Angelique eine von sich gesetzte Arie in Gegenwart einiger Freunde des Pantalon aufführen will: Harlekin geräth darüber in den äußersten Zorn, und geht unter der Bedrohung sie zu verlassen, fort. Scapin glaubt diesen Augenblick zu seiner Liebe zu nützen: aber er wird abgewiesen. Camille denkt bey sich selbst nach, wie sie den Harlekin wieder aussöhnen und auch die Familie des Pantalon versorgen möchte, indem erscheint Celio ein Italiäner, der sich in Paris aufhält, und nach den französischen Sitten gebildet hat: es fällt ihr ein, daß dieses eine Parthie für eine von Pantalons Töchtern werden könnte: sie bringt so viel von ihm heraus, daß er Clarissen liebt, und auch kein Bedenken hätte sie zu heyrathen, wenn er nicht die Ehestandsfesseln scheute. Sylvio, der Liebhaber der Angelique, ein Italiäner, der sich eine Zeit lang in England aufgehalten, und die englischen Sitten nachahmet, kömmt auch, und endlich auch ihre Liebhaberinnen. Jedes bringt seine Liebe nach seinem verschiedenen Charakter an, welches einen ganz feinen Contrast machet. Der Vater kömmt dazu und die Gesellschaft wird noch von Florindo und Petronio, ein paar Leuten, wovon der eine ein eitler Narr, der andre ein Dummkopf ist, vermehret. Clarisse wird

gebeten, ihr Sonnet vorzulesen, und Angelique, die von ihr in Musik gesetzte Kantate zu singen: ihre Liebhaber bewundern sie, am meisten ihr Vater, da hingegen Florindo und Petronio alles schlecht finden. Der Verf. hat sich dieses Wegs bedienet, den Franzosen die schmeichelhaftesten Complimente zu machen. Clarissens Sonnet lautet also: „Minerva „streute einstens die Früchte der schönen Wissenschaf„ten an die Ufer des Nils und des Euphrats: von „dar durchstrich sie die Fluthen des weiten Meers, „und pflanzte den fruchtbaren Baum in archivische „Erde. Rom, das neidische Rom, in welchem blos „der Ruhm zerstörter Völker blühte, zerstreute mit „Talenten, aus Griechenland zu ihr übergebracht, die „Unwissenheit, in der sie schmachtete, hierauf lag „Europa unter einer langen Barbarey ungebaut, bis „der italiänische Witz die schönen Fußstapfen der „Künste wiederfand. Nunmehr hat die weise „Göttinn Galliens Reiche ihre Wunder verschwendrisch mitgetheilet. Memphis, Rom und Athen ist „itzt in Paris.„ — Angelikens Kantate enthält eine Bittschrift eines italiänischen Dichters, worinnen er den Apollo anfleht, daß man ihm in Paris nicht verachten möge. — Florindo der alles getadelt, will auch seine poetischen Talente in Ablesung eines Madrigals auf spanisches Wachs zeigen: er wird aber unterbrochen. Es erscheint Harlekin, welcher vorgiebt, daß er ihnen auch ein Liedchen vorlesen wolle, wovon der Innhalt folgender sey: „Ein „Mädchen hat einem artigen Manne versprochen, „ihn zu heyrathen: dieser will, daß es die Braut

„nach

„nach seinem Kopfe machen soll, und die Braut will
„nicht. Er will nicht, daß sie fremde Leute in ihrem
„Hause unterhalten soll; und sie will sie unterhalten.
„Er will keine Gesellschaft, und sie will Gesellschaft.
„Ich bin, sagt Harlekin, dieser artige Mann; Ca-
„mille ist die Braut; Sie, meine Herren, sind dieje-
„nigen, die ich nicht haben will und die sie haben will.
„Hier ist das Lied (er zieht ein Papier heraus) der
„Heyrathscontrakt. Das ist die Musik, daß der
„Heyrathscontrakt zerrissen wird, und hiermit gute
„Nacht, meine Herren, — ich reise nach Bergamo,
„und Ihr sollet mich nicht wiedersehen." — Ca-
mille und alle bitten und flehen, aber umsonst. Ce-
lio und Sylvio laufen ihm nach, indessen bricht sie
in die heftigsten Vorwürfe wider den armen Panta-
lon aus, der aber durch seine eigne Verzweiflung sie
wieder mitleidig machet.

Im dritten Akt bemühen sich Celio, Sylvio,
Florindo und Petronio den Harlekin zu besänftigen.
Florindo suchet ihm zu beweisen, daß, so wild er sich
stelle, er doch nichts weiter, als eine Marionette sey,
die von der Liebe geleitet werde. Camille kömmt
darzu, die Art der Versöhnung ist sehr komisch.
Camille findet Harlekins Erinnerungen nicht ganz
ungegründet. Pantalon hat alles mit angehöret,
und will also seinen Abschied nehmen. Celio und
Sylvio reden der Camille zu, daß sie nicht so grau-
sam seyn und diese arme Familie fortschicken solle.
Camille aber erklärt sich folgendermaßen: „Ich
„brauche andrer Rath nicht. Sagen Sie mir doch
„ein wenig, meine Herren, die Sie mir so vieles zum

„Besten

Besten dieser Familie vorreden, und so vieles Mitleiden mit diesen armen Frauenzimmer haben, haben Sie selbst denn für sie sonst nichts, als unnütze Worte und einen leeren Rath? Wenn Sie Mitleiden mit ihnen haben, warum suchen Sie ihnen nicht selbst beyzuspringen? Haben sie vielleicht nicht Verdienste genug, um Sie darzu zu bewegen? Der Weg ihnen zu helfen und ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, ist, daß jeder diejenige heyrathet, [d]ie er liebt u. s. w.„ Man findet diesen Rath ge[gr]ündet. Celio heyrathet Clarissen, Sylvio [An]geliquen, und Harlekin söhnet sich mit Camil[le]n aus. Der Leser wird auch aus dieser Anlage se[he]n, daß Goldoni, wie wir schon oft erinnert haben, [in] den Erfindungen seiner Fabeln nicht glücklich ist. [De]r Titel, die väterliche Liebe gründet sich auf nichts, [als] das Pantalon seine Töchter liebet und ihr Be[fö]rderer ist, und die erstern Auftritte lassen einen [wei]t interessantern Ausgang erwarten: seine Stärke [is]t im Dialog, der immer unterhaltend, lebhaft und [den] Charaktern wohl angemessen ist.

Im sechsten Bande setzt Goldoni die Geschichte [sein]es Lebens fort. Er kömmt zu einem Anwalde, [der] seines Vaters Schwester zur Ehe hat: sein Va[ter] will versuchen, ob er zu dieser Arbeit mehr Lust [als] zur Arzneykunst habe: er läßt sich auch dieses [seh]r gefallen, weil ihm das Copiren Geld einbringt: [all]ein zu was wendet er dies an? In der Nähe ist [das] Theater von San Samuel, wo dazumal die beste [Ges]ellschaft spielet. Er stiehlt sich also alle Abende [hin], und trägt seinen Gewinnst dahin. „O wie viel

„Papier, ruft er aus, habe ich meinem Principal mit „Komödien verschmieret! wie oft hat er mich über„fallen, daß ich den Plan zu einer Komödie machte, „wenn ich den Auszug aus einem Proceß machen „sollte.„ — Dies wird auf dem Eingangskupfer vorgestellt, mit der Unterschrift:

Naturae ſequitur ſemina quisque ſuae.

Propert.

Dieser Band enthält: 1) Le Femmine Puntiglioſe. 2) La finta ammalata. 3) Le Donne Curioſe. 4) La Guerra. Die ersten drey sind bereits in der ersten venezianischen Ausgabe in 14 Bänden befindlich. Die neue hinzugekommene Komödie der Krieg, hat ungemein viel lebhafte und angenehme Auftritte, und man muß des Verfassers Witz bewundern, wie er eine so allgemeine Materie zu einer recht guten Komödie bilden können. Die Handlung geht vor einer belagerten Festung vor, und es wird zur Vorstellung ein großes und wohl eingerichtetes Theater erfordert. Die Hauptfabel ist diese: Donna Florida, die einzige Tochter des Commendanten der belagerten Festung, ist durch einen Zufall, da sich derselbe in der größten Eil in die Festung werfen müssen, in die Hände der Feinde gerathen, und also im Lager derselbigen. Ein sehr tapfrer Fähndrich Don Faustino, gewinnt ihre Liebe: es ist mit der Festung so weit gekommen, daß Bresche geschossen ist, und Sturm soll gelaufen werden, unter denen, die den Angriff thun sollen, ist Don Faustino. Donna Florida ist in der äußersten Verlegenheit, indem

indem ihr Liebhaber wider ihren Vater kämpfen soll, und ihr Herz sich also zwischen beyde theilt; indessen verlangt der Commendant eine Unterredung mit dem feindlichen General: es wird so lange ein Waffenstillstand geschlossen, er kömmt und versteht sich zur Uebergabe unter der Bedingung einer sehr rühmlichen Capitulation. Diese wird aber verworfen, der Commendant will also den Sturm erwarten, er verlangt zuvor seine Tochter zu sprechen und dies wird ihm erlaubt: indem er zu ihr hinein tritt findet er den feindlichen Fähndrich Faustino zu ihren Füßen.

Egidio. Ha! was machen Sie zu den Füßen meiner Tochter.

Faustino. (steht ganz verwirrt auf.)

Florida. O mein geliebtester Vater!

Egidio. Schweig! Ich verlange Rechenschaft, in was für Absicht dieser feindliche Officier zun Füßen meiner Tochter liegt?

Faustino. Herr, um ihr das letzte Lebewohl zu sagen.

Egidio. Und wo wollen Sie hin?

Faustino. Um Ihre Mauern durch Sturm zu ersteigen, wider Ihre Soldaten, ja wider Sie selbst zu fechten, wenn das Schicksal Sie meinem Degen entgegen führet.

Egidio. Was für eine Stelle begleiten Sie?

Faustino. Eine Fähndrich Stelle.

Egidio. Was wollen Sie von meiner Tochter?

Faustino. Ihr Herz und ihre Hand. Um das erstere habe ich geworben, und ich habe es durch die Liebe erhalten. Die Einwilligung hoffe ich von Ihrer Güte.

Florida. Ach mein liebster Vater! — —

Egidio. Schweig. Ich rede nicht mit dir. (zum Faustino) Sind Sie ein Cavalier?

Faustino. Ja, mein Name ist bey der Armee bekannt.

Egidio. Und Sie heißen?

Faustino. Don Faustino Papiri, Duca D'Alba, Herr von Conchiglia.

Egidio. Ich kenne Ihr Haus.

Florida. O wenn Sie seine liebenswürdigen Eigenschaften kennen sollten —

Egidio. Schweig — Sie lieben die Tochter und haben das Herz wider Ihren Vater zu kämpfen?

Faustino. Ein so tapfrer Mann, wie Sie sind, weis besser die Pflichten eines guten Soldaten: an der Spitze meines Ruhms hört die Liebe auf, mir zu befehlen.

Egidio. So reden tapfre Leute. Sie sind meiner Hochachtung, Sie sind meines Blutes würdig.

Florida. (O Himmel! regiere doch das Herz meines gütigen Vaters.)

Faustino. Herr, wenn Sie so vortheilhaft von mir denken, so geben Sie mir Ihre Tochter zur Ehe.

Egidio. Ja, Sie sollen Sie haben.

Florida. Wenn —

Egidio. Schweig. — Der Zustand, in dem wir uns gegenwärtig befinden, erlaubt mir nicht mehr zu sagen. Thun Sie Ihre Pflicht beym Sturm! Ich werde einen Zeugen Ihrer Tapferkeit abgeben. Bleiben Sie dabey, so hebt der Tod alle Verbindung auf: sterbe ich, und Sie leben, so machen Sie sich meines Versprechens bey meiner Tochter zu Nutze: leben wir beyde und der Krieg wird geendiget, so sollen Sie dieselbe aus meiner Hand haben. Ich habe so viel gesagt, als ein Cavalier zu wissen braucht, den ich zum Eidam annehme: von diesem Augenblick an sind wir wieder Feinde.

Flo-

Florida. O Himmel, was für eine traurige Hochzeit! ach mein Vater, haben Sie Mitleid, lassen Sie mich nicht vor Schmerzen und Betrübniß sterben.

Egidio. Dein Schmerz mag so groß seyn, als er will, so hast du ihn durch deine Unbesonnenheit verdienet. Ich willige in deine Verbindung, aber ich kann deine Aufführung nicht billigen. Ein edles Frauenzimmer, eine Tochter des Don Egidio, eine Gefangene meiner Feinde, hätte ihr Herz nicht der Liebe öffnen sollen, mittlerweile, daß ihr Vater unter den Waffen schwitzt. Das Glück, daß du einen edlen und braven Liebhaber gefunden, ist nicht dein Verdienst; und du konntest dich eben so gut von einer unwürdigen Flamme entzünden lassen, als du itzt von einer brennest, die unsers Blutes nicht unwürdig ist.

Florida. O verzeihen Sie, mein Vater! die Schwachheit, die Gelegenheit —

Egidio. Ich verlange keine Entschuldigung: ich will Gehorsam.

Florida. Befehlen Sie mir.

Egidio. Folge mir.

Florida. Wohin?

Egidio. Ins Schloß.

Florida. In den Tumult der Waffen?

Egidio. Ja, in den Tumult der Waffen.

Florida. Sie wollen mich den Gefahren aussetzen?

Egidio. Deines Vaters und Bräutigams seine werden weit größer seyn.

Faustino. O Herr, haben Sie Mitleiden mit ihrem Geschlechte, Alter und ihrer zärtlichen Leibesbeschaffenheit.

Egidio. Das Geschlecht, das Alter und die Zärtlichkeit der Donna Florida haben einer bessern Aufsicht vonnöthen. Auf diese Weise sorge ich für meine Ehre und Ihre Ruhe. Sind Sie so edelmüthig gesinnt, wie

wie ich glaube, so werden Sie sich nicht über meine gerechten und ehrliebenden Entschliessungen beklagen. (zur Florida) Und Du folge mir ohne Vorzug.

Faustino. Wird es Ihnen aber erlaubt seyn, Ihre Tochter mit ins Schloß zu nehmen?

Egidio. Seyn Sie darum unbekümmert. Ich habe mir die Einwilligung Ihres Generals erbeten.

Faustino. So habe ich weiter nichts zu sagen. Thun Sie was Ihnen gefällt.

Florida. (zum Faustino) Sie überlassen mich also meinem grausamen Schicksale?

Faustino. Gehorchen Sie den Befehlen Ihres Vaters.

Egidio. Mache nicht, daß ich Gewalt brauchen muß.

Florida. Ach nein! mein Vater, ich bin bereit zu gehorchen.

Egidio. Der Himmel segne Sie, mein Freund! (er umarmt den Florido und geht ab.)

Florida. Ach! Don Faustino!

Faustino. Ach! Donna Florida!

Florida. Mein Herz sagt mir, daß wir einander nicht wieder sehen werden.

Faustino. Hoffen Sie, meine Geliebte —

Florida. (nach der Scene zu) Ich komme, mein Vater, ich komme. (zum Faustino) Leben Sie wohl.

Faustino. Wie werde ich solche Kümmernisse überleben können? O Himmel, wie werde ich diese Mauern ersteigen können, wenn mir das Herz pochet, der Fuß wanket, und die Hand zittert &c.

Wir dürfen wohl keinen Leser erinnern, diese Situation ausnehmend schön zu finden. — Indem man eben zum Sturm schreiten will, kömmt der Courier und bringt die Nachricht des Friedens.

Der

Der Erfolg, nämlich die Heyrath zwischen beyden Geliebten läßt sich leicht errathen. Ein melancholischer Schriftsteller würde daraus eine weinende Komödie gemacht haben: aber sie ist mit so viel lustigen Zwischenscenen kleiner Begebenheiten, die in einem Lager vorfallen, ausgefüllt, daß die obangeführte Fabel den kleinsten Theil dieses Lustspiels ausmachet. Es sind so viel artige Gemälde des Soldatenstandes darinnen, daß man dieses Stück zu den Vorschlägen eines Diderots, aus den verschiednen Ständen des menschlichen Lebens Schildereyen aufzustellen, als ein lebhaftes Beyspiel anführen könnte. Ein betrügerischer Commissär, ein Spieler, der Graf Claudio Lieutenant, ein lustiger Bruder Don Cirillo, der lahm geschossen ist und an Krücken geht, Orsolina eine Marketännerin, und noch verschiedne solche Personen mehr, machen einen so lustigen Contrast, daß man die Regelmäßigkeit gern vergißt, um derentwillen ein schaler Kopf sie verwerfen würde.

Im siebenden Theile fährt Goldoni fort aus seinem Leben zu zeigen, wie viel er Gelegenheit gehabt habe, die Welt kennen zu lernen, und dadurch fähig zu werden, in Ausbildung seiner Charaktere so sicher den Ton der Wahrheit zu treffen. Sein Vater, der sich des vortheilhaften Versprechens des Marchese Goldoni in Milano erinnert, glaubt, daß er nun im Stande sey, seine Studien der Rechte in dem Collegio Ghisliere zu Pavia fortzusetzen, wo ihm derselbe durch seinen Fürspruch zu einer Stelle zu verhelfen, versprochen hatte. Er geht also nach Milano mit seinem Vater zu dem Marchese ab; dieser nimmt sie

mit Freuden auf, und sie verabreden mit einander, daß er in dem benemten Collegio so lange bleiben solle, bis er die Doktorwürde erhalten könne, alsdenn solle er wieder nach Milano zu seinem Beschützer kommen, wo er durch sein Ansehen sein Glück weiter zu befestigen hoffte. Er geht also mit den nachdrücklichsten Empfehlungsschreiben nach Pavia, in Hoffnung, so gleich in dem Collegio aufgenommen zu werden. Sie finden aber grosse Schwürigkeiten. Erstlich müssen die Alumni nach der Vorschrift desjenigen Pabsts, der es gestiftet, 18 Jahr alt seyn, Goldoni ist aber sechzehn: zweytens muß er ein Clericus seyn, und die erste Tonsur haben. Drittens muß er verschiedne Zeugnisse haben, daß er ein Freygebohrner, von guten Sitten und in keinen Proceß verwickelt sey. Die Erlassung wegen der Tonsur erhält er durch den Kardinal Cusano, Bischoff in Pavia: die Zeugnisse werden beygebracht, allein die größte Schwürigkeit wegen des Alters bleibt. „Wie diesem abgeholfen worden, sagt Goldoni, weis „ich nicht: aber so viel weis ich, daß ich mich eines „Abends im 16ten Jahre niedergelegt habe, und als „ich den Morgen darauf erwachte, 18 Jahr war: „vermuthlich habe ich zwey Jahr geschlafen. Es „giengen drey Monat vorbey, ehe er die Tonsur er„hielt: mittlerweile gieng er öfters zu dem berühm„ten D. Lauzio, öffentl. Professor der Rechte auf dieser „Universität, an dem er von dem Marchese Goldoni „empfohlen war, unter dem Vorwande, sich mit den „juristischen Schriften bekannt zu machen: allein, „sagt Goldoni, ich hatte meine Augen auf eine Samm-

„lung

„lung alter komischer Dichter gerichtet, denn ich war
„blos darauf außen: noch kannte ich den Aristophanes,
„Plautus und Terenz nur den Namen nach. Ich las
„sie anfangs sehr begierig, aber aus bloßer Neugierde.
„Ich las sie noch einmal mit Hülfe der besten Com-
„mentarien, und machte dabey meine Betrachtungen,
„so viel mir mein Genie und mein Alter erlaubte.
„Es kam mir im Anfange unglaublich vor, daß
„solche Dichter eine so allgemeine Achtung verdienten,
„und ich konnte in ihnen das Vergnügen gar nicht
„finden, das ich mir versprochen hatte. Ich fand
„darinnen Sachen die mir gefielen, aber lange nicht
„das, was mich von ihrer Vortrefflichkeit zu überre-
„den vermochte. Nach und nach fieng ich mich an
„in die Zeiten zu versetzen, in welchen diese großen
„Meister schrieben, ich fand an der Wahrheit Ge-
„schmack, sie lehrten mich die Charaktere und die
„alten Sitten, indem ich mich an ihre Gemälde hielt.
„So, sagte ich bey mir selbst, so sollten es auch unsre
„neuern komischen Schriftsteller machen. Es fehlet
„uns nicht an Originalen, und wir sollten uns bey
„der Nachwelt eben die Achtung zu erwerben suchen,
„die wir den Alten erweisen. Ich fand in einem
„andern Fache den berühmten Moliere. Ich
„brannte ihn zu lesen, ich kannte aber die Sprache
„nicht. Mein Vorsatz also war, sie bey meinem er-
„sten Eintritt ins Collegium zu erlernen, und aus
„keinem andern Bewegungsgrunde, als daß ich den
„Moliere lesen möchte. — Endlich erhielt ich meine
„Stelle: mein Vater reiste ab: ich fieng die Rechte
„an zu studiren: meine Augen waren auf den Coder

„gerichtet, aber mit meinem Herzen war ich auf dem „Theater.„ Im folgenden achten Bande verspricht er zu erzählen, wie die Verführung und eine übel regierte Leidenschaft fürs Theater seine beste Hoffnung zu Schanden gemacht haben.

Dieser Band enthält: 1) La Famiglia dell' Antiquario, o sia la Suocera è la Nuora. 2) Un Curioso Accidente. 3) Il vero Amico. 4) Il Padre di Famiglia. Die zwote, eine seltsame Begebenheit, ist diejenige, die wir hier zum erstenmale lesen: Goldoni hat sie dem berühmten Favart in Paris, der das italiänische Theater daselbst mit so viel artigen komischen Opern bereichert, zugeeignet. Im Vorberichte versichert er uns, daß der Innhalt eine wahre Geschichte sey, die in Holland vorgegangen: daß sie ihn mit noch weit unwahrscheinlichern Umständen erzählet worden, als er sie ausführen gekonnt, und daß er deswegen den Charakteren einen andern Anstrich geben müssen. Er zieht daraus die schon von andern Schriftstellern gemachte Bemerkung, daß etwas nach der Geschichte wahr, und doch nicht wahrscheinlich seyn könne, und daß ein komischer Dichter daher besser thue, eine Erdichtung zum Grunde zu legen, als seine Fabeln aus der Geschichte zu nehmen, die Charaktere aber allezeit nach der Natur zu bilden.

Wir kennen wenig Komödien des Goldoni, wo die Fabel so ordentlich angelegt, der Knoten aufgeschürzt, und wieder entwickelt ist, als diese. Mr. de la Corterie, ein französischer gefangener Officier, der in dem Hause eines reichen holländischen Kaufmanns

manns alle Arten der Gastfreyheit und Güte genossen, wird von dessen Tochter geliebt und liebt sie wieder. Weil er aber zu edel denkt, als daß er seinen Wohlthäter um seine Tochter bringen sollte, da er selbst arm ist, und leicht einsehen kann, daß der Vater sie einem andern bestimmt, so faßt er die herzhafte Entschließung, sich seiner Liebe zu entreißen, und in sein Vaterland zurück zu kehren. Die Tochter erfährt es, schmeichelt ihm mit Hoffnung, daß sie noch die Seinige werden könne, und dringt so lange in ihm, bis er bleibt. Der Vater Filipert, ein ehrlicher aber heftiger Mann, der viel Freundschaft für ihn hat, findet seine Tochter bey ihm in Zimmer, ihre Aufmerksamkeit für den Gast kömmt ihm verdächtig vor, er entdeckt es ihr und dringt auf die Wahrheit: um sich diesem Argwohne zu entreißen, giebt sie vor, der französische Officier sey in eine ihrer Freundinn Constanze verliebt, die sie bisweilen besuchet. Der Vater freuet sich herzlich darüber, und erbietet sich zur Mittelsperson den Hrn. Riccard, einen reichen Pachter, der Constanze Vater, dahin zu bewegen, daß er seine Einwilligung gebe. Alle dabey interessirte Personen werden in desto größere Verlegenheit gesetzet, da Constanze, der Filipert die vermeinte Liebe des de la Corterie entdecket, die Parthie sehr annehmlich findet. Filipert läßt endlich den Riccard selbst zu sich kommen, und thut ihm den Antrag: dieser aber ein grober, plumper, reicher Holländer, zanket sich mit ihm aufs heftigste darüber. Filipert theils um seinen Freund glücklich zu machen, theils sich wegen Riccards

Grob-

Grobheit zu rächen, giebt dem Mr. de la Corterie den Einschlag, er solle sich mit der Tochter zu ihrer Tante begeben, sie für ihre Liebe zu erweichen suchen und sich mit ihr trauen lassen: fände er alsdenn den Vater ja unversöhnlich, so solle er mit ihr in sein Vaterland gehn. Mr. de la Corterie stellt ihm alle Schwürigkeiten und so gar die Unbilligkeit eines solchen Verfahrens, endlich seinen Geldmangel vor: Filipert findet aber in seinem Zorne wider den Riccard Entschuldigungen genug, die er ihm an die Hand giebt, und die letztere Schwürigkeit hebt er dadurch, daß er ihm ein Geschenk mit 500 Guineen machet. Mr. de la Corterie findet es nicht weiter ungerecht, daß der Alte für seine Rachsucht durch seine eignen Rathschläge bestrafet werde, und vollzieht alles dasjenige mit dessen eignen Tochter, was er ihm mit Constanzen zu thun vorgeschlagen. Die Geschichte wird endlich durch seiner Tochter Kammermädchen verrathen, und so schwer auch die Versöhnung hält, so läßt er sich doch endlich durch den Gedanken besänftigen, daß er diese Strafe sich durch seine Empfindlichkeit zugezogen, sich nur bey der Welt lächerlich und seine einzige Tochter zugleich unglücklich machen werde, wenn er sich nach geschehener Sache ferner wieder setzen wolle. Die Verlegenheit in die der Liebhaber durch das immerwährende Mißverständniß von allen Seiten gesetzt wird, giebt dem Dichter zu vielen lebhaften Situationen Anlaß, und ersetzet dadurch den Mangel der verschiedenen entgegengesetzten und wohl geschilderten Charaktere, von denen sonst die Goldonischen Stücke voll sind.

Eine

Eine gute deutsche Uebersetzung dieser Komödie sollte auf unserm Theater keine üble Wirkung thun. So bescheiden dieser Wunsch ist, da wir uns lieber selbst eine Goldonische Fruchtbarkeit an deutschen Originalstücken wünschen sollten, so selten sehen wir doch auch diesen erfüllt! Noch müssen wir erinnern, daß der Verf. mit seinen übrigen alten Stücken, die sich in dieser Ausgabe finden, verschiedne kleine Veränderungen in Anordnung der Scenen und in der Sprache vorgenommen; da aber in der Hauptsache dergleichen nicht geschehen ist, so würde eine besondre Anzeige davon überflüßig seyn.

III.

The Works of Ossian the Son of Fingal, in Two Vols. Translated from the Galic Language. By James Macpherson. Vol. I. containing Fingal, an Ancient Epic Poem, in six Books; and several other Poems. (pag. 375.) Vol. II. containing Temora; an ancient Epic Poem, in eight Books; and several other Poems. The third Edition. To which is subjoined a critical Dissertation on the Poems of Ossian. By Hugh Blair, D. D. (pag. 460.) London. Becket and Dehondt 1765.

Wir haben die Gedichte des Ossian, eines alten schottischen Barden, der gegen das Ende des drit-

dritten und Anfange des vierten Jahrhunderts nach Christi Geburt mag gelebet haben, in ihrer ersten Erscheinung in der Bibliothek der schönen Wissensch. blos angezeiget. Die guten Uebersetzungen die vom Fingal und andern Fragmenten derselben in Hamburg veranstaltet worden, schienen es uns überflüßig zu machen, mehr von diesen seltsamen Phenomenen so wohl in der Geschichte der Welt, als vornehmlich des menschlichen Witzes zu reden, ihre Schönheiten bekannter und die Leser darauf aufmerksam zu machen, zumal da viele so wohl der ausländischen als inländischen Tagebücher davon voll waren, und wir glaubten, daß sich ihr innerer Werth von selbst anpreisen würde: allein da so wohl in England als Frankreich verschiedne Gelehrte diese Gedichte für untergeschoben halten wollen, und wir noch im vorigen Jahre im Journal des Scavans einen weitläuftigen Aufsatz von einem irrländischen Gelehrten gelesen, worinnen er dieses zu erhärten gesuchet, so scheint es uns der Mühe werth zu seyn, auch einiges aus der sehr wohlgeschriebenen kritischen Abhandlung des Hrn. Blair, D. der Gottesgelahrtheit und Prof. der Redekunst und schönen Wissenschaften auf der Universität Edinburg, die dieser neuen Ausgabe beygedruckt worden, für ihre Richtigkeit anzuführen. Der Verf. der sie kurz nach der ersten Erscheinung des Fingal als Vorlesungen auf der Universität gehalten, erweiterte sie auf das Verlangen seiner Zuhörer, und gab sie einzeln in Druck; er suchet aus der innerlichen Beschaffenheit dieser Gedichte sichtbar zu beweisen, daß sie zu einem sehr entfernten Zeit-

perio-

perioden gehören müssen, ohne die Zeit selber zu bestimmen, und wir sollten uns wundern, wenn noch jemanden einiger Zweifel darüber zurück bliebe.

Unter den übergebliebnen Denkmälern von den alten Zustande der Völker sind wenige wichtiger als ihre Gedichte und Gesänge. Die Geschichte von entferntern und finstern Zeitaltern ist meistens in Fabeln eingehüllt: aber in jenen finden wir die Geschichte der menschlichen Einbildung und Leidenschaft: sie machen uns mit den Begriffen und Empfindungen unsrer Nebenmenschen in diesem verstellungslosen Zeitalter, mit ihren Beschäftigungen und Freuden bekannt: einem Kenner von Geschmacke aber versprechen sie die höchsten poetischen Schönheiten, die wenn sie auch nicht die Regelmäßigkeit und Politur der unsrigen haben, destomehr von jenem enthusiastischen Feuer überfließen, das die Seele der Poesie ist. Wir nennen den Zustand dieser Zeiten barbarisch, und doch ist er dem dichterischen Geiste höchst günstig. Die menschliche Natur schießt in ihm wilder und freyer auf, und wenn sie auch zu andern Dingen ungeschickter ist, so befördert sie doch die höchsten Aeußerungen der Phantasie und Leidenschaft.

In der Kindheit der Gesellschaften leben die Menschen zerstreut, mitten in der Einsamkeit ländlicher Scenen, wo die Schönheiten der Natur noch ihre vornehmste Unterhaltung ist. Alles ist ihnen noch neu und fremd: sie haben noch nicht gelernet, ihre Leidenschaften zu unterdrücken oder zu beschönigen, und je stärker ihr Gefühl ist, destomehr nimmt ihre Sprache einen gewissen poetischen Schlag an.

Da

Da sie geneigt sind alles zu übertreiben, so bedienen sie sich immer der stärksten Farben, welches ihre Sprache malerisch und bilderreich machet. Denn die figürliche Sprache entspringt vornehmlich aus zwo Quellen: aus dem Mangel der eigentlichen Benennungen für die vorkommenden Gegenstände, und aus dem Einflusse der Einbildungskraft und Leidenschaft auf die Gestalt des Ausdrucks. Niemals findet man daher die Figuren der Beschreibung, Metapher und Vergleichung häufiger, als in diesen rohen Zeiten, und heut zu Tage noch wird ein amerikanischer Befehlshaber an der Spitze seines Heers sich in einem weit kühnern metaphorischen Styl ausdrücken, als ein Europäer es kaum in einem epischen Gedichte wagen dürfte.

In dem Fortgange der Gesellschaft gewinnet das Genie und die Sitten der Menschen mehr Richtigkeit, als Feuer und Hoheit: der Verstand wird zum Nachtheile der Einbildungskraft aufgeheitert: wenig Dinge sind ihm mehr neu und wunderbar. Die menschliche Natur handelt nach Methode und Regeln. Die Sprache geht von der Hitze und dem Enthusiasmus zur Richtigkeit und Precision über, und der Fortgang der Welt gleicht dem Fortgange des menschlichen Alters.

Die Poesie ist in Absicht auf die Beschaffenheit des Ausdrucks, in der Sprache älter, als die Prose. Man findet, daß die Musik oder der Gesang unter den barbarischsten Völkern mit der Gesellschaft fast ein gleiches Zeitalter habe. Die ersten Gegenstände, die den Menschen in diesem ersten rohen Zustande ein-

ingeben konnten, ihre Gedanken in Zusammensetzungen von einiger Länge zu äußern, waren solche, die natürlicher Weise den Ton der Poesie annahmen: Lobgesänge auf die Götter, ihre Vorfahren und Erzählungen ihrer eignen Kriegsthaten oder Klagen über ihr Unglück. Ehe noch das Schreiben erfunden ward, konnten blos Gesänge, weil sie im Gedächtnisse am ersten hängen bleiben, von einem Geschlechte aufs andre fortgepflanzet werden. Daher werden wir sicher unter den Alterthümern aller Völker Gedichte finden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie wegen der Gleichheit der Sitten, Gegenstände und Leidenschaften alle unter einander eine gewisse Aehnlichkeit haben. Was wir also bisher gewohnt gewesen, blos als den Charakter der orientalischen Poesie anzusehen, weil einige der frühesten Gedichte davon auf uns gekommen, ist wahrscheinlicher Weise eben so gut der occidentalische, und mehr eines Zeitalters, als eines Landes. Die Werke des Ossian sind ein merkwürdiger Beweis davon.

Die Gothen, deren Unwissenheit in den schönen Künsten doch zum Geschmacke geworden, hatten ihre Dichter und Gesänge. Ihre Dichter hießen Scalders, und ihre Gesänge Vyses. Olaus Wormius hat uns in seinem Buche de Literatura Runica, ein merkwürdiges Stück aufbehalten. Es ist ein Epicedium oder Leichengesang von einem gewissen Regner Lodbrog: dieser war ein König von Dännemark im 13ten Jahrhunderte, sehr berühmt wegen seiner Heldenthaten, und zu gleicher Zeit ein großer Scalder oder Dichter. Er fiel in die Hand

 seiner

seines Feindes, der ihn ins Gefängniß warf, und verdammte, daß er von Schlangen sollte getödtet werden. In dieser Verfassung tröstete er sich mit der Erinnerung seiner Thaten. Das Gedicht ist in 29 Strophen, jede von 10 Zeilen abgetheilet, und jede Strophe fängt mit dem Refrain an: Pugnauimus ensibus: wir wollen von den letzten 8 Strophen einen kleinen Versuch einer Uebersetzung wagen.

Was ist für einen tapfern Mann
Gewisser, als der Tod,
Und wenn man gleich der Schwerdter Sturm
Sich kühn entgegen stellt?

Nur der beklagt dies Leben oft,
Der nicht sein Weh gekannt:
Den räuberischen Adler lockt
Der Furchtsame ins Feld.

Der Feig ist stets, wohin er kömmt,
Sich unnütz und zur Last:
Der tapfre Jüngling aber tritt
In Sturm der Schlacht hervor.

Der eine sucht den andern auf,
Der Mann scheut nicht den Mann:
Des tapfern Mannes höchster Ruhm
War dieses allezeit;

Und wer der Jungfraun Liebe sucht
Muß kühn im Streite seyn. ——
Mir scheint es sicher und gewiß,
Daß uns das Schicksal führt:

Was dieses uns einmal bestimmt
Dem weicht man selten aus.
Sah ich mein Leben wohl voraus
In Ellas Händen da,

Als

Als ich halbtodt mein Blut verbarg,
Ins Meer die Schiffe stieß,
Und wir den Geyern erst ein Mahl
Vom Feind bereiteten?

Dies macht mich allzeit lächeln: denn
Ich weis, dort sind für uns
In unsers Vaters Balders (Odins) Haus
Schon Sitze zugeschickt:

Hier trinken wir in kurzer Zeit
Aus Feinde Schädeln Bier:
Denn in des großen Odins Haus
Zagt nie ein tapfrer Mann:

Er zagt nicht zitternd vor dem Tod.
Auch ich, ich nahe mich
Mit der Verzweiflung Stimme nicht
Dem Hause des Odin.

Aslaugens Söhne, wüßten die
Mein ganzes Elend itzt,
Den ein vergiftet Schlangenheer
Aufs schrecklichste zernagt:

Wie würden sie die Schwerdter ziehn! —
Denn meinen Söhnen gab
Ich eine Mutter, die ihr Herz
Mit tapfern Muth erfüllt:

Der Vipern Biß droht grausam mir
Den nahen Untergang:
Denn mitten in dem Herzen wohnt
Mir eine Schlange schon.

Doch hoff ich meiner Söhne Schwerdt
Färbt einst nach Ellas Blut:
Von Zorn wird ihre Wange glühn
Und sie nicht ruhig seyn.

In funfzig Schlachten focht ich kühn
Und freute mich des Kriegs;
Als Jüngling lernt ich schon, wie man
Das Schwerdt mit Blute färbt.

Da dacht ich: grösser als wie Du
Wird nie ein König seyn: ——
Mich rufen Todesgöttinnen:
Ich klage nicht den Tod.

Hier endiget sich mein Gesang:
Die Todesgöttinnen,
Die Odin mir aus seinem Haus
Geschicket, rufen mich:

Dort sitz ich fröhlich, hoch erhöhe
Und trink mit ihnen Bier:
Des Lebensstunden sind entflohn
Und sterbend lach ich noch.

Diese Poesie ist so beschaffen, wie man sie von einer barbarischen Nation erwarten kann, wild, rauh und unregelmäßig, aber stark und geistvoll: und wie uns Olaus versichert, im Original voller Figuren und Metaphern. Doch wenn man die Werke des Ossian aufschlägt, so findet man zwar auch das Feuer und den Enthusiasmus des ersten Zeitalters, aber mit einem bewundernswürdigen Grade der Regelmäßigkeit und Kunst verbunden. Man findet Zärtlichkeit und selbst Delikatesse in den Empfindungen, das zärtlichste Gefühl, durch die Ideen des wahren Heroismus veredelt. Der Verf. giebt davon folgende Ursachen an:

Die alten Schotten waren ihrem Ursprunge nach Celten, die von den Gothen und Teutonen weit ver-
schie-

schieden waren, und deren Herrschaft sich vormals über den ganzen westlichen Theil von Europa erstreckte. Diese hatten ihre Druiden und Barden: die Druiden waren ihre Philosophen und Priester, die Barden besangen ihre Heldenthaten. Wir dürfen sie uns also nicht als eine grobe und wilde Nation vorstellen: sie besaßen schon seit undenklicher Zeit ein gebildetes System von Disciplin und Sitten. — Den historischen Beweisen, die der Verf. anführet, können wir nicht folgen, genug die Celten hatten für ihre Poesie und Barden eine solche Liebe, daß ungeachtet der gänzlichen Aenderung ihrer Regierungsform und Sitten, und nachdem die Druiden schon lange untergegangen waren, die Barden noch unter ihnen blühten. Jeder Regulus oder Befehlshaber hatte seinen eignen Barden, der einen angesehnen Posten am Hofe begleitete, und dem Ländereyen angewiesen waren, die selbst auf seine Familie vererbten: sie waren oft zwischen streitenden Partheyen die Abgesandten, und ihre Personen als heilig betrachtet. Aus diesem Grunde darf man sich weniger verwundern, wenn man unter ihnen weit feinere poetische Empfindungen antrift, als man von Leuten erwartet, die man Barbaren zu nennen pflegt; obgleich dieses eine sehr zweydeutige Benennung ist, denn wenn sie auch feinere Sitten ausschließt, so verträgt sie sich doch mit großen und zärtlichen Empfindungen. Der Verf. beruft sich auf die alten Liebesgesänge der Lappländer, die Scheffer angeführt, Addison so schön im Zuschauer übersetzt, und wovon unser verstorbener Kleist eins so reizend nachgeahmet hat. In Absicht

sicht auf den Heroismus war eins der größten Geschäffte der celtischen Barden, die Charaktere ihrer Helden zu schildern, und ihr Lob zu singen, wie Lucan sagt:

> Vos quoque qui fortes animos, belloque peremtos,
> Laudibus in longum vates diffunditis aevum
> Plurima securi fudistis carmina Bardi.

Wenn man aber eine Ordnung von Menschen betrachtet, die sich seit undenklichen Zeiten mit der Dichtkunst beschäfftiget, die ihre ganze Einbildungskraft mit Ideen von Heldentugend erfüllt, alle Gedichte und Lobgesänge ihrer Vorfahren heilig hielten, und wo es immer einer dem andern in der Erhebung seines Helden zuvor zu thun suchte, so ist es natürlich, daß ein Held in ihren Gesängen mit den glänzendsten Eigenschaften erscheinen mußte. Einige, die den Fingal unterscheiden, als Mäßigkeit, Gnade und Menschenliebe scheinen dem ersten Begriffe einer barbarischen Nation zu widersprechen: aber so bald nur solche Ideen in den Seelen der Dichter aufzugehen angefangen, so werden sie zum Lobe ihrer Helden solche bald ergriffen haben, indem sich die menschliche Seele leicht der ursprünglichen Vorstellung einer menschlichen Vollkommenheit öffnet. —

Nach diesen allgemeinen Anmerkungen über die celtische Poesie und Barden überhaupt, betrachtet der Verf. die besondern Vortheile, die Ossian besaß, insbesondre. Man sieht deutlich, daß er zu einer Zeit lebte, die alle der vorgedachten Vortheile genoß.

Ossian

ssian sagt von sich selbst, daß er in einer Art von
hr klassischen Zeitalter lebe, wo er durch die Merk-
ürdigkeiten der vorhergehenden Zeiten erleuchtet
äre, die die Gesänge der alten Barden enthielten,
nd gedenket eines Perioden der Finsterniß und Un-
issenheit, die über die Gränzen der Ueberlieferung
inaus war. Er scheint von Natur ein besonders
npfindliches Herz und einen Hang zu der zärtlichen
Melancholie gehabt zu haben, die nicht selten eine Be-
leiterinn eines großen Genies ist. Er war nicht
ur von Profeßion ein Barde, und in allen poetischen
Künsten erzogen, sondern auch der Sohn eines der
rößten Helden und Prinzen seiner Zeit. Denn
ingal regierte über ein sehr angesehenes Gebiete: er
atte sich von den Spolien der römischen Provinz
ereichert, und durch seine Thaten und Siege groß
emacht. Die Sitten von Ossians Zeitalter, so
iel aus seinen Schriften abzunehmen ist, waren dem
oetischen Genie höchst günstig. Beyde Fehler, die
ach dem Longin den Geist entnerven, Geiz und
Weichlichkeit waren unbekannt. Der menschlichen
Sorgen gab es wenig: die Jagd und der Krieg wa-
ren ihre Lieblingsgeschäffte, und ihre vornehmste Be-
lustigung der Gesang der Barden und „das Fest der
„Muschelschaalen,„ der höchste Gegenstand heroischer
Seelen war „ihren Ruhm zu empfangen,„ das ist,
der Gesänge der Barden würdig zu seyn und „ihre
„Namen auf den vier grauen Steinen zu haben.„
Unbeklagt von einem Barden zu sterben, wurde für
ein so großes Unglück gehalten, als ihre Geister in
einem andern Zustande zu beunruhigen. „Sie wan-

„dern in dicken Nebeln an dem mit Schilfe bewach„senen See: aber niemals werden sie sich ohne den „Gesang zu der Wohnung der Winde erheben.„ Nach dem Tode erwarteten sie eben solche Beschäftigungen wie auf der Erde: mit ihren Freunden auf den Wolken zu fliehen, geistige Thiere zu verfolgen, und von den Lippen der Barden ihr Lob zu hören. War es Wunder, wenn in diesen Zeiten, in einem Lande, wo die Poesie so geehret wurde, ein Homer entstand?

Die Gedichte des Ossian tragen so sehr den Charakter des Alterthums, daß wenn sich auch weiter kein Beweis dafür anführen ließ, jeder Leser von Kenntniß und Geschmack, sie in eine sehr entfernte Zeit setzen müßte. Es giebt vier große Scenen, durch welche die Menschen im Fortgange der Gesellschaft hindurch gehen. Die erste und frühste ist das Leben der Jäger: ihr folgt die Viehzucht, nach dem die Ideen des Eigenthums Wurzel zu schlagen angefangen: das nächste ist der Ackerbau, und das letzte die Handlung. Durch Ossians Gedichte sehen wir uns deutlich in den ersten dieser Perioden versetzt. — Der Verf. sucht dieses durch Beyspiele darzuthun: er zeiget in der Folge, daß der Zirkel der Begriffe über die Gränzen, die sich für ein solches Zeitalter schicken, nicht hinausgeht, und die Charakter keine größere Verschiedenheit haben, als man natürlicher Weise davon erwarten kann, indem Muth und körperliche Stärke die Haupteigenschaften der Bewunderung sind. — In Absicht auf die Zusammensetzung findet sich eben dieses Zeichen des höchsten Al-

terthums. Keine künstlichen Uebergänge, keine volle und ausgedehnte Verbindung der Theile: überall ein reissender und heftiger Styl: in der Sprache, jener bilderreicher Schlag, der theils einer blähenden und rohen Einbildungskraft, theils der Unfruchtbarkeit der Sprache, und dem Mangel des eigenthümlichen Ausdrucks zuzuschreiben ist. Endlich, welches ein entscheidender Charakter des Alterthums ist, finden sich wenig allgemeine Ausdrücke oder abstrakte Ideen, oder Personificationen, als des Ruhms, der Zeit, des Schreckens, oder der Tugend die den neuern Dichtern so sehr eigen sind. Einen andern Grund von dem hohen Alterthume dieser Gedichte findet D. Blair darinnen, daß, wenn sie untergeschoben wären, solches bey den Hochländern vor ungefähr 200 bis 300 Jahren hätte geschehen müssen, welches sowohl die Handschriften als das Zeugniß vieler lebenden Zeugen in Absicht auf die unwidersprechliche Ueberlieferung dieser Gedichte deutlich zu erkennen geben: dies ist aber eine Voraussetzung, die alle Gränzen der Glaubwürdigkeit übersteiget, da mehr als zu bekannt ist, daß die Hochländer zu diesen Zeiten in einem Stande der gröbsten Unwissenheit und Barbarey lebten. Ueberdies sind zween Umstände übrig, die sich dieser Hypothese mit noch größerm Gewichte widersetzen. 1) Die gänzliche Abwesenheit solcher Ideen, die mit der Religion in einiger Verbindung stehen; 2) das gänzliche Stillschweigen, welches darinnen in Ansehung der großen Clans oder Familien herrschet, die itzt in den Hochländern blühen. Der Verf. zeigt auch in der weitern Ausführung dieser

beyden Punkte, daß diese Gedichte wahrhaftig ehrwürdige Denkmäler eines sehr entfernten Alterthums seyn müssen, und machet darauf einige Anmerkungen über den allgemeinen Geist und Ton, der darinnen herrschet.

Zärtlichkeit und Hoheit charakterisiren die Poesie des Ossian vorzüglich: sie athmet nichts lustiges und freudiges: sondern eine Mine der Feyerlichkeit und des Ernstes findet sich über das Ganze ausgebreitet: stets erhebt sie sich in das höhere Gebiete des Großen und Pathetischen. Alle Begebenheiten darinnen sind ernsthaft, und die Scenen wild und romantisch. Die ausgebreitete Heyde an dem Ufer der See, das Gebürge mit Nebeln beschattet: der Fluß, der ein einsames Thal durchstreichet: die zerstreuten Eichen und die Gräber der Helden mit Moos bewachsen: alles erzeugt in der Seele eine feyerliche Aufmerksamkeit. Seine Poesie verdient die Poesie des Herzens genannt zu werden. Es redet ein Herz, von edlen Empfindungen und erhabenen und edlen Leidenschaften durchdrungen: ein Herz, das glüht und die Einbildungskraft anstecket: ein Herz, das voll ist und sich selbst ergießt. Ossian schrieb nicht wie die neuern Dichtern, den Lesern und Kunstrichtern zu gefallen. Er sang aus Liebe für den Gesang, seine Freude war, sich der Helden seiner Zeit zu erinnern, die rührenden Vorfälle seines Lebens zurück zu rufen: sich mit seinen vorigen Kriegen, Liebeshändeln und Freundschaften zu unterhalten, bis, wie er sich selbst ausdrücket, eine Stimme zum Ossian kömmt und seine Seele erwecket. „Es ist die

„Stimme

„Stimme der Jahre, die vorüber gegangen sind: sie „rollen vor mir vorbey mit allen ihren Thaten.„ Unter dieser wahren poetischen Begeisterung dürfen wir uns nicht wundern die mächtige und immer gefällige Stimme der Natur zu hören. — Der Verf. erinnert noch den Leser, daß, wenn er den Ossian fühlen will, er ihn nicht geschwind überhin, und mehr als einmal lesen müsse: er ist so kurz und so von Bildern voll, daß das Gemüth sich anstrengen muß, ihn überall zu begleiten.

Da Homer unter den größten Dichtern der einzige ist, dessen Sitten und Zeiten Ossians seinen am nächsten kommen, so stellt D. Blair eine Vergleichung zwischen beyden an. Denn ob jener gleich mehr als tausend Jahr vor diesen celtischen Barden gelebt, so ist es doch nicht so wohl von den Jahren der Welt, als vielmehr von dem Zustande der Gesellschaft, daß man von ihrer Aehnlichkeit urtheilen muß. Der griechische Dichter hat in verschiednen Punkten einen offenbaren Vorzug. Homer führet eine weit größere Abwechselung von Begebenheiten ein: er hat einen weit größern Umfang von Begriffen, seine Charaktere haben mehr Verschiedenheit, und er besitzt eine weit tiefere Kenntniß der menschlichen Natur. Denn Homer lebte in einem Lande, wo die Gesellschaft schon einen weit größern Grad der Vollkommenheit erreicht hatte, Städte gebaut, Gesetze geordnet waren, und Ordnung, Zucht und Künste an zu blühen fiengen. — Ob gleich Ossians Ideen und Gegenstände weit weniger Verschiedenheit als Homers seine haben, so waren

ren sie doch von einer zur Poesie höchstgeschickten Art: die Herzhaftigkeit und der Edelmuth der Helden, die Zärtlichkeit der Liebhaber, die Liebe der Freunde, der Aeltern und Kinder. In einem rauhen Zeitalter und Lande, obgleich der Begebenheiten wenige sind, brütet das unzerstreute Gemüthe mehr über ihnen: sie greifen die Einbildungskraft mehr an, und befeuern die Leidenschaften weit stärker: mithin werden sie für ein poetisches Genie glücklichere Materialien, als eben diese Begebenheiten, wenn sie in den weiten Zirkel einer mehr abwechselnden Handlung und eines verfeinerten Lebens zerstreuet liegen.

Homer ist ein weit munterer und heiterer Dichter als Ossian: überall entdeckt sich die griechische Lebhaftigkeit, da Ossian immer einförmig stets die Ernsthaftigkeit und Feyerlichkeit eines celtischen Helden beybehält. — Bey allen Gelegenheiten ist er mit seinen Worten sparsam, niemals giebt er mehr als ein Bild oder eine Beschreibung: Homer füllt sie mit einer großen Verschiedenheit von Umständen aus. Bey seiner Lebhaftigkeit hat er etwas von der griechischen Schwatzhaftigkeit. Beyde sind vorzüglich erhaben: aber die Art der Erhabenheit ist verschieden. Homers seine äußert sich immer mit mehr Ungestüm und Feuer, Ossians mit einer feyerlichern und ehrwürdigern Größe. Homer ist erhabner in Thaten und Schlachten, Ossian in Beschreibungen und Empfindungen. Ein bewundernswürdiger Umstand ist, daß in Absicht auf die Menschenliebe, Großmuth und ein tugendhaftes Gefühl von jeder Art, dieser rohe celtische Barde einen so hohen Antheil besitzt, daß

nicht

nicht nur die Helden des Homer, sondern auch des feinen und zärtlichen Virgil seine weit von des Ossian seinen zurückgelassen werden. Nach diesen allgemeinen Beobachtungen über das Genie und den Geist des Dichters stellt D. Blair eine nähere Prüfung seiner Werke an, von denen wir im künftigen Stücke vollends den Auszug zu liefern gedenken.

IV.

Sämmtliche poetische Werke von Joh. Jak. Dusch. Erster Theil. Altona 1765. (208 S.)

Es wird wohl niemand leicht über den langen Verzug dieser Gedichte unwillig seyn, so bald er sie wird gelesen haben: sie erscheinen in einer so veränderten Gestalt, daß man sie wirklich als neu ansehen kann: aber auch so verbessert, daß die Bescheidenheit und Gedult des Hrn. Verf. Bewunderung und Beyfall verdienen; darzu gehörte freylich Zeit. Es ist leichter, so bald der Plan eines Gedichts überdacht ist, ein Gedicht auszuführen, juuenilis ardor impetu primo furit: als auszubessern, und so zu bessern, wie Hr. D. gethan. Kein Kunstrichter hätte gegen ihn strenger seyn können, als er es gegen sich selbst gewesen ist. Horaz nennet schon den einen Censorem honestum, der es waget

quae-

— — quaecunque parum splendoris habebunt

Et sine pondere erunt, et honore indigna ferentur

Verba mouere loco.

aber der Hr. Verf. hat ganz umgearbeitet. Man darf seine wohlgeschriebene Vorrede lesen, noch mehr aber seine Gedichte selbst gegen einander halten, und noch ist er nicht völlig mit sich zufrieden, und zeiget verschiedne Flecken an, die er nicht völlig zu vertilgen im Stande gewesen. Was werden die kleinen Männer dazu sagen, qui gaudent scribentes, wenn ein so großer Dichter wie der Verf. so bescheiden von seiner Arbeit denkt? das wahre Kennzeichen des Verdienstes!

Mit Recht nimmt das schöne Lehrgedichte, die Wissenschaften, das schon allein den Verf. zu dem Range der besten Dichter erheben würde, wenn er auch sonst nichts geschrieben hätte, die erste Stelle ein: und es hat einen eben so großen Vorzug in der neuen Gestalt vor den vorigen, als das gesunde männliche Alter vor der unausgebildeten Kindheit.

Not fierce, but awful, is his manly Page

Bold is his Strength, but sober is his Rage.

Er hat die Mishelligkeit der verschiedenen Theile in dem alten Lehrgedichte besser zusammen zu stimmen gesucht, die langweiligen Beschreibungen verkürzt und zusammen gedrängt, die schwankenden Begriffe mehr bestimmt, für das Flittergold ächtes aufgetragen, und

nd überall mehr für den Verstand, für das Herz und das Ohr gesorgt, als vorher geschehen war. Ein Lehrgedichte von neun Büchern muß wohl außerordentlich schön seyn, wenn man es ohne Ermüdung vom Anfange bis zu Ende durchlesen soll, und wir können es ohne Schmeicheley sagen, daß wir bey dem Beschlusse noch Lust gehabt hätten, mehr zu lesen. Wir wollten anfänglich eine kleine Vergleichung mit der vorhergehenden Ausgabe anstellen: aber die große Verschiedenheit machte es unmöglich, oder wenig nützbar.

Des Verf. Absicht ist, die Wissenschaften als Mittel zu betrachten, welche die göttliche Vorsehung wählte, den Verstand und das Herz der Menschen zur Glückseligkeit und zur wahren Religion vorzubereiten.

Zum Ruhm der Wissenschaft, die Menschen menschlich machte,
Aus roher Barbarey die Ordnung wiederbrachte;
Sie von der Welt, dem Schöpfer, sich selber, dem Beruf,
Der Hoffnung unterrichtend, wozu sie Gott erschuf,
Die Wege bahnete, zufrieden auf der Erden,
Und durch Religion einst höchst beglückt zu werden,
Wünsch' ich, ein Werk zu dichten ꝛc.

Dürften wir hier eine kleine Kritik machen, so wäre es, daß diese Verse, die den Plan des Verf. dem Leser vorlegen sollen, durch die Trennung des Vorder- und Nachsatzes, die Einschiebsel und die zweydeutigen Beziehungswörter undeutlich machen: man sieht im ersten Lesen nicht gleich, ob das sie der dritten Zeile auf Ordnung, Barbarey, Menschen oder

oder Wissenschaft geht, eben so wenig, wovon die Wege bahnete, regieret wird: eine kleine Versetzung würde es leichter gemacht haben. Nach einer kurzen Beschreibung des glücklichen Zeitalters.

Der Zeit, wo Menschenlieb und Frieden sich umfiengen,
Und Stärk und Sanftmuth noch vertraut zusammen giengen,
Wo schöner durch die Einfalt, das Leben sanft verfloß,
Was der Natur genügte, der Mensch mit Dank genoß,
Durch Mangel nicht verzagt, noch frech vom Ueberflusse,
Gesund durch steten Fleiß, erquicket vom Genusse,
Durch Güte seines Herzens, und brüderliche Treu,
So sicher vor Verfolgung, als Quaalen später Reu;
Mit Wissenschaft genug, wenn er einfältig wußte,
Zu welchem Zweck er war, und wie er leben mußte;
Wenn, ohne stolzes Wissen, sein lauterer Verstand
Den Schöpfer im Geschöpfe, die Ruh in Tugend fand;
Wenn er sich selbst getreu, den übrigen gefällig,
Genügsam, thätig, fromm, unschuldig und gesellig,
Frey, unter dem Gewissen, und tüchtig zum Beruf
Für sich, und alle lebte, für die sein Gott ihn schuf;
Die Zeit, wo all ihr Glück in ihrer Tugend fanden,
Die wahre güldne Zeit war längst nicht mehr vorhanden.

Nach dieser Zeit wird die darauf folgende Barbarey, wo Ungewißheit und Aberglaube herrschten, mit eben so lebhaften Farben beschrieben. Zweyter Gesang. Gott sieht mitleidig herab. Urania oder die himmlische Weisheit steigt hernieder:

Gute

Entzückungen des Himmels, Ruh, Majestät und Licht
Verklärten, wie der Engel, ihr göttliches Gesicht.
Ein schimmerndes Gewand floß, gleich dem Morgenrothe,
Weit wallend um sie her. So steigt des Tagesbote,
Im Kleid aus tausend Strahlen gewebet, aus dem Meer:
Von seinen Säumen schimmert der Himmel rings umher.
Ein zärtliches Gefühl gieng sanft durch die Naturen;
Und süsser Blumen Duft, gehauchet von den Fluren,
Empfieng, gleich einem Rauche, der von Altären wallt,
In einer Weihrauchwolke die himmlische Gestalt.
Der Wissenschaften Chor, versammlet ihr zur Seite,
Gab ihr, bey Harmonie der Musen, das Geleite.

ie Dichtkunst kömmt zuerst. Der Verf. hat ihre erschiedne Art wunderschön charakterisiret: wir ollen nur ein paar Zeilen aus der Beschreibung der ragödie hersetzen:

Mit süsser Bangigkeit, mit angenehmen Schmerzen,
Vergnügend fürchterlich erschüttert sie die Herzen:
Wenn Hoffnung oder Schrecken durch alle Scenen irrt,
Die Seele, wie die Bühne, Tumult und Aufruhr wird,
Und glühend, außer sich, so, wie die Kunst gebietet,
Mit Wollust Thränen weint, und mit Verstande wütet.
Hinweg den kalten Dichter, der ohne Feur correct,
Nicht unsre Zähren fodert, nicht rühret, noch erschreckt.

im dritten Buche erscheinet die Staatskunst, die ie Menschen unter die Gesetze versammlet:

Ernst, stille Majestät sprach aus den hohen Blicken,
Mit sanfter Menschenhuld und Sorge, zu beglücken.

Die güldne Königskrone, die ihre Stirn umschloß,
Der reiche Purpurmantel, der auf die Erde floß,
Das Schwerdt in ihrer Hand, die Last gekrönter Väter,
Die ungern fließen sehn selbst Blut der Missethäter,
Geboten Ehrerbietung: Ein Blick von ihr, so schwieg
Die Raubsucht und der Frevel, die Zwietracht und der Krieg.

Das vierte Buch stellt die Vernunftlehre, die Sternenkunde und die Physik, so wie das fünfte die Geisterlehre auf, wo hauptsächlich die Unsterblichkeit der Seele in Betrachtung kömmt: was für reiche Felder für eines so fruchtbaren Dichters Genie! er beschließt das letztere mit dem traurigen Zustande eines Gottesläugners:

O Erster! Schöpfer! Vater! der alles schuf und trägt,
Und in der starken Rechten die Morgensterne wägt!
Geist, der du ewig warst, eh durch der Himmel Tiefen
Gestirne, preisend dich, zu deinen Füßen liefen,
Eh dieser Ball von Erde den ersten Trieb empfing,
Und feyernd vor dem Schöpfer des Alls vorüber ging,
Wo sonder dich, ist Ruh, du aller Freuden Quelle!
Verläugnung Gottes macht die Welt zu einer Hölle:
Verzweiflung ist das Leben, o Vater! ohne dich:
Der Lenz hat keine Freude, der Tag wird fürchterlich!
Dann wehe, wehe dir, du Mann! der mich gezeuget,
Du Schooß! der mich gebar, du Brust! die mich gesäuget,
O! daß nicht meine Mutter, die mich zum Elend trug,
Den kaum Gebornen gütig an einem Stein zerschlug!
Zur Quaal gebar sie mich, auf Zufall fort zu leben,
Mein Elend einzusehn, vor meinem Tod zu beben,

Nach

Nach einem Sklavenleben in hoffnungsloser Pein,
Versöhnung zu erwarten und endlich nichts zu seyn.

Das sechste Buch zeiget die Selbsterkenntniß mit ihren beyden Töchtern, dem Rechte der Natur und der Lehrerinn der Sitten.

Die letzte, schwerste Kenntniß! und doch wie man gesucht,
So lange diese fehlet, ist jede Wissenschaft!
Sie lehret ihn, sich selbst vom Vieh zu unterscheiden,
Erweitert ihm den Kreis der Hoffnungen und Freuden;
Weist seiner Ehrbegierde, im göttlichen Gefühl
Der männlichen Würde, ein weit erhabner Ziel;
Heißt ihm sein Aug empor zur höchsten Schönheit richten,
Und zeiget ihm in Gott den Spiegel seiner Pflichten;
Misst ihm die Unterschiede der Wesenleiter ab,
Von Gott zu ihm herunter, von ihm zum Vieh hinab;
Lehrt seine Kräfte mehr nach den vollkommnern Größen
Der Wesen über ihm, als nach den niedern messen:
Läßt ihn bewundert sehen, wie manchen höhern Grad
Er in Vollkommenheiten noch aufzusteigen hat,
Und zeigt ihm, im Gefühl von seiner eignen Schwäche,
Wie oft dem Irrenden ein sichrer Licht gebrechen.

Im siebenten Buche folget die Moral, im achten und neunten, die Religion.

Sie kömmt, die Göttliche! vom Himmel steigt sie nieder,
Und bringt die Seligkeit in neuer Unschuld wieder.
Der Aberglaube zittert, verscheucht aus Kluft und Hayn,
Es stürzen seine Tempel auf seine Götzen ein.

Ein Heer von Seraphim begleitet sie mit Psalmen,
Und Engel vor ihr her, bestreun den Weg mit Palmen.
Auf ihrem Antlitz wohnet Gefühl der Seligkeit,
Und heiliger Entzückung an der Vollkommenheit.
Erleuchtung im Verstand, und in der Brust den Himmel,
Erscheint sie ohne Pracht und irrdische Getümmel:
Die unbefleckten Hände gefaltet um ein Kreuz,
Gekleidet, wie die Armuth. O engelgleicher Reiz!
O! welche Majestät in dieser äußern Blöße!
In dieser Niedrigkeit, welch innerliche Größe!
Reiß ab von deiner Stirne, du stolze Königinn,
Das strahlende Geschmeide, und knie anbetend hin!
Du Armuth! bringe Gold den heiligen Altären
Des Gottes, dem sie dient! hört ihre große Lehren,
Ihr Weisen! sinke nieder, hochmüthige Vernunft!
Entwichen war die Weisheit, feyrt ihre Wiederkunft.

Wir brauchen wohl nicht mehr Stellen hinzuzufügen, um unsre Leser von dem Werthe dieses ganzen Gedichts zu überzeugen: wir haben sie ohne Wahl hingesetzt, weil hier zu wählen schwer war. — In ein paar Stellen des achten Buches scheint uns der Ausdruck nicht behutsam genug:

Versöhnung eines Gottes, die siehe hier in Thränen
In eines Gottes Blut.

Desgl. Bußfertig lieget er an der geweihten Stätte,
Wo Gott am Kreuze starb —

Wir wissen wohl, daß man in der gemeinen Kanzelsprache dies oft zu sagen pflegt: aber es läßt sich dieser Ausdruck weder durch Vernunft noch Schrift

recht.

richtfertigen, und giebt bey gelehrten Lesern zu falschen Begriffen Anlaß. Den übrigen Raum dieses ersten Theils füllen drey andre philosophische Gedichte aus, die des Verf. Bescheidenheit Versuche genannt, wovon der erste, von der Zuverläßigkeit der Vernunft; der zweyte, von den Schwächen der Vernunft in den üppigen Erfindungen; der dritte, von den Schwächen der Vernunft in unnützen Untersuchungen, handelt. Wir würden ein Mißtrauen gegen den Leser zu verrathen scheinen, wenn wir noch mehr daraus auszeichnen wollten. Es mag genug seyn, den Innhalt nach des Hrn. Verf. eignen Worten anzuführen. Erster Versuch. Die Vernunft hat Gegner, welche sie zu tief herunter setzen, und Verehrer, die sie übermäßig erheben. Wenn jene ihr gar keine Gewißheit einräumen wollen: so scheinen diese, sie fast für untrüglich auszugeben. Beyde stehen in einem Irrthume, welcher auf verschiedne Weise gefährlich wird. Der erste öffnet dem Aberglauben und der Schwärmerey den Eingang: der andre bahnet den Weg zum Unglauben. Ohne Zweifel liegt auch hier die Wahrheit zwischen beyden Behauptungen in der Mitte. In diesem Versuche soll also die Zuverläßigkeit der Vernunft gezeiget, und in ihren gehörigen Gränzen eingeschränket werden. Der Verf. redet erst wider die Verachtung, welche Menschen in verschiednen Ständen gegen die Vernunft bezeigen: führet hierauf verschiedne Beweise für die Gewißheit und Zuverläßigkeit derselben, die jedoch ihre Schranken hat, und geht alsdenn einige wichtige Regeln

 durch-

durch, welche in der Anwendung, und dem Gebrauche des Verstandes gar zu oft aus den Augen gesetzet werden, so nothwendig es wäre, sie genau zu beobachten, wenn man zu einer Gewißheit gelangen will. Innhalt des zweyten Versuchs. Die Vortrefflichkeit der menschlichen Vernunft in Erfindungen, welche Einfluß auf das äußerliche Wohl- oder Besserseyn der Menschen haben, kann mit Wahrheit nicht bestritten werden. Doch selbst diese, wenn sie ein gewisses Maaß überschreiten, arten in üppige Künsteleyen für die Befriedigung der sinnlichen Begierden aus, welche die wahre Glückseligkeit mehr stören als befördern. Hier ist eine schwache Seite, wovon die Vernunft Tadel verdient. Wenn ferner ihre Erfindungen mehr auf ein äußerliches Besserseyn, als auf die Bildung des Herzens gerichtet sind; so opfert sie ihren wahren und wichtigsten Zweck einem weit geringern auf: und hier ist eine andre Schwachheit derselben. Von diesem beyden Seiten besonders wird sie in diesem Versuche betrachtet. Sie wird einer Schwäche in den übermäßigen Erfindungen für die sinnlichen Begierden, und einer Thorheit in Vernachläßigung des Herzens, doch ohne Schmälerung ihres verdienten Ruhms überwiesen, in vielen Stücken mit dem thierischen Instinkt zusammen gehalten, und beständig zu ihrer Hauptpflicht, der Verbesserung des Herzens, zurückgeführet. Dritter Versuch. Dieser handelt mit dem vorhergehenden eine ähnliche Materie ab, und setzt die Betrachtungen über die Schwächen der Vernunft fort. Doch, da jener die üppigen Erfindungen und die Verabsäu-

mung

nung der Bearbeitung des Herzens betrachtet: so
betrachtet dieser die Schwäche der Vernunft in den
unnützen und blos vorwitzigen Speculationen,
und die Wichtigkeit dessen, was sie unterdessen ver-
absäumet. Der Eingang ist eine Klage über die
Gleichgültigkeit der Großen gegen die Gelehrten.
Eine Entschuldigung der ersten, und Anklage der an-
dern giebt die nähere Einleitung zur Hauptmaterie.
Denn werden die Gelehrten nach der Reihe betrach-
tet: der Wortkriticus, der Freund der Naturalien,
der Antiquarius, und endlich verschiedne Philosophen.
Diesen wird gezeigt, wozu sie vor allen andern ihre
Vernunft anwenden sollen: vernünftig zu glauben
und vernünftig zu leben. Der wichtige Einfluß
der ersten auf ein ruhiges Leben wird gezeigt, und
endlich, nachdem die Mängel der meisten moralischen
Systemen angeführet sind, wird weitläuftig auf eine
praktische Erkänntniß gedrungen, und die Ruhe und
Glückseligkeit eines sokratischen Philosophen in dem
Charakter eines rechtschaffenen Mannes geschildert,
der auf dem Lande, im Schooße der schönen, durch
geschmackvolle Kunst gebesserten Natur gesellig, wohl-
thätig, und beschäfftiget mit edleren Betrachtungen
lebet. Das Ganze ist in einem Gespräch abgefaßt,
dessen Ton bis in die Mitte, wo es die Sachen zu fo-
dern scheinen, munter ist, nachmals aber mit der Ma-
terie ernsthaft wird. Wir müssen hier, was die
Munterkeit des Hrn. Verf. betrifft, gestehen, daß
sie uns weniger als dessen Ernsthaftigkeit gefälle.
Hauptsächlich hätte er sicher einige Anmerkungen
weglassen können, die scherzhaft seyn sollen, aber

des Herrn Verfassers nicht würdig sind: Z. B. zu dem Verse:

Und hat für ein Warum! zehn Darums! bey der Hand!

Note. „Hier lieber Leser bemerke die Schönheit des Syl-„benmaaßes. Die Hitze und Neubegierde eines Fra-„genden giebt seiner Frage eine Schnelligkeit: deswe-„gen mußte die erste Sylbe in Warum kurz ⏑ –, „nicht lang – ⏑, ausgesprochen werden: hingegen „macht die Gravität eines Lehrenden, daß er die Em-„phasin in seinen Antworten auf die erste Sylbe legt, „und das Wort Darums nicht ⏑ –, sondern nach-„drücklicher – ⏑, ausspricht;„

Der Tändler, der so oft den Hanf der Phantasie,
In manche Lücke stopft von mancher Ologie.

Anmerk. „Ein andrer Scholiast fand in einer andern Handschrift von einer andern Hand beygeschrieben:

voll magrer Nologie;

„und in einer Note darunter Nologie, d. i. zusammen-„gezogen Neologie: etwas hart und ungewöhnlich; „allein da Ologie gar kein Wort ist, so ist dieses die beste „Leseart.„ Pessime! setzt er selbst hinzu: lies:

der Monadologie.

„Diese Muthmaßung ist nicht übel! Allein, ich ändre „nichts! denn es giebt viel Ologien, als Monadolo-„gie, Cosmologie, Ontologie, Psychologie, Pnevmato-„logie ꝛc. und es mögen unter diesen manche seyn, die „solche Lücken haben.„

Wir übergehen noch etliche solche spaßhafte Anmerkungen, die zu entbehren gewesen wären, dem Werthe des übrigen aber weiter nichts benehmen.

* * *

V.

V.

Samuel Buttlers, Hudibras, ein satyrisches Gedicht wider die Schwärmer und Independenten zur Zeit Karls des Ersten, in neun Gesängen; aus dem Französischen übersetzt. Mit historischen Anmerkungen und Kupfern versehen. Hamb. und Leipz. 1765. (S. 528.)

Man müßte in der Geschichte des Witzes sehr unbekannt seyn, wenn man das berühmte Gedichte, Hudibras, nicht wenigstens dem Namen nach kennen sollte. Aber wie wenige mögen es gelesen haben! Man darf sich auch darüber eben nicht wundern: denn zugeschweigen, daß die meisten komischen Gedichte in fremden Sprachen immer schwerer als die ernsthaften sind, da man sich mehrerer Wörter, die im gemeinen Leben bekannt sind, solcher Redensarten, die sprüchwortsweise eingeführet, und auf gewisse Geschichtchen oder Gewohnheiten eine Beziehung haben, Anspielungen auf Worte, Sachen und Personen, die zum Theil vergessen sind, bisweilen selbst veralteter komischer Ausdrücke bedienet: so ist zum völligen Verständnisse der Hudibras noch überdies eine genaue Bekanntschaft mit den Welthändeln, der Kirchengeschichte und den herrschenden Sitten der damaligen Zeit in England, unumgänglich nöthig. Man wird keinen Schritt thun, ohne in fremden und unbekannten Gegenden zu irren. Man hat daher dieses Gedichte immer für sehr schwer gehalten, und unsre Alltagsübersetzer, so hun-

grig sie sonst sind, haben es wohl bleiben lassen, sich daran zu wagen: desto mehr Dank verdient derjenige Uebersetzer, der uns dieses wichtige Geschenk gemacht hat. Das Aeußerliche des Buchs verräth so wohl den wahren Ort des Drucks, als die Schreibart der Verfasser, die beyde in Zürch zu suchen sind. So wie der Verleger nichts gesparet hat, ihm alle mögliche äußerliche Zierde, durch saubern Druck, weißes Papier und reizende Kupfer, die vom Hrn. Geßner in einer wahren hogarthischen Laune verfertiget sind, gegeben, so hat auch der Uebersetzer sich angelegen seyn lassen, den Lesern nicht nur eine richtige und getreue Uebersetzung zu liefern, sondern auch durch gute und nöthige Erläuterungen dasjenige, was für viele Leser fremd und dunkel scheinen möchte, aufzuklären. Ueberdies hat ein Freund des Herrn Verf. eine Vorrede vorgesetzet, die als eine nöthige Einleitung zu diesem Gedichte selbst, wohl vorher zu lesen ist, weil sie uns mit dem Innhalte auf einmal vertrauter bekannt machet. „Denn der Leser muß „wissen, sagt die Vorrede, daß alle Scenen dieses Ge„dichts ihr historisches Fundament haben, und daß „sich alles auf England, auf den traurigsten Auftritt „der Rebellion wider Karl den Ersten, dem Heuche„ley, Schwärmerey, Hunderey, zuletzt den Kopf für „die Füße geleget, da der verschmitzteste Heuchler „und Schwärmer in einer Person, Cromwell, die „königl. Rechte gewaltsam an sich gerissen hatte.„

Der Verf. dieses Gedichts war Samuel Butler, der zu diesen Zeiten, nämlich 1612 zu Strensham in der Grafschaft Worcester gebohren war: er

legte die ersten Gründe seiner Wissenschaften auf der Schule zu Worcester, und setzte sie zu Cambridge weiter fort: da seines Vaters Mittel nicht zureichen ihn lange daselbst zu erhalten, so kehrte er in seine Heimath zurück, und wurde bey einem angesehenen Friedensrichter Jefferys von Earls-Croom Schreiber, an dem er einen liebreichen und freundlichen Herrn hatte: dieser ließ ihm Zeit, seinen Lieblingsstudien nachzuhängen, welches vorzüglich die Historie und Dichtkunst waren, mit denen er die Musik und Malerey zu seinem Zeitvertreibe vereinigte: wegen einer frühen Neigung zu diesen letztern gewann ihn Samuel Cooper, einer der größten Maler seiner Zeit, vorzüglich lieb. Er wurde nachgehends der Elisabeth, Gräfinn von Kennt, einer großen Beförderinn der Wissenschaften empfohlen, wo er Gelegenheit fand, sich nicht nur ihrer schönen Bibliothek, sondern auch des berühmten Seldens Umgang zu Nutze zu machen.

Er lebte auch einige Zeit mit Sir Samuel Luke, der aus einer alten Familie in Bedfortshire, aber ein angesehner Befehlshaber unter dem Cromwell war, und dazumal soll er dies Gedichte verfertiget haben, welches um desto eher glaublich ist, weil er da die lebendigen Charaktere, des Aufruhrs, des Nonsense und der Heucheley, die er so lebhaft geschildert, am besten kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Nach der Wiederherstellung König Karl des Zweyten, wurde er bey Richard, Grafen von Carbury, Lord Präsidenten von Wallis, Sekretär, der

ihm

ihn zum Verwalter von Ludlow Castle machte, als hier der Hof wieder auflebte. Um diese Zeit heyrathete er eine gewisse Miß Herbert, die von guter Familie war. Sein größter Beschützer war Lord Buckhurst, Graf von Dorset und Middlesex: er starb 1680. Hr. Longveville, ließ ihn auf seine Kosten in der St. Pauls Kirche Covent-Garden, begraben. Wir haben nur diese kurzen Lebensumstände von ihm anführen wollen, da der Herausgeber der Uebersetzung sie übergangen, weil er es mit Recht für nöthiger gehalten, sich lieber etwas weitläuftiger über den Vorwurf seines Gedichts einzulassen: doch wird die Aufschrift des Grabmals angeführet, welches ein rechtschaffener Mann, Hr. Barber, Aldermann und nachher Lord Maire setzen lassen, und wir unsern Lesern auch vorlegen wollen, da sie einen genauen Abriß von Buttlers Gemüthscharakter und häuslichen Umständen enthält:

M. S.

Samuelis Buttleri, qui Strenhamiae in agro Vigorniensi natus 1612. obiit Londini 1680.

Vir doctus inprimis, acer, integer;

Operibus ingenii, non item proemiis felix, Satyrici apud nos Carminis artifex egregius;

Quo simulatae Religioni Laruam detraxit, et perduellium Scelera liberrime exagitauit:

Scriptorum in suo genere primus et postremus.

Ne cui viuo deerant fere omnia

Deesset etiam mortuo tumulus,

Hoc tandem posito marmore curauit

Johannes Barber civis Londinensis. 1721.

Von

Von der Güte dieser Uebersetzung und ihrer Schwürigkeit haben wir schon oben geredet; der Uebersetzer hat dabey grosse Schwürigkeiten zu übersteigen gehabt, und wir können sie unsern Lesern desto mehr anpreisen, da wir den ersten Gesang mit dem Originale genau zusammen gehalten und sie wohl übereinstimmend und getreu gefunden haben.

Wir wollen zur Probe die Beschreibung von des Ritters Pferde anführen, die seiner eignen folgt:

But now we talk of mounting Steed,
Before we further do proceed,
It doth belove us to say something
Of that which bore our valiant *Bumkin*.
The Beast was sturdy, large, and tall,
With Mouth of Meal, and Eyes of Wall;
I would say Eye, for 't had but one,
As most agree, tho' some say none.
He was well stay'd, and in his Gate
Preserv'd a Grave, Majestick State.
At Spur or Switch no more he skipt,
Or mended Pace, than Spaniard whipt:
And yet so fiery, he wou'd bound,
As if he griev'd to touch te Ground:
That *Caesar's* Horse, who, as Fame goes,
Had Corns upon his Feet and Toes,
Was not by half so tender hooft,
Nor trod upon the Ground so soft.
And as that Beast wou'd kneel and stoop
(Some write) to take his Rider up:

So

So Hudibras his ('tis well known)
Wou'd often do to set him down.
We shall not need to say what lack
Of Leather was upon his Back:
For that was hidden under Pad;
And Breech of Knight full gall'd as bad.
His struttins Ribs on both sides show'd
Like Furrows he himself had plow'd:
For underneath the Skirt of Pannel,
Twixt every two there was a Channel.
His dragling Tail hung in the Dirt,
Which on his Rider he wou'd flurt;
Still as his tender Side he prickt,
With arm'd Heel, or with unarm'd kickt;
For *Hudibras* wore but one Spur,
As wisely knowing, wou'd he stir
To active Trot one side of's Horse.
The other wou'd not hang an Arse.

„Da wir so eben von Pferdbesteigen reden; sollten „wir billig, ehe wir weiter gehen, auch etwas von dem „Thiere melden, welches die Ehre hatte, unsern tapfern „Steisjunker zu tragen: der Gaul war von steifer Ent„schlossenheit, hoch, mager, mehlmäulicht, und hatte Glas„augen. Eines nur, wollte ich sagen, wie die meisten „Scribenten berichten: wiewohl andre behaupten, er wäre „ganz blind gewesen. Er stand sittsam, und wenn er „gieng, so gieng er einen ernsthaften majestätischen Schritt. „Um Sporn und Peitsche gab er nichts; und verdoppelte „deswegen seinen Schritt so wenig, als ein Spanier wenn „er ausgestrichen wird. Doch war er feurig genug nicht „selten

seltne Sprünge zu machen, als obs ihn verdrösse den Boden zu berühren. Cäsars Hengst, der, wie die Sage geht, Hüneraugen und Füße mit Zehen gehabt, war nicht halb so zarthufigt, und trat nicht halb so sanft auf: und, wie dieses Thier auf die Knie fiel, und sich niederließ seinen Reuter aufzunehmen, so weis man sicher, daß Hudibrasses seines, es öfters so machte, ihn abzusetzen. Wo es dem Gaule an Leder gemangelt, ist unnöthig zu sagen, denn das war unter dem Sattel verborgen, und der Steiß des Ritters eben so wohl wund. Seine strozenden Ribben, ließen wie Furchen, dergleichen er oft gepflüget hatte: denn unter dem Sattelborde auf jeder Seite, zeigte sich je zwischen zwey und zweyen ein ordentlicher Kennel. Sein Schwanz den er nachschleppte, hing im Dr = =, womit er den Ritter so oft bespritzte, als oft dieser seine zarten Flanken mit der bewaffneten Ferse stach, oder mit der unbewaffneten stieß; denn Hudibras trug nur einen Sporn, indem er klüglich die Rechnung machte, daß wenn er die eine Seite des Gaules in Bewegung bringen könnte, die andre gewiß nicht zurücke bleiben würde.

Man wird leicht sehen, daß dasjenige, was vielen unter uns in diesen Zeilen anstößig seyn möchte, (und wir müssen auch sagen, daß man zehn Seiten wieder liest, ohne dergleichen zu finden,) hauptsächlich Provinzialwörter und Redensarten sind, die des Hrn. Verf. Landsleuten nicht unbekannt seyn mögen. Z. E. Ein Gaul von steifer Entschlossenheit und mehlmäulicht; beydes wird man bey uns schwerlich verstehen: wir sagen, ein steifer Gaul, ob wir gleich glauben, daß es hier so viel sagen will, er hatte dicke, starke Knochen; mehlmäulicht, ist uns ein gutes,

tes, sanftmüthiges Thier: anstatt um etwas nicht geben, würden wir sprechen, auf Sporn und Peitsche gab er nichts, ein Spanier; wenn er ausgestrichen wird, würde uns zweydeutig scheinen, für, wenn er mit Ruthen gestrichen wird: für Kennel würden wir eine Rinne oder einen Canal setzen. Wir wollen noch einige andre solche kleine Anmerkungen hinzuthun, mehr um unsre Aufmerksamkeit zu zeigen, als aus Tadelsucht, indem wir die große Schwürigkeit dieser Uebersetzung vollkommen einsehen, und dasjenige nicht einmal für Fehler ausgeben können, was hin und wieder besser oder deutlicher hätte können ausgedrückt werden.

Gleich im Anfange des 1sten Buchs heißt es: He rode out a Colonelling: er ritt auf ritterliche Abentheuer aus; der Verf. übersetzt es, als der Ritter seine Wohnung verließ, und auf einen Strauß auszritt, die wenigsten werden es von einem ritterlichen Kampfe verstehen, da das Wort so veraltet ist, daß es die wenigsten kennen, und beynahe zu einer lächerlichen Zweydeutigkeit Anlaß geben kann. Im 457 V. A Squire, that in the Adventure had his half. Ein Ritter, der am Abentheuer für das halbe Theil nahm, scheint uns undeutsch, für, der zur Hälfte am Abentheuer Theil nahm. The great Ancestor, der Uhrgroßahn, und cross-legg'd Knights, schränkbeinigte Ritter, für der Uraltervater und krummbeinigt, würde vielen unter uns unverständlich seyn. V. 475. This sturdy Squire, he had, as well, As the bold Trojan Knight, seen Hell, Not with a counterfeited

Pass

Pass of golden Bough but true Gold-Lace. In diesen Versen liegt ein Wortspiel, daß man aus der bloßen Uebersetzung schwerlich errathen wird. Auch hat dieser beherzte Stallmeister eben so wohl die Hölle gesehen, als jener kühne Ritter (Aeneas), aber nicht vermittelst eines falsch goldenen Paßbriefes, sondern wahrer ächter Goldspitzen: in der kleinen englischen Ausgabe steht eine Note, die, wenn sie der Hr. Uebers. hinzugesetzt hätte, gleich die Dunkelheit aufklärt: Aeneas, von dem Virgil erzählt, daß er sich eines goldenen Zweiges, statt eines Passes bedienet, um in die Hölle zu kommen: die Schneider aber pflegen dasjenige die Hölle zu nennen, wo sie alles hinwerfen, was sie stehlen. Squire, hätten wir lieber durch Waffenträger übersetzt, als durch Stallmeister, wie es hier geschieht. V. 487. Like Commendation Ninepence, crookt with to and from my Love, it lookt, wie gekrümmte Denkmünzen, welche Verliebte sich schicken; mit der Umschrift: mein Herz und dein Herz sind ein Herz. Wir zweifeln ob sich bey gekrümmten Denkmünzen etwas denken läßt; bey der französischen Uebersetzung, von der, wo wir uns nicht irren, Hr. Townly der Verfasser ist, findet sich hier eine kleine Anmerkung, die diese Stelle wohl aufkläret. Jusqu' en 1696 qu'on rappella toute la monnoie, qui n'avoit pas été faite au moulinet, les piéces de 9 Sols furent fort communes. Elles étoient ordinairement pliées en sens contraire, à peu près de même que les piéces de 12 Sols

le sont à present; cette façon de plier, s'appelloit *to my Love*, and from my Love. Les gens du commun envoyoient de ces piéces ainsi pliées à leurs maîtresses. Im 495 V. By means of this, with *Hem* and *Cough*, Prolongers to enlighten Stuff, He cou'd deep Mysteries unriddle. Uebers. Durch dieses Mittel nun, und durch fleißiges Husten und Räuspern, wodurch der glänzende Stoff sich in die Länge erstreckte — Würde es nicht deutlicher gewesen seyn, wenn man sie Hülfsmittel, der Ausdehnung, um seinen Stoff recht ins Licht zu setzen, genennet hätte? — Doch die Leser werden selbst sehen, wie wenig diese Kleinigkeiten, die wir blos als Proben unsrer Aufmerksamkeit angeführet haben, dem Werthe der Uebersetzung, und zwar eines solchen Buchs benehmen: vielleicht würde sie noch mehr gewonnen haben, wenn sich hin und wieder der Herr Verf. weniger der Schweizer Mundart darinnen bedient hätte, ob wir gleich glauben, daß sich die Freunde des Witzes nicht von der Lesung derselbigen werden abschrecken lassen, wenn sie des Originals nicht selbst mächtig sind.

VI.

VI.

Des Pausanias ausführliche Reisebeschreibung von Griechenland, aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von Joh. Eustach. Goldhagen, Rektor der Domschule zu Magdeburg. Erster Theil. Berlin, bey Friedr. Wilh. Birnstiel, 1766. 8.

Pausanias ist in vielen Absichten einer der wichtigsten Schriftsteller. Außerdem, was eigentlich zur griechischen Geschichte gehört, die er sehr sorgfältig aufgezeichnet hat, finden wir in seinem Werke so viele Nachrichten zur Genealogie und den Alterthümern, daß wir niemanden wissen, den wir ihm an die Seite setzen können. Aber vorzüglich würde die Geschichte der Kunst unendlich viel verlieren, wenn wir seine richtigen und genauen Beschreibungen von so vielen Gemälden, Statuen, Tempeln und andern Gebäuden entbehren müßten, die wieder in Absicht auf die Kenntniß der Historie, die Fabel und Götterlehre einen ausgebreiteten Nutzen haben. Ja wir behaupten mit Grunde, daß niemand diesen Theil der schönen Wissenschaften recht treiben könne, ohne den Pausanias fleißig zu lesen. In Betrachtung seines Vortrages verliert er freylich, wenn man ihn mit einem Xenophon vergleicht. Die oft allzu große Nachläßigkeit im Ausdrucke, die unangenehme Weitläuftigkeit, die Wiederholung eben desselben Worts an einer Stelle, die Versparung des Namens bis in die Mitte der Erzählung, wenn man schon lange von je-

mand unbekannten Nachricht erhalten hat, und noch einige andre Dinge beweisen zur Gnüge, daß er von jener alten und zierlichen Art zu schreiben entfernt sey. Doch lassen wir ihm gerne Gerechtigkeit wiederfahren, und gestehen eben so freymüthig, daß wir auch genug schöne Erzählungen und Beschreibungen bey ihm gefunden, und überhaupt eine Deutlichkeit bemerkt haben, die uns sehr bald mit seiner Schreibart bekannt macht. Das Unternehmen also, den Pausanias uns im Deutschen zu liefern, kann nicht genug erhoben werden, und die Künstler, die der Originalsprache nicht mächtig sind, können es dem Hrn. Verf. nicht genug verdanken, daß er sie in Stand gesetzt, einen so wichtigen Schriftsteller näher kennen zu lernen. Und wer sollte nicht gegen den Uebersetzer billig seyn, wenn sich bey der Mannigfaltigkeit der Sachen und des Ausdrucks, ja noch Stellen fänden, in denen man nicht völlig einerley Meynung mit ihm seyn könnte? Ueberhaupt müssen wir der Uebersetzung das Lob der Sorgfalt, Richtigkeit und Deutlichkeit beylegen, und die sonderbare Bemühung, den griechischen Ausdruck und Bau der Rede nach der Natur unsrer Sprache abzuändern, ohne Schmeicheley empfehlen. Man wird aber unserm Urtheile desto eher beystimmen, je bekannter H. G. Gelehrsamkeit, und je größer seine Uebung im Uebersetzen ist. Diese Arbeit ist doppelt schwer, wenn das Original nicht allemal nach den schärfsten Regeln der zierlichen Schreibart gebildet ist. Bald muß man einen Begriff auslassen, bald ergänzen, bald einige Sätze zusammenziehen, bald erweitern. Und was

sollen

sollen wir von den Kunstwörtern, oder den in der Sprache gewissen Sachen eignen Ausdrücken sagen, die der Reichthum der griechischen Sprache, fast mehr als alle andre, gehäuft hat? H. G. hat sich viele Mühe gegeben, diese Worte auch in unsrer Sprache zu bestimmen, und in den Anmerkungen seine Leser allemal zu rechter Zeit daran erinnert.

In der Vorrede führt der U. einen Grund an, warum dieser Pausanias nicht der seyn könne, den Philostratus erwähnt, weil er B. 5. K. 13. sagt, bey uns, welches von Phrygien zu verstehen ist. Sonst giebt er ihm das Lob eines gelehrten und richtigen Schriftstellers, doch verschweigt er auch seine Leichtgläubigkeit nicht, und führet Beyspiele davon an. Den Urtheilen der Gelehrten, die vor ihm am Pausanias gearbeitet haben, folgt er nicht immer, und verspricht, in den Anmerkungen Rechenschaft von seinen Meynungen zu geben. Aus Lakemachers Alterthümern ist die Abhandlung von den Kampfspielen, doch mit einigen Zusätzen, am Ende der Uebersetzung wiederholt. Wir haben sie nicht mit jener Abhandlung verglichen, und können also davon nicht urtheilen. Die Anmerkungen des H. U. sind nicht überhäuft, sie betreffen theils die Lesart, theils die Geschichte, Alterthümer und Genealogie, theils die Uebersetzung und Bestimmung einiger Wörter, theils die Erklärung derjenigen Wörter und Namen, die man, ohne der Deutlichkeit zu schaden, schlechterdings beybehalten muß, theils Urtheile über Gedoyns französische Uebersetzung. Sie werden ungeübtern Lesern zuweilen nützlich seyn, doch enthalten sie auch

weniger bekannte Anmerkungen, aus denen wir die Bekanntschaft des Uebersetzers mit den Alten zur Gnüge ersehen. Die kritischen Anmerkungen, die nicht so häufig, als die historischen sind, wünschten wir ins besondre und für Gelehrte eingerichtet zu lesen, damit man sie bey einer künftigen Ausgabe des Pausanias besser gebrauchen könnte. Die vielfache Mühe, diesen Schriftsteller verständlich zu machen, verdient allen möglichen Dank.

Wir haben einige Wörter gesammlet, die nach den Griechischen besonders zu bestimmen waren. S. 4. erklärt er sich, τέμενος einen heiligen Platz zu übersetzen, (welches aber unmöglich allemal Statt haben kann,) ἄγαλμα, die Bildsäule, ξόανον, ein Schnitzbild, ἀνδριὰς, die Statue, (wie wird man davon die Bildsäule unterscheiden?) und verlangt, daß man ihm verstatten soll, die Wörter in der Uebersetzung so zu bestimmen. Vielleicht aber ist das Wort ἄγαλμα viel zu allgemein, als daß man es auf eine Bedeutung einschränken kann. Wenn δῆμος ein Theil von Athen ist, heißt es Städtchen oder Dorf, S. 2. ist es aber ein Bild, das die Atheniensische Republik vorstellt, so behält er Demos, S. 5. Der Name Heroen, S. 7. ist beybehalten: und wie könnte man es ohne Umschreibung übersetzen? S. 12. ist ἱερὰ θεῶν übersetzt Kapellen, doch gesteht H. G. daß ihm die Stelle dunkel sey, und muthmaßet, daß man dadurch gewisse Heiligthümer verstehen könne. Es sollten nur στοαὶ nicht durch Hallen übersetzt seyn: denn wenn man das versteht, was porticus eigentlich ist, so können

können daselbst eben sowohl Sacella, als ein Gymnasium (Kampfschule) gewesen seyn. Der Zusatz θεῶν ist so viel, als θεῶν ἄλλων, die dem Mercur entgegen gesetzt sind. S. 333. αὐτόχθονες, ursprüngliche Landeseinwohner. S. 385. λέσχη, ein Sprachplatz. S. 386. ναὸς, ein Tempelhaus. S. 303. hat uns die Venus mit der Haube (καλύπτρα) nicht gefallen: es ist vielmehr ein Flor oder Schleyer. S. 590. πένταθλος, ein Fünfkämpfer. Man könnte es durch das Wort Zweykampf einigermaßen entschuldigen: aber wer sagt deßwegen, ein Zweykämpfer? doch solche Ausdrücke lassen sich leichter bemerken, als besser machen.

Für diese trockne Sammlung von Worten müssen wir unsre Leser durch eine ganze Stelle, die wir aus B. 5. K. 11. genommen haben, schadlos halten, und zugleich H. G. Arbeit einigermaßen im Zusammenhange bekannt machen. Die Stelle enthält eine Beschreibung vom Bilde des Olympischen Jupiters. „Der Gott sitzt auf einem Throne, und „ist aus Gold und Elfenbeine gemacht: die Krone „auf seinem Haupte gleichet einem Kranze von Oel„zweigen. In der rechten Hand trägt er eine „Siegsgöttinn, ebenfalls aus Gold und Elfenbeine, „mit einem Schleyer und einer Krone: in der linken „hält er das schöne Scepter, woran alle Metalle „spielen. Auf dem Scepter sitzt ein Adler. Selbst „die Schuhe des Gottes und sein Mantel sind von „Golde, und auf dem Mantel sind Thiere und Lilien „abgebildet. Gold und Edelgesteine, Ebenholz

„und Elfenbein sind an dem Throne nicht gespart.
„Man hat auch Thiere an demselben gemacht, und
„ihn mit verschiednen Bildsäulen geziert. Vier
„tanzende Siegsgöttinnen sieht man neben einem je-
„den Beine des Throns, und noch zwo andre an dem
„Fuße eines jeden Beines. An einem jeden der bey-
„der Vorderbeine stehen thebanische Kinder, die von
„den Sphinxen geraubt sind, und Apollo und Diana,
„wie sie die Kinder der Niobe mit Pfeilen erschies-
„sen." Wir würden da, wo von dem Mantel die
Rede ist, lieber gesticket als abgebildet gesetzt,
und Jasons Kleid beym Apollon. Rhod. 1, 725 :c.
damit verglichen haben. Am Throne ist das
Gold u. s. f. nicht gespart, sollte wohl heissen,
der Thron ist aus Gold, Edelsteinen :c. zusam-
mengesetzt. Vielleicht war er von Gold, und mit
den übrigen hier genannten Kostbarkeiten ausgelegt.
Kinder, die geraubt sind, würden deutlicher heissen,
Kinder, wie sie geraubt oder entführt werden.
Sonst wird man bey der Vergleichung die Stelle gut
und richtig übersetzt finden.

Es ist unsre Schuldigkeit, um die Leser und den
Uebersetzer selbst von unsrer Aufmerksamkeit zu über-
zeugen, noch einige Stellen einzeln zu betrachten.
Wir sehen nicht, warum S. 3. νεώσοικοι gegeben
ist, Häuser, unter welche die Schiffe zur Aus-
besserung, und trocken zu liegen, gezogen wur-
den. Sollten es wohl Häuser gewesen seyn? Es
bedeutet den Ort, wo die Schiffe liegen. S. 8.
scheint uns Amazoninn für Amazone nicht richtig
zu seyn. Wo kein Wort in der männlichen Endung

sie kann man auch keine weibliche Endung daraus machen, wie Frau, Jungfer. S. 10. Fürst der Insel statt, Herr. S. 11. Hesiodus hatte keine Lust herumzuziehen, statt, zu reisen. Würde er deswegen mit Fürsten haben umgehen können, wenn er herumgezogen wäre? πλάνη ist eine lange Reise, wenn man spät an den bestimmten Ort kömmt. Das Herumziehen hat in unsrer Sprache etwas verächtliches. Eben daselbst sind πομπαὶ falsch übersetzt, feyerliche Aufzüge oder Processionen. Der Zusatz, ἐς πανήγυρι, konnte vielleicht den Hrn. Uebersetzer erinnern, daß von den θεωρίαις oder sacris legationibus die Rede sey, wovon Spanheim über den Callimachus H. auf Delus v. 279. und 314 und Valkenar über den Herodot, 6, 87. gehandelt hat. S. 334. Hyacinth mußte durch ein besonderes Schicksal sterben, steht nicht im Texte. Die Uebersetzung bindet sich zu sehr an das Wort [illegible]. Der Sinn ist blos dieser, er starb. Doch kann man diese Uebersetzung für eine Erklärung ansehen. S. 386. Du wirst eine Säule finden; ist vielleicht in unsrer Sprache weniger gewöhnlich, als, man findet (sieht) eine Säule. S. 389. ist wohl der Sinn des Pausanias nicht getroffen. Es heißt in der Uebersetzung: Ich weiß nicht, daß jemand, als die Griechen, junge Hunde opfern; nur die Kolophonier — — es scheint, als ob hierdurch gemeinet wäre, daß die Kolophonier nicht auch Griechen wären. Pausanias sagt vielmehr: Mir sind sonst keine Griechen bekannt, die junge Hunde zu opfern pflegen, als die Kolophonier;

 denn

denn sie opfern — S. 390. Cyniska ist die erste Frauensperson, die Pferde gezogen hat: In dieser Uebersetzung ist ἱπποτροφεῖν gar undeutlich ausgedrückt: wir würden lieber setzen, die Pferde zu den Spielen gehalten hat. Denn das griechische Wort ist für diesen Begriff bestimmt, und braucht in einer andern Sprache einige Erklärung. S. 391. Ein Tempel der Strafen der Minerva, muß wohl heissen, der im Strafen gerechten Minerva, ἀξιοποίνου Ἀθηνᾶς ἱερόν. Durch diese kleinen Erinnerungen haben wir den geschickten Uebersetzer gar nicht tadeln, sondern unsere Aufmerksamkeit zeigen wollen, und wie wenig unsere Lobsprüche verdächtig seyn dürfen. Es wäre thöricht, um einiger Zweifel willen, die man leicht gegen eine so schwere und weitläuftige Arbeit machen kann, dem Werthe des Ganzen, den wir gewiß schätzen, etwas zu entziehen.

Auch hier wollen wir zur Abwechselung eine Stelle aus B. 3. K. 23. einrücken, aus der man sehen kann, wie H. G. die Erzählungen übersetzt. „Delus war vordem ein allgemeiner Handelsplatz „der Griechen, und gab den Handelsleuten, wegen „der Ehrerbietigkeit gegen den Gott, alle Sicherheit. „Daher war auch kein Ort mit einer Mauer verwahrt, und die Einwohner hatten keine Waffen. „Allein Menophanes, ein General des Mithridates, „kehrte sich daran nicht, entweder aus eignem Stolze, „oder weil er von seinem Könige Befehl dazu hatte: „(denn wer auf Gewinn sieht, der bekümmert sich „bey [illegible] [illegible] am wenigsten um die Religion)

„gion:) er lief mit seinen Galeeren in den Hafen ein,
„und machte ohne Unterschied die Fremden sowohl,
„als die Delier selbst, nieder. Er schleppte viele
„Güter der Kaufleute, und alles, was in den Tempel
„geschenkt war, mit fort, machte Weiber und Kin-
„der zu Sklaven, und die Stadt Delus der Erde
„gleich. Bey der Zerstörung und Plünderung der-
„selben warf einer von den Barbaren das Schnitzbild
„des Apollo frecher Weise in das Meer, die Wellen
„aber brachten dasselbe hieher auf das Gebiete der
„Böater — Wir haben eben diese Erzählung ge-
wählt, weil die Begebenheit in der alten Geschichte
sehr merkwürdig ist. Wer die Stelle mit dem Texte
vergleicht, wird aus der Versetzung der Sätze sehen,
wie H. G. auf die deutsche Schreibart aufmerksam
gewesen sey.

Unter den Veränderungen des griechischen Textes
können wir einige bemerken, wenn sie auch nicht für
alle Leser sind. B. 1. K. 3. S. 8. nach der Kühni-
schen Ausgabe will Herr G. den Text so ändern: στοᾶς δε ὄπισθεν ᾤκοδόμηνται ἱερὸν, ἔχον γραφάς.
Sein Grund ist, weil im folgenden steht: ᾠκοδόμηνται καὶ μητρὸς θεῶν ἱερὸν, woraus wir die Noth-
wendigkeit einer Verbesserung im Vorhergehenden
nicht einsehen. Ueberhaupt halten wir den Text für
richtig. Erstlich nennt Pausanias στοὰν ἐν δεξιᾷ,
hernach πλησίον τῆς στοᾶς. Nun folgt eine andre
στοὰ, στοὰ δὲ ὄπισθεν ᾠκοδόμηνται. Das alles
kann richtig seyn, und im folgenden finden wir auch
keinen hinreichenden Grund. Wollte man H. G.
Vermuthung rechtfertigen, so müßte man den Be-
weis

weis aus den Worten auf der neunten Seite nehmen: πλησίον ἐποίησεν ἐν τῷ ναῷ Ἀπόλλωνα. Hier fragt sichs, was das für ein ναὸς sey, der im vorigen noch nicht erwähnt worden? Doch auch das scheint uns unzulänglich. Man kann die Anmerkung B. 1. K. 20. im Anfange, K. 12. gegen das Ende, K. 28. 32. und viele andre nachlesen, die uns auch von der kritischen Wissenschaft des Uebersetzers Proben geben.

Außer einer Charte von Griechenland sind noch zwölf genealogische Tabellen zu besserm Verständniß der Mythologie und Historie beygefügt, die nebst den öftern Anmerkungen von dieser Art vielen Nutzen haben können. Es ist ein wahres Vergnügen für uns, daß nunmehr auch der zweyte Theil dieser schönen Uebersetzung erschienen ist, und wir sind im Voraus überzeugt, daß wir jedem Freunde der Künste denselben eben so sehr anpreisen können, als wir es mit den ersten fünf Büchern zu thun, Ursache gefunden haben.

VII.

Essai sur l'Union de la Poesie et de la Musique. à la Haye. 1765. Versuch über die Vereinigung der Poesie und Musik.

Der wichtige Inhalt dieser kleinen Schrift, die wir im vorigen Bande blos flüchtig angezeiget haben, verbindet uns, unsre Leser noch genauer damit bekannt zu machen. Der Abt Metastasio, dieser große Kenner der dramatischen Poesie, sagt in einem Briefe an den Verf. welcher dem Februar der Gazette litteraire von diesem Jahre eingerückt ist, daß noch niemand vor ihm in diese Materie so tief eingedrungen sey. Dies sey nun ein bloßes Compliment, oder Wahrheit, so ist doch so viel gewiß, daß sie voll feiner und gründlicher Anmerkungen ist, die, ob sie gleich für die Französischen Dichter und Componisten geschrieben zu seyn scheint, doch auch denen unter uns nützlich seyn können, die die Bahn eines Quinault und Metastasio, eines Lulli und Hasse betreten wollen. Wir müssen uns mit einem simpeln Auszuge begnügen und die Anwendung und Erweiterung der darinnen vorkommenden Grundsätze einsichtsvollern Kennern dieser Kunst überlassen.

Als die Menschen die Felder verlassen hatten, um sich in große Städte zu versammeln, schenkte ihnen, wie es scheint, die gütige Vorsicht die Künste, daß sie die Stelle der Natur bey ihnen vertreten sollten, von der sie sich entfernt hatten. Unsere Belustigungen

mußten

mußten unser eignes Werk werden. Die Mahlerey rufte die Flüsse, die Berge, die Ebnen ins Innere der Palläste. Die Poesie that mehr. Sie übernahm es, die Zeiten und die Oerter, die Bewegung und die Ruhe, die Gegenstände und die Leidenschaften, die Menschen und die Sitten darzustellen. Die Musik mag nun von ihr oder sie von der Musik entsprungen, oder sie mögen zu einer Zeit entstanden seyn; soviel ist gewiß, daß wir ihrer Vereinigung die angenehmsten Empfindungen zu verdanken haben.

Die Musik ist durch einen ungerechten Vorzug, den man der Poesie gegeben, zu ihrer Sklavinn geworden. Wer sollte glauben, daß die Griechen, die einen so feinen Geschmack besaßen, sie gezwungen haben, den Schritten des poetischen Metrums auf eine knechtische Art zu folgen. Wie viele Hindernisse hat sie nicht angetroffen, so oft sie sich von ihren Ketten hat frey zu machen gesucht?

Wollte ein Flötenspieler, oder einer der die Leyer spielt, solche Lieder componiren, die bloß für diese Instrumente waren, so setzte man ihm die Autorität der Gesetze, die Staatsverfassung, ja so gar die Religion entgegen. Dennoch kam die Instrumentalmusik so weit, daß sie sich vom Gesange trennte. Nunmehro gewann sie durch ihre Freyheit neue Kräfte und bereicherte die Stimme des Menschen nachmals wieder mit den Zierrathen, die sie von den Instrumenten geborgt hatte. Die Musik kam zwey Schritte weiter und blieb darauf stille stehen: Dies zwar nicht in Ansehung der Harmonie, von der die Alten schon einige Grundregeln gefunden haben, ob sie gleich von den

stuern sehr verbessert worden; sondern in Ansehung
e Melodie, des periodischen abgemessenen Gesan-
s, der Vereinigung des Rithmus und des Accents,
elche dasjenige, was man Arie nennt, von dem un-
rscheidet, was Recitatif oder Declamation genannt
ird. Wie die Wissenschaft des Helldunkeln und
r Perspektive, der äußerste Schritt zur Vollkom-
enheit in der Mahlerey ist; also scheinet dem Ver-
sser die Entdeckung der musikalischen Phrasis das
öchste in der Tonkunst zu seyn. Man muß sich
rwundern, daß die Griechen, die so sehr in den
Schall der Worte verliebt und so große Enthusiasten
i der Beredtsamkeit waren, nicht darauf gefallen
nd, auf die Musik diejenigen strengen Gesetze anzu-
enden, die sie den bloßen Rednern vorgeschrieben
atten. Sollte man nicht in die Versuchung gera-
hen, den paradoxen Satz zu behaupten, daß je mu-
ikalischer die Sprache eines Volks gewesen sey, desto
weniger müße es in der Musik geleistet haben. In
er That, je mehr es mit jener Empfindlichkeit der
Organen, mit jenem feinen Gehör, das den Werth
iner jeden Inflexion zu bestimmen weiß, mit jener
iefen Kenntniß der Prosodie begabt gewesen ist, die
den Griechen eigen war, je geneigter es gewesen ist
die Musik der Declamation nachzusetzen, desto weni-
ger wird es das Bedürfniß eines Vergnügens ge-
fühlt haben, dessen Equivalent es schon besaß. Es
ist beynahe ausgemacht, daß die Alten den periodi-
schen Gesang, den wir Arie nennen, nicht gekannt
haben. Der Verfasser weiß wohl, daß man sich
bis itzt noch nicht über den Charakter ihrer Musik
vergli-

verglichen hat. Er findet aber kein richtiges Zeugniß, daß ihn vom Gegentheile überführe.

Was die Alten in ihren Schriften von der Musik gesagt haben, die Gestalt ihrer Chöre, ihrer Oden und Dythiramben beweiset sattsam, daß sie sich nicht den Zwang anthaten, periodische Gesänge zu verfertigen.

Gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts fiengen erst die Italiener an die Musik zu ihren theatralischen Vorstellungen geschickt zu machen. Nunmehro wurden ganze Tragödien und Schäferspiele gesungen; aber dieser Gesang war noch nichts weiter als eine bloße Declamation, als ein Recitativ, das bald mehr, bald weniger geschmückt war. Als Lulli nach Frankreich kam, brachte er den ganzen Reichthum seiner Kunst mit, und machte die Arten der Composition, deren man sich damals in Italien bediente, zur französischen Sprache bequem, aber die Musik stieg nicht hoch in Frankreich. Die Italiäner, diese eifrigen Liebhaber des Vergnügens und der Künste, brachten Tag und Nacht damit zu, daß sie ihre Finger auf der Zitter oder auf der Violine übten. Sie empfanden gar bald, daß die Präludien, die Sprünge der Hand, die auf dem Instrumente herumirrten, keine Wirkung thäten, und nichts im Kopfe zurückließen. Sie wurden gewahr, daß sie keinen Gesang finden könnten, als wenn sie sich an eine simple Idee hielten und dem Ausdruck dieser Idee Form und Proportion gäben. Durch diese Betrachtungen kamen sie bald so weit, daß sie die musikalische Periode fanden. Die Menuet, die Gique,

die

le Gavotte erhielten ihr bestimmtes Maaß; die Arien ihre Phrases, und die Phrasis des Gesanges ihre ordentlichen und proportionirten Grundregeln.

So viele Abwechselungen auch immer in einer Arie seyn mochten, mußten sie doch beständig auf einer simplen Idee ruhen, auf einem Hauptgegenstande, welcher das Thema (il motivo,) genannt ward. Dieses Thema oder Motif, wenn wir uns dieses Worts bedienen dürfen, ward gleichsam wie das Skelet einer Arie angesehen, auf welches nachher das Fleischichte und die Draperien sollten gemahlt werden: und so wie in einem Gemälde das Nackende allemal unter den Gewändern hervorscheinen muß, so muß das Thema in einer Arie allezeit unter den Abwechselungen wiedergefunden werden, womit sie ausgeziert ist. Diese Ideen, worauf die Liebhaber der Instrumentalmusik schon gefallen waren, und nach denen sich Lulli in seinen Tanzstücken gerichtet hatte, wurden bald in allen Sonaten, Symphonien und Ouvertüren, welche die Italiäner verfertigten, in ihr völliges Licht gesetzt. Als man aber zur Vocalmusik zurückkehren mußte, und nunmehro wünschte, daß die Stimme aus denen Entdeckungen welche die Instrumente gemacht hatten, Vortheile ziehen möchte; so erstaunte man, als man gewahr ward, daß die Zerstreuung der Ideen, die Ungleichheit des Sylbenmaaßes, und der Gang des gewöhnlichen Drama, sich diesem Versuche gänzlich widersetzten. Man sah die Nothwendigkeit, daß sich der Poet mit dem Componisten verstünde; man empfand, daß man erst eine poetische Periode haben müsse, um eine

musikalische zu bekommen. Man schloß, weil der Gesang oder das Thema beständig auf eine simple Idee gieng, so müßten die Worte auch eine simple Idee enthalten.

Man kam ferner darinn überein, daß, da die musikalische Periode symmetrisch wäre, daß Sylbenmaaß der Verse auch gleich und symmetrisch seyn müße: Man veränderte die Form des Singspiels und machte Worte zu derjenigen Art des Gesanges, welche die Italiäner Arie nennen. Endlich legte der berühmte Metastasio die letzte Hand an dieses Werk und vereinigte die ganze Stärke der Tragödie mit allen Reizen der lyrischen Poesie. Des Verfassers Hauptabsicht ist, wie er selbst sagt, die Poeten zu Tonkünstlern und die Componisten zu Poeten zu machen. Er wünscht daß diese letztern die Musik niemals aus den Augen verlieren und beständig den Witz der Empfindung und die Mittel dem Endzweck aufopfern möchten.

Es ist nicht zu läugnen daß die Musik das vornehmste Stück einer Oper sey. Sie muß sich nicht allein in den Tänzen und Chören womit dieses Drama geschmückt ist, hervorthun, sondern es ist überdies ihr Amt, alle Leidenschaften und Empfindungen auszudrücken, die der Poet entwickelt hat. Sie thut dieses, nach des Verfassers Meynung auf dreyerley Art:

1. Durch das gewöhnliche Recitatif oder die bloße Declamation.

2. Durch

Durch die Declamation, die von der ganzen Macht der Symphonie unterstützt wird: dieses ist das obligirte Recitatif.

Durch die Arie oder den periodischen Gesang.

Im gewöhnlichen Recitatif muß der Componist ch nicht damit beschäftigen, daß er das Ohr entcke. Er hat hier keinen beständig gleichen Rithius. Er soll sich des Accompagnements nicht bedien, welches in einem natürlichen und geschwinden espräche verhindern würde, die Worte zu hören. r kann den Acteur keine künstliche Läufer und Halingen machen lassen, ohne ihn müde zu machen und er Declamation, die alsdann schwer, lang und hleppend würde, etwas von ihrer Wahrheit zu ehmen. Nach welcher Grundregel soll er sich also ichten? Nach dieser. Er soll zu sich selbst sagen:

Die Musik ist für mich eine Sprache geworden, ie ich allezeit reden muß. Wenn ich mich in einem ande befände, wo ich mich nicht anders ausdrücken önnte als auf Latein, so würde ich nicht verbunden eyn, mich beständig der Poesie des Virgils oder er Prose des Cicero zu bedienen. Eben so muß ich, venn ich meine Scene componire, die Musik nicht ls etwas Außerordentliches, sondern wie eine Sprahe ansehen, die ich zu reden genöthiget bin.

Im Gespräche will ich nicht suchen, ihr eien starken Numerus zu geben; sondern sie deutich und Nachdruckvoll zu machen. Meine Erzähung soll also keine Cadenzen und andere Künsteleyen ören lassen; sondern eine bloße Melopee seyn, wo die Accente und Inflexionen der Declamation ge-

 nau

denn sie opfern — S. 390. Cyniska ist die erste Frauensperson, die Pferde gezogen hat: In dieser Uebersetzung ist ἱπποτροφεῖν gar undeutlich ausgedrückt: wir würden lieber setzen, die Pferde zu den Spielen gehalten hat. Denn das griechische Wort ist für diesen Begriff bestimmt, und braucht in einer andern Sprache einige Erklärung. S. 391. Ein Tempel der Strafen der Minerva, muß wohl heissen, der im Strafen gerechten Minerva, ἀξιοποίνου Ἀθηνᾶς ἱερόν. Durch diese kleinen Erinnerungen haben wir den geschickten Uebersetzer gar nicht tadeln, sondern unsere Aufmerksamkeit zeigen wollen, und wie wenig unsere Lobsprüche verdächtig seyn dürfen. Es wäre thöricht, um einiger Zweifel willen, die man leicht gegen eine so schwere und weitläuftige Arbeit machen kann, dem Werthe des Ganzen, den wir gewiß schätzen, etwas zu entziehen.

Auch hier wollen wir zur Abwechselung eine Stelle aus B. 3. K. 23. einrücken, aus der man sehen kann, wie H. G. die Erzählungen übersetzt. „Delos war vordem ein allgemeiner Handelsplatz „der Griechen, und gab den Handelsleuten, wegen „der Ehrerbietigkeit gegen den Gott, alle Sicherheit. „Daher war auch kein Ort mit einer Mauer verwahrt, und die Einwohner hatten keine Waffen. „Allein Menophanes, ein General des Mithridates, „kehrte sich daran nicht, entweder aus eignem Stolze, „oder weil er von seinem Könige Befehl dazu hatte: „(denn wer auf Gewinn sieht, der bekümmert sich „bey seinen Kriegsthaten am wenigsten um die Religion)

gion:) er lief mit seinen Galeeren in den Hafen ein, und machte ohne Unterschied die Fremden sowohl, als die Delier selbst, nieder. Er schleppte viele Güter der Kaufleute, und alles, was in den Tempel geschenkt war, mit fort, machte Weiber und Kinder zu Sklaven, und die Stadt Delus der Erde gleich. Bey der Zerstörung und Plünderung derselben warf einer von den Barbaren das Schnitzbild des Apollo frecher Weise in das Meer, die Wellen aber brachten dasselbe hieher auf das Gebiete der Böater — Wir haben eben diese Erzählung gezählt, weil die Begebenheit in der alten Geschichte sehr merkwürdig ist. Wer die Stelle mit dem Texte vergleicht, wird aus der Versetzung der Sätze sehen, wie H. G. auf die deutsche Schreibart aufmerksam gewesen sey.

Unter den Veränderungen des griechischen Textes können wir einige bemerken, wenn sie auch nicht für alle Leser sind. B. 1. K. 3. S. 8. nach der Kühnischen Ausgabe will Herr G. den Text so ändern: στοᾶς δὲ ὄπισθεν ᾠκοδόμηται ἱερὸν, ἔχον γραφάς. Sein Grund ist, weil im folgenden steht: ᾠκοδόμηται καὶ μητρὸς θεῶν ἱερὸν, woraus wir die Nothwendigkeit einer Verbesserung im Vorhergehenden nicht einsehen. Ueberhaupt halten wir den Text für richtig. Erstlich nennt Pausanias στοὰν ἐν δεξιᾷ, hernach πλησίον τῆς στοᾶς. Nun folgt eine andre στοὰ, στοὰ δὲ ὄπισθεν ᾠκοδόμηται. Das alles kann richtig seyn, und im folgenden finden wir auch keinen hinreichenden Grund. Wollte man H. G. Vermuthung rechtfertigen, so müßte man den Be-

weis aus den Worten auf der neunten Seite nehmen: πλήσιον ἐποίησεν ἐν τῷ ναῷ Ἀπόλλωνα. Hier fragt sichs, was das für ein ναὸς sey, der im vorigen noch nicht erwähnt worden? Doch auch das scheint uns unzulänglich. Man kann die Anmerkung B. 1. K. 20. im Anfange, K. 12. gegen das Ende, K. 28. 32. und viele andre nachlesen, die uns auch von der kritischen Wissenschaft des Uebersetzers Proben geben.

Außer einer Charte von Griechenland sind noch zwölf genealogische Tabellen zu besserm Verständnisse der Mythologie und Historie beygefügt, die nebst den öftern Anmerkungen von dieser Art vielen Nutzen haben können. Es ist ein wahres Vergnügen für uns, daß nunmehr auch der zweyte Theil dieser schönen Uebersetzung erschienen ist, und wir sind im Voraus überzeugt, daß wir jedem Freunde der Künste denselben eben so sehr anpreisen können, als wir es mit den ersten fünf Büchern zu thun, Ursache gefunden haben.

VII.

VII.

Essai sur l'Union de la Poesie et de la Musique, à la Haye. 1765. Versuch über die Vereinigung der Poesie und Musik.

Der wichtige Inhalt dieser kleinen Schrift, die wir im vorigen Bande blos flüchtig angezeiget haben, verbindet uns, unsre Leser noch genauer damit bekannt zu machen. Der Abt Metastasio, dieser große Kenner der dramatischen Poesie, sagt in einem Briefe an den Verf. welcher dem Februar der Gazette litteraire von diesem Jahre eingerückt ist, daß noch niemand vor ihm in diese Materie so tief eingedrungen sey. Dies sey nun ein bloßes Compliment, oder Wahrheit, so ist doch so viel gewiß, daß sie voll feiner und gründlicher Anmerkungen ist, die, ob sie gleich für die französischen Dichter und Componisten geschrieben zu seyn scheint, doch auch denen unter uns nützlich seyn können, die die Bahn eines Quinault und Metastasio, eines Lulli und Hasse betreten wollen. Wir müssen uns mit einem simpeln Auszuge begnügen und die Anwendung und Erweiterung der darinnen vorkommenden Grundsätze einsichtsvollern Kennern dieser Kunst überlassen.

Als die Menschen die Felder verlassen hatten, um sich in große Städte zu versammeln, schenkte ihnen, wie es scheint, die gütige Vorsicht die Künste, daß sie die Stelle der Natur bey ihnen vertreten sollten, von der sie sich entfernt hatten. Unsere Belustigungen

mußten

müssten unser eignes Werk werden. Die Mahlerey rufte die Flüsse, die Berge, die Ebnen ins Innere der Palläste. Die Poesie that mehr. Sie übernahm es, die Zeiten und die Oerter, die Bewegung und die Ruhe, die Gegenstände und die Leidenschaften, die Menschen und die Sitten darzustellen. Die Musik mag nun von ihr oder sie von der Musik entsprungen, oder sie mögen zu einer Zeit entstanden seyn; soviel ist gewiß, daß wir ihrer Vereinigung die angenehmsten Empfindungen zu verdanken haben.

Die Musik ist durch einen ungerechten Vorzug, den man der Poesie gegeben, zu ihrer Sklavinn geworden. Wer sollte glauben, daß die Griechen, die einen so feinen Geschmack besaßen, sie gezwungen haben, den Schritten des poetischen Metrums auf eine knechtische Art zu folgen. Wie viele Hindernisse hat sie nicht angetroffen, so oft sie sich von ihren Ketten hat frey zu machen gesucht?

Wollte ein Flötenspieler, oder einer der die Leyer spielt, solche Lieder componiren, die bloß für diese Instrumente waren, so setzte man ihm die Autorität der Gesetze, die Staatsverfassung, ja so gar die Religion entgegen. Dennoch kam die Instrumentalmusik so weit, daß sie sich vom Gesange trennte. Nunmehro gewann sie durch ihre Freyheit neue Kräfte und bereicherte die Stimme des Menschen nachmals wieder mit den Zierrathen, die sie von den Instrumenten geborgt hatte. Die Musik kam zwey Schritte weiter und blieb darauf stille stehen: Dies zwar nicht in Ansehung der Harmonie, von der die Alten schon einige Grundregeln gefunden haben, ob sie gleich von den

Neuern

ſtuern ſehr verbeſſert worden; ſondern in Anſehung
r Melodie, des periodiſchen abgemeſſenen Geſan-
s, der Vereinigung des Rithmus und des Accents,
lche dasjenige, was man Arie nennt, von dem un-
ſcheidet, was Recitatif oder Declamation genannt
rd. Wie die Wiſſenſchaft des Helldunkeln und
r Perſpektive, der äußerſte Schritt zur Vollkom-
enheit in der Mahlerey iſt; alſo ſcheinet dem Ver-
ſſer die Entdeckung der muſikaliſchen Phraſis das
öchſte in der Tonkunſt zu ſeyn. Man muß ſich
rwundern, daß die Griechen, die ſo ſehr in den
Schall der Worte verliebt und ſo große Enthuſiaſten
i der Beredtſamkeit waren, nicht darauf gefallen
nd, auf die Muſik diejenigen ſtrengen Geſetze anzu-
enden, die ſie den bloßen Rednern vorgeſchrieben
atten. Sollte man nicht in die Verſuchung gera-
hen, den paradoxen Satz zu behaupten, daß je mu-
ikaliſcher die Sprache eines Volks geweſen ſey, deſto
eniger müße es in der Muſik geleiſtet haben. In
er That, je mehr es mit jener Empfindlichkeit der
Organen, mit jenem feinen Gehör, das den Werth
iner jeden Inflexion zu beſtimmen weiß, mit jener
iefen Kenntniß der Proſodie begabt geweſen iſt, die
en Griechen eigen war, je geneigter es geweſen iſt
ie Muſik der Declamation nachzuſetzen, deſto weni-
er wird es das Bedürfniß eines Vergnügens ge-
ühlt haben, deſſen Equivalent es ſchon beſaß. Es
ſt beynahe ausgemacht, daß die Alten den periodi-
chen Geſang, den wir Arie nennen, nicht gekannt
aben. Der Verfaſſer weiß wohl, daß man ſich
is itzt noch nicht über den Charakter ihrer Muſik
vergli-

verglichen hat. Er findet aber kein wichtiges Zeugniß, daß ihn vom Gegentheile überführe.

Was die Alten in ihren Schriften von der Musik gesagt haben, die Gestalt ihrer Chöre, ihrer Oden und Dythiramben beweiset sattsam, daß sie sich nicht den Zwang anthaten, periodische Gesänge zu verfertigen.

Gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts fiengen erst die Italiener an die Musik zu ihren theatralischen Vorstellungen geschickt zu machen. Nunmehro wurden ganze Tragödien und Schäferspiele gesungen; aber dieser Gesang war noch nichts weiter als eine bloße Declamation, als ein Recitativ, das bald mehr, bald weniger geschmückt war. Als Lulli nach Frankreich kam, brachte er den ganzen Reichthum seiner Kunst mit, und machte die Arten der Composition, deren man sich damals in Italien bediente, zur französischen Sprache bequem, aber die Musik stieg nicht hoch in Frankreich. Die Italiener, diese eifrigen Liebhaber des Vergnügens und der Künste, brachten Tag und Nacht damit zu, daß sie ihre Finger auf der Zitter oder auf der Violine übten. Sie empfanden gar bald, daß die Präludien, die Sprünge der Hand, die auf dem Instrumente herumirrten, keine Wirkung thäten, und nichts im Kopfe zurückließen. Sie wurden gewahr, daß sie keinen Gesang finden könnten, als wenn sie sich an eine simple Idee hielten und dem Ausdruck dieser Idee Form und Proportion gäben. Durch diese Betrachtungen kamen sie bald so weit, daß sie die musikalische Periode fanden. Die Menuet, die Gique, die

ie Gavotte erhielten ihr bestimmtes Maaß; die
Arien ihre Phrases, und die Phrasis des Gesanges ih-
re ordentlichen und proportionirten Grundregeln.

So viele Abwechselungen auch immer in einer
Arie seyn mochten, mußten sie doch beständig auf ei-
ner simplen Idee ruhen, auf einem Hauptgegenstande,
welcher das Thema (il motivo,) genannt ward.
Dieses Thema oder Motif, wenn wir uns dieses
Worts bedienen dürfen, ward gleichsam wie das
Skelet einer Arie angesehen, auf welches nachher das
Fleischichte und die Draperien sollten gemahlt wer-
den: und so wie in einem Gemälde das Nackende al-
lemal unter den Gewändern hervorscheinen muß, so
muß das Thema in einer Arie allezeit unter den Ab-
wechselungen wiedergefunden werden, womit sie aus-
geziert ist. Diese Ideen, worauf die Liebhaber der
Instrumentalmusik schon gefallen waren, und nach
denen sich Lulli in seinen Tanzstücken gerichtet hatte,
wurden bald in allen Sonaten, Symphonien und
Ouvertüren, welche die Italiäner verfertigten, in ihr
völliges Licht gesetzt. Als man aber zur Vocalmu-
sik zurückkehren mußte, und nunmehro wünschte, daß
die Stimme aus denen Entdeckungen welche die In-
strumente gemacht hatten, Vortheile ziehen möchte;
so erstaunte man, als man gewahr ward, daß die
Zerstreuung der Ideen, die Ungleichheit des Sylben-
maaßes, und der Gang des gewöhnlichen Drama,
sich diesem Versuche gänzlich widersetzten. Man
sah die Nothwendigkeit, daß sich der Poet mit dem
Componisten verstünde; man empfand, daß man
erst eine poetische Periode haben müsse, um eine

musikalische zu bekommen. Man schloß, weil der Gesang oder das Thema beständig auf eine simple Idee gieng, so müßten die Worte auch eine simple Idee enthalten.

Man kam ferner darinn überein, daß, da die musikalische Periode symmetrisch wäre, das Sylbenmaaß der Verse auch gleich und symmetrisch seyn müße: Man veränderte die Form des Singspiels und machte Worte zu derjenigen Art des Gesanges, welche die Italiäner Arie nennen. Endlich legte der berühmte Metastasio die letzte Hand an dieses Werk und vereinigte die ganze Stärke der Tragödie mit allen Reizen der lyrischen Poesie. Des Verfassers Hauptabsicht ist, wie er selbst sagt, die Poeten zu Tonkünstlern und die Componisten zu Poeten zu machen. Er wünscht daß diese letztern die Musik niemals aus den Augen verlieren und beständig den Witz der Empfindung und die Mittel dem Endzweck aufopfern möchten.

Es ist nicht zu läugnen daß die Musik das vornehmste Stück einer Oper sey. Sie muß sich nicht allein in den Tänzen und Chören womit dieses Drama geschmückt ist, hervorthun, sondern es ist überdies ihr Amt, alle Leidenschaften und Empfindungen auszudrücken, die der Poet entwickelt hat. Sie thut dieses, nach des Verfassers Meynung auf dreyerley Art:

1. Durch das gewöhnliche Recitatif oder die bloße Declamation.

2. Durch

; Durch die Declamation, die von der ganzen Macht der Symphonie unterstützt wird: dieses ist das obligirte Recitatif.

; Durch die Arie oder den periodischen Gesang.

Im gewöhnlichen Recitatif muß der Componist ch nicht damit beschäftigen, daß er das Ohr entzücke. Er hat hier keinen beständig gleichen Rithmus. Er soll sich des Accompagnements nicht bedienen, welches in einem natürlichen und geschwinden Gespräche verhindern würde, die Worte zu hören. Er kann den Acteur keine künstliche Läufer und Haltungen machen lassen, ohne ihn müde zu machen und der Declamation, die alsdann schwer, lang und schleppend würde, etwas von ihrer Wahrheit zu nehmen. Nach welcher Grundregel soll er sich also richten? Nach dieser. Er soll zu sich selbst sagen:

Die Musik ist für mich eine Sprache geworden, die ich allezeit reden muß. Wenn ich mich in einem Lande befände, wo ich mich nicht anders ausdrücken könnte als auf Latein, so würde ich nicht verbunden seyn, mich beständig der Poesie des Virgils oder der Prose des Cicero zu bedienen. Eben so muß ich, wenn ich meine Scene componire, die Musik nicht als etwas Außerordentliches, sondern wie eine Sprache ansehen, die ich zu reden genöthiget bin.

Im Gespräche will ich nicht suchen, ihr einen starken Numerus zu geben; sondern sie deutlich und Nachdruckvoll zu machen. Meine Erzählung soll also keine Cadenzen und andere Künsteleyen hören lassen; sondern eine bloße Melopee seyn, wo die Accente und Inflexionen der Declamation genau

U 2

man beobachtet werden. So lange nur davon die Rede ist, Ideen auszudrücken, die einander in einer ordentlichen Reihe folgen, will ich vergessen, daß ich Componist bin und bloß Uebersetzer seyn. Wenn ich aber eine Empfindung, eine Leidenschaft mahlen soll, alsdann nehme ich alle meine Rechte wieder, und verfahre also: Wenn die Empfindung, die ich ausdrücken soll, unbestimmt ist, wenn die Reue der Wut folgt, das Mitleid in die Stelle des Hasses tritt, und die Furcht und die Hoffnung einander wechselsweise bekämpfen und besiegen, so will ich alle Nüancen, jeden Uebergang dieser einander entgegengesetzten Leidenschaften schildern. Das ist mein Gebiete. Wenn Armide im Begriff ist den Rinaldo zu tödten und mit einmal einhält, wenn der Dolch ihrer zitternden Hand entfällt; so ist die Empfindung, die dieses verursacht, ohne Zweifel sehr weit von der entfernt, die sie zur Rache antrieb; der Poet hat sie wohl sagen lassen können:

Stoß zu Armide!
Was hält dich noch zurück?

Aber ich allein kann entwickeln und deutlich machen, was die Ursachen ihrer Verzögerung sind. Von wie vielen einander entgegen gesetzten Empfindungen wird sie bewegt? Kann man glauben, daß die Empfindung die sie antreibet, zu sagen: laß uns den Streich vollziehn! die unmittelbare Folge dieser Betrachtung sey? Mein Zorn verlischt, wenn ich ihm näher trete. Mich deucht ich höre sie zu sich selber sagen: Welch eine Schwachheit! wie? Die Schönheit dieses Helden sollte über meine Rache triumphiren? Ist dieses

dasje-

asjenige was ich mir versprochen habe? was ich einem Ruhm schuldig bin? Ersticke dieses gefähr-he Mitleid, Armide! stoß zu, u. s. w.

Alle diese Ideen, die man sich nothwendiger eise hinzudenken muß, würde ich durch das Orche-r ausdrücken lassen. Hier würde ich zeigen, was ine Kunst vermag, und die ganze Wissenschaft der ntraste und Modulationen anwenden. Wenn er der Ausdruck der Empfindung einfach ist, wenn sich auf einen einzigen Gedanken einschränkt, auf ie einzige Ausrufung, dann will ich eine musikali-e Periode erfinnen, ein Thema suchen und eine ie machen. Wenn Artaxerxes aus Pflicht seinen eund Arbaces, den Bruder seiner Geliebten zum de verdammen soll; wenn er untersucht und er-igt, was er der Liebe und der Gerechtigkeit schul-g ist; sollen die Unentschlüßigkeiten, die streiten-n Gedanken durch ein accompagnirtes Recitativ sgedrückt werden: wenn man aber in ihn dringt, ß er seinem Freunde das Todesurtheil sprechen soll d er blos ausruft:

Deh respirar lasciatemi
Qualche momento in pace!
Capace di risolvere,
La mi ragion non è.

lsdann soll dieser einfache Gedanke in eine musika-che Periode eingeschlossen werden, und ich will eine thetische Arie machen. — Der Verfasser zeigt fer-r, daß die französischen Componisten weder die usikalische Periode, die das Wesentliche der Arie

 ist,

ist, noch die große Hülfe des Accompagnements gekannt haben. Er tadelt die lyrischen Dichter seiner Nation. Man kann nicht glauben, sagt er, wie sehr überhaupt Witz und Subtilität der Musik schaden. Quinault, der große Quinault, dem man nur erst seit kurzer Zeit Gerechtigkeit wiederfahren läßt, ist nicht beständig frey von dem oben erwähnten Fehler. — Der Verfasser lobt die Art der Italiäner in ihren Opern, wo der Dichter durch eine Unterredung, oder durch ein Monologue in Recitatif, die Zuhörer zu dem erhabnen simplen Gedanken vorbereitet, den die Arie die am Schlusse der Scene kömmt, enthält. Er führt unter andern Beyspielen den Demophoon an. Dieser glaubt in der Dircea, mit der er sich vermählt hat, seine Schwester entdeckt zu haben. Er ist in einer finstern Verzweiflung vertieft. Seine Gemahlinn, die die Ursache davon nicht weiß, sucht ihn zu trösten. Er stößt sie mit Entsetzen zurück. Sein Vater redet mit ihm; er hört ihn nicht an. Endlich bringt man seinen Sohn: er sieht ihn als die unglückliche Frucht einer Blutschande an. Unterdessen besänftigen die Schmeicheleyen, die Annehmlichkeiten dieses Kindes in etwas seine Schmerzen. Thränen fließen ihm von den Wangen herab, und er ruft:

Misero pargoletto,
Il tuo destin non sai!
Ah non li dite mai,
Qual era il Genitor!

Der

Der Verfasser wundert sich, daß, da die Franzo-
en mit so vieler Hitze den Geschmack der italiäni-
chen Musik angenommen haben, es keinem einge-
allen sey, zu untersuchen, wie die italiänische Mu-
ik verfährt, und worinn sie sich eigentlich von der
ranzösischen unterscheide. Er tadelt, daß man ei-
ien französischen Text auf eine italiänische Melodie
nache, weil beynahe immer mehr französische Worte
uf eine Arie gehen, als der italiänische Dichter ge-
raucht hat., und das Thema oder Motif der Arie,
as nur zu einer Hauptabsicht erfunden worden,
nit alle dem Geschwätze nicht übereinstimmet.

Er widerlegt einen ungerechten Vorwurf, den
nan gemeiniglich der italiänischen Musik macht;
emlich: daß sie zu oft dieselbigen Worte wieder-
ole. Das Vergnügen der Musik besteht so sehr in
er Anmuth, die das Ohr empfindet, wenn es die
hnlichen Verhältnisse und das Ganze der musikali-
chen Phrase faßt, daß der Componist, der keine
ndere Regel, als seine Einbildungskraft hat, nie-
nals ermangelt, seinem Motif ein sehr eingeschränk-
es Maaß zu geben, und beständig Sorge trägt, es
ns 4 mal hören zu lassen. Es ist kein bloßer Ei-
ensinn der Mode, daß man die erste und zwote
Klause eines Andante oder Allegro zweymal spielt.
Beym ersten male macht das Ohr Bekanntschaft mit
em Theile, der gespielt wird, und bey der Wieder-
olung kennt es ihn ganz und genießt ihn.

Wenn es ausgemacht ist, daß das große Ver-
nügen in der Musik darinn bestehe, ein schönes
Thema zu hören, alle seine Verhältnisse zu fassen,

es in allen seinen Schattirungen zu verfolgen, wie kann man es schlecht finden, daß in der Singemusik eben diese Mittel gebraucht werden?

Die Italiäner entfernen sich von der Regel des Verfassers in gewissen schweren Arien, welche sie Arie di bravura nennen. Ferner giebt es noch eine Art von Arien, welche die Einheit und Simplicität des Thema nicht beybehalten. Es sind die, in denen Empfindungen vorkommen, die einander entgegengesetzt sind.

Se cerca, se dice,
L'amico dov'è.
L'amico infelice
Respondi mori:
Ah! no, si gran duolo
Non darle per mè.
Respondi, ma solo,
Piangendo parti.

Der vortrefliche Pergolese, der diese Arie componirt hat, empfand, daß er die Ausrufung: Ah no! gran duolo non darle per me nicht in sein Thema bringen konnte. Er hat also diese zwey Verse zu Recitatif gemacht, und kehrt nachmals zu seinem Hauptgegenstande zurück. In solchen Arien besteht die große Kunst des Componisten darinn, daß er sich ein Motif zum Gegenstande wählet und es durch geschickte Abweichungen in Transitionen unterbricht, wodurch wir Anlaß zu einem neuen Vergnügen

en finden, wenn wir nachmals zum Hauptgegen-
ande zurückgeführt werden.

Der Verfasser kömmt nunmehro auf den Theil
iner Abhandlung, der die Poeten angeht.

Er tadelt die Dichter seiner Nation, daß sie so
nordentlich in Beobachtung der Symmetrie und
es Sylbenmaßes ihrer Verse sind. Sie sollten
em Componisten durch ihre Verse zu Hülfe kommen
nd ihm dadurch sein Thema gleichsam eingeben;
att dessen aber verlieren sie sich freywillig in lange
Reihen ungleicher Zeilen, ohne an die Musik zu ge-
enken, die sich damit verbinden soll.

Es ist ganz anders bey italiänischen Poeten be-
haffen. Man sollte glauben, daß sie selbst alle
Notisen zu ihren Arien erfunden, und daß die
Componisten weiter nichts gethan, als die Accom-
agnements dazu verfertiget hätten.

Wenn ihre Personen sich in einem ruhigen Zu-
ande befinden, geben sie ihnen Arien die zwey Mo-
ifen haben. Z. E. im Artaxerxes, wo Arbaces in
em Augenblicke, da er allein ist und Zeit hat, sich
nit sich selbst von seinem Unglück zu unterreden;
ngt:

Vò solcando un mar crudele,
Senza vele e senza sarte;
Freme l'onda, il Ciel s'imbruna,
Cresce il vento, e manca l'arte;
E il voler della Fortuna
Son costretto a seguitar.

Infelice in questo stato
Son da tutti abbandonato;
Meco sola è l'innocenza,
Che mi porta a naufragar.

Zum Exempel einer Arie, wo die Lebhaftigkeit der Handlung und die Hitze der Empfindung dem Componisten nur einen engen Raum lassen, und ihn zwingen sich auf ein einziges Thema einzuschränken, führt er folgende Verse an:

Va pur perfido, ingrato,
Va, temi il mio furore,
Ch'io sempre l'odierò.
(Ma sento che il cor mio
Non dice, oh Dio così!)
Rammenta ch'ai ingannato
Il mio costante amore
Che pace più non ò.
(Pentito a questo seno
Tornassi almeno un dì.)

Mit welcher Sorgfalt, mit welcher Genauigkeit sind die beyden Perioden einander ähnlich gemacht! In den Duetten ist dieses besonders beobachtet. Der Dichter weiß, daß beyde Partheyen auf ein und eben dasselbe Thema singen müssen, und einer dem andern nachahmen soll. Er macht also den Dialog immer symmetrisch; so daß wenn er demjenigen, der zuerst redet einen weiblichen und einen männlichen Vers von 8 Sylben sagen läßt, er allemal dem andern zween gleiche Verse in den Mund legt. Unterbricht

terbricht man den Dialog mit einem weiblichen Verse, so wird mit einem weiblichen geantwortet. Wird durch einen halben Vers geantwortet, so folget wieder ein halber. Man sehe das Duo in der Olimpiade an, wo Megacles, der entschlossen ist, seinem Freunde und Wohlthäter Lycidas, die Liebe aufzuopfern, die er für Aristeen empfindet, diese Prinzeßinn verläßt, ohne die Ursache entdecken zu wollen, warum er es thut.

Meg. Ne' giorni tuoi felici
Ricordati di me.
Aris. Perchè così mi dici,
Anima mia, perchè?
Meg. Taci, bell idol mio.
Parla, mio dolce amor.
Meg. Ah! Che parlando } oh Dio!
Aris. Ah! Che tacendo }
a 2. Tu mi trafiggi il cor.
Aris. Veggio languir chi adoro,
Ne intendo il suo languir.
Meg. (Di gelosia mi moro
E non lo posso dir:)
a 2. { Chi mai provò di questo
Affanno più funesto
Più barbaro dolor!

Dieses ist die Gestalt aller italiänischen Duette. Die Musik hat sie selbst vorgeschrieben. Der Verfasser nimmt daraus einen neuen Grund dasjenige zu bekräfti-

kräftigen, was er von der Einheit des Thema und von der musikalischen Periode gesagt hat.

So sehr sich auch Metastasio als lyrischer und dramatischer Dichter hervorgethan, so hat dennoch die tiefe Kenntniß, die er vom musikalischen Rithmus besitzt, vielleicht am meisten dazu beygetragen, daß man seine Stücke den Stücken des Apostolo Zeno vorziehe, welche wegen der Einrichtung, des Styls und des Dialogs und andrer dramatischer Schönheiten bewundert werden, in denen aber nichts lyrisches anzutreffen ist.

Unter hundert Arien die in einem Concerte gesungen werden, wird man kaum 2 finden, wo der Text nicht von Metastasio ist, und vielleicht nicht eine von Apostolo Zeno, obgleich dieser Schriftsteller mehr als 20 Opern verfertigt hat: die Ursache davon ist leicht für diejenigen zu finden, welche wissen, daß er in denen Versen, die er zu Arien bestimmt hatte, die Simplicität in den Gedanken und die Einheit des Silbenmaaßes vernachläßigt hat. Z. E.

A chi mancia amor di Re,
Mancio tosto ogni altro Amor.
Pianta eccelsa intorno spande
  Ombra grande
E fa invito al passager;
  Ma se perde
  Il suo bel verde
  Sta negletta
  E vi ricetta
Solo il farlo roditor.

Es

Es ist nicht schwer die Fehler gewahr zu werden, wovon diese Verse voll sind. Die Arie fängt mit 2 versi tronchi (männlichen Versen) an. Dieses hemmt den Lauf der musikalischen Phrasis, indem es den Componisten zwingt, gleich nach der ersten Zeile stille zu stehen, und das erste Glied seiner Periode auf diese erste Zeile einschränkt.

Ein anderes Exempel aus eben diesem Dichter.

Non tanto insuperbire, cresce in gran fiume
Anche quel ruscelletto
E quel torrente altier si rompe in sassi.

Wer sieht nicht, daß dieses von tanto insuperbire bey dem übrigen Theile der Arie ganz und gar an der unrechten Stelle steht. Der Componist muß Recitatif daraus machen, und fängt sein Thema oder seine Periode erst bey dem halben Verse an:

cresce etc.

aber alsdann findet er kein richtiges Sylbenmaaß. Der größte Fehler des Apostolo Zeno ist, daß er selten bey einem und demselben Sylbenmaaße in seinen Arien bleibt. Wenn man sich dessen erinnert, was oben über die musikalische Periode und über die Proportion der Glieder dieser Periode gesagt ist, so wird man empfinden, daß wenn der Poet keine Ordnung, keine Symmetrie in seine Verse gelegt hat, der Componist sich unmöglich an ein Thema oder Motif fest halten könne, ohne die Worte auf die Tortur zu bringen. Die natürlichste Ordnung, diejenige die am meisten lyrisch ist, ist die Beybehaltung eines und desselben Sylbenmaaßes. Z. E.

La

La beauté la plus severe
Prend pitié d'un long tourment
Et l'amant qui persevere
Devient un heureux amant.
Tout est doux et rien ne coute
Pour un coeur qu'on veut toucher
L'onde se fait une route
En s'efforçant d'en chercher.
L'eau qui tombe goute à goute
Perce le plus dur rocher.

Wenn das Sylbenmaaß nicht gleich ist, so muß es wenigstens symmetrisch seyn, wie,

Dieu des ames
Quand tes flames
En secret régnent sur nous,
Quel martire
Pour détruire
Un enchantement si doux.

Wer sollte wohl glauben, daß man die Dichter erinnern müsse, sich in den wirklich lyrischen Gedichten eben der Kunst zu bedienen, wovon sie in denjenigen lyrischen Gedichten Gebrauch machen, die nicht dazu bestimmt sind, gesungen zu werden? Woher kömmt es, daß die Strophen einer Ode von einem gleichen und symmetrischen Maaße sind? Weil eine Ode ihrem Ursprunge nach ein Gesang ist, und man nur durch Hülfe dieser Mittel einige Spuren des Rithmus und der Harmonie finden kann. Es ist sonderbar daß man sich dieser

Regel

Regel in den kleinsten Liedern unterwirft und sie in grossen Arien vernachläßiget. Daher kömmt es ohne Zweifel, daß die Fremden selten oder niemals die Arien aus den französischen Opern singen, ob sie gleich die Liederchen dieser Nation lieben.

Der Verfasser führet zum Beyspiel eines angenehmen Rithmus, der sich so leicht empfinden läßt, daß er allein fähig ist dem Componisten ein Thema an die Hand zu geben, folgende Arie des Metastasio an:

L'onda, che mormora
Tra sponda e sponda,
L'aura, che tremola
Tra fronda e fronda,
E meno instabile
Del vostro cor.
Pur l'alme semplici
De' folli amanti
Sol per voi spargono
Sospiri, e pianti,
E da voi sperano
Fede in Amor.

Wer hat ein feines Gehör und empfindet nicht den entzückenden Fall, den die symmetrische Abwechselung dieser Jamben und Dactylen hervorbringt! Herr Roßeau hat sehr Recht, wenn er die jungen Componisten aufmuntert nach Italien zu gehen. Laß sie den Metastasio lesen, sich mit seiner Sprache wohl bekannt machen, die Musik Hassens und Pergo-

Pergolesens fleißig hören, alsdann mögen sie diese Schrift ins Feuer werfen. Sie werden ihrer nicht nöthig haben. Man sehe welch ein Numerus, welch eine Proportion in diesen rührenden Worten liegt:

Se tutti i mal mali miei
Io ti potesri dir,
Divider ti farei
Per tenerezza il cor.
In questo amaro passo
Si giusto è il mio martir,
Che se tu fossi un sasso
Ne piangeresti ancor.

Von allen neuern Componisten unter den Franzosen scheinet dem Verfasser Hr. Duni derjenige zu seyn, der die Regeln die der Verfasser festgesetzt, noch am besten gekannt und dieser Kenntniß zu Folge am meisten von den Poeten gefodert hat. Die französischen Dichter beklagen sich, daß es keine Componisten, und die Componisten, daß es keine Dichter mehr gebe. Man hat auf der einen Seite die Oper der Wahrscheinlichkeit näher bringen, und ihr ihre Götter und Maschinen nehmen wollen, um an die Stelle derselben diejenigen Personen zu setzen, deren sich das Trauerspiel bedienet. Auf der andern Seite macht man sich das Wunderbare zum unverbrüchlichen Gesetze, und will eine Laterna magica aus der Oper machen. — Der Verfasser glaubt es würde genug für die französische Oper seyn, wenn sie den Vorzug behielte, den sie über die italiänische durch die Ballets hat, die so sehr mit dem Innhalte

des

des Stücks verbunden sind, daß sie anstatt ein blosser Zierrath zu seyn, zur Entwickelung beytragen.

Die Materie des Stücks sey fabelhaft oder historisch, daran liegt nichts; aber daß alle interessante Situationen, alle pathetische Ausdrücke, alle schrecklich und angenehme Bilder, von dem Dichter als das eigentliche Gebiete der Musik angesehen werden, daran liegt unendlich viel. Der Verfasser bittet die Dichter das pathetische Duo ja nicht zu vernachläßigen. Er sagt, es ist das fruchtbarste in der Oper, weil es das stumme Spiel und die Musik verbindet. Wir geben ihm hierinn völlig recht. Das Duo ist das Meisterstück der mit der Poesie und Schauspielkunst vereinten Musik. Es ist das, was die Menuet in der Tanzkunst ist. Aber wie schwer ist es nicht ein gutes Duo zu verfertigen? Seine Personen erst entgegengesetzte Dinge sagen zu lassen, und alsdann einen Punkt zu finden, worinn sie zusammen treffen. Hierzu gehört ein bischen mehr als mich und dich oder dein und mein auf einander zu reimen. Wenn der Dichter 3 oder 4 Personen in eine unglückliche Situation versetzt, so wird er allemal eine der größten Wirkungen hervorbringen, die auf der Bühne hervorgebracht werden können, und alsdann noch Thränen vergießen lassen, wenn einige Liebhaber der Kunst sich um ein Clavier versammeln, sein Werk zu executiren. Er merke sich insonderheit, daß die Personen, die er auf die Bühne bringt, niemals kommen sollen, um witzig zu reden. Die Musik hat nichts mit dem Witze zu schaffen. Sie muß Bilder und Leidenschaften haben. Eine jede dra-

 matische

matische Vorstellung erfordert eine wahre Abschilderung der Leidenschaften. Ein heftiger Schmerz drückt sich niemals durch Perioden aus, die ordentlich auf einander folgen. Seine Ideen hängen nicht an einander. Er geht geschwinde und ohne daß man es vermuthet, von der einen zur andern über. So sollen sich die Leidenschaften auf der Bühne, und sogar in der epischen Poesie zeigen. Wenn diese Regel aber in einer Art der Poesie buchstäblich zu verstehen ist, so ist es gewiß in der lyrischen; denn, hier nimmt es die Musik über sich, dem Zuhörer alle Nüancen unserer Empfindungen auszudrücken. Geht man von der Freude zur Traurigkeit, von der Hoffnung zur Verzweiflung, vom Hasse zur Zärtlichkeit über, so borgt das Orchester die Sprache der Leidenschaften. Er entwickelt dem Zuhörer ihren unbestimmten Fortgang. Er verfolget sie, wohin sie sich verirren und seine rührenden, obgleich unartikulirten Töne, sind die einzige Sprache, die sie uns zu verstehen geben kann.

Wie vieles können nicht unsre jungen Dichter und Componisten aus dieser Schrift lernen! Auch bey uns Deutschen ist, ungeachtet des Beyspiels, das unser großer musikalischer Dichter, Herr Rammler, von dem Gegentheile gegeben, die schlechte Gewohnheit eingeschlichen, in der Arie aus einem Sylbenmaaße in das andere zu springen, so daß der Leser die Arie vom Recitatif beynahe durch nichts als den etwas größern Buchstaben unterscheiden kann.

Uns deucht, wenn diese Veränderung des Sylbenmaaßes ja statt finden soll, so müsse es bey dem

Anfange

Anfange des zweyten Theils der Arie seyn, weil doch der Componist hier gemeiniglich sein Metrum verändert. Es ist wahr, der Dichter wird durch die Beobachtung eines und desselben Maaßes in einen Zwang gesetzt, aber wie muß er es, wie unser Verfasser sehr richtig anmerkt, wie muß er es bey der Ode machen? Im Komischen ließe sich diese Unordnung noch entschuldigen, und könnte vielleicht zum Lächerlichen viel beytragen. Indessen hat sie Goldoni in seinen komischen Opern vermieden. Die Arie muß sich vom Recitatif durch einen gewissen Schwung, durch eine Schwebung unterscheiden, die ihr die Gleichheit des Sylbenmaaßes mittheilt. Das Recitatif ist einem Vogel nicht unähnlich, der auf der Erde hin und her, von einer Seite zur andern geht. Dieser Vogel lüftet endlich die Flügel, hebt sich und schwebt mit geradem Fluge durch die Luft, und alsdann gleicht er der Arie.

Alle lange Versarten schicken sich schlecht zur Arie: Unsere Dichter thun also sehr wohl, wenn sie sparsam mit dem Alexandrinischen Verse in der Arie umgehen. So sehr er für dieselbe ist, wenn man ihn in der Mitte zerschneidet; Z. E.

> Wenn vor dem Donnerwagen
> Die Luft nicht mehr erbebt u. s. w.

so hinderlich ist er der Musik, wenn man ihn in seiner Länge gebraucht.

folgende Versart:

> Meynt ihr mich, ihr Nereiden,
> Nehmt ihr mich zur Schwester an?

Ist eine der bequemsten, vielleicht die bequemste zur Musik.

Doch wir verweisen unsre Leser auf des Hrn. Advocat Krausens in Berlin vortreffliches Buch von der musikalischen Poesie, welches diejenigen jungen Dichter unter uns, die sich an das Drama wagen wollen, vorher erst durchstudieren, ja, nicht aus den Händen legen sollten. Suchen sie aber ein Muster zur Nachfolge, so können wir ihnen kein würdigers, als des Hrn. Prof. Rammlers vorschlagen: dieser verbindet in seinen Cantaten das Innre, wir meynen die Empfindung, mit dem Aeusserlichem, nemlich mit dem zur Musik abgemessenen Wohlklange des Verses, in einem sehr hohen Grade.

VII.

VIII.

IX. Copper - Plates to Dr. Edouard Youngs Complaints or Night - Thoughts. Printed for the Author and to be sold in all libraries. 1765 — zu welchen der Erfinder, vermuthlich weil sie bey den Ausländern eben keinen Abgang, und er selbst gefunden, daß sie, wie die Bilder in den Raritätskasten einer Erklärung bedürfen, hier in Leipzig für die Deutschen eine Erklärung hat drucken lassen, unter dem Titel: Kupfer zu D. Edouard Youngs Klagen oder Nachtgedanken, in Commißion bey Gotthelf Christian Berth Buchhändler in Rinteln.

Wäre es nur im mindesten wahrscheinlich, daß sich diese schönen Bilderchen aus England herschrieben, so würden wir uns wohl nicht groß darum bekümmert haben — Höchstens hätten wir unsere Leser, die keine Kenner sind, gewarnet, ihren Young mit diesen elenden Coloniengute nicht zu schänden, und Kennern hätten wir sie nur als einen traurigen Beweis der englischen Freyheit bekannt gemacht, nach welcher ein jeder Britte die Befugniß behält, aller guten Anstalten, und Regeln der Kunst ohnerachtet, einen erbärmlich schlechten Geschmack

 zu

zu haben und seine eignen erhabensten Dichter nach Belieben als ein Schulknabe mit Bildern zu besudeln: denn leidet es die englische Freyheit die wichtigsten Staatshandlungen und die größten Bedienten des Staats in elenden und groben satyrischen prints zu beleidigen und lächerlich zu machen, so wird sie auch in Betracht der mindermächtigen Dichter nicht eingeschränket seyn.

Daß sich aber ein Ausländer, und wie es scheinet einer unsrer Landesleute, untersteht seinen Meissel, (Grabstichel dürfen wir nicht sagen) auf Unkosten des guten Edouard Young zu wetzen, und seine geistreichen Gedichte mit dem erbärmlichsten Geschmiere von Bilderwerke zu verunstalten und zu entheiligen; dieses fordert uns auf, dem Erfinder, der englischen Nation und uns selbst die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Wir erklären also hiermit auf die feyerlichste und förmlichste Art, daß die englische Nation und wir auch unschuldig sind, an der Ehre oder Schande, die der Erfinder durch seine Bilder auf unsere und die englische Nation zu bringen gesucht hat; daß wir ihm, hätte er uns gefragt, gerathen hätten seinen Erfindungsgeist und seine Fäuste, wenn sie nicht ruhen könnten, an einer neuen Ausgabe vom Eulenspiegel, der schönen Magelone, des gehörnten Siegfrieds und andern solchen Werkchen zu üben; und daß wir alles an ihm vermissen, was einem erfindenden Zeichner, der sich zum Young oder einem andern Dichter stechen und drucken lassen will, zur Rechtfertigung oder Empfehlung gereichen könnte.

Es kann einem nicht beyfallen seinen Geschmack zu untersuchen, so bald man seiner Hände Arbeit nur mit einem Blicke angesehen hat; Dieses ist ein Sinn, der erst durch die Kenntniß der Kunstregeln hergebracht wird; diese aber sind ihm böhmische Dörfer. Sie würden ihm sonst in Betracht der Erfindung überhaupt gelehret haben, daß es eine vergebne, ja fast unmögliche Arbeit sey, den ehrwürdigen Young auf eine ihm anständige Art in Kupfer zu bringen. Sein Hauptverdienst ist Empfindung, die ein Gegenstand der Musik, aber nicht leicht der bildenden Künste seyn kann, es sey denn, daß man die Allegorie völlig in seiner Gewalt, oder Muth genug habe, den Inhalt der Youngischen Nächte durch willkührliche Bilder so neben einander abzubilden; wie man in Buno's Universalhistorie die Begebenheiten der Welt caravanenweise hintereinander vorgestellet sieht.

Eine Ode, eine Arie, und alles was in einem so lyrischen Enthusiasmus geschrieben ist, wie die Nachtgedanken, kann mit einzelnen schicklichen und aus der Sache selbst geborgten Bildern gezieret, nicht ganz vorgestellet werden; und denn so tritt beym Young noch der Umstand ein, daß seine wenigsten Bilder der Imagination angenehm sind, welches letztere nicht aus der Acht zu lassen war.

Von der Vorstellungs- und Erfindungskraft des Mannes eine Probe zu geben, wollen wir seine eigene Erklärung des ersten Kupfers hersetzen:

„Dieses ist ein Sinnbild der Flüchtigkeit der Zeit, „des menschlichen Lebens und aller irrdischen Dinge;

Sehr viel vor Jemanden der es alles errathen sollte!

„Um dieses vorzustellen, weiset an einem Kirchen„thurme der Zeiger der Uhr auf Eins; davor stehet „der Tod mit der Sense, wie er einen schlafenden „Schnitter mit der Sense in der Hand, womit er „eben an dem noch in dem Felde in Haufen stehen„den Korn beschäfftigt gewesen, im Schlafe weg„rafst; unterdessen die Parce Atropos desselben Le„bensfaden mit ihrer Scheere, hinter dem niederfal„lenden Vorhange des Schicksals, bey Abend und „abnehmendem Mondenscheine, abschneidet.„

Die Mühe hätte sie sich sparen können. Der Tod war ihr des Mittags um Eins ja schon zuvorgekommen, da der Schnitter Mittagsruhe hielt.

„Cypressenstauden als Todtenkraut, stehen neben ihm „im Grunde an der Erde. Oben ist Saturnus, „als die Zeit, fliegend mit der Sense und Stunden„glase, unten, neben dem Schläfer eine bald aus„gelaufene Sanduhr, an der Seite desselben aber „ein verfallenes Denkmaal, woran ein halb zerrisse„nes Spinnengewebe nur noch an einem dünnen Fa„den hangend, und ein von dem Gewitter entzünde„tes Haus zu sehen, worauf, als auch gegen das „Spinnengewebe, der Wind bläset.

Hätte der gute Mann es mit einem einzigen dieser hier gehäuften Bilder gut seyn lassen, und nicht alles auf einem Blatte zeichnen wollen, was Young in einer ganzen Nacht gesagt hat, so wäre er nicht in der Verlegenheit gewesen, ohnmögliche Dinge möglich

möglich zu machen, d. i. Mittag und Mitternacht in einem Augenblicke vorzustellen.

Die Zeichnung und Anordnung der Figuren ist der Erfindung auf alle Art würdig.

Der Kirchenthurm ist nach dem Verhältniße des daben stehenden Todtengerippes und der sogenannten Parce vier Menschenlänge hoch — nach einer vortreflichen Architektur.

Der Tod steht auf dem Ellenbogen des Schnitters.

Der schlafende Schnitter lümmelt sich im Grase ohne zu schlafen.

Daß ihn der Tod wegraffe, muß man glauben, weil es geschrieben stehet; doch war es vielleicht nur eine üble Nachrede, warum hätte sonst Atropos mit der Scheere erscheinen sollen?

Atropos selbst ist ein splitternacktes, häßliches Weibsbild, mit Zeichnungsfehlern reichlich gezieret.

Der niederfallende Vorhang des Schicksals hängt, man weis nicht woran.

Daß die Parce den Lebensfaden des Nachts zerschneide, kann man weder aus der auf den ganzen Blatte herrschenden Helligkeit, noch aus dem Mondengesichte schliessen.

Die gerühmten Cypressenstauden sind abgehackt — nicht mehr zu sehn. Kein Wunder, weil es auf dem Bilde erschrecklich schneidig hergeht, und fast ein jedweder mit einer Sense bewaffnet ist.

Der fliegende Saturnus scheint aus zween Stücken zusammen geschraubt zu seyn.

Das verfallene Denkmaal, ein Triumphbogen ist so klein, daß sich die Paree an den Kopf stoßen wird, wenn sie einmal anfangen sollte sich ihrer Blöße und Häßlichkeit zu schämen, und durch das Denkmaal triumphirend davon und abzu gehen. Sollte die Niedrigkeit des Denkmaals seine Entfernung andeuten, so ist ganz unbegreiflich, wie man in derselben ein daran hängendes Spinnengewebe erkennen könne, u. s. w.

Der Stich übrigens sieht der mit Meisseln gegrabenen Schlösserarbeit ähnlich, wie sie vor hundert und mehr Jahren von den gereiseten Meistergesellen gemacht wurde; und jetzt, da es glücklicherweise nicht an guten Zeichnern und Akademien fehlet, wird nichts verfertiget, was sich damit vergleichen ließe, als die holländischen meßingenen Rauchtobacksdosen auf denen der Matrose oder der Züchtling in den Werkhäusern mit dem Tobaksstopper oder dem Brodmesser Jagden, Schiffe und dergleichen abzubilden pflegt.

IX.

Johann Elias Schlegels Werke, Vierter Theil. Herausgegeben von J. H. Schlegeln. Kopenhagen und Leipzig, im Verlage der Mummischen Buchhandlung. 1766. (320 S.)

Dieser Band enthält die übrigen Gedichte des sel. Schlegels, die dessen Hrn. Bruder der Erhaltung würdig geschienen. Freylich erscheint er darinnen noch nicht in dem Glanze, worinn man ihn als den Dichter der Trojanerinnen und des Canut erblickt, und eine strenge Kritik würde hin und wieder zu tadeln finden; allein auch in den ersten Stücken seiner frühen Jugend leuchtet das poetische Genie hervor, das den künftigen dramatischen Dichter versprach, und o! wie viel noch würde geleistet haben, wenn ihm der Tod die völlige Zeit zur Reife gegönnt hätte. Sein würdiger Bruder hat uns die Mühe überhoben, den Werth dieser Gedichte zu bestimmen, indem er, wie in den vorhergehenden Bänden, überall einen kleinen Vorbericht vorgesetzt, in denen er mit einer kritischen Sorgfalt angezeigt, was er darinnen lobens- oder tadelnswürdiges findet.

Das erste Gedichte ist der Anfang eines unvollendeten Heldengedichts in zwey Büchern, Heinrich der Löwe. Das Sonderbarste darinnen ist, daß, da er das Wunderbare in der Epopee nicht für ganz unentbehrlich hielt, gleichwohl bey unserer Religion

für

für einen solchen Gegenstand keine von den Maschinen tauglich fand, die die Alten durch ihre Götter, oder einige christliche Heldendichter in dem Gebrauche der guten und bösen Geister eingeführet hatten, er in der Allegorie die Quelle des Wunderbaren zu finden glaubte. „Und was bietet sie, sagt Hr. Pr. Schlegel wohl besseres, reizenders und faßlichers an, als die unmittelbare Verwandlung der Tugenden und Laster in Personen? Diese Art von Allegorie ist für alle Sprache und Zeiten gewesen! Aber, fährt er fort, sie hat bey der Anwendung in einem Heldengedichte ihre Unbequemlichkeiten. Der Held muß selbst handeln, wo er anders Held seyn soll: Die mitwirkenden Maschinen billigen nur und unterstützen seine Handlungen, und regieren eigentlich in den Dingen, die vom Willen des Helden unabhängig sind, welche den Charakter des Helden ausmachen: wie leicht müssen nicht seine Handlungen, und die Wirkung dieser idealischen Wesen in einander laufen, so daß kein Theil seine volle Ehre bekömmt, und daß sie anstatt sich wechselsweise zu heben, sich nur verdunkeln! Der Dichter kann schwerlich vermeiden, auf der einen Seite von der Großmuth zu reden, die in Heinrichs Seele ist, und auf der andern Seite von der in eine Person verwandelten Großmuth, die vom Himmel herab über sein Haupt wachet.„ Wir wollen noch hinzu setzen, was der vortreffliche Home, in seinem Versuche über die Kritik, davon für einen Grund angiebt. „Es scheint, sagt er, nicht zweifelhaft zu seyn, daß ein historisches Gedicht die Verschönerung

der

der Allegorie sowohl, als der Metapher, des Gleichnisses oder einer andern Figur annimmt. Eine moralische Wahrheit besonders wird durch die Allegorie in ein schönes Licht gesetzt. Die Einbildungskraft wird angenehm überrascht, wenn sie abstrakte Worte, durch eine Art Zauberey in handelnde Wesen verwandelt sieht; und es ergeßt nicht wenig, die Spur eines allgemeinen Satzes durch eine erdichtete Begebenheit zu verfolgen. Aber allegorische Wesen müssen nicht aus ihrer Sphäre treten, und sich in die Haupthandlung mengen, noch mit den wirklichen Personen zur Beförderung oder Verhinderung der Katastrophe zusammen wirken. Dieß würde noch eine weit schlimmere Wirkung thun, als unsichtbare Wesen: und ich kann den Grund davon angeben. Der Eindruck eines wirklichen Daseyns, welcher dem epischen Gedichte wesentlich ist, kann nicht mit dem figürlichen bestehen, welches der Allegorie wesentlich ist, und daher kann keine Methode kräftiger seyn, den Eindruck von Wirklichkeit zu vernichten, als allegorische Wesen aufzuführen, die mit den Personen zusammen handeln, die wir uns als wirklich existirend vorstellen. S. 3. Th. Cap. 22.

Es folgt ein kleines episches Gedicht: **Bemühungen Irenens und der Liebe.** Bey dem Beylager Carls Königs beyder Sicilien und der Kön. Pohl. und Churf. Sächs. Prinzeßinn Amalia. Die ganze Erfindung beruht auf der damals wahrscheinlichen Vermuthung, daß diese Vermählung die Ruhe von Europa dauerhaft machen würde. Der Herausgeber kennt alle die innern Mängel dieses Gedichts:

dichtes; allein, er hat mit Recht geglaubt, daß es immer noch der Vergessenheit entrissen zu werden verdiene, da die Erfindung sowohl als die Ausführung auch ihre Schönheiten hat, und epische Gedichte von dieser kleinen Gattung etwas seltnes sind. Der Dichter war dazumal 21. Jahr alt, und lebte zu einer Zeit, wo die deutsche Poesie noch lange nicht so gut cultiviret, als itzt, war: er verdienet gewiß also aus dieser Betrachtung eben so viel Bewunderung, als er von der andern Seite Nachsicht verdienet.

Die poetischen Briefe gehören zum Theil zu den besten Gedichten in dieser Sammlung, und enthalten wahre horazische Stellen. Der Hr. Prof. erinnert mit Recht, daß diese Art von Gedichten so leicht nicht ist, als sie bey ihrem prosaischen Tone, bey ihrem herablassenden gesprächigen Wesen scheinen möchte. In der That haben wir auch noch wenig im Deutschen, und der verstorbene Cronegk ist beynahe der einzige, der sich seit der Zeit wieder mit Vortheile darinnen gezeiget hat.

Es folgen einige Erzählungen, und dann eine Abtheilung von Oden. Mit eben der unpartheyischen Aufrichtigkeit, mit der der Herausgeber seines Bruders dichterische Verdienste lobt, zeigt er auch im Vorbericht vor den letztern an, daß sich darinnen weit mehr Unvollkommenheiten, als in seinen übrigen Gedichten finden: desto mehr Lob verdienen die folgenden Cantaten, bey denen man nichts vermissen wird, als daß ihrer nicht mehr sind. Den Beschluß machet eine ziemlich zahlreiche Sammlung anakreontischer Lieder und Kleinigkeiten, von denen

wir

wir weiter nichts zu sagen haben, als daß, nach der gerechten Hoffnung des Hrn. Herausgebers, die Leichtigkeit, mit der sie geschrieben sind, und die Neuheit und Mannigfaltigkeit der Erfindung die meisten von ihnen empfehlen werde. Am Ende sind noch ein paar historische Abhandlungen beygefügt: Gedanken über die Achtserklärung Heinrichs des Löwen, welche um desto eher hier einen Platz einzunehmen verdient, haben da sie vieles zur Erläuterung der oberwähnten zwey Bücher des Heldengedichts, enthalten: und Anmerkungen über die vorgegebene Ausschließung der Prinzeßinn Blanca Gemahlinn Ludwigs des Achten, Königs in Frankreich, von der Thronfolge in Castillen.

Wir haben nunmehro noch den fünften und letzten Theil der Schlegelischen Werke zugewarten, welcher dessen Lebensschreibung und das Wochenblatt der Fremde enthalten wird.

X.

Fabeln, Lieder und Satyren. Leipzig und Aurich 1766. (S. 125.).

Wenn dieses, wie wir fast vermuthen, der erste Versuch eines jungen Dichters ist, so dürfen wir es wagen, in die Aufschrift seines Titelblatts mit einzustimmen

Phoebe faue, nouus ingreditur tua templa sacerdos.

und

und seine Muse aufs nachdrücklichste zu ermuntern. In den meisten seiner Fabeln, die in ungleichen Versen abgefaßt sind, ist eine gute Anlage, und eine gewisse Leichtigkeit in der Art zu erzählen. Da er sich als einen großen Feind der nachahmenden Deutschen erkläret, so wünschten wir, daß er sich selbst originaler zu seyn bemüht hätte. Er zeigt einen besondern Hang zur poetischen Satyre, und wir glauben, daß dieses ein Weg wäre, den er mit Ruhm betreten könnte, hauptsächlich wenn er sich noch etwas mehr Kenntniß der Welt und Kritik erworben hätte. Um von seiner Leichtigkeit zu versificiren eine kleine Probe zu geben, wollen wir gleich sein erstes Gedicht an den Leser hersetzen.

Am Pindus, wo, zu künftgem Lohn,
Den Dichtern Lorbeern keimen,
Da, Leser, glaub ich, hascht ich schon
Als Kind, nach lustgen Reimen.

Dort war es, wo die Muse mich
Zum Feind der Thoren weihte:
„Sey ihnen, sprach sie, fürchterlich!
„Wo nicht, sey ihre Beute!

Und da erwählt ich mir das Feld
Der sichersten Satyre;
Und nahm mir aus Aesopens Welt
Zu meiner Handlung Thiere.

Denn der ließ, weil der Mensch nicht denkt,
Zuerst die Thiere denken:
Dann lacht er, völlig uneingeschränkt,
Der Thoren niedern Ränken.

Ihm

Ihm folgte Rom und Frankreich nach;
Bis auch die Deutschen stiegen,
Da meines Gellerts Muse sprach,
Und Stoppens Possen schwiegen.

Und Hagedorn und Lichtwehr schwur
Der Fabel. Deutschlands Ehre,
Der holde Schüler der Natur
Gleim sang in ihre Chöre.

Und dessen Blut die Oder trank
Sang ohne Reim: noch freyer
Zerbrach, der Erbfeind von dem Zwang
Leßing, der Fabel Leyer.

Allein so grausam bin ich nicht!
Nein meine Thiere reimen:
Denn wer bey uns nur einmal spricht
Lernt auch gewißlich reimen.

Wohlan denn, Leser! sieh mich hier
In meiner künftgen Sphäre.
Ein jeder merke sich ein Thier
Und, wenn er will, die Lehre.

Vielleicht würde es uns besser gefallen haben, wenn der Hr. Verfasser gleich nach der vierten Strophe mit der letzten geendiget hätte; Kleinigkeiten, als das Feld der sichersten Satyre, er lachte völlig unumschränkt — die Deutschen stiegen, Haged. und Lichtwehr schwur der Fabel: — der holde Schüler u. s. w. wollen wir nicht rügen. Der Fabeln sind zwey Bücher: wir wollen zur Probe auch ein paar anführen, wie sie uns in die Augen fallen.

Die Affen und der Spiegel.

Durchs liebe Ohngefähr, das mancher Glücksstern ist,
Entdeckten auch an einem Hügel,
Wo ihn ein Wandrer eingebüßt,
Zween Affen einen Taschenspiegel.
Hanns der nicht wußte, was es war,
Besah den Schatz von allen Orten.
Ey! rief er endlich, da ist Morten!
Du bist getroffen — auf ein Haar! ——
Sieh, rief er und wies sich im Glase,
Ach! sie einmal die stumpfe Nase,
Den sträubgen Kopf —— wie ähnlich! —— Ha!
Leibhaftig Bruder stehst du da.

Weis her, sprach Morten — Ey! Hanns willst du mich betrügen?
Rief er, als er in Spiegel sah.
Ist hier ein Zug von meinen Zügen?
Die Nase platt, die Augen klein ——
Dein ganz Gesicht trifft überein!
Das Bild ist also rechtlich dein.
Doch willst du mirs zum Angedenken,
Der alten Freundschft, gütigst schenken,
So nehm ichs dankbar an. Trennt dich der Tod von mir,
So hab ich doch ein Bild von dir.

*
* *

Was hilfts die Thoren zu bekriegen?
Der arge Narr sucht allemal
Sorglos, zu seinen eignen Zügen
Ein brüderlich Original.

So oft ich von dem Schauplatz wandre
Hör ich von keinem: „das war ich!
Ein Luchs ist jeder gegen andre;
Und doch ein Maulwurf gegen sich.

Die Hähne und der Marder.

Die Herrschsucht, die mit jedem Ey gebohren,
Und mit der Zeit genähret, von Hahn zu Hahne
stammt,
Die Herrschsucht, sag ich, wars, durch die zur Wuth
entflammt,
Zween Hähne sich den Tod geschworen.

Sieg oder Sterben ihr Entschluß,
Stieß Brust auf Brust, und Fuß auf Fuß,
Ein Schnabel prallte von dem andern.

Ein Marder saß ohnfern in Ruh,
Und sah dem Spiele lange zu.
Nu nu, sprach drauf der Schelm mit Lachen,
Ich will geschwinde Friede machen.
Gleich sprang er einem ins Genick
Und wanderte mit ihm zurück.
Der andre flatterte indeß zum Hühnerhause,
Und krähte zehnmal wohl dem Friedensstifter zu:
Wie schmeckt das Morgenbrod?
So gieb dich doch zur Ruh,
Erwiederte der Dieb, du sollst, ich schwör dirs zu,
So war ich ehrlich bin! gewiß zum Abendschmause.

Es folgen Lieder. Ob sich schon hin und wieder Stellen finden, die nicht ganz ohne Verdienste sind, so scheint uns doch dieses nicht die Sphäre zu seyn, in die sich der Verf. mit Glücke zu wagen

 scheint:

scheint: er fühlt dieß in der Vorrede selbst, und es ist ihm rühmlich, wenn er sagt, daß er eine Menge davon dem Feuer aufgeopfert: vielleicht, wenn dieses Bändchen nicht schon abgedruckt wäre, möchte es diesem nicht besser gegangen seyn. Zwey Satyren machen den Beschluß, und wir glauben daraus unser obiges Urtheil zu rechtfertigen: es herrscht ein muthiger Ton darinnen, und es wäre so gar unrecht nicht, wenn wir künftig in dem Verf. einen deutschen Juvenal und Persius auftreten sähen. Die erste führt den Titel die Pedanten: hier ist der Anfang.

Satyren —— was? —— schon klagt der Thoren Schwarm mich an,
Damit er ungestraft den Lastern fröhnen kann.
Schon schimpft mich der Pedant! verbeut mein Buch den Schulen,
Und zittert mehr vor mir als Rom vor den Herulen.
Die Kanzel donnert mir, daß ja kein Mensch entdeckt,
Wenn in dem schwarzen Rock ein alter Sünder steckt.
Und dieses ist der Grund, aus dem der Wechsler zittert,
Wenn über ihm der Schlag des Satyrs donnernd wittert?
Dieß ist der Grund aus dem Beatens Hand sich kreuzt,
So bald der Schauplatz lacht und Gellerts Fabel reizt?
Sie beben? schimpfen? —— Gut! wenn gar nichts schrecken wollte,
So wüßt ich warlich nicht, was Thoren bessern sollte.

Noch

Noch müssen wir den Schluß hersetzen:

Durchforsche mit Verstand erst Rom und Griechenland,
Dann schreib uns Bücher zu und bilde den Verstand.
Die lehrende Kritik hüpft nicht um seichte Stellen!
Sey mir ein Aristarch 1) und fürchte die Marcellen 2).
Die Zeit geniessen nur die Bürger in den Mond,
Da prügelnden Orbils die Ehrensäule lohnt, 3)
Und Räuber voll Geschmack, und Räuber alt am Glauben,
Dem grossen Vincentin 4) nicht Gut und Leben rauben.
„So soll kein Deutscher mehr der Alten Geist verstehn?
„Der letzte Tag ist nah, die Welt muß untergehn.
„Deutsch wird die junge Welt, und deutsch der Alte treiben,
„Und wo ein Römer schrieb, ein deutscher Michel schreiben.„
Wie Delphens Priesterinn durch Phöbens Geist geweiht,
Auf ihrem Dreyfuß kreischt und Schrecken prophezeiht:
So ängstlich prophezeyt mit überirdschen Minen
Mein Held, Entzündung, Schlag und unsrer Welt Ruinen.
Nun tröste dich Pedant! Wenn Deutschland wieder sinkt.
Und uns die Barbarey der alten Zeit bezwingt,
Sollst du mit griechschem Fleiß, umhüllt mit römschen Falten,
Dem ganzen Deutschen Reich die Leichenrede halten.

1) Hor. in art. poet. v. 445.
2) Sueton. de cl. Gramm. c. 22.
3) Ebend. c. 9. 4) Ebend. c. 23.

Aus den Schriftstellern nach der Mode, mag die Anführung einer Stelle auf die elenden Nachahmer genug seyn:

Du Göttinn, die von Nacht und Erebus gezeugt,
Hans Sachse missgebahr und Stoppe uns gesäugt,
Und manches Dichters Haupt bey reimenreichen
Stunden,
Dein Mützchen aufgesetzt und Schellen umgebunden.
O Dummheit, deren Macht die halbe Welt gehört,
Die scheu der Ost erblickt, der West mit Zittern ehrt:
Und Mode! du nach der sich fast in allen Ländern,
Die Sitten und das Volk, Lob oder Tadel ändern.
Die du den Deutschen itzt im Schlamm der Seine
tauchst,
Jetzt mit dem Kohlendampf des ernsten Londons
schmauchst,
Heut unsern müden Fuss mit schweren Reimen plagest,
Morgen entfesselt der Welt auf stolpernden Sylben entjagest:
Wie lang belagert ihr den patriotschen Rhein?

Die Deutschen wollen nicht, sie können alles seyn,
Allein sie bleiben stets in andrer Werth verlohren,
Nachahmende Genies, originelle Thoren.
Zehn Stümper sagen nach, was einer weislich sprach.
So bald ein Deutscher spricht, lallt auch ein Deutscher
nach,
Und wer am meisten gilt, dem liefert auch die Mode,
Lied, Epopee, Idyll, Erzählung, Fabel, Ode.

Die Kritik wird freylich noch hin und wieder etwas zu feilen finden, aber ein Genie braucht Zeit,
Fleiß

Fleiß und Wartung, eh es zur völligen Reife gelangt, und das erste wird man dem Verfasser gewiß nicht absprechen können.

XI.

Des Hrn. Marmontels Dichtkunst. Erster und zweyter Theil. Aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen Zusätzen vermehrt. Attupet ipsa sibi. Ovid. Met. III. Bremen bey Joh. Heinrich Cramer. 1766.

Wir konnten leicht glauben, daß ein so wichtiges Buch nicht würde unübersetzt bleiben: wir wünschten nur dazumal bey der Erscheinung des Originals, daß es Männer von geprüften Einsichten und einem geläuterten Geschmack übernehmen möchten, weil dazu mehr als eine nothdürftige Kenntniß beyder Sprachen gehöret. Der gegenwärtige Hr. Uebersetzer mag freylich, wenn wir ihn nach der Vorrede beurtheilen, die besten Absichten gehabt haben: denn er hat nicht nur übersetzet, sondern auch Zusätze hinzugethan, in denen er die Regeln des Hrrn Marmontel auf Beyspiele aus deutschen Dichtern anwendet: aber wir können nicht läugnen, daß wir hin und wieder mehr Fleiß, Genauigkeit und Kritik dabey erwartet hätten. Freylich wird immer derjenige, dem die Originalsprache unbekannt ist, sich von dem Innhalte des Buchs unterrichten können:

nen, denn in den meisten Stellen ist der Sinn ganz gut getroffen; aber ein Kunstrichter fodert mehr. Wir haben nicht Zeit noch Lust gehabt, das ganze Buch durchzugehen, sondern nur den Anfang des ersten besten Kapitels, welches das vierzehnte von der Ode im zweyten Theile war, vorgenommen, und mit dem Originale verglichen. Hier haben wir gefunden, daß der Hr. Verfasser bisweilen zu wörtlich und sclavisch, bisweilen zu frey übersetzt, in denen angeführten deutschen Beyspielen aber nicht allezeit die gehörige Aufmerksamkeit, ob sie auch völlig dahin passen, beobachtet hat. Einige Beyspiele mögen es erläutern. Nicht weit vom Anfange heißt es: Il est naturel à l'homme de chanter, voilà le genre de l'Ode établi. Es ist dem Menschen natürlich zu singen: hierdurch wird die Gattung der Ode festgesetzt ꝛc. heißt hier wohl genre die Gattung? unserm Bedünken nach ist es die Dichtungsart: denn das folgende ce qui caractérise l'Ode macht die Gattung aus. Bey den Worten, man glaubt, daß die Leyer des Tyrtäus die wilden Völker gesittet gemacht, hätte der Hr. Uebersetzer den Marmontel sicher verbessern können: denn davon haben wir nichts gehöret, wohl aber daß er die niedergeschlagenen Spartaner im Kriege wider die Messener durch seine Gesänge befeuert habe — De là tous ces formules de transport, qu'entend-je? Que vois-je? Où suis-je? *qui ne se terminent à rien*, die auf nichts hinauslaufen, Uebersetz. die nichts auf sich haben. Mr. Du Luc übersetzt er der Herr von Luc, eben

so,

ſo, als wenn ich, der Hr. von Fontaine überſetzen wollte. L'ame a ſon tact comme l'oreille: die Seele hat ihren Tact, wie das Ohr — Was ſoll hier der Tact ſeyn? warum nicht Gefühl? In dem Beyſpielen aus dem Racine überſetzt er Temple, renverſe toi: cedres, jettés des flammes. Tempel ſtürz ein! Cedern ſpeyt Flammen von euch! dieß klingt etwas ſeltſam: für die Flamme verzehre euch. Den Eſprit divin, hätten wir auch nicht durch den heil. Geiſt, ſondern durch den Geiſt Gottes überſetzt, welches dem Ausdrucke des Propheten gemäßer iſt — Une Ode froidement raiſonnée, giebt er, eine kalt philoſophiſche Ode. Doch wir wollen uns bey ſolchen Kleinigkeiten nicht aufhalten, die den Leſer ſchlecht unterhalten, und weiter nichts erweiſen ſollen, als daß der Hr. Verf. bisweilen mehr Aufmerkſamkeit anwenden ſollen: doch können wir nicht die verdeutſchte Ode aus dem Horaz übergehen, wo ſich der Ueberſ. einen vorzüglichen Schaden gethan, daß er die lateiniſche Urſchrift darunter geſetzt: es iſt die Ode: Qualem miniſtrum fulminis alitem etc. Er überſetzt: So wie den geflügelten Diener des Blitzes, dem der König der Götter das weite Reich der Vögel, nach ſeinem treuen Dienſt bey dem blonden Ganymed übergeben hat, erſt die Munterkeit der Jugend *), und der angebohrne

*) Es ſteht hier Tugend, ein Druckfehler, deren es ſehr viele giebt, z. E. unten eine kalt philoſophiſche Ode iſt das edelſte unter allen Gedichten, für das ekelſte, alter Zeiten, für aller Zeiten.

Muth, aus seinem Neste treibt; er kennt noch nicht den Gebrauch seiner Stärke; aber die Frühlingswinde entstehen nach vertriebnen Wolken, und lernen ihn mit furchtsamen Flügeln den ungewohnten Schwung thun — Wie hat der Uebersetzer sein Original geschwächet, cui rex deorum regnum in aues vagas permisit, dem der König — das weite Reich der Vögel übergeben hat — expertus fidelem, nach seinem treuen Dienst —, olim iuuentas et patrius vigor nido laborum propulit inscium, wie ihn erst die Jugend und der angebohrne Muth aus dem Neste treibt: er kennt noch nicht den Gebrauch seiner Stärke: vernique jam nimbis remotis insolitos docuere nisus venti pauentem: aber die Frühlingswinde entstehen nach vertriebenen Wolken und lernen ihn mit ungewohnten Flügeln den ungewohnten Schwung thun — heissen denn nimbi die Wolken, nisus der Schwung? — Warum bleibt der Uebersetzer nicht bey den Worten: Wie den Vogel, den Diener des Blitzes (dem der König der Götter die Herrschaft über die weit umherschweifenden Vögel überlassen: Jupiter hatte ihn bey dem blonden Ganymedes getreu gefunden.) „Wie ihn vormals die Jugend und die väterlich angebohrne Kraft, noch unbekannt mit dem Fluge, aus dem Neste stieß, und die wärmern Winde, nach fortgejagten Stürmen den Zitternden unbekannte Bestrebungen lehrten.„

Dann treibt ihn, fähret der Uebersetzer fort, plötzlich der muthige Trieb in die Schaafställe

grau-

grausam herab und endlich führt ihn die ungedultige Lust nach Raub und Kampfe gegen die Drachen, die in die Luft gehoben mit ihm ringen. — Wo findet denn der Verfasser die Drachen in die Luft gehoben? „Bald, heißt es, stürzt den Feind ein lebhafter Ungestüm in die Schafställe herab: bald treibt ihn die Begier nach Raub und Streit gegen kämpfende Drachen.„ in reluctantes dracones. — Qualemue laetis caprea pascuis Intenta, fulvae matris ab ubere, iam lacte depulsum leonem, dente novo peritura vidit. Uebers. Oder so wie eine Ziege auf der anmuthigen Weide beschäftiget, den jungen Löwen kommen sieht, dem itzt die Mutter seine Brust entzogen hat, und der den jungen Zahn zum Zerreissen angewöhnen will — Wie durchwässert! wo steht, daß er den Zahn zum Zerreissen angewöhnen will? Er hätte nur Hrn. Leßings Kritik über Langens Übersetzung der horazischen Oden nachschlagen dürfen: „So sieht, sagt Horaz, das auf fette Weiden erpichtete Reh, den von der säugenden Brust seiner gelben Mutter verstossenen Löwen, dessen junger Zahn es zerfleischen soll.„

Wir wollen nicht die ganze Ode so durchgehen, wir können aber versichern, daß der Anfang noch das leidlichste ist, unten werden gar die Poeni zu Phöniciern gemacht: versteht ein Mensch, was das heißt: dieß ist das tapfre Volk, welches dem brennenden Troja entfloh, und die stürmenden Wogen hindurch in Ausoniens Städte ihre Götter, Kinder und Greise brachte; gens — iactata

Tur-

Tuscis aequoribus. — Ilex tonsa bipennibus, eine Steineiche, die das Beil bestreift — Proelia conjugibus loquenda, Schlachten, davon die Weiber reden werden ꝛc. Wenn der Uebersetzer das Original nicht besser übersetzen wollte, so sollte er wenigstens die französische Uebersetzung vornehmen, ob sie gleich kalt und frey genug übersetzt ist.

Wir haben noch gesagt, daß des Hrn. Verf. deutsche Exempel sehr oft gar nicht zu dem passen, was sie beweisen sollen. Z. E. auf der 315. und folgenden Seiten ist von dem poetischen Enthusiasmus, von der scheinbaren Unordnung, den reissenden Uebergängen, dem verdeckten Plane der Ode die Rede.„ Er setzt hinzu — Wir begnügen uns hier, die erhabnen Züge der lebhaftesten Einbildungskraft und die reissendsten Uebergänge der Bewegung der Seele in einigen Stellen aus dem Gedichte der Tod, anzuführen, einem Gedichte der Karschin ꝛc. die Ode hebt sich an

O Freund, die lächelnde Rose
Weit aufgeschlossen — sie stirbt ꝛc.

Wir mögen diese Ode, der wir sonst ihre Schönheiten nicht absprechen wollen, auf einer Seite ansehen, wo wir wollen, so schickt sie sich nicht hieher: wir finden weder reissende Uebergänge, noch einen versteckten Plan darinnen, so wenig als den großen poetischen Enthusiasmus, welchen zu beweisen der französische Kunstrichter ein vortreffliches Stück aus des Racine Athalie gewählt hatte.

Auf

Auf der 331. S. wo Marmontel zur anacreontischen Ode übergeht, fällt dem Uebersetzer noch etwas anders ein: „Ehe wir, sagt er, dazu übergehen, müssen wir einem Haller das gerechte Lob ertheilen, worauf seine Gedichte längst mit Ehren Anspruch gemacht haben. Die meisten seiner didactischen Oden haben so viel Poesie, solch Colorit, solche Lebhaftigkeit, daß wir ihm in dieser Dichtungsart den Vorzug einzuräumen uns getrauen. Fast jede Zeile ist eine Sentenz, und fast jede Sentenz ist eine Lehre, die uns den Beyfall mit zauberischen Stärke abnöthiget. Man lese z. E. die Verse aus dem Gedichte über Vernunft, Aberglauben und Unglauben rc. — In Ansehung der Lebhaftigkeit und des Colorits hat Haller einen Vorzug, den wir Hagedornen nicht vollkommen zugestehen können, ohnerachtet Kenner seinen moralischen Gedichten allezeit einen großen Werth zugestehen. Haller bricht sich selbst eine neue Bahn und sein Genie ist der einzige Führer. —„ Was ist das für ein Geschwätz durch einander. Wenn hat Haller didactische Oden geschrieben, oder jemand seine Lehrgedichte dafür ausgegeben? — Verdienen sie deswegen einen Vorzug, weil jede Zeile eine Sentenz, und jede Sentenz eine Lehre ist? Was will der Hr. Uebers. mit dem Colorit hier haben? ja endlich wie unbestimmt ist alles was er saget, und wie gehört alles hieher? — S. 343. sagt er: Auch hat ein Dichter unter uns gewagt, Dithyramben zu schreiben, ohne auf den Gegenstand derselben zu sehen: wenigstens hat er ihn ganz verändert, und wir haben dadurch

durch eine Gattung Gedichte erhalten, die ganz neu ist.„ — Haben denn die Alten keine Dithyramben als auf den Gott des Weins gemacht? wenn sich der Herr Verf. ein wenig umgesehen, so würde er gefunden haben, daß freylich dieses ihre erste Bestimmung war, daß man aber in der Folge auch auf andre Gegenstände Dithyramben, d. i. solche Verse gemacht, die die Eigenschaften derselben hatten: in diesem Verstande kommen beym Plato im 3. B. von der Republik διθυραμβικὰ vor, und wenn Aristoteles von der διθυραμβοποιητικῇ redet, so meynt er eben so wenig blos die Dithyramben im eigentlichsten Verstande: endlich haben ja auch unter den neuern Dichtern, besonders unter den Italiänern, als Chiabrera und andere verschiedene Dithyramben so gar auf heil. Gegenstände verfertiget, daß der Uebers. also diese Gattung Gedichte nicht für neue auszugeben hat; zu geschweigen, was andere Kunstrichter schon erinnert, daß die deutsche Sprache gar nicht wahrer Dithyramben fähig ist. — Doch diese Beyspiele mögen genug seyn, zu zeigen, wie wenig des Hrn. Uebers. Zusätze an vielen Orten zum Originale passen, und wie unbestimmt er oft in seinen Anwendungen ist. — Wir wollen glauben, daß die zu große Flüchtigkeit und Uebereilung den meisten Antheil an den Fehlern hat: ein sicherer Beweis davon ist uns das Motto, Astupet ipsa sibi, das der Uebersetzer ohne sich nur zu besinnen, was es heißt, auch auf seine Uebersetzung hingesetzt, und das eine Anspielung auf die Vignette enthält, die im Original vorsteht, hier aber fehlt. Sollte der

Herr

der Verfasser künftig ähnliche Arbeiten unternehmen, so empfehlen wir ihm mehr Fleiß, Richtigkeit und Aufmerksamkeit.

XII.

Moral der Dichter. Erster Gesang Leipzig.

Der uns unbekannte Verf. dieses Gedichts, scheint die Gefilde des Parnaßes noch nicht lange betreten zu haben: wir zweifeln aber nicht, daß er einigen Beruf dazu habe, und im Fortgange noch sichrere Schritte würde wagen können, wir tragen daher kein Bedenken, ihn zu ermuntern muthig fortzugehen, hauptsächlich aber die Kritik zur Begleiterinn zu nehmen, die erst einen gewissen und festen Gang, und die schlüpfrigen Pfade übersteigen lehret. Die Grundsätze, die er in seinem Vorberichte äusert, sind so richtig, daß er die besten Vorurtheile für sich erwecket, und die Bescheidenheit mit der er sich die Urtheile der Kunstrichter erbittet, scheinet uns Bürge zu seyn, daß er sich dieselben zu Nutze machen werde. Seine Absicht in diesem Gedichte ist, die Dichter auf die Gegenstände zu führen, die der göttlichen Gesänge der Musen vorzüglich würdig sind? er ist inzwischen kein so strenger Sittenlehrer, daß er nicht die gesitteten Anakreons von

seinen

seiner Strafpredigt ausschließen sollte. „Aber, sagt „er, ich hasse das Laster von meiner ganzen Seele, „und wenn es auch mit allen den Reizungen er„schien, die nur Witz und Einbildungskraft über ei„nen Vorwurf verbreiten können. Ja ich hasse es „nur um desto mehr, je gefährlicher es durch seine „Annehmlichkeiten für die Herzen der Menschen „wird.„

In dem Gedichte selbst, finden wir hin und wieder sehr glückliche Verse; aber auch Dunkelheiten; kleine Unrichtigkeiten, unbearbeitete und harte Verse, die zu verrathen scheinen, daß der Verf. den poetischen Ausdruck noch nicht in seiner Gewalt hat. Er hebt seinen Gesang folgendermaßen an:

Vertraute der Natur, die ihres Reichthums Fülle
Vor eurem Aug entwölkt, wenn durch geheime Hülle
Der kleine Geist umsonst betrogen blickt und wagt,
Bey nahen Schätzen darbt und unbegeistert zagt
Ihr kennt das Herz! und bald eröffnen süße Schmerzen,
Bald jugendliche Lust den sichern Weg zum Herzen.
Gefühle, die der Geist in dunkler Tiefe hegt,
Womit er glühend will, eh die Vernunft erwägt:
Geheime Sympathien erwachen in der Seele,
Und Thaten Grandisons sind mächtige Befehle.

Was heißt das? der kleine Geist wagt durch geheime Hülle umsonst betrogne Blicke: eben so fremd klingen die Gefühle, die der Geist in

dunkler

dunkler Tiefe hegt. Wir wollen nichts von dem Ausdrucke sagen, die Fülle des Reichthums entwölken. Der Verf. kennt gewiß die Gesetze der Metapher, als daß wir ihm die Unrichtigkeit davon zeigen sollten. — In der Folge heißt es:

Wohlthätiger Gesang, der unsre Freuden mehrt,
Uns zum Olymp entzückt und durch Entzückung lehrt!
Daß doch die Bosheit nie die göttlichen Talente,
Zu niedrer Sklaverey, verworfnen Lastern gönnte!
Daß, von Empfindungen unedler Seelen leer,
Der Dichter ganz Gefühl für Gott und Tugend wär.
Allein den hohen Chor entweihen trunkne Musen.

Auf wen geht das hohe Chor? wir finden keine Beziehung im Vorhergehenden; so wollen uns hier die Beywörter verworfen und trunken nicht gefallen, zumal da bey den letztern nicht etwan von Wollust oder dergleichen trunken, dabey steht. Desto besser gefallen uns nachstehende Zeilen:

Gerechter Eifer ists, der meine Seele füllt,
Kein finstrer Menschenhaß, der sich in Tugend hüllt;
Kein heuchlerischer Stolz, der auf den Gassen predigt
Und schwarzen Giftes sich durch frommen Fluch entledigt.
Verdamme nie mein Lied, im richterischen Ton,
Den Freund der Grazien, der keuschern Musen Sohn,
Der seiner Liebe Schmerz den stummen Felsen saget,
Und fein, wie Theokrit, ein volles Herze klaget:
Nicht ihn, der jugendlich zu kühler Schatten Nacht,
Zur Aussicht in ein Thal, wo Lenz und Flora lacht,
Zur süßen Traube lockt, und jenen Hügel segnet,
Von dem Lyäus ihm mit frohem Blick begegnet;

Nicht ihn, der Doris mahlt, wie kalte Sprödigkeit
In hoher Mine trotzt, die ihr das Herz verbeut:
Wie sie, umsonst gefleht, die Rosenlippe wägert,
Gehäßig fliehen will — und doch gefällig zögert rc.

Nur scheint uns das Beywort und die Beschreibung womit er den Theokrit bezeichnet, gar nicht auf diesen Dichter zu passen, für den wir lieber den Tibull eingeschoben hätten: Gehäßig würde eigentlich so viel bedeuten als Doris die gehaßt zu werden verdienet, welches aber der Verf. nicht sagen will. Undeutliche und harte Verse scheinen uns folgende:

Wie? wenn Marquis und Graf, den Frankreichs Witz erfindt,
Zusammt der Buhlerinn auf unser Herz entzündt?
Wenn mit der Fabel Kunst, mit neuem Wunderbaren,
Erweckte Lüste sich zum schnellen Siege paaren? —
Wenn einen la Mettrie, der Gott im Henker findet rc.

Vermuthlich soll es heißen, der einen Henker in Gott findet —

Unwürdiges Genie in lasterhafter Sphäre
Welch eine Gottheit hat im Zorne dich belohnt,
Daß lächerlicher Wahn in starker Seele wohnt? —
—— Was kann uns noch bey unsrer Plagen Zahl,
Da alles Saamen trägt, den Saamen herber Quaal,
Befruchtet durch das Herz, des Lebens Müh versüßen?
Wird nicht der kleinste Geist vom kriechenden Insekt,
Das unten am Parnaß die Ebne ganz bedeckt,

Sich

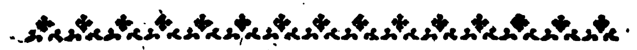
Sich stolz auf Siege blähn? — —
Schwer ist des Lehrers Sieg, der Tugenden gebeut,
Zu göttlich für das Thier, zu schön der Sinnlichkeit —
Zwar wenn ein seltner Geist die ganze Tugend kennt
Enthusiasmus ist und ganz für sie entbrennt: —
Sagt Dichter! wenn im Staat des Aufruhrs Flamme tobet;
Beweist der Redner Kunst, der Pöbelseelen lobet? —
O göttlich, wer wie er (Menenius) der Seele Pöbel dämpfet —

Solchen und dergleichen Versen mehr fehlt die Bestimmung, Richtigkeit und Deutlichkeit des Ausdrucks: wir bemerken dies am meisten, wo der Verf. sich am stärksten auszudrücken vermeynt hat: auch scheint uns die Verbindung der Ideen nicht allezeit wohl auf einander zu passen, und ein gutes Ganzes auszumachen, die den Verf. selbst in die Augen fallen werden, wenn er sich einen ordentlichen Entwurf davon macht: noch eine kleine Disharmonie müssen wir bemerken: er redt durch das ganze Gedicht als ein christlicher Dichter von Himmel und Hölle, von Gott und Seligkeit: wie schicket sich aber der Schluß dazu?

So so vergilt auch dort, im endlichen Gericht
Das Urtheil Rhadamanths, das Fluch und Segen spricht.
Bald winkt der Göttliche den Freund erhabner Tugend
In Gegenden des Glücks, wo unverblühte Jugend
Die holden Thäler schmückt; wo nur der kühle West,
(Kein rauher Nord vom Pol) in frische Rosen bläßt:

Bald schicket er ergrimmt die lasterhaften Seelen
Zum Tartarus hinab, wo ewge Martern quälen;
Wo Irion, am Rad im schnellen Kreiß gedreht,
Vergebens Klagen heult, vergebens Gnade fleht;
Wo sich Sisyph umsonst der Last entgegen schmieget,
Die stets von neuem wankt und rollet, poltert, lieget.

Bey der letzten Zeile sollte man fast glauben, daß des Verf. Kräfte ganz mit dem Steine des Sisyphus herab gesunken wären. Die schwachen, unbearbeiteten und nachläßigen Verse wird der Verf. nach einiger Zeit schon selbst bemerken: wie wir uns denn überhaupt die Hoffnung machen, daß wenn er seine Arbeiten wird reifen lassen, dieselben den Geschmack noch mehr, als die gegenwärtigen reizen dürften. Die angehängten Oden scheinen uns die ersten Früchte seiner Muse zu seyn: sie enthalten gute Stellen, aber wir würden sie nicht vermißt haben.



Vermischte Nachrichten.

Wien. J. v. Sonnenfels gesammlete Schriften. Erster Band, bey J. T. von Trattnern 1765. (S. 381). Wir haben die einzelnen Schriften, die diese Sammlung ausmachen, größtentheils schon in der Bibl. der schönen Wissensch. angeführet, und unsre Leser mit ihrem Werthe bekannt gemacht. Die kleinen Aufsätze, die größtentheils auch schon einzeln gedruckt gewesen, bestätigen uns in der vortheilhaften Meynung von des Hrn. Verf. feinem Witze und geläutertem Geschmacke, und wir zweifeln nicht,

daß

daß sein edles Beyspiel schon viele unter seinen Lands-
leuten zum Nacheifer gereizet habe und noch reizen
werde. Die hier befindlichen Stücken sind Ankündi-
gung einer deutschen Gesellschaft in Wien. Rede
auf Marien Theresien. Von der Unzulänglichkeit
der alleinigen Erfahrungen in den Geschäfften der
Staatswirthschaft, Antrittsrede. Einleitungsrede,
zum Anfange der Vorlesungen. Zum Beschlusse
der Vorlesungen des ersten Jahrs. Lobrede auf den
Verleger. Beyträge zu Rabeners deutschen Wör-
terbuche, Andacht, Natürliche. Abschwörung der
Satyre. Dorman, eine kleine Geschichte. Gedan-
ken über die Einsamkeit. Zwey Schreiben an dem
Verfasser des Wochenblatts, die Welt. Eine Schil-
derung an einen Freund. An die Verf. der schönen
Wissenschaften und Künste, bey Gelegenheit der Kri-
tik über die Wiener Schaubühne. Betrachtungen
über den Vorzug des Handelsmannes. Das Opfer,
ein prosaisches Schäferspiel, auf die Geburtsfeyer
Ihro Majest. der Kaiserinn.

Ebendaselbst und bey vorgedachten Buch-
händler wird ein Wochenblatt unter dem Titel aus-
gegeben: Der Mann ohne Vorurtheil. Ein
lebhafter, muntrer Witz, eine gesunde Moral und
eine lehrreiche Satyre wider die Sitten unsrer Zeit,
herrschen in diesen Blättern, und machen sie des Ver-
fassers Landsleuten empfehlungswürdig. Besonders
gefällt uns die Freymüthigkeit, mit der er den Vor-
urtheilen derselben entgegen tritt. Wie der Zu-
schauer sich in London über die Opernbühne lustig
machte, so wagt er es auch die dortige deutsche Schau-

bühne anzugreifen, und wir glauben, daß er Recht darinn thut. Wer sich einmal zu einem Richter der Sitten aufwirft, muß am ersten sein Augenmerk auf die öffentlichen Vergnügungen einer Nation richten. Der große Einfluß, den die Schauspiele auf die Sitten eines Volks haben, ist mehr als zu bekannt, als daß man denjenigen tadeln kann, der sie zu einer Schule des guten Geschmacks und edler Sitten machen, und von dem alten Wuste der unanständigsten Vorstellungen reinigen will.

Ebendaselbst sind verschiedne Oden auf den Tod des Feldmarschalls Grafen von Daun, gedruckt erschienen: Wir wollen nur aus derjenigen, die den Hrn. von Sonnenfels zum Verfasser hat, folgende Strophen anführen, die uns vorzüglich gefallen haben:

Der Held — Rom wägt von seinem Fabius
 Zu kühn ein Urtheil, Wien von ihm.
Den Zauderer rechtfertigt Annibal
 Und Daunen Friederich.

Der Held — er zeigt dem höhnenden Berlin
 Die Schrecken näher, die von ferne Wien
Bedroht. Zum zweytenmal sah die Najaden fliehn
 Die Spree, die Donau nie.

Der Held — der Sieg ruht nur auf seinem Arm.
 Er steht: ein Heer, von ihm gebildet, kämpft
Die Kämpfe der Unsterblichkeit: Er fällt —
 Und Friedrich hat gesiegt.

———

In

In einer andern Ode von Hr. Mastalier, die in einem sehr edlen Tone geschrieben ist, lautet der Anfang also:

Wie? welch Geräusch belebt mein Saitenspiel,
Das an der Mauer schwieg?
Dies ist, o Held! der Nachhall deines Ruhms,
Der mir darein getönt,
Als er vorbey gerauscht. — Du starbst, vom Feind
Gefürchtet und gerühmt,
Und dankbar von Theresien beweint. —

Das ganze Gedicht rechtfertiget die Lobsprüche, die wir schon zu verschiednenmalen dem Hrn. Verf. gegeben haben: Wir wollen noch den Schluß hersetzen, in dem die Leser ein paar sehr feine Züge bemerken werden:

Er stirbt
Der Held! Wien bebt, und fühlet seinen Tod:
Und er geht ruhig hin
Zur Ewigkeit, so, wie er einst vom Sieg
Zurück ins Lager gieng.
Itzt baut der Ruhm auf jedem Schlachtfeld ihm
Ein glänzend Denkmal auf.
Ihm dankt der Bürger im Vorübergehn,
Und heißt ihn Retter; doch —
Der Feind schämt sich, und zittert wenn er liest:
„Dem Helden Oesterreichs
„Geweiht, der Preußens Macht und Friedrich schlug.
„Genug! wer thats vor ihm?

Bremen bey Joh. Heinr. Cramern ist erschienen Sammlung einiger französischen Lustspiele

für das deutsche Theater, 1766. So lange unsre deutsche Schaubühne noch nicht Originalstücke genug hat, dürfen wir es nicht für überflüßig ansehen, wenn man sich mit den Stücken der Ausländer behelfen muß. Gegenwärtige Sammlung enthält den gelehrten Ignoranten des du Vaure: das Vorurtheil nach der Mode von de la Chaussee: die drey Sultaninnen von Favart: den irrenden Ritter von Baron, und die junge Indianerinn vom Hrn. de Chamfort. Die meisten darunter sind aus den Originalen zu bekannt, als daß wir davon viel zu sagen brauchen: Die Uebersetzung scheint ziemlich gut und nach dem, was wir in Vergleichung eines Auftritts aus dem Prejugé à la mode gefunden haben, getreu zu seyn, und wir zweifeln nicht, daß eins und das andre auf unserm deutschen Theater schon gefallen würde.

Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich ist zu haben, Wilhelmine, ein prosaisch komisches Gedicht. Unsre Leser kennen bereits dieses reizende prosaisch komische Gedicht, daß wir zu seiner Zeit bekannt gemacht, und das sich durch den feinen und naifen Scherz, von dem es voll ist, bey allen Kennern des Geschmacks selbst hinlänglich empfohlen hat. Es erscheinet hier mit verschiednen Veränderungen und einem kleinen Vorberichte, worinnen sich der Hr. von Thümmel, der einen angesehnen Posten an einem benachbarten Hofe begleitet, gegen den ungegründeten Argwohn einiger Zeitungsschreiber, vertheidiget: seine Gesinnungen machen dem Hofmanne so viel

Ehre,

Ehre, als dies scherzhafte Gedichte seinem Witze. Die deutschen Musen können nicht undankbar seyn, wenn ihnen von Männern, die die feinern Sitten der Welt und des Hofs kennen, geschmeichelt wird, da diese bisher nur ausländischen gehuldiget haben. — Diese Ausgabe machet auch der obgedachten Handlung Ehre: das schönste holländische Papier, ein sauberer Druck und artige Vignetten von Hrn. Oeser gezeichnet und in Kupfer gestochen. Wir wünschen, daß mehr Buchhändler diesem Beyspiele folgen mögen!

In eben dieser Handlung ist herausgekommen: Sidney & Silli, ou la bienfaisance & la reconnaissance, histoire Angloise, suivie d'Odes anacreontiques par l'auteur de Fanni, 1766. Diese kleine Erzählung ist angenehm und mit viel Feuer und Lebhaftigkeit geschrieben, der Verfasser ist Mr. D'Arnaud! Das Vorzüglichste aber sind die vier Bücher anakreontischer Lieder, die den Beschluß machen. Wir finden darinnen so viel Anmuth und Delikatesse, daß wir ein paar daraus zur Probe hersetzen, und daraus auf die übrigen zu schließen dem Leser überlassen wollen:

L'Aveuglement nécessaire.

Je voyois Ismene infidele,
Prête à former de nouveaux noeuds;
Je la voyois toûjours plus belle,
Et j'en étois plus malheureux.

Au sein de la tristesse même
S'exhaloient mes vives douleurs.
De son bandeau l'Enfant suprême
L'Amour daigne secher mes pleurs.

Au lieu d'en essuyer mes larmes,
Mets-le sur mes yeus, Dieu charmant.
La cause, hélas! de mes allarmes
Finit à mon aveuglement.

L'Aigle de Jupiter, & la Colombe de Venus.

L'A. Où vas-tu l'Ornement des Colombes fidelles?
La C. Où vas-tu Favori du Souverain des Cieux?
L'A. Je vole aux pieds du Roi des Dieux.
La C. Je cours chez la Reine de Belles.

L'A. Connois-tu l'immortel Séjour?
La C. Connois-tu les Bois-d'Idalie?
L'A. Jupiter de sa main me donne l'Ambrosie.
La C. Je me nourris de fleurs que me choisit l'Amour.

L'A. A s'élever aux Cieux mon aîle se dispose.
La C. La mienne redemande un Mirthe qui m'est cher.
L'A. Je porte un foudre à Jupiter.
La C. Jé porte à Venus une Rose.

Ebend.

Ebend. Im Verlage Joh. Friedr. Junius ist ein deutscher Roman erschienen: Geschichte der Miß Fanny Wilkes, so gut als aus dem Englischen übersetzt in zween Bänden. — So wenig wir sonst Ursache finden, Romane, deutsche Originalromane, mit Ausnahme einiger sehr wenigen, den Lesern anzupreisen; so verdient es doch dieser vorzüglich. Wenn wir nicht mit dem Hrn. Verf. zufrieden sind, daß er seine Geschichte zu sehr durch einander verwickelt, daß er die tragischen Situationen häufet, und nachdem er uns durch eine Menge widriger Begebenheiten hindurch führet, er unser empfindlich gewordnes Herz auch am Ende unbefriediget von sich läßt, daß seine Charaktere das Interesse zu sehr theilen, daß er bisweilen zu sichtbare Nachahmungen macht, andrer kleinern Fehler zu geschweigen: so müssen wir im Gegentheil sagen, daß wir wenig Schriftsteller unter uns kennen, die fähiger gewesen wären, uns einen bessern Roman zu liefern. Der Verfasser hat Genie, Laune, Lebhaftigkeit, Empfindung, er kennt die Welt und das menschliche Herz, er versteht die Sprachen, wovon er vielleicht zur Unzeit Proben gegeben, er besitzt seine Muttersprache, und schreibt gut. — Man sieht, daß er sich dem Fielding zum Muster vorgenommen, und er war gewiß kein schlechter Nachahmer, wenn er sich nur das Wunderbare nicht zu sehr verleiten lassen. Wir wissen zwar wohl, was von der poetischen Gerechtigkeit zu halten ist, aber seinen verwünschten Küster, der am Ende zum Vorschein kömmt, räumten wir gern aus dem Wege, wenn es möglich wäre. —

Uebri-

Uebrigens verdient das Buch immer einen vorzüglichen Platz in einer Romanbibliothek, und wir wünschten von dem Verfasser mehr zu lesen, zumal, wenn er die obangezeigten Fehler inskünftige zu vermeiden suchte.

Dresden. Von Zucchi ist aufs neue ein gutes Blatt nach Piazetta, aus der Churfürstl. Gallerie, fertig worden. Es hat die Unterschrift: L'Enseigne en idée, und stellt, in einer etwas mehr als halben Figur, einen Knaben vor, der sich mit einer Fahne trägt und mit dem linken Arme auf ein Postament stützet.

Boetius giebt ein Blatt aus, welches eine mit der Feder umrissene und hin und wieder ausgetuschte Zeichnung des Bernhard Picart, auf eben die Art, wie das in der hagedornischen Sammlung befindliche Original vorstellet. Es ist die Marter der Maccabäerinn mit ihren sieben Söhnen. Wer sich des bethlehemitischen Kindermords des Picarts erinnert, wird sich im voraus einen Begriff machen können, wie viel Verschiedenheit und Ausdruck Picart in dieser meisterhaften Zeichnung angebracht habe.

Bey eben diesem fleißigen Kupferstecher kann man auch ein Blatt nach einer Rembrandischen Zeichnung mit der Schilffeder aus der Sammlung des Herrn Assessor Stieglitzens in Leipzig haben. Es ist die Vorstellung eines Mannes mit der Brille, der vor seinem Pulte an einem Tische sitzt und lieset. Ein ähnliches Blatt mit einem alten bärtigen Manne, der mit der Feder in der Hand an seinem Tische zu schrei-

schreiben scheint, dient, obwohl von ungleicher Größe, einigermaßen zu einem Gegenbilde.

Ebendaselbst ist auf das wohlgerathene Blatt von Hr. Sahlern nach Joseph Roos, ein Viehstück vorstellend, dessen Nachahmung eines in des Prof. Joseph Casanova Sammlung, als ein raphaelisches Studium zu dem Kopfe des bekannten Apollo auf dem Parnaß, aufbewahrtes Blatt, durch gehämmerte Arbeit fertig worden. Die schwarze Kreide ist hierinn sowohl, als in des Verfassers eignem Bildnisse nach Herderich, wohl ausgedrückt, welches alles ist, was wir von letzterm sagen mögen.

Augspurg. Hr. Joh. Elias Haid nimmt von Rembrandischen bekannten Blättern sowohl, als von dessen Originalzeichnungen Gelegenheit, seine Geschicklichkeit in der schwarzen Kunst zu zeigen. Ausser der bekannten Auferweckung des Lazarus, die vielleicht in dem Hintergrunde etwas lichter gehalten werden mögen, und dem Aufzuge des Mardochai zu Pferde, hat Hr. Haid die Anbetung der Hirten noch einer Originalzeichnung, und ein Brustbild nach einem Rembrandischen Gemälde, das der ältere Hr. Haid besitzet, herausgegeben. Wir sehen bey allen diesen Bemühungen um die schwarze Kunst, allemal mit einigen Verlangen auf diejenigen zurück, in welchen die Kiliane in Augsprug und mit ihnen die Kunst des Grabstichels geblühet, und fürchten nur zu sehr, daß die Leichtigkeit, geschabte Blätter zu liefern, wiewohl man auch an diesen die Eil verspüret, der ungleich schwerern Kunst des Grabstichels nicht in die-

sen

sen Gegenden zu viel Nachtheil bringe. An der Kunst der Edelinke, der Audran und der Drevet sieht sich das Auge niemals satt, und zu dem Verdienste der schwarzen Kunst bey den Engländern, gehört auch dieses vielleicht mit, daß in derselben Meisterstücke selten sind. Es wird bey der Fähigkeit des Hrn. J. E. Haid nur an einem Entschlusse liegen, sich an der andern Seite stark zu zeigen.

Dresden. Da die vaterländischen Alterthümer nunmehr ein vorzüglicher Gegenstand hiesiger Bemühungen geworden, und die hiesige Gallerie der Antiken auch von dieser Seite nach und nach einen Zuwachs erhält: so wird zugleich deren Erklärung, besonders eines metallenen, vermuthlich deutschen Götzenbildes, das in der Gegend Königshayn unweit Görlitz unlängst ausgegraben, und durch die aufmerksame Gefälligkeit des dort begüterten Hrn. von Schachmann in die Gallerie geschenkt worden, in demjenigen Verzeichnisse zu erwarten seyn, welches der fleißige und gelehrte Aufseher besagter Gallerie, Hr. Wacker unter der Feder hat. Dieses wird sich durch Erläuterungen verschiedner noch nicht sattsam erklärter Antiken, und, wo es nöthig, durch besondre Abhandlungen, von bloßen Namens-Verzeichnissen unterscheiden. Es sind Zeichnungen noch nicht bekannt gemachter Antiken, insonderheit der herkulanischen Vestalen, unter der Direction des Hrn. Prof. Casanova fertig geworden, und in Bereitschaft, einem geschickten Kupferstecher übergeben zu werden.

Leipzig. Hr. Bernigeroth hat ein sehr sauberes Bildniß nach der Zeichnung und Anordnung des Director und Professor bey der leipziger Malerakademie Hrn. Oesers, von dem verstorbenen Hrn. Joh. Zach. Richter, Baumeister bey hiesiger Stadt geliefert. Es ist dieses dem Programma vorgesetzet, welches der berühmte Hr. D. Ernesti, diesem würdigen Manne im Namen der Universität, zum Andenken verfertiget. Ein herrlicher Garten, hauptsächlich aber Sammlung von Gemälden, Kupferstichen und Zeichnungen, eine wahre Zierde hiesigen Orts, einem seiner Söhne, Hrn. Thomas Richter hinterlassen, welcher als ein nicht geringerer Kenner und Freund dieser schönen Künste, dasselbe immer mehr zu bereichern, und gemeinnütziger zu machen suchet, hat obbenannten Gelehrter zu einer sehr arti. Abhandlung Anlaß gegeben, worinnen er die Handlung als eine Nutricem artium pulcrarum betrachtet. Diesem Programma ist noch ein Elogium auf den Hrn. D. Zach. Richter, einem geschickten Rechtsgelehrten, der seinem Vater bald im Tode gefolget, von der eleganten Feder des Hrn. Apellationsrath Plattners beygefügt. Vier ausnehmend schön geätzte Vignetten vom Hrn. Oeser, geben dieser Schrift eine besondre Zierde.

Hannover. Von der herrlichen St. Genevieve des von Loo, so Balechou gestochen, ist vor kurzem das Original nach Hannover gekommen, indem es der Hr. General von Wallmoden, ein wahrer Kenner und Freund der Kunst, im vorigen Jahre zu

Avignon, nebst andern schönen Stücken, aus dem Kabinette des Mr. de Mornas erkaufet hat. So schön das Kupfer ist, so hätte doch in den Köpfen, so wohl der Heiligen als der Engel mehr Heiterkeit und Anmuth seyn können.

Neue Bücher die schönen Künste betreffend, aus Frankreich.

Paris. Traité historique & critique sur l'Origine & les progrès des charactères de fonte pour l'impression de la musique, avec des épreuves de nouveaux charactères de musique, présentés aux Imprimeurs de France. Par Mr. *Fournier* le jeune. A Paris, chez Barbon 1765. in 4to. (50 Pag.) Da wir schon seit geraumer Zeit den vortrefflichen Breitkopfischen Notendruck haben, so ist es der Mühe werth, daß wir diese Schrift, die eine so nützliche Kunst betrifft, anzeigen. Der einsichtsvolle Verf. ist schon durch verschiedne Schriften, die er über die Erfindung der Buchdruckerey geschrieben, und die wir zu ihrer Zeit angemerket haben, bekannt, und er ist es, dem Paris itzt die schönsten Charaktere seiner Schriften zu danken hat. In gegenwärtiger Schrift handelt er von den Charaktern der Musik: er schreibt den ersten Gebrauch einem gewissen Pierre Hautin, Kupferstecher, Schriftgießer und Drucker in Paris, im Jahre 1525. zu: er zeiget die vornehmsten Künstler an, die sich darinnen hervor gethan, und folget dem Fortgange der Notencharaktere bis auf itzige Zeiten. Ein andrer Gegenstand dieser Abhand-

Abhandlung ist, zu beweisen, daß die Buchdrucker ein Recht auf den Notendruck haben, weil darüber in Paris ein Streit entstanden. Am Ende finden sich zwo Proben von Notendrucke.

Dictionaire Pittoresque & Historique, ou Description d'architecture, peinture, sculpture, gravure, histoire naturelle, antiquités, & des établissemens & monumens de Paris, Versailles, Marly, Trianon, Saint-Cloud, Fontainebleau, Compiegne, autres Maisons Royales & Châteaux à environ quinze lieues autour de la Capitale &c. Par Mr. Hubert, Amateur. 2 Vols in 12. Chez Claude Herissant. Der erste Band dieses Buchs handelt von den Alterthümern und der Zeit der Errichtung der verschiednen Monumente und Kunstfabriken: eine Anzeige der besten Werke in der Bau- Bild-hauer- Kupferstecherkunst und Malerey: eine Beschreibung der Naturalienkabinette, und überhaupt was die Stadt und Gegend um Paris merkwürdiges enthält. Im zweyten Bande findet man ein Verzeichniß der Seltenheiten in den königlichen Schlössern. Am Ende vier Abhandlungen über jede dieser Kunst, wo von ihrem Ursprunge und Fortgange gründlich und kurz gehandelt wird; endlich 4 alphabetische Verzeichnisse von den berühmtesten alten und neuern Künstlern dieser verschwisterten Künste, mit verschiednen historischen und malerischen Anmerkungen. Was dem Buche vielleicht an Zierlichkeit des Styls mangelt, hat der Verf. durch Fleiß und Richtigkeit ersetzet.

 Jour-

Journal des Romans, ou Abrégé des meilleurs Romans depuis le premier qui a paru en France, jusqu'à ceux qui paroissent aujour'dhuy. Das Unternehmen, alle mögliche französische Romanen von dem ersten an, der in Frankreich erschienen, bis auf unsre Zeiten zu liefern, muß, wenn die Ausführung mit dem Plane, den der Verf. davon giebt, übereinstimmt, sehr interessant werden. Wir wollen die Einrichtung, die dabey soll beachtet werden, hersetzen, und wir müßten uns sehr irren, wenn es auf diese Weise nicht zugleich eine angenehme Geschichte der Sitten und des Geschmacks nach ihren verschiednen Veränderungen werden könnte. 1) Wird man allezeit eine kurze Lebensbeschreibung von den Verfassern geben. Darauf folget 2) der Roman selbst, zwar ins kurze gezogen, doch so, daß man ihm seine Form, seine Abtheilungen und Styl lassen wird, mit einer gegenüber stehenden Uebersetzung. 3) Wird man diesen Roman prüfen, und seinen Werth zu bestimmen suchen. 4) Gesetzt, eben derselbe Schriftsteller habe noch mehr Romane geliefert, so sollen sie alle in der angegebenen Ordnung folgen, und man wird über das Genie des Verfassers Anmerkungen beyfügen, und dieses wird 5) auch mit den übrigen Romanschreibern bis zur zweyten Epoke geschehen, mit der sich auch die zweyte Abtheilung anfangen wird. Noch zu Ende wird man 6) kurze Anmerkungen über die Geschichte derselbigen Zeiten beyfügen, und untersuchen, ob die Sitten, Gewohnheiten, Feste und dergleichen dem Zeitalter des Verfassers zukommen. Hierdurch wird man auf einer Seite den

Philo-

Philosophen eine Genüge thun können, die die Geschichte der Künste, der Wissenschaften, der Litteratur und der Sitten zu untersuchen begehren: auf der andern Seite aber auch denjenigen, die eine blos angenehme Unterhaltung suchen.

Projet d'une Salle de Spectacle pour un Théatre de Comédie. Paris, chez Jombert, 1766. Dieser Entwurf zu einem neuen Theaterhause verdient eine vorzügliche Aufmerksamkeit, und ist hauptsächlich denenjenigen zu empfehlen, die dergleichen zu bauen vorhaben. Eigentlich ist es das Theater des bekannten Palladio mit einigen Veränderungen. Der Hauptfehler unsrer Schauspielplätze ist vornehmlich dieser, daß sie zu tief sind, mithin die mittelsten Logen, die in Ansehung der Zuschauer die vortheilhaftesten seyn sollten, zu entfernt sind, als daß man darinnen gut sehen und hören sollte, hinwiederum daß die Seitenlogen die Scenen nur von einer Seite, so wie auch die Schauspieler sehen. Der Verfasser schlägt also die ovale Forme in die Breite vor, durch die sich alle Zuschauer dem Theater mehr nähern, und die Bühne von forne sehen: den Einwurf, daß diese alsdenn in dem Verhältnisse der Höhe zu breit seyn würden, hebt er dadurch, daß er 3 Abschnitte in der Bühne anbringt, wo die mittelste die Hauptscene, und die beyden auf der Seite Nebenscenen die wieder ihre eigne Decoration haben, ausmachen; man kann nicht läugnen, daß dieses sowohl zur Pracht, als auch zu vielem Vortheile der Schauspieler und der Vorstellung, als auch der Autoren selbst, die die Einheit des Orts so sehr einschränkt,

dienen würde: man könnte auf diese Art die Aussicht, verschiedne Gebäude, wo die Scene vorgehen sollte, anbringen, und wir haben etwas Aehnliches bey verschiednen Gelegenheiten auf dem französischen Theater in Paris gesehen. Der Verf. zeiget hierauf den Vortheil dieser Form in Absicht auf die Menge der Zuschauer, und stellet diesfalls eine Vergleichung mit dem itzigen Schauspielplatze in Paris an, wo er die Abtheilungen von seinem Theater in Absicht auf die Plätze der Zuschauer angiebt. Die letzte Neuerung die er vor hat, betrift die Erleuchtung: Er schlägt Mittel vor, daß diese von oben durch einen Untersatz unter dem Plafond hereinkömmt, und diese Methode hat uns vorzüglich gefallen. Wir würden mehr davon sagen, wenn es ohne die Kupferstiche, die sich dabey befinden, deutlich genug geschehen könnte: hoffen aber von diesem kleinen Werkchen, das in seiner Art wichtig ist, ehestens eine deutsche Uebersetzung ankündigen zu können: ein geschickter Schüler der leipziger Malerakademie, Hr. Liebe, hat bereits die Kupfer davon nachgestochen.

Pensées Philosophiques de Mr. de Voltaire, ou Tableau Encyclopédique des connoissances humaines, 2 Vol. in 12. chez Herissant. Diese beyden Bändchen enthalten in einer guten Wahl Charaktere, Schilderungen, Bilder und Maximen, die nach den Materien geordnet sind, und jede Leser werden etwas darinnen für ihren Geschmack finden.

Histoire de l'Art de l'Antiquité par Mr. Winkelmann, 1 Vol. in 8vo avec fig. a Paris,

ris, chez Saillant. Wir begnügen uns blos den Titel dieser Uebersetzung anzuzeigen, da wir noch nicht Gelegenheit gehabt, sie mit dem Originale zu vergleichen.

La Traduction de Lucain par Mr. Marmontel, in 8vo. Diese Uebersetzung ist mit den herrlichsten Kupferstichen und Vignetten verzieret, und der Verleger Merlin hat keine Kosten geschont, ihr alle mögliche Pracht zu geben.

Lettres en Vers, ou Epitres Héroiques & amoureuses. A Paris, de l'Imprimerie de Sebastian Jorry, 1766. (51 Pag.) Die witzigen Köpfe in Paris sind immer noch mit Heroiden geschäftig. Diese Sammlung enthält ihrer dreye. Octavie, Soeur d'Auguste, à Antoine. (Es ist dieses die dritte Ausgabe dieser Heroide, die schon 1760 erschien, aber hier ganz umgeschmolzen ist.) Hero à Leandre. Abailard à Héloise: sie sind vom Hrn. Dorat, sowohl als Réponse de Valcour à Zéila précédée d'une lettre de l'auteur à une femme qu'il ne connoit pas, chez le même, (42 Pag.) Der witzige Verfasser ist schon durch eine Menge solcher reizender Kleinigkeiten zu bekannt, als daß wir viel zu seinem Lobe anzuführen brauchen. Wir haben sie allezeit zur Zeit ihrer Erscheinung angeführet, und wollen hier blos die Titel wiederholen, da sich der Verfasser anfänglich verborgen gehalten. Es sind Lettre de Barnevelt à Truman son Ami. Lettre de Zéila à Valcour. Lettre du Comte de Comminges à sa mère, suivie d'une Lettre de Philomèle

à Progné. Combabus. Regulus. Catherine. Le Pot-pourri, suivi d'une Epitre à mon Ami.

Von eben diesem Verfasser ist ein Gedicht in 3 Gesängen Les Tourterelles de Zelmis erschienen. Die Idee davon ist witzig, und die Ausführung höchst reizend. Der Liebhaber Zelmis, der der Stadt überdrüßig ist, begiebt sich aufs Land, und genießt daselbst der Freuden der Natur in der Nachbarschaft seiner Geliebten.

Il faut un monde aux voeux d'un Conquérant;
Mais un Jardin remplit ceux d'un Amant.

Ein Taubenschlag erhält durch ein paar Turteltäubchen, die Zelmis darein setzt, einen besondern Werth in seinen Augen. Alle Vögel dieses Aufenthalts bezeigen ihre Freude über ihre Gegenwart, durch tausend Liebkosungen, denen desto mehr Klagen über ihre Abreise folgen. Nitor und Blandula, (so heissen die beyden Täubchen) wissen sich durch nichts als ihre Liebe zu trösten. Zelmis kömmt nach einigen Tagen mit ein paar Freundinnen zurück: Der Liebhaber beschreibt ihre Vergnügungen:

Dans un Salon, de guirlandes orné,
Où le Zéphir semble être emprisonné,
Zelmis s'envole, avec sa cour fidelle,
Corinne, Eglé, qu'elle entraîne après elle:
Des amis vrais partagent mon bonheur:
Tous les plaisirs sont entrés dans mon coeur;

Tous

Tous ces plaisirs qu'un monde vain soupçonne,
Qu'amour promet, & que l'amitié donne.
On se rassemble; on s'est déja placé
Près de l'autel que Comus a dressé.
Zelmis s'assied: un pavillon de roses,
Jeunes comme elle, avec aurore écloses,
Parfume l'air, & tient lieu de l'ambris:
L'amour y plane, il sourit à Zelmis;
Et sur son front balance un diadême,
De mirthes frais qu'il a cueillis lui-même.
Des instrumens les accords les plus doux,
Par intervalle, arrivent jusqu'à noux.
L'oeil de Zelmis & s'anime & s'enflamme:
Tout son esprit est epuisé dans son ame.
Sa belle main verse dans les cristaux
Ce jus ambré, mûri sur le côteaux.
De sa vapeur, l'éclair de la saillie
Naît sans efforts, brille & se multiplie,
Chaque convive en ces momens heureux
Boit le plaisir dans la coupe des Dieux.

Das verliebte Paar läuft nach den Taubenschlägen; sie sehen die Liebkosungen der beyden Täubchen:

Pendant ces tems, tous les autres oiseaux
Par mille jeux font plier les rameaux.
Tout s'attendrit, tout brûle en ces asyles;
On n'y voit point des coeurs froids & tranquilles;
La jouissance est un nouvel attrait:

L'amour renaît de l'amour satisfait.
L'affreux dégoût, enfant de la foiblesse,
N'y corrompt point cette immortelle ivresse,
Ce ne sont point de passagers desirs;
C'est le bonheur fixé par les plaisirs.
Que de soupirs! que d'ardens sacrifices!
Que de baisers, de feux & de délices!
Chaque panier, dans ce séjour charmant,
Renferme un époux, ou renferme un amant.

Alle diese Gegenstände machen einen so zärtlichen Eindruck auf die Zelims, daß sie ihrem Liebhaber in die Arme fällt, und er ihr in der Betäubung einen sehr wollüstigen Kuß raubet. Sie flieht voll Zorn über diese Verwegenheit, da sie zu sich selbst kömmt. Die Natur scheint sich selbst zu interessiren: der Wind stürmt: es läßt sich der Donner hören: der Taubenschlag wird zerrissen. Ein Stoßvogel nützt die Gelegenheit zu einer Niederlage unter den Tauben. Mitor wird verwundet, seine Geliebte verschwindet: der Liebhaber der Zelims, beweint den vermeinten Tod dieses Täubchen. Indessen geht Amor vorbey, er sieht diese Unordnung, und freuet sich hier Gelegenheit zu seiner Bosheit zu finden. Er schickt eine falsche Blandula in den Taubenschlag, eine wahre Buhlerinn, die am Hofe der Cythere erzogen worden. Ihre Buhlereyen stiften daselbst große Unordnungen, alles wird verbuhlet und ungetreu, und alle Herzen verderben.

Telle autrefois on vit la jeune Armide,
Cachant ses voeux sous un maintien perfide,
De nôtre foi seduire les soutiens,
Et diviser le camp des Chrétiens.

Nitor selbst läßt sich durch die falschen Schmeicheleyen der vermeynten Blandula hintergehen: zum Glück bemerkt es sein Herz, und er entflieht der Verführerinn. Blandula sieht alles vom nächsten Ast, fliegt zu ihm nieder und belohnt ihn für seine Treue durch die zärtlichsten Zeugnisse ihrer Liebe. Zelmis läuft herzu. In der Freude ihr Täubchen wieder gefunden zu haben, versöhnt sie sich mit ihrem Liebhaber, und alles bis auf den Kuß wird ihm vergeben. Diesem Gedichte ist eine Abhandlung über die erotische Poesie vorgesetzt, die viel interessantes enthält.

Eine andre Heroide bey eben demselbigen Verleger ist von Mr. Blin de Sainmore: unter dem Titel, Lettre de Gabrielle d'Etrées à Henri IV. précédée d'une Epitre à Mr. de Voltaire & de sa réponse. 1766.

Bey Michel Lambert ist ebenfalls eine Heroide Lettre de Caton d'Utique à Cesar auf 32 Seiten herausgekommen. Caton schreibt in dem Augenblicke, da die Stadt Utica bereit ist sich zu ergeben, nachdem sie die Friedensbedingungen des Cäsars ausgeschlagen. — Wir können nicht läugnen, daß wir uns nicht überwinden können, sie alle durch zu lesen, ungeachtet der Vertheidigung die Hr. Dorat seiner Reponse de Valcour für diese Art von Gedichten vorgesetzt: die Einförmigkeit bleibt immer

ein Vorwurf der nicht zu heben ist, zumal da die meisten immer aus vielen 100 Versen bestehen. Destomehr reizet uns die typographische Schönheit dieser Werkchen, und die vortrefflichen Kupferstiche und Vignetten, die alle diese vorgedachten Heldenbriefe begleiten: sie sind von einem Eisen, Aliamet, de Longueil, Fessard, und andern großen Künstlern, und man kann sich nicht satt daran sehen. Daß die Franzosen selbst darinnen mit uns einstimmig sind, beweisen die Epigrammen, die sie wider diese heroischen Dichter ausschütten. Hr. Dorat führet eines von einem gewissen Abt an, das gewiß das Gefühl der meisten Leser ausdrückt:

Lorsque j'admire ces *Estampes*,
Ces *Vignettes*, ces *Culs-de-Lampes*,
Je crois voir en toi, pauvre Auteur;
(Pardonne à mon humeur trop franche,)
Un malheureux Navigateur
Qui se sauve, de planche en planche.

Les Sens, Poeme en Six Chants. A Londres (Paris) 1766. (184.) Dies Gedicht ist mit aller möglichen Pracht gedruckt. Der Innhalt dieser 6 Gesänge ist das Gehör, das Gesicht, das Gefühl, der Geschmack, der Geruch, der Genuß. „Ich rede, sagt der Verfasser, in diesem Gedichte, nicht von den Sinnen als ein Zergliederer, noch ist meine Absicht einen chirurgischen Traktat aus einem Werke zu machen, wo alles die Sprache der Empfindung reden soll. Ich habe unsre sinnlichen

chen Empfindungen, nicht aber ihre Triebfedern beschrieben: dies überlasse ich andern: ich lehre blos, wie man ihrer gebrauchen soll: ich suche blos die Verhältnisse der Sinne mit der Seele: ich schreibe für die Schule von Paphos, nicht für die von Saint-Come. Alle meine Gesänge sind durch die Einheit des Interesse, der Oerter und der Personen verbunden; alle entwickeln die auf einander folgenden Wirkungen der Sinne auf unsre Seele, und der Seele auf unsre Sinne. Jede empfindliche Seele, die verdient hat, zu hören, zu sehen, zu fühlen, und die Liebe zu schmecken, kann sagen, das ist meine Geschichte.„ — Die Leser werden hieraus leicht sehen, was sie hier zu suchen haben: den Gebrauch der Sinne zu einem wollüstigen Vergnügen in weichen und lydischen Tönen. Der Verf. hat viel Delikatesse im Ausdrucke, und die abwechselnde Versart giebt seinem Gedichte eine besondre Anmuth: besonders haben uns auch hier die vortrefflichen Kupferstiche, an der Zahl 7. und die Anfangs- und Schlußvignetten von den Händen der berühmtesten Künstler gereizt, und wir haben mit Vergnügen aus der Unterschrift gesehen, daß zu einigen der jüngere Hrn. Wille, ein Sohn unsers würdigen und trefflichen Landsmannes die Zeichnungen verfertiget: die übrigen sind von Eisen gezeichnet, und von de Longueil und Aliamet gestochen.

Amsterdam. Le Temple des Arts, ou le Cabinet de Mr. Bramcamps, poëme de 1500 vers, suivi d'un Catalogue raisonné de ce Cabi-

Cabinet. Vol. in 4to. Von diesem Buche, welches vielleicht in seiner Art wichtig seyn kann, wissen wir vor der Hand nichts als den Titel anzuzeigen:

Histoire des progrès de l'Esprit humain dans les Sciences exactes & dans les Arts qui en dépendent; sçavoir l'Arithmétique, l'Algebre, la Géométrie, l'Astronomie, la Gnomonique, la Chronologie, la Navigation, l'Optique, la Méchanique, l'Hydraulique, l'Acoustique & la Musique, la Géographie, l'Architecture civile, l'Architecture militaire, l'Architecture navale, avec un abrégé de la vie des Auteurs les plus célébres dans ces Sciences. Par Mr. *Saverien*. Chez *la Combe* 1766. Vol. in 8vo de près de 600 pages. Der Titel dieses Werks zeiget zur Gnüge den Innhalt an: Hr. Saverien versichert, daß dieses Buch eine Frucht eines beständigen Fleißes von mehr als 20 Jahren sey, und er hat schon, außer verschiednen Schriften über diese Materien, durch sein Dictionaire universel de Mathematique & de Physique, in 2 großen Quartbänden mit 100 Kupfertafeln gezieret, welches 1753 erschien, und mit vielen historischen Anmerkungen begleitet ist, gewiesen, daß man sich etwas Gutes von vorgenanntem Buche versprechen darf: es ist ein artiges Kupfer vorgesetzt, welches Mr. Deseve gezeichnet und Maffard gestochen hat.

Neue Kupferstiche vom Jahre 1766.

Jänner. Vom Hrn. von Voltaire ist itzt das ähnlichste Bildniß erschienen, das man noch von ihm gehabt. Hr. Danzel hat es nach dem Leben auf dem Schlosse zu Ferney abgezeichnet, und Mr. Andray verkauft es um 3 Livres. Das Gegenbildniß ist Rousseau, welches eben daselbst zu finden ist.

Hr. Littret hat nach Carl Vanloo ein Concert des Sultans gestochen. Die Hauptfiguren darinnen sind die Bildnisse des verstorbenen C. Vanloo, seiner Frau, seiner Tochter und seiner beyden Söhne. Es ist von einer schönen und großen Zusammensetzung, und man kann es zum Gegenbilde von dem Kupferblatte des Lepicie, le Bacha, qui fait peindre sa Maitresse nach eben diesem Maler nehmen.

Februar. Etrennes Françoises. Das Jubeljahr oder das 50ste Jahr der Regierung des Königs, scheint zu dieser Unternehmung Anlaß gegeben zu haben. Es ist ein Quartband von 68 Seiten, die die vornehmsten Denkmäler, welche während derselbigen errichtet worden, vorstellen. Das erste Blatt ist in Form eines Medaillon, und zeiget den Innhalt des Ganzen auf eine allegorische Art. Man sieht das Königreich Frankreich vor einem Weihaltare knien, indem es seine Augen nach dem Medaillon des Königs erhebt. Dieser wird von dem Herkules gehalten, der auf fascibus militaribus sitzt, die übrigen Zierrathen sind dem Innhalte gemäß, und stimmen zum Ganzen ein. Es folget 1) ein Medaillon, der die Errichtung der Soldatenschule vorstellet. 2) Die

Ein-

Einweihung der Statue des Königs zu Pferde. 3) Die neuen Hallen zum Getraide und Mehl. 4) Der König wie er den Grundstein zur neuen Kirche der heil. Genevieve legt. Das letzte Stück hat auch eine Beziehung auf das Jubeljahr. Es ist die Kopie eines Gemäldes, in Miniatur gebracht, welches von dem Prevot des Marchands dem Könige unlängst überreicht worden, und enthält ebenfalls eine Allegorie. Jedem Kupferstiche sind kurze Erklärungen beygefügt, deren Verfasser der Abt de Petity, Prediger der Königinn ist. Man findet sie beym Buchhändler Simon.

Zu den Monumens érigés à la gloire de Louis XV. giebt Hr. Patte ein Supplement, welches die Beschreibung und Einweihung der Statue des Königs zu Rheims enthält, den Käufern des Werks gratis aus.

Merz. Beauvais verkauft ein allegorisches Blatt, dem Andenken des Dauphins gewidmet. Man sieht Frankreich auf seinem Globus gestützt sich dem tiefsten Schmerze überlassen. Die göttliche Weisheit tröstet es, indem es auf einen Zweig zeiget, der aus einem umgefallenen Baume sprießt. Vor ihr widmet ihm die Frömmigkeit eine Pyramide mit den Worten: Iam maturus coelo. Sie hängt eine Sternenkrone zum Zeichen der unsterblichen Belohnung seiner Tugenden auf. Am Fußgestelle überreichen zween Genii der Frömmigkeit das Bildniß des Prinzen.

Unter dem Titel: La Fleuriste hat Mr. de Marcenay wieder ein schönes Blatt nach Gerhard

Dow

Dow geliefert. Es stellet eine junge Person vor, die sich nachläßig an ein Fenster stützet. Sie ist im Begriff eine Nelke wegzunehmen, die ihr unter der Hand lieget: andre Gedanken aber scheinen sie auf eine angenehme Art in diesem Vorhaben zu zerstreuen. Es ist die 26 Numer von seinen Werken.

Hr. Aliamet hat nach einem der schönsten Gemälde nach Berchem, ein Kupfer le Port de Genes von einer sehr großen Wirkung geliefert. Der Innhalt zeiget sehr verschiedne Gegenstände, die auf das angenehmste gegen einander abstechen. Das Blatt kostet 12 Liv.

Bey eben diesem Künstler findet man noch zwey andre. Das eine, das er selbst nach Pernet gestochen, hat den Titel: Incendie nocturne. Der Preiß ist 3 Liv. Das zweyte: Fin d'Orage, nach Bonaventur Peters, ist von Yves le Gouasse gestochen.

April. Von Hrn. Wille haben wir wieder ein vortreffliches Stück nach Terburg l'Instruction Paternelle, in Kupfer erhalten. Wir würden ein Mißtrauen gegen unsre Leser bezeigen, wenn wir etwas zu seinem Lobe hinzusetzen wollten; eine junge Weibsperson steht vor ihrem sitzenden Vater, der ihr gute Lehren zu geben scheint; neben ihm sitzt die Mutter, die sich indessen mit einem Glase Wein beschäftiget: es ist der verwittweten Kaiserinn Majestät zugeeignet.

Die vereinigten Buchhändler, die das Recueil de Planches sur les Sciences, Arts, Metiers & Manufactures verkaufen, haben die Subscri-

benten durch ein Avertissement unterrichtet, daß sie bey Auslieferung des 4ten Bandes der Kupferstiche, wofür sie 36 Pf. empfangen sollen, ihrer Verbindlichkeit eine Genüge gethan zu haben, glauben. Der große Ueberfluß an Materien ist Ursache, daß noch eine sehr große Menge von Kupferstichen zur Bekanntmachung übrig bleibt, wovon ein ansehnlicher Theil bereits fertig ist. Da sie die Folge von den vorhergehenden ausmachen, so werden die Subscribenten im Verhältnisse des alten Preises die Fortsetzung bezahlen: nämlich 226 Liv. für 1000, oder 56 Liv. 10 S. für 250 Blatt, ob sich gleich die Kosten in Ansehung derselbigen vermehret haben.

Zur Geschichte der Kunst gehöret die Erfindung unsrer Zeiten, dem Golde alle Farben und Gestalten zu geben. Mr. Tiron von Nantenille, Königl. Goldschmidt, hat itzt davon ein Meisterstück geliefert. Es ist eine Vase mit verschiednen Blumen, als die Rose, die Nelke, die Orangenblüte, die Veilche, der Jesmin und die Jonquille. Das Gold trägt hier die Farbe der Natur in einem so hohen Grade, daß das Auge selbst getäuschet wird, ja so gar der Geruch: denn jeder Blume, welches nicht weniger bemerkt zu werden verdienet, hat er den ihr eignen Geruch zu geben gewußt.

Nachtrag zu den französischen Kupfern vom vorigen Jahre.

Buldet verkauft einen Kupferstich vom Hrn. Henriquez gestochen, der eine rußische Pastorale, le

joueur

oueur de balalaye, nach dem Originalgemälde des Mr. le Prince vorstellet.

Mr. l'Evesque hat nach Mr. F. A. Castelle, en großen Schauspieler le Kain, in der Rolle des Dengis-Kan gestochen.

Die junge Frau, welche wäschet, nach Greuze om Mr. Danzel in Kupfer gebracht, vereiniget lles, was die Liebhaber im Originale reizendes ge- unden haben.

Das Bildniß des Abt Chauvelin von Mr. Roitte, nach Mr. Roslin, einen Schweden von Geburt, ist das Gegenbild vom Abt Pucelle.

Wir haben unsern Lesern von der Reise des Hrn. Watelets, der sich durch sein Gedicht von der Kunst r malen, und den dazu radirten Kupfern bekannt emacht, zu seiner Zeit Nachricht gegeben. Er ellte solche mit Mad. le Comte einer Kennerinn n. Da blos die Künste der Endzweck von der Be- uchung Italiens waren, so mußte ihnen der Aufent- alt in einem Lande, das vormals der Sitz der Künste var, und zum Theil noch ist, sehr nutzbar und an- enehm werden. Daß sie sich mit den Künsten be- häfftiget, davon sind einige artige Blätter ein Be- veis, welche sie bey ihrem Aufenthalte zu Rom in Kupfer geätzt haben. Es sind uns dieselben erst euerlich zu Gesichte gekommen, da sie aber nur für hre Freunde gemacht, und folglich sehr rar sind, so vird es den Liebhabern nicht unangenehm seyn, eine Anzeige davon zu lesen.

Hr. Watelet und der schon oft gelobte Weirotter, haben eine Suite von 9 Blättern in Quart nach den Zeichnungen eines jungen Franzosen de la Vallée Poussin, verfertiget, die sich auf seine und der Madame le Comte Reise beziehen.

Das 1ste Blatt ist die Zueignung an seine Gefährtinn Madame le Comte, Rom 1764. von Weirotter.

2. Bildniß der Mad. le Comte: auf dem Tische liegt ein Medaillon des Cardinal Albani. Watelet.

3. Auf einen Stein, der oben mit einer Vase besetzt ist, liest man die Worte: Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci, 1764. zur Seite liegen Radirnadeln, eine Rolle Papier und ein Buch. Weirotter.

4. Minerva zeigt den beyden Reisenden den Weg zu einem römischen Tempel. Ebend.

5. Audienz des Hrn. Watelet bey dem französischen Gesandten in Rom, über Ihnen schwebt die Minerva in den Wolken. Ebend.

6. Die Minerva zertheilt für sie die Wolken, welche bisher die Alterthümer vor ihren Augen bedeckten. Ebend.

7. Sie besehen den berühmten Apollo im Vatican, bey einer Fackel, die die Minerva hält. Ebend.

8. Sie werden in die Gesellschaft der Arcadier aufgenommen.

9. Ihre Abreise von Rom nach Neapel, unter Anführung der Minerva, nebst dem Grabmal eines ihrer verstorbnen Reisegefährten. Weirotter.

Madame

Madame Marguerite le Comte hat das Bild-
iß des Cardinal Albani, des großen Liebhabers und
Sammlers von antiken Monumenten, in einen Me-
aillon radirt, mit dem Motto: Dignum laude
irum Musa vetat mori, 1764.

Außer diesen hat sie noch 5 Blätter: als eine
andschaft, eine Geschichte nach einer Rembrantischen
eichnung, einen Kopf in schwarzer Kunst, und noch
n paar andre Köpfe verfertiget.

Nachrichten von dem verstorbenen Hrn. Deshayes, Professor der Königl. Malerey- und Bildhauer-Akademie.

Außer dem berühmten Vanloo hat die französi-
he Malerey- und Bildhauerakademie, noch einen
ndern guten Künstler, nämlich den Hrn. Deshay-
es im vergangnen Jahre verloren. Jean Ba-
ista Deshayes wurde zu Rouen 1729 geboren.
r erhielt den ersten Unterricht im Zeichnen von sei-
m Vater, der noch lebt, und sich an demselben Orte
ufhält. Der junge Deshayes wurde von ihm an
rn. Colin de Vermont addressiret, ob dieser gleich
ine Schüler annahm. Dieser that ihm nachgehends
m Hrn. Restout, der ihm die guten Grundsätze
ngab, durch die sich sein Talent nachmals erhob.
r gab bald Proben von seiner Fähigkeit, und er-
elt sehr oft die Preißmünzen, die bey der Akademie
f die besten Zeichnungen gesetzt wurden. Bey ei-
r Reise, die er nach Rouen that, erhielt er den Auf-
g zu verschiednen Gemälden für die dort herum-
genden Klöster. Er verfertigte einige davon

unter den Augen des Hrn. Restout in Paris. Sein Gemälde von der Frau des Potiphars, welches er kurze Zeit hernach verfertigte, und wodurch er mit um den von der Akademie ausgesetzten Preiß arbeitete, zog ihm die Gewogenheit des Hrn. Boucher zu. Es brauchte bey diesem großen Künstler keine andre Empfehlung als sein Genie. Er nahm den jungen Deshayes mit der Gefälligkeit und dem Eifer auf, den er allen Schülern von großer Hoffnung bezeiget. Hr. Restout überließ ihm die Aufsicht desselbigen um desto lieber, da er seinen Sohn selbst in diese Schule that.

Im Jahre 1751 erhielt er den ersten Malerpreiß bey der Akademie, und erwarb sich mithin dadurch den Zutritt in der Schule der von dem Könige unterhaltnen Zöglinge, unter der Aufsicht des verstorbnen Carl Vanlao, wo er sich 3 Jahre lang dessen Unterricht zu Nutze machte. Er verfertigte in dieser Schule diejenigen Gemälde, die jedes Jahr zum Beweise, wie weit jeder Schüler gekommen, erfordert werden. Das erste war Loth mit seinen Töchtern; das zweyte, die Psyche in Ohnmacht; und das dritte, die Entführung des Cephalus von der Aurore. Er lieferte binnen dieser Zeit noch zwey andre Gemälde, die sich zu Rouen befinden, die Verkündigung und Heimsuchung Mariä. Man war so sehr zufrieden damit, daß man ihm auch die Verfertigung der Gemälde für die Kirche St. Andreas, in dieser Stadt auftrug, die er während seines Aufenthalts in Rom, zu vollenden gedachte. Hier fieng er an sich wieder nach seinem Vaterlande

zurück

urück zu sehnen. Er schrieb die Ursache seiner
hwächlichen Gesundheit zu. Einer seiner Came-
aden hatte eben den Anfall, und sie hielten um ihre
Rückkehr an: aber es wurde ihnen abgeschlagen,
nd obgleich den andern seine kränklichen Umstände
öthigten, zurück zu kehren, so mußte er doch aushal-
en. Durch die Liebe zur Kunst überstieg er seinen
Ekel, unterzog sich seiner Arbeit mit einem neuen Ei-
er, und machte einen geschwinden Fortgang. Nach
iner Wiederkunft in Paris, stellte er sich der Aka-
emie vor: Hr. Boucher gab ihm seine Tochter zur
Ehe: den 30sten September 1758 wurde er mit all-
emeinen Beyfall aufgenommen. Nach den Ge-
mälden, die er überreichte, urtheilte man, daß er zur
roßen Manier bestimmt und sein Pinsel der höchsten
Wirkungen fähig sey. Er rechtfertigte auch in der
Folge bey jeder Ausstellung im Louvre diese günstige
Muthmaßung, und sein Ruhm war schon auf die
auerhafteste Art gegründet, als ein Umstand, den er
inem Falle zuschrieb, ihm an einem der zärtlichsten
Theile des menschlichen Körpers heftige Schmerzen
erursachte. Man schmeichelte sich nach einem Ge-
rauche der Heilungsmittel van einigen Monaten mit
einer Genesung, als man wahrnahm, daß er sich
nothwendig einer Operation unterwerfen müßte, die
war wohl von statten gieng, doch immer wegen der
verdrüßlichen Folgen, denen man nicht allezeit entge-
hen kann, sehr ungewiß ist. Hr. Deshayes hat ei-
nen von den sehr feurigen Charakteren, die sich der
Unruhe leicht überlassen, und vom Guten und Bösen
gleich, ganz durchdrungen werden. Diese Gemüths-

 art

art war ihm nachtheilig: sie bildete ihm die Gefahr einer leichten Hemorragie weit gefährlicher ab, als sie wirklich war. Es entzündete sich ein Fieber und er unterlag den 10ten Febr. des vergangenen 1765sten Jahres, da er nicht älter als 30 Jahr war. Aus der Geschwindigkeit, mit der er in so kurzem einen so grossen Ruhm erlangt, kann man schliessen, wie weit er es noch hätte bringen können.

Ausser den hier angezeigten Gemälden hat man noch eine Menge von ihm, die des größten Beyfalls würdig sind. Man findet davon ein sehr genaues Verzeichniß, nebst verschiednen andern dahin einschlagenden Umständen, in einem Sendschreiben des Hrn. Cochin, Sekretär der Akademie der Malerey und Bildhauerkunst unter dem Titel: Essai sur la vie de Mr. Deshayes, aus dem der vorhergehende Auszug genommen ist.

Neue dramatische Stücke.

Hr. Düclairon, Verf. der Tragödie Cromwell, hat den Gustav Wasa, ein Trauerspiel von Heinrich Brooke übersetzt. Man wird sich erinnern, daß Mr. Piron eben diesen Befreyer seines Vaterlands aufs Theater gebracht. Beyde Dichter haben aber dieses Subjekt von ganz entgegen gesetzten Seiten bearbeitet.

Notice de la Partie de Chasse de Henri IV. Comédie en trois actes & en prose: avec quatre Estampes en taille-douce d'après les desseins de Mr. Gravelot. Par Mr. Collé, Lecteur de S. A. S. Msgr. le Duc d'Orleans.

Chez

Chez Duchesne &c. Man kennt bereits die kleine komische Oper des Mr. Sedaine: le Roi & le Fermier. Der Innhalt gleichet sich beynahe völlig: beyde haben die Anlage aus einem englischen Stücke genommen, beyde haben ihre Vorzüge, und das Gegenwärtige ist ungemein interessant, und unterhaltend, und wir sehen nicht, warum es deswegen, weil eine wahre Person aufgeführet wird, weniger auf dem Theater gefallen sollte.

Am 19ten Febr. wurde auf dem italiänischen Theater zum erstenmale la Bergere des Alpes, eine Pastorale in 3 Aufzügen, mit untermengten Gesängen vom Hrn. Marmontel aufgeführet. Der Verf. hat nichts gethan, als daß er die angenehme Erzählung, die sich in seinen Werken befindet, in ein Drama verwandelt. Vielleicht hätte man es bey diesem Subjekt nicht thun sollen: es giebt verschiedne physische und moralische Handlungen, die sich nicht wohl für das Theater umbilden lassen, so angenehm sie in einer kleinen Geschichte seyn mögen. Uebrigens sieht man die Kunst des V. dessen leichter und schöner Styl, nebst den angenehmen Gesängen, immer noch das Stück empfehlungswürdig machet. Auch Hr. Desfontaines hat diese Erzählung in einer Comödie unter dem Titel Notice de la Bergére des Alpes, Comedie en un acte & en vers libres, bey Esclapart im Druck herausgegeben. Es ist auch nicht ohne Verdienst: die Entwicklung ist aber zu übereilt, und wie konnte es anders seyn, da er die Geschichte in einen Aufzug eingeschränket?

Am 3ten Merz ist auf dem französischen Theater ein neues Trauerspiel, Gustave, vom Mr. de la Harpe aufgeführet worden. Alle Bemühungen der Schauspieler sind nicht im Stande gewesen, die Zuschauer wegen verschiedner darinnen bemerkter Fehler zu befriedigen, und der Autor hat es wieder zurückgenommen.

England.

London. The Demagogue. By Theophilus Thorn, Esq. 4to Pr. 1 S. 6 d. Robinson and Roberts. In dieser Satyre wider den Herrn Pitt, (denn vermuthlich ist kein andrer gemeynt,) herrschet viel Poesie und ein wahrer juvenalischer Geist: man schließe aus folgenden Versen: „Ehe noch die Satyre von ihrem gedultigen Schlummer erwacht, und die rächende Geisel von Schlangen schwingt: ehe noch ihre Augen mit den funkelnden Strahlen des Blitzes die finstern Winkel seines Herzens beschauen: soll die Aufrichtigkeit des unvergleichlichen Steuermanns Gewalt, die sie in der fürchterlichen Stunde der äußersten Gefahr gefühlt, zugestehen! Die Wahrheit soll, mit der Trompete des Ruhms übereinstimmend, seinen Ruhm, in den erhabensten Gesängen verkündigen: er gebot dem Ungewitter der Schlacht zu brüllen, welches über die Tiefe von Ufer zu Ufer donnerte. Wie oft mitten unter den Schrecken des Kriegs an die blutigen Räder des Wagens der Gefahr gefesselt, wie oft hat mein Busen bey deinem Namen geglüht und aus meinen klopfenden Herzen den Beyfall gegeben, einen Beyfall,

all, der so unverfälscht, als die Röthe der Jugend, mit dem Betrug unbekannt, durch die Wahrheit geheiliget war! Wie oft segnete ich die edle Wuth des Patrioten, der es großmüthig wagte das strafbare Zeitalter zu züchtigen, der, von pathetischen, kühnen und starken Eifer fortgerissen, den vollen Strom der Beredsamkeit ergoß! der dem gewaltigen Sturz der Macht mit männlichem Stolze Troß bot und alle feilen Künste der Bestechung vernichtete, indem diese von fern durchdringenden Augen jeden feindlichen Entwurf sich erheben sahen: der jede Bewegung des treulosen Feindes bemerkte, jede Schlinge zerriß, und jeden Streich taub machte: Ein zärtlicher Enthusiast, von deinem Namen angefacht glühte ich insgeheim von einer gleichen Flamme, indem mein junger Busen, mit dem Betrug unbekannt, alle deine Tugend für wirklich hielt.„

„Ja, es war eine Zeit, ehe noch sein gewissenhaftes Herz von dem rauhen Pfade der Wahrheit abwich, da er noch von erhabnen Empfindungen brannte und ein Fremdling vor der Verderbniß schlüpfrigem Wege war: es war eine Zeit, da unser Patriot diese rechtschaffnen Maximen zu behaupten wagte, die er itzt verachtet. Wie beweinte er da seines Vaterlands Wunden und höhnte den unersättlichen deutschen Geyer, dessen grausame Klauen Albions Eingeweide zerrissen, und dessen hungriger Rache von seinem Blute triefte. Die Nebel des Irrthums, die unsre Vernunft in Irrthümer hüllten, verjagte seine Stimme, wie die Sonne. Und siehe! erschöpft, ohne Macht zu retten, sehen wir Britannien

 auf

auf der Welle ächzend schmachten: an ihrem Nacken hängt das mächtige Gewicht eines Mühlsteins, und zieht das sich sträubende Opfer zu ihrem Untergange hinab! Indessen daß dieser Gedanke unsern Busen mit Schrecken füllt, segnen wir den Mann, der solche Greuel verursachet.„

Schade! daß ein Dichter von so vielem Geiste nicht seine Geisel lieber wider allgemeine Fehler erhebt, da eine persönliche Satyre niemals leicht ohne Parteylichkeit, und selten von der Seite der Tugend und Menschenliebe empfehlungswürdig ist.

Falstaff's Wedding: a Comedy. Being a Sequel to the Second Part of the Play of King *Henry* the Fourth. Written in Imitation of Shakespeare, by Mr. Kenrick. 8vo. Wilkie. In dieser Comödie ist außer dem, was der Verf. aus dem Shakespear genommen, wenig der Aufmerksamkeit werth, und höchstens eine dramatische Schulübung. Nicht viel besser ist das Trauerspiel Ponteach; or, The Savages of America. A Tragedy, 8vo. Milan. Der Verf. ist Major Rogers, der ein besserer Officier, als Dichter seyn mag.

The Demi-Rep. By N. O. Author of the Meretriciad, 4to. Moran. Der Verf. hat in dieser Satyre die Gränzen der Bescheidenheit weniger überschritten, als in demjenigen, das er vor einiger Zeit unter dem Titel Meretriciad herausgegeben, welches wir auch um deswillen bey seiner Erscheinung nicht anzuzeigen für nöthig gefunden: wäre er in der gegenwärtigen weniger persönlich, so

würde

würde er noch mehr Beyfall verdienen: folgende Zeilen haben eine vorzügliche Anmuth.

„Die Schönheit sollte eines geschickten Steuermanns Sorgfalt haben, der sie vor den neidischen Klippen und Sandbänken bewahrte: sie brauchte das Auge eines Argus, der ihre Ladung vor dem Feuer des Seeräubers rettete; sie ist der hesperische Baum — und jedes Thier wird sein Leben wagen, die goldne Frucht zu pflücken: Die Schönheit, ach! hat keinen Freund hienieden, als die Tugend, die jeden Feind überwinden kann: Sie, die Tugend besitzt, ist vollständig bewaffnet, aber Schönheit ohne Tugend ist leicht überwunden. Ein schönes Frauenzimmer, die ihren guten Ruf verloren, ist ein Officier, auf halben Sold in einer Stadt: so lange sie tugendhaft ist, ist sie geehrt und geliebt; im Kriege ist er geehrt und von allen bewundert: ist ihre jungfräuliche Blume einmal zerrissen, so ist ihr Ansehen vorbey, und ihn achtet niemand im Frieden. Dies ist des Soldaten, dies ist der Jungfrau Loos, auf gleiche Weise unbeklagt, auf gleiche Weise vergessen.„

Yarico to Yncle, an Epistle. By the Author of the Elegy written among the Ruins of an Abbey, 4to. Dodsley. Wir haben schon zu seiner Zeit eine französische Heroide dieses Innhalts, obwohl unter andern Namen angezeiget. Die gegenwärtige hat vorzügliche Schönheiten: es herrschet die wahre Sprache der Natur und jede traurige Empfindung des Herzens darinnen. Die Versification ist harmonisch, und der Ausdruck pathetisch. Es wird vorausgesetzt, daß der habsüchtige Ynkle

vor dem Geschrey ihrer Liebe und ihres Elends taub ist, und sie beschließt ihr Schreiben mit folgenden rührenden Zeilen. „Du mütterliche Sonne! wenn ich jemals mich mit frommen Liedern in deinen weltbelebenden Glanz gewagt, oder wenn deine schwächern Strahlen den West erleuchteten, mit dankbarer Stimme dich zur Ruhe gesungen, mit bewundernden Augen deinen glänzenden Sitz betrachtet, oder deinen heiligen Tempel mit nacktem Fuße betreten! Wenn ich mich deinen prächtigen Altären näherte, und dein geweihter Priester ein Lamm, dein Opfergelübde erwürgte: Vergieb! daß ich deines Namens uneingedenk einer unheiligen Flamme selbst für deinen Feind nachzuhängen wagte: selbst einem Christen meine Liebe verschwendete, und die schwarzen Kinder deines Strahls verachtete. Dieser Dolch durch meine kühne Hand eingedrückt, soll die rothen Tropfen trinken, die meine Brust erwärmen, und nicht ich allein, nein, auch mein Kind soll durch diese unsterbliche That von den Fesseln der Sklaverey befreyt werden. Du aber, dessen Ohr gegen des Mitleids Stimme taub ist, sieh endlich dein bestimmtes Opfer fallen; siehe deine vormals geliebte Nubierinn vom Blute besprützt, unbeweint auf den rothen Boden gestreckt: diese Schläfe von den Schatten des Todes umwölkt, diese Lippen, die kaum noch den zögernden Odem einziehen, diese Augen (ehe sie noch durch den Tod geschlossen werden) empor gehoben, um noch einen schwachen Funken von dir sterbend zu fahen, Ach! dann höre auf, deine Yariko zu fürchten, meine stammelnden Seufzer sollen dir nicht länger Vor-

würfe

ürse machen, von den obern Mächten eine gerechte
ache fodern, oder noch beleidigender für dich, deine
ebe anflehen.„

A Poem to the Memory of the celebra-
d Mrs. Cibber, 4to. Dodsley. Mistriß Cib-
r war eine der ersten und besten Schauspielerinnen
London. Die tragische Muse weint in diesem Ge-
chte über dem Grabe derselben, und ihre Klagen
d des Gegenstandes würdig. Die Versification
durchgehends leicht, natürlich und harmonisch.

The Life of Mr. James Quin, Come-
an. With the History of the Stage from
s commencing Actor to his retreat to Bath.
ustrated with many curious and interesting
necdotes of several Persons of Distinction,
terature and Gallantry, 12mo. Bladon. Ja-
es Qvin ist eine Zeit lang eine Zierde der engli-
en Schaubühne gewesen. So wenig desjenigen
denken erhalten zu werden verdienet, who frets
d struts his hour upon the stage: so sehr ist
der Mann von Genie werth, der jede zärtliche und
oße Leidenschaft nach dem Leben auszudrücken weiß;
in er muß eine sehr fühlbare Seele, einen sehr fei-
n Verstand und ausgebildete Sitten haben. Ge-
nwärtige Lebensbeschreibung dieses großen Akteurs,
im vorigen Jahre gestorben, ist mit vielen neuen
d unterhaltenden Anekdoten untermengt, die die
schichte des englischen Theaters und die dramati-
e Kunst, nebst den verschiednen Veränderungen
reffen, die während der Vorstellungen des J.
in daselbst vorgegangen sind. Dieser Quin war
zugleich

zugleich ein sehr witziger Kopf, von dessen bons mots man auch itzt eine ganze Sammlung unter dem Titel herausgegeben Quin's Jests; or the Facetious Man's Pocket Companion, 12mo. bey obgedachten Verleger.

The Clandestine Marriage, a Comedy. As it is acted at the Theatre-Royal in Drury-Lane. By *George Colmann* and *David Garrick*, 8vo. Baldwin. Wenn in dieser Comödie nicht so viel Humor, als in andern ist: so hat sie hingegen an guten und nach dem Leben gezeichneten Charakteren, vor vielen andern einen Vorzug. Der Plan ist simpel und nicht wie bey englischen Comödien gewöhnlich, mit Episoden überladen, der Dialog leicht und natürlich, und bey einer, ein wenig ausgearbeitetern Entwicklung würde sie die meisten Lustspiele übertreffen, die seit einigen Jahren daselbst auf die Bühne gebracht worden.

Poems, chiefly Pastoral, by J. Cunningham, 8vo. Dodsley. Diese Sammlung besteht aus Schäfergedichten, Oden, Prologen, Epilogen und andern kurzen Gedichten, die sehr fließend, leicht und angenehm sind. Ihr größtes Verdienst besteht in den malerischen Beschreibungen, und bisweilen sehr glücklich gewählten Bildern. Von dieser Art ist folgendes vorzüglich schön, wo er den aufgehenden Mond beschreibt: „Der Mond, vor dem der West hergeht, der den Wolken sich zu entfernen gebeut, erscheint zwischen den büschichten Bäumen, wie des Phönix Nest im Feuer.„

Miscel-

Miscellanies in Prose and Verse. By Anna Williams, 4to. Davis. Richtigkeit, ichtigkeit und Lebhaftigkeit herrschen sowohl in den rosaischen als poetischen Aufsätzen dieses Frauenimmers. Wir wollen als eine Probe, die drey Warnungen, eine Erzählung in Versen, die vortefflich ist, hersetzen:

„Der Baum der am tiefsten Wurzel schlägt, läßt ch immer am schwersten aus der Erde reissen: die ten Weisen sagten daher, die Liebe zum Leben üchse so sehr mit den Jahren, daß sie in unsern ʒten Auftritten am meisten sich äußerte, wenn die Mühseligkeiten am beschwerlichsten, und die Krankit am heftigsten würden. Um diese große Neing glaublich zu machen, die alle einräumen, doch enig bemerken, so höre man, wenn alte Sagen kein Eindruck machen, ein neues Mährchen.„

„Als das Spiel umher gieng und sich alles auf achbar Dobsons Hochzeit lustig machte, rufte der d den muntern Kerl mit sich in die nächste Stube, d sagte mit sehr ernsthafter Mine: Du mußt ne süße Braut verlassen und mit mir kommen — it dir und mein Sußchen verlassen! mit dir! rie der unglückliche Bräutigam, da ich noch so g bin; dies ist erstaunlich hart! überdies bin ich h gar nicht vorbereitet: dies ist meine Hochzeitht, du kannst leicht denken, daß meine Gedanken etwas ganz anders gehen. — Ich weiß nicht, s er noch mehr anführte, doch seine Ursache war edies schon triftig genug. Der Tod schonte also h den armen Schelm, und ließ ihn noch ein wenig

länger leben. Doch sagte er mit einem ernsthaften Gesichte, indem er sein Stundenglas schüttelte: Nachbar, leb wohl, der Tod soll nicht weiter deine Freude stören, und damit ich allen Vorwurf der Grausamkeit entgehe, so will ich dir Zeit zur Vorbereitung lassen, und damit du dich zu deinem zukünftigen Zustande geschickt machest, sollst du drey verschiedne Warnungen haben, ehe du zum Grabe aufgefodert wirst. Für diesmal will ich meinen Raub fahren lassen, und dir einen gütigen Aufschub gewähren. Doch wenn ich wieder rufe, so wirst du die Welt zufrieden verlassen. — Beyde willigten in diese Bedingung und schieden vergnügt von einander.„

„Was unsern Helden zunächst befiel, wie lang er lebte, wie weise, wie wohl, wie schnell er seinen Lauf verfolgte, sein Pfeifchen rauchte und sein Pferd prügelte, soll die willige Muse erzählen: Er handelt, er kaufte und verkaufte, und merkte nicht daß er alt wurde, noch daß der Tod ihm näher kam. Da seine Freunde nicht falsch, seine Frau nicht zänkisch, sein Gewinnst mancherley, und seine Kinder wenig waren, so giengen seine Stunden in Frieden vorüber. Indem er aber seinen Reichthum sich mehren sah, und also auf der bestaubten Straße des Lebens seinen Gang vergnügt fortlief, brachte die alte Zeit, deren Eil keines Sterblichen schonet, ungerufen, unbemerkt und unvermuthet sein achtzigstes Jahr herbey.„

„Und nun, da er in einer Nacht nachdenkend da saß, stand der unwillkommne Bote des Todes noch einmal vor ihm. Halb todt vor Unwillen und Bestür-

ürzung schrie der alte Dobsen: So bald wieder
a? — So bald wieder, heißt du dies! erwiederte
er Tod: gewiß, mein Freund, das sagst du im
Spas, es ist wenigstens sechs und dreyßig Jahr und
zt bist du achtzig.

„Um desto schlimmer, antwortete der Bauer:
nes alten Mannes zu schonen, das wäre liebreich.
Inzwischen ist dein Gesuch auch legal? und deine
Gewalt, hast du die vom Könige? wenn du nicht
enigstens des Staatssekretärs Vollmacht mit-
ingst, so kömmst du blind an. Ueberdies hast du
ir drey Warnungen versprochen; Tag und Nacht
abe ich mich darnach umgesehen, und für diesen
Verlust der Zeit und der Ruhe könnte ich wohl einigen
rsatz fordern.

„Ich weiß das alles wohl, schrie der Tod, ich
n selten ein willkommner Gast; aber mache we-
gstens keine Ausflüchte, guter Freund. Ich habe
cht geglaubt, daß du noch vermögend seyn würdest,
n deine Hütte und Stall umher zu kröpeln. Du
ist deine Jahre hoch genug gebracht, und ich
ünsche dir Glück, daß du immer noch bey so guten
räften gewesen bist. — Halt, sagte der Land-
ann, nicht so geschwind: ich bin die letzten 4 Jahre
hm gewesen. — Das wundert mich eben nicht,
rsetzte der Tod, du hast übrigens dein Gesicht, und
nn man seine Freunde und was man liebt, noch
ht, so kann man schon zufrieden seyn, wenn auch
m und Bein nicht mehr fort wollen. — Das
nn seyn, sagte Dobsen, doch letztens habe ich auch
in Gesicht verloren. — Das ist schlimm genug,

erwiederte der Tod: doch ich stehe dir dafür, daß dir jedes die Langeweile durch neue Zeitungen zu verkürzen suchen wird. — Ach kein Mensch, und wenn es wäre, so bin ich so taub, daß ich nicht mehr hören kann. — So? sagte das ernsthafte Gespenst: was hast du mir denn also vorzuwerfen? Da du lahm, taub und blind bist, so hast du ja drey zureichende Warnungen gehabt. Komm also, wir wollen uns nicht wieder trennen — Hier berührte er ihn mit seinem Pfeile: der alte Dobsen erblaßte und endigte sein Leben — so, wie sich mein Mährchen endiget."

Register.

A.

Arie

Chara-

D.

F.

G.

 türe

Kupfer=

Q.

 to

Wille,

Druckfehler im I B. der N. Bibl.

S. 356. Z. Pichard, lies Bichard.
S. 357. Z. 6. einen Bauern l. eine Bauerngesellschaft.
In der Anmerk. Z. 2. auf nur mehr erzählten Blatt l. auf der nunmehr vergoldeten Kupferplatte.

Druckfehler im 1 St. des II B. der N. Bibl.

S. 71. Z. 20. um den Vorzug war l. wär.
S. 114. Z. 8. dominantus l. dominantur.
S. 146. Z. 16. van de Werf l. van der Werf.
S. 155. Z. 23. Joseph Casanova l. Johann C.
S. 156. Z. 2. angedruckten l. angedeuteten.
S. 160. Z. 1. ist und wegzulassen.
S. 161. Z. 1. Tuschen l. Täuschen.

